

Die

Sagen des Elsasses.



Die

Sagen des Elsasses,

nach der

Volksüberlieferung und den Chroniken

neu gesammelt und dargestellt

von

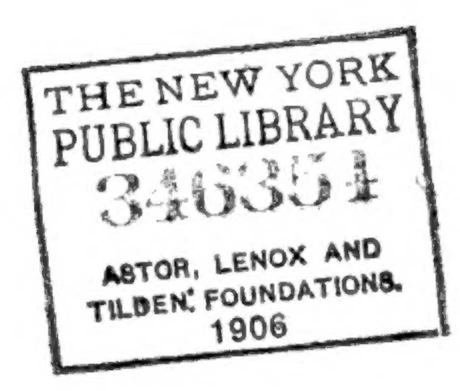
August Stöber.

Mit einer Sagenkarte.

St. Gallen.

Druck und Verlag von Scheitlin & Zollikofer.

1851.



I.

Sundgau und Ober-Elsaß.

Jura.

I.

Die Schlange im Jura.

Mém. des Antiquités, VI, p. 217.

Im Jura oder Jurtengebirge, von welchem eine Zweigkette, südlich den Sundgau von der Schweiz trennend, bei Mülhausen in Hügeln sich abdacht und sodann in der Ebene verliert, liegt eine große geflügelte Schlange, ein Drache, mit diamantenen Augen.

Die geflügelten Schlangen oder Drachen spielen im heidnischen Alterthume, so wie in den Dichtungen des Mittelalters, eine große Rolle. Es sind verzauberte Ungeheuer, gegen welche die Helden Abenteuer bestehen (Perseus, Siegfried); sie liegen auf Schätzen, welche dem Sieger zu Theil werden. „Ihrem Potrimpos unterhielten die alten Preußen eine große Schlange und die Priester hüteten sie sorgsam; sie lag unter Getreideähren und wurde mit Milch genährt [1]." — Bei den Alten galten sie als heilbringende Thiere, und auch im Mittelalter finden wir sie oft an Brunnen liegend und dieselben beschützend. In unsern Bergen erzählt das Volk noch immer von Schätze hütenden Drachen; im Dorfe Riedheim, bei Buchsweiler, trägt ein fliegender Drache Getraide und andere Früchte von einem Speicher zum andern. In der benachbarten Freigrafschaft, Franche-Comté, haust die vouivre, ein Drache, mit einem einzigen, aus einem Karfunkel (escarboucle) gebildeten Auge; sie legt dasselbe manchmal ab, und wer es dann erhaschen kann, ehe es die vouivre bemerkt, dem len große Reichthümer zu. Meistens aber finden die Unterneh-

---

[1]) G. Grimm, Deutsche Myth 2. Aufl., Göttingen 1844, S. 651.

mer des kecken Versuchs einen elenden Tod. E. *Duvernoy*, Ephémérides du Comté de Montbéliard und *X. Marmier*, Souvenirs de voyage, Paris 1845, S. 73 u. ff.

2.

Die Zwerge in der Wolfshöhle.

Mündlich.

In der Wolfshöhle, welche etwa eine halbe Stunde südwärts von Pfirt, zwischen den Felswänden der Heidenflüe, weit in den Berg hineinläuft, hauste, vor vielen hundert Jahren, ein Völklein von Zwergen, das seine Wohnsitze in den unzähligen Felskämmerlein aufgeschlagen hatte. Sie lebten daselbst, je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, in schönster Eintracht beisammen. All ihr Hausgeräthe, besonders aber ihre niedlichen Feld- und Gartenwerkzeuge, waren aus blankem Silber gearbeitet.

Die Zwerge genossen, schon seit undenklichen Zeiten, einer ewigen Jugend. Alle welche sie zu sehen bekamen, rühmten ihre zierliche Gestalt und besonders den eigenthümlichen Schein ihrer Augen, die wie Sterne glitzerten. Sie waren alle kinderlos, und liebten es, zuweilen aus ihrer Abgeschiedenheit herauszutreten und mit den Menschen der Umgegend zu verkehren, deren Sprache ihre feinen, wohlthuenden Stimmlein nachahmten.

Zur Zeit der Heu- und Getreideärnte kamen sie gewöhnlich, in buntem Gewimmel, aus ihren Berghöhlen hervor, mit ihrem Feldgeschirre versehen, und stellten sich mit den Schnittern in Reih' und Glied, und die Mahden fielen reichlich unter ihren Streichen. Beinahe jede Haushaltung in den nahe gelegenen Dorfschaften hatte ihr Zwergenpärchen, das an ihren frohen und traurigen Begegnissen Antheil nahm; und es war allemal ein Jubel im Hause, wenn sie über die Schwelle traten, und dann beim Abschiede reiche Gaben für Alt und Jung zurückließen.

Die Leute zeigten sich auch dankbar gegen ihre kleinen Wohlthäter. Sie wiesen ihnen bei Kilben und Hochzeitsschmäusen die ersten Plätze an und stellten ihnen die besten Bissen, den süßesten Most auf, den sie im Vorrath hatten. Aber Eines wollte ihnen niemals an den Zwerglein gefallen; daß sie nämlich so lange

Röcke trugen, die bis zum Boden reichten, so daß sie ihnen immer die Füße bedeckten.

Die Neugierde zu wissen, wie diese beschaffen seien, konnten am Ende einige Mädchen nicht länger bezwingen. Sie gingen eines Tages vor Sonnenaufgang zur Wolfshöhle hinauf und bestreuten die breite Felsenplatte, die sich am Eingange derselben hinzog, jetzt aber schon lange in Steingeröll verwandelt ist, mit feinem Sande. Sie dachten, wenn die Zwerge ihren Morgenspaziergang in den Wald machten, so müßten ihre Füße schon Spuren in dem Sande zurücklassen, und sie kämen damit doch einmal in's Klare. Sie versteckten sich also in's Gebüsche, um zu lauschen.

Sobald die Sonne ihre ersten warmen Strahlen an das Felsenthor der Höhle warf, kamen Bergmännlein und Bergweiblein, zwei und zwei, hervorgehüpft und wandelten wie gewöhnlich über die Felsplatte dem Walde zu.

Da sahen nun die Mädchen, daß sie Stapfen von Geisenfüßen im Sande zurückließen. Darüber mußten sie so heftig lachen, daß es die Zwerge hörten, sich umwandten und, den Betrug gewahrend, mit traurigen Mienen in die Höhle zurückkehrten. Seit jenem Tag kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

Sowie die Riesen, welche ebenfalls im Elsasse gehaust haben, und von welchen die Sage noch allenthalben zu erzählen weiß, weit über die Größe des menschlichen Körpers hinausragten, so blieben die Zwerge weit unter derselben zurück. Es gab deren gute, lichte, schön gebildete, und böse, schwarze, häßlich geformte. Unser Heimatland kennt nur die erstern.

Gemeinschaftliche Grundzüge in den meisten süddeutschen Zwergensagen sind: die Anhänglichkeit und Wohlthätigkeit, welche sie den Menschen beweisen, indem sie mit ihnen in Verkehr treten, um ihnen an der Arbeit zu helfen, oder ihre Freude zu theilen und durch Geschenke zu erhöhen, sich aber, bei vorlautem Wesen und undankbarem Sinne, sogleich zurückziehen. Wenn ihr Angesicht und übriger Körperbau immer als höchst lieblich beschrieben werden, so sind ihre Füße stets unförmig und gleichen bald denen der Ziegen, bald denen der Gänse und Enten; sie selbst scheinen sich

derselben zu schämen und sie unter ihren langen Röcken verbergen zu wollen.

Vergl. J. Grimm, deutsche Myth., S. 415 u. ff. — F. Nork, Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen, Stuttg. 1848, S. 159, 168, 206 u. ff.

Eine nähere Schilderung der reizenden Umgegend der Wolfshöhle findet der Leser in den Elsäß. Neujahrsblättern für 1844, S. 74 u. ff.

3.

Der Geist in der Flasche.

Mündlich.

Dem Meier auf dem Pfirter Schloßberge wollte vor einigen Jahren das Vieh nicht mehr gedeihen. Die Pferde rissen sich von der Kette los und tollten jede Nacht im Stalle herum; die Kühe standen trocken. Nach langen kostspieligen Versuchen brachte der Hirte des Städtleins heraus, daß ein Geist im Stalle hause, und, zur Abbüßung seiner Sünden, hier wandeln müsse. Er beschwor ihn und bannte ihn in eine Flasche, welche versiegelt und an einem entfernten Orte vergraben wurde. Auch schlug er ein Stück geweihtes Blei an die Stallthüre, und seitdem ist Ruhe; die Pferde werden stark und rüstig; die Kühe kälbern und geben Milch zum Verwundern.

Das Bannen der Geister durch den Hirten oder den Meister (Schinder), früher oft durch Kapuziner, welche dieselben in Flaschen, Töpfe, Tröge, eiserne Kisten oder auch unter Steinhaufen verwiesen, kömmt im Volksglauben häufig vor. Das „Veruntreuen" des Viehes in der benachbarten Freien Grafschaft, Franche-Comté, genaucherie genannt, wird jedoch meistens den Hexen aufgebürdet.

4.

Die Hexe von Kästlach.

Mündlich.

In Kästlach, einem Dörfchen, nordwestlich von Alt-Pfirt gelegen, war eine alte Hexe, die hatte eine wunderschöne Jungfer im Dienste, die sie sehr hart hielt; so daß dieselbe ihr schon mehr als einmal aufgekündigt hatte; allein die böse Frau wußte sie durch Schmeicheleien und Versprechungen immer wieder bei sich zu behalten.

Das arme Mädchen mußte nach verrichteter Hausarbeit jede Nacht spinnen, stricken und flicken und durfte sich selten vor Mitternacht zur Ruhe legen; wiewohl es des andern Morgens, sobald es hellte, wieder heraus mußte. Es war daher nicht wenig verwundert, als es die Meisterin eines Abends sogleich nach dem Essen zu Bett schickte.

Es gehorchte zwar freudig; aber es war ihm die ganze Zeit über so seltsam und unheimlich zu Muthe, daß es nicht einschlafen konnte. Nun glaubte es einmal in der Wohnstube, seinem Kämmerlein gegenüber, Lärm zu hören und da es sich aufgerichtet und eine Weile gelauscht hatte, vernahm es deutlich Spinnrädergeschnurre. „Die Meisterin hat Leute zu Kelten [1]“, dachte es, „ich bin ihr gut genug zum Schaffen, aber wenn's einmal eine Herrlichkeit im Hause gibt, so schickt sie mich zu Bett.“ Es horchte noch einige Augenblicke; dann trieb es die Neugierde auf, und als es durch das Schlüsselloch in die Wohnstube guckte, sah es, wie lauter Strohbosen [2], mit Menschenköpfen, im Kreise herum saßen, die einander zunickten und so hastig spannen, daß es ein grausiges Geschnurre absetzte. Das Mädchen stieß einen Schrei aus und lief eiligst in's Bett zurück, wo es die ganze Nacht hindurch in den Hitzen lag.

Des andern Tags erklärte es der Frau, daß es nicht länger

---

[1]) Kelte, Abendbesuch: — im Unter-Elsaß zu Licht sein, Kunkelstube, Maïstube (Mägdestube); verwandt mit dem schweizerischen Kiltgang, jedoch ohne den Nebenbegriff desselben.

[2]) Strohbosen, Strohbund; eigentlich eine zum Ausdreschen zusammengebundene Fruchtgarbe; vom Mittelhochdeutschen bozen, schlagen. Dieselbe Wurzel findet sich auch in Amboos, Aneboz, das, worauf geschlagen wird.

bei ihr bleiben könne; sie solle ihm den Lohn geben und es verabschieden. Diese sprach ihm wieder zu, schmeichelte ihm und drohte ihm zuletzt auch. Allein dießmal blieb es fest auf seinem Entschlusse und packte sein Plunder [1]. Beim Fortgehen faßte es aber die Frau am Arme und sagte zu ihm: „Hörst, wenn du einem Menschen etwas von dem sagst, was du gestern Nacht gesehen hast, so thue ich Dir etwas an; du magst sein, wo du willst.“

Das Mädchen versprach reinen Mund zu halten und blieb dem Versprechen auch zwei Jahre lang treu. Da dachte es nun, die Meisterin wird nicht mehr an die Sache denken, es auch nicht erfahren, wenn es dem lange verschlossenen Geheimnisse, das es so gewaltig drückte, Luft machte; und es vertraute den nächtlichen Herenspuk einigen seiner Kameraden [2] an. Allein als es am folgenden Morgen aufstehen wollte, hatte es geschwollene Füße und konnte auch sonst kein Glied rühren.

Einige Wochen später geschah es, daß ein Kästlacher Bursche aus der Fremde heimkehrte. Er hatte sich verspätigt und nahm den nächsten Weg über den Herenplan, einen Haideplatz, rings von Wald umgeben, in dessen Mitte der Herenbaum stand. Als er nun Schritte und Stimmen aus dem Walde kommen hörte, fürchtete er sich und kletterte in seiner Verwirrung auf den Baum, so hoch er konnte, und versteckte sich im Laub.

Siehe da kamen eine Menge junger und alter Weiber aus seinem Dorfe und der Nachbarschaft herbeigesprungen, und die böse Frau, welche das schöne Mädchen verhert hatte, war auch darunter. Sie tanzten einige Mal um den Baum und lagerten sich sodann im Kreise herum, und jede mußte erzählen, was sie seit der letzten Zusammenkunft Böses an Menschen und Vieh verübt hatte.

Die Here erzählte nun auch, was sie ihrem ehemaligen Dienstmädchen angethan, weil es jenen nächtlichen Spuk ausgeschwatzt hatte, und ihre Mitschwestern lobten sie alle ob des saubern Streiches. Eine aber sagte: „Wenn das Maidle wüßte, daß es wieder gesund würde, wenn es seine Füße in der Milch der

---

[1] Plunder, Wäsche und Kleidungsstücke.

[2] Kameraden heißen in der Volkssprache sowohl Freundinnen, Gespielinnen, als Freunde.

drei ältesten schwarzen Kühe des Dorfes badete, so brauchte es sich nicht weiter zu grämen. Es geschieht ihm aber recht, warum hat es geschwatzt!"

Als der Tag zu bleichen begann, fuhren die Hexen auseinander, wie der Wind.

Der Bursche, dem es bei diesem unheimlichen Treiben nicht wohl zu Muthe gewesen war, der auch in steter Angst geschwebt hatte, entdeckt zu werden, stieg nun von seinem Baume herunter. Er kannte das schöne Mädchen wohl, von welchem die Hexen sich unterhalten, und hatte es schon als Knabe lieb gehabt.

Er eilte dem Dorfe zu, und sobald es ihm schickliche Zeit schien, ging er zu des Mädchens Eltern und gab ihnen das Heilmittel an. Es half auf der Stelle und die Kranke wurde wieder so frisch und gesund, wie vorher.

Als nun die Eltern den Burschen fragten, was sie ihm zu seinem Lohne geben sollten, so antwortete er: „Es wäre mir halt nichts lieber, als eure Tochter selbst." Diese hatte Wohlgefallen an ihrem ehemaligen Gespielen, der jetzt ihr Retter geworden war, und willigte mit Freuden ein, und die Hochzeit wurde bald darauf gefeiert.

An Hexensagen ist das Elsaß leider sehr reich. Ich habe hier von vielen nur solche aufgenommen, welche eigenthümliche Züge darbieten. Gegenwärtige, einer Näherin aus Ziemersheim getreulich nacherzählt, ist eine der umständlichsten.

Mythologische Nachweisungen über das Hexenwesen überhaupt findet man in J. Grimm's Myth., S. 992 u. ff. J. Ennemoser, Geschichte der Magie, Leipzig 1844, S. 752 u. ff. Eine Geschichte der Hexenprozesse gab W. G. Soldan, Stuttg. und Tüb. 1843. Das Hexenwesen im Elsaß, in alter und neuer Zeit, soll an einem andern Orte weitläufiger besprochen werden.

5.

Der Jüngling von Hüningen.

S. A. Lamey, Chronik der Elsässer, Straßb. 1845. S. 86.

Ein grimmiger Wolf setzte Hüningen und die Umgegend in großen Schrecken. Er würgte Schaf' und Hirten; auch hatte er schon mehrere Kinder zerrissen, die im Walde Reisig gesucht, und noch war es keinem Jäger gelungen, ihn zu tödten. Da faßte ein heldenmüthiger Jüngling den Entschluß, das Unthier aufzusuchen und den Kampf mit ihm zu bestehen.

Frühmorgens, nur mit einem tüchtigen Knittel bewehrt, verließ er die Stadt und kam bald auf die Spur des Wolfes. Dieser stürzte auf ihn zu; allein der kühne Knabe gab ihm einen derben Schlag auf den Kopf und faßte ihn, trotz seiner wüthenden Bisse, an der Kehle, und schleppte ihn bis an das Stadtthor.

Hier rief er der Schildwache auf dem Walle zu, sie solle auf den Wolf anlegen. Sie that es; der Wolf fiel, ohne daß die Kugel den Jüngling verletzte. Allein am Arme hatte ihm das tolle Thier eine tiefe Wunde beigebracht. Der Gedanke, daß er nun selbst toll würde, brachte ihn außer sich, und nochmals rief er dem Soldaten zu: „Kamerad, ziele nun auch auf mich! Ich habe das Meinige gethan und will lieber sterben, als meinen Mitbürgern zum Schreckniß leben!"

Die Volksmenge, welche sich unterdessen um ihn her gedrängt hatte, bat ihn umsonst, von seinem Vorhaben abzustehen. Man wich endlich zurück. Die Schildwache zielte, und unter dem lauten Schmerzgeschrei der Zuschauer brach das jugendliche Heldenherz.

6.

Die Reliquien des heil. Petrus Martyr.

Aus der Gebweiler Dominikaner-Chronik, herausgegeben von X. Mossmann, Kolmar 1844, S. 375.

„Weilen wür eben heitiges Tags wegen des Fest des heiligen Petri Martyris undt öffters ein Quästion moviert haben, ob das Gebein, so in einem gläsernen Kästlin auff einem Kiss ligendt,

verwahret, seye von dem heiligen Petro Martyre? als kan aus disem klarlich die Wahrheit probiert werden. Als auff ein Zeit Administrator R. P. Pius Binninger Prior, den bösen Feind aus einer besessenen Person, welche war des Herren Offizialis zu Altkhürch sein Jungfrauw Bas, ausgetrieben, hat er undter anderen Ceremonien das heilige Gebein auf der Besessenen Haupt gelegt; so bald dises geschechen, hat der leidige Gast angefangen zu wiethen undt zu schreyen: Du weisser Mönch von Meylandt, wie blagest du mich! — Aus welchen Worthen dan abzunemmen, das dises Heiligthumb wahrhafftig seye des heiligen Petri Martyris."

Die Stadt Altkirch verdankt ihren Namen einer dem heil. Christoph geweihten Kirche, die in einem lieblichen Thälchen, zehn Minuten vom Orte selbst, bei der später daselbst errichteten Priorei des heil. Morandus, stand. Ihr hohes Alter, welches bis auf die ersten Zeiten der Einführung des Christenthums im Sundgau reichen soll, erwarb ihr den Namen Altinkilcha oder Altikilche.

7.

Die weiße Frau auf dem Köpfle.

Mündlich.

Zwischen Didenheim und Zillisheim liegt ein zu letzterer Ortschaft gehöriger Hügel, das Köpfle genannt. Von demselben sieht man oft zur Mittagsstunde eine weiße Frau mit einem Schlüsselbunde herabkommen. Sie erscheint lächelnd, und läßt sich unweit der Bißmühle am Ufer der Ill nieder, wo sie sich Gesicht und Haare wascht; jedoch kehrt sie bald wieder zurück und man hört sie sodann heftig weinen, bis sie auf dem Hügel verschwunden ist.

Auf diesem Hügel sieht man zuweilen Nachts große blaue Flammen hin- und herschweben, und spricht im Dorfe allgemein von reichen Schätzen, welche da vergraben seien und von der weißen Frau gehütet werden. Schon oft, aber immer vergebens, wurde nach denselben gesucht. Im Winter 1849 ging wieder einmal ein

Bauer aus dem Dorfe in dieser Absicht hinauf und sagte das sogenannte Christophelsgebet her. Da hatte er eine schreckliche Erscheinung, die er gar nicht mit Worten beschreiben konnte. Er kam außer sich nach Hause gelaufen und war lange Zeit vom Schrecken krank.

An der Stelle, auf der sich jetzt die Bißmühle befindet, stand ein Schloß, welches die Mülhauser im Jahr 1452, während der Streitigkeiten mit Konrad Kieffer von Bondorff, in Brand steckten. In Zillisheim selbst baute später Hans Adam von Pfirt ein anderes Schloß, welches eben so viele Fenster hatte, als Tage im Jahr sind. Es ist gänzlich verschwunden; jedoch heißt der Platz, längs dem Kanal, wo es einst gestanden, noch jetzt der Schloßgarten.

Die Sagen von weißen Frauen und Jungfrauen, deren das Elsaß mehrere kennt, wurzeln ganz im germanischen Mythus; celtischen Ursprungs mögen nur die weißen Jungfrauen auf dem Berge Feengarten, im Breuschthale, sein, wovon später die Rede sein wird. Sie sind in allen Gauen Deutschlands bekannt und treffen in den Hauptzügen vollkommen zusammen. Wie auch bei uns, erscheinen sie meistens zur Zeit des Tages (die Plixburger Dame macht hier manchmal eine Ausnahme); sie tragen einen Schlüsselbund im Gürtel; sie kommen lächelnd aus ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte hervor, waschen sich Gesicht und Haare an Quellen und Bächen, und kehren weinend zurück; sie tragen Geschmeide an sich und hüten Schätze. Grimm charakterisirt sie folgender Weise: „Es sind göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden; am liebsten bei warmer Sonne erscheinen sie armen Schäfern und Hirtenjungen. Unsere Volkssage ist allenthalben voll anmuthiger Erzählungen davon, die sich wesentlich gleichen und die festeste Wurzel verrathen (Myth. S. 914)." Eine andere Stelle lautet: „Elbinnen und Schwanjungfrauen erscheinen in weißem, leuchtendem Gewande; unter den Göttinnen dürften besonders drei genannt werden, aus denen sich die weiße Frau und zuletzt die Nonne niederschlagen konnte: Holda[1]), die sich gerade so in der Mit-

---

[1]) Holda, von hold, eine freundliche, milde, gnädige Göttin und Frau;

tagsonne kämmt und badet; Berhta[2]), die schon im Namen Weiße, die spinnt und webt; Ostara[3]), der das Volk Maiblumen opferte (Myth. S. 919)."

Ich kann mir's nicht versagen, hier vergleichungsweise eine badische Sage einzuschalten, da dieselbe beinahe alle Merkmale der weißen Frau, welche in andern nur einzeln erscheinen, in sich vereinigt und also für dieselbe höchst bezeichnend ist: „Im Schloßgewölbe bei Wolfartsweiler (unweit Durlach) liegt ein Schatz verborgen, dessenwegen alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen blühen, eine weiße Jungfrau erscheint; ihr schwarzes Haar ist in lange Zöpfe geflochten, um das weiße Gewand trägt sie einen goldnen Gürtel, an der Seite oder in der einen Hand ein Gebund Schlüssel, in der andern einen Strauß Maiblumen. Am liebsten zeigt sie sich unschuldigen Kindern, deren einem sie einst am Graben unten winkte, zu ihr hinüber zu kommen; das Kind lief erschrocken heim und erzählte. Als es mit dem Vater wieder an die Stelle ging, war die Jungfrau nicht mehr da. Eines Mittags sahen auch zwei Mädchen des Gänshirten die weiße Jungfrau herunter an den Bach kommen, sich kämmen, die Zöpfe machen, Hände und Gesicht waschen und wieder auf den Schloßberg gehen. Das Nämliche geschah am folgenden Mittag, und obgleich man ihnen zu Hause scharf eingeprägt hatte, die Jungfrau anzureden, unterließen sie es aus Zaghaftigkeit dennoch. Am dritten Tage erblickten sie die Jungfrau nicht mehr, fanden aber auf einem Stein mitten im Bach eine frischgebratene Leberwurst, die ihnen besser schmeckte, als je eine andere. Zwei Männer aus Grünwettersbach sahen eines Tages die Jungfrau einen Kübel voll Wasser, den sie am Bach gefüllt

---

den fleißigen Spinnerinnen günstig; nimmt sich des Feldbaues und Hauswesens an; sie läßt im Winter schneien und behütet im Sommer Seen und Brunnen. Sie fährt aber auch oft schreckenhaft durch die Luft und gehört später, wie Wodan, dem wüthenden Heere an.

[2]) Berhta, Frau Berhte, die Helle, Glänzende, ist in den oberdeutschen Gauen bekannt, wo Holda's Erscheinen aufhört; sie webt und spinnt; ist auch, von ihrer finstern Seite aufgefaßt, ein Kinderschreck. In ihrem Haare befinden sich die Seelen kleiner Kinder.

[3]) Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, des aufgehenden Lichts; ihr zu Ehren wurden beim Frühlingsbeginne Freudenfeuer angezündet. Ihr Name ging auf Ostern, das Fest der Auferstehung des Erlösers, über.

hatte, den Berg hinauf tragen; am Kübel waren zwei breite Reife von lauterm Golde. Der Weg, welchen die Jungfrau allemal hinunter und hinauf machte, war am Grase deutlich zu erkennen." Mone's Anzeiger, 8ter Jahrgang, S. 304. — Vergleiche ferner: A. Schnezler's Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, II, S. 267, 345, 372, 373. — E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, Halle 1846, I, S. 19. — Nork, Myth. der Volkssagen, S. 522.

8.

Das Weingeigerlein von Brunnstatt.

Mündlich.

Wenn die Reben blühen und ihr süßer Duft Alles ringsumher erquickt, und ein günstiger Herbst kommen soll, so hört man im Brunnstatter Rebhügel das Weingeigerlein (Wigigerle) lustig darauflosfideln, dabei auch Gläserklirren und Tanzen im Innern des Berges. Soll es jedoch ein schlechtes Weinjahr geben, so vernimmt man nur manchmal einzelne klagende Saitenklänge, und in und um den Hügel her scheint Alles öde und traurig.

Den Glauben an Götter, Halbgötter und Heroen hat das Volk offiziell, wenn ich so sagen darf, schon längst aufgegeben; allein noch immer läßt es, als ein altes Stücklein Heidenthum, zwischen der Gottheit und sich eine Menge von Naturgeistern bestehen, welchen es bald segensreiche, bald verderbliche Kräfte und Einwirkungen zuschreibt. Je nach der eigenthümlichen Beschaffenheit eines Landstrichs sind darin bald Berg- und Waldgeister, bald Feld- und Wasserleute, bald alle zumal thätig. Im Elsaß ziehen sich, beinahe ohne Unterbrechung, Rebgelände längs den Jura- und Wasgaugebirgen hin, in welchen vortreffliche Weine gezogen werden; es ist daher nicht auffallend, wenn das Volk am Gedeihen dieses, in manchen Gegenden einzigen Erwerbszweiges, höhere Wesen betheiligte, und dieselben noch jetzt in seiner kindlichen Phantasie, halb im Ernste, halb in scherzhafter Laune, fortleben und fortwirken läßt. Bei diesen Weingeistern, an welche sich im Verlaufe

dieses Buchs noch mehrere der lieblichsten Sagen knüpfen, ist besonders das Vorausverkündigen durch sichtbare oder hörbare Zeichen des Gerathens oder Mißlingens der nächstfolgenden Weinlese eigenthümlich. Es gibt auch Brunnen, welche nur dann fließen, wenn der Herbst günstig sein wird. Aehnliche Sagen gehen auch im Badischen: „Wer am Geisbrunnen (auf dem Schloßberge zu Freiburg, im Breisgau) etwas Rechtes erfahren will, der lasse sich die Mühe nicht reuen, und gehe in der Neujahrs-Mitternacht hin, so wird er ein Männlein dabei finden, das nicht viel Worte macht und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, so hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern, und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer." A. Schnezler, Bad. Sagenb. I, S. 369; vergl. auch II, S. 637; J. Grimm, D. Myth., S. 557; Nork, Myth. der Volkss. S. 506 u. ff.

9.

Das schwarze Thier am Mühlbach.

Mündlich.

Am Mühlbach zu Brunnstatt geht Nachts ein großes, plumpes Ungethüm, das schwarze Thier genannt, welches die Leute so lange verfolgt, bis sie laut zu beten anfangen; das kann es nicht hören; es läßt ab von ihnen und verschwindet.

Eine Frau vergaß sich einst so sehr, daß sie in der Nacht zwischen Allerheiligen und Allerseelen ihr „Plunder" am Mühlbache wusch. Da kam das schwarze Thier wildschnaubend auf sie losgerannt, warf ihr die Wäsche in's Wasser und setzte sich ihr auf die Schultern, und sie mußte es tragen, bis sie vor ihrer Hausthüre bewußtlos niederfiel. Sie starb einige Tage darauf an den Folgen des Schreckens.

Ueber das Wesen der sogenannten Gespensterthiere im Elsaß ist des Verfassers größere Abhandlung in dessen Neujahrs-Stollen für 1850, S. 34 — 68, nachzulesen.

10.

Das Muttergottesbild zu Rixheim.

Aus der Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 291 u. ff.

„Zu Rixen[1]), im Landser Ampt, war ein Johanniter Commendarey, darin war selbiger Zeit ein Obrister von Diesbach, ein Lutherischer Berner, im Quartier; ein anderer Obrister von Lucern, des Geschlechts von Fleckhenstein, kame mit seinem Lutherischen Diener obgemeldten Herrn Obristen heimbzusuechen. Als sie derohalben alle wohl beweint waren, ersache des Obristen von Lucern sein Lutherischer Diener ein Mueter Gottes Vesperbild, welches in dem Haus für ein Stockh undt Fuesschämel ist gehalten worden, über welches diser gottlose Diener erschröcklich Gott lästerte undt die Spöttlichiste Namen der Mueter Gottes gab; endtlichen nahm er das Bild undt wurf es zu dem Fenster hinaus. Ueber ein wenig Zeit rueffte der Herr seinen Diener, solte alles fertig halten, er wolle verreisen. Der Diener nahm den Mantel und die Pistolen, gienge darmit den Schnegen[2]) hinab vor das Haus, undt als er vor das Fenster da er das Mueter Gottes Bild hinausgeworffen, siehe! Da gieng unversechens sein einte Pistolen los undt erschusse sich selbsten, lage todtner unweit von dem Mueter Gottes Bild.

„Die Frauw in dem Haus, welche auch Lutherisch war, hat der Magd befohlen das Bild hinweg zu nemmen undt hinauff auff die Bühne zu tragen, daß es denen Leithen ab dem Gesicht käme.

„Ueber etliche Monath kame die Priorin von der Engelporthen[3]) auff Rixen, wurde von diser Lutherischen Frauwen im Haus gar höfflich empfangen undt tractiert, die dan alles der Mueter Priorin selbsten erzehlete, was sich mit diesem Bild habe zugetragen. Dahero dan die Mueter Priorin bey diser Frauwen anhaltete, sie wolle doch ihre dises Bild lassen zukhummen, wesswegen

---

[1]) Rixen, die abgekürzte und volksthümliche Benennung von Rixheim.

[2]) Schnege, in Luzern noch Schnegge, eine Schnecken- oder Wendeltreppe.

[3]) Engelpforte, porta angelorum, ein Dominikaner-Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen im Jahr 1294 von Sennheim nach Gebweiler übersiedelten; es ist nichts mehr von demselben vorhanden.

sie gantz inständtig darumb batte, die es endtlichen nach langem anhalten, iedoch ungern, erhalten undt das Bild auff Gebweiler in das Closter hatte tragen lassen, so noch verhandten undt von allen so wohl von den Schwesteren als anderen weltlichen in grossen Ehren gehalten wird; steht anietzo auff S. Dominici Altar."

11.

Die Gespensterheere im Nordfeld.

Aus: Joh. Heinr. Petri, Stadtschreiber der Stadt Mülhausen, Geschichten im Anfange des 17ten Jahrhunderts geschrieben, herausg von Pf. Graf, Mülh. 1838, S. 210.

„Den 29. Aprillen, deß 1506 jahrs, hat man im Nortveld, bey dem Jungenberg, einen gewaffneten gezeug, ohne häupter, gantz rot, vnnd auff hochen roßen reitend, vnnd gegen demselben einen anderen weißen heerzeug züechen gesehen, welcher jehnen angegrieffen, geflüchtiget, vnnd biß in die Hart hinein vervolget hat, darinnen sie so hoch geschienen, daß sie oben über die bäum außgangen seind: dieses Gespenst hat sich auff die vier wochen lang, einanderen nach alle zeit, zun mittem tag, mit grossem grausen des ganzen landts, sehen lassen."

Außer einzelnen Helden, welche, wie Barbarossa auf dem Ochsenfelde, bei Sennheim; Ariovist, Hermann, Wittekind und der hörnene Siegfried, im Schloß Geroldseck, — kennen wir im Elsaß noch die ebenfalls auf dem Ochsen- oder Lügenfelde gebannten Schaaren der Söhne Ludwigs des Frommen, von welchen man manchmal einzelne Krieger über die große Haide gehen sieht, und deren Harnisch- und Schwertgerassel man hören will. Ebenso zog 1123 ein großer Zug Bewaffneter, den Grafen Emich von Leiningen an der Spitze, durch die Luft, und wurde an allen Enden des Elsaßes gesehen. Von diesen verschiedenen einzelnen Erscheinungen wird weiter unten die Rede sein.

Die Sagen der letztern Art wurzeln in dem Mythus von Walhalla, woselbst nach ihrem Tode sämmtliche im Krieg gefal-

lene Helden noch jeden Tag mit Odin zu den Thoren hinausziehen, um zu kämpfen. Das wüthende Heer, Wuotans Heer, war ursprünglich eine ähnliche Erscheinung. „Wenn ein Nordlicht flackert, sagen die Letten: gefallener Krieger Seelen schlagen sich.“ — Ferner: „Die Helden waren in langem Kampfe gefallen, da ging Hildur, die Walkyrja, Nachts auf die Wahlstätte, weckte sie wieder auf und ließ sie von Neuem kämpfen, und so sollen sie alle Tage bis zu Weltuntergang am Tag streiten und die Nacht todt liegen.“ — „Auch in Thüringen geht eine Volkssage von einer zwischen Croaten und Schweden gelieferten Schlacht, an deren Jahrstag Abends eilf Uhr alle begrabenen Soldaten erwachen und nun von Neuem zu streiten beginnen, bis die Glocke Eins schlägt, dann versinken sie in den Erdboden und liegen ein Jahr über ganz still und ruhig.“ J. Grimm, d. Myth. S. 892 u. ff. — Bekannt sind die Entrückungen der Kaiser Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, und Karls im Untersberg oder im Desenberge. D. Myth., S. 903 u. ff.

12.

Kreuzregen.

Petri, der Stadt Mülh. Gesch. zum Jahr 1501, und Gebw. Dominikaner-Chronik zum Jahr 1503.

Im Jahr 1501 überzog den Himmel plötzlich eine schwache Wolkendecke und es fielen daraus, in Mülhausen und an andern Orten, Kreuze herab von mancherlei Farben. Wen dieselben trafen, der wurde von Siechthum befallen und es erfolgte ein großes Sterben darauf.

(Im Jahr 1503) „fiehlen auch vill Creützzeichen auff die Menschen undt geschachen im gantzen Landt grosse Wundterzeichen. Ein gar langer undt Scharpffer Winter ware es, deme dan nachfolgte ein solcher hitziger Summer, das auß Mangel des Regens undt wegen der graussamen Hitz alle gewär, so wohl Beüm, Räben, als auch die liebe Frucht undt das Grass verdorrete undt verbrandte; daher enstundte ein grosser Mangel und Theüwrung; auch litte man einen grossen Schaden an dem Vieh, absonderlichen an den Schwei-

nen, deren hin undt wider gar vill crepirten, undt dardurch die Leith in Armueth geratheten."

Ungewöhnliche Erscheinungen und Zeichen in der Luft und am Himmel wurden von dem Volke von jeher als Vorbedeutungen von Krieg, Krankheiten, Sterben und andern Unglücksfällen betrachtet. Das Mittelalter weiß viel von allerlei Regen zu melden, und in Süddeutschland namentlich von Kreuzregen. Schon vom Jahr 786 meldet der Straßburger Reim-Chronist Kleinlawel:

Und als hernach die Jahrzahl war,
Siben hundert achtzig sechs Jahr,
Begaben sich seltzam geschichta,
In die man sich gar nicht kont richta,
Dann Creutz fielen, wie Oel vnd Blut
In d'Kleyder, wie sauber vnd gut
Man dieselben in Trög packt ein,
Halff alles nichts, kamen doch drein.

In demselben Jahr, 1503, in welchem es im Sundgau und Elsaß Kreuze geregnet, bemerkte man ein Gleiches im Schwabenlande. Schwelin sagt in seiner würtembergischen Chronik, ganz mit unserm Gebweiler Dominikaner übereinstimmend: „Es seyn Anno 1503 in Württemberg mancherlei roth- und eiterfarbe Kreuzlein den Weibern auf die Schleier, und sonsten den Leuten auf die Kleider, darzu auch schwarze brennheiße Tropfen gefallen, welche einen pestilentzischen Sterbend mitgebracht, dann wo ein solcher heißer Tropfen einem auf die bloße Haut gefallen, ist er alsbald gestorben, welchen sie aber auf die Kleider fielen, seynd mehrertheil draufgangen und wenig doch schwerlich beim Leben erhalten worden."

13.

Himmelschweis.

S. Gebw. Deminik. Chron. S. 247.

Im Jahr 1557, den 12. Mai, fiel an etlichen Orten des Sundgaus, namentlich in der Hardt, bei Mülhausen, ein wunderbarlicher Thau vom Himmel, der war zäh und süß, und wurde Himmelschweis genannt. Auch sagte das Volk, „es habe Honig geregnet." Nach dieser seltsamen Erscheinung brach eine allgemeine Viehseuch' im Lande aus.

Ueber den hier erwähnten Himmelschweis, nach dem Volksausdrucke selbst, auch Honigthau genannt, s. J. H. Helmuth, Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, 1812, sechste Aufl. S. 261 u. ff.

14.

Der Schatzgräber am Davidsbrünnlein.

Mündlich, und nach M. Mieg, der Stadt Mülhausen Geschichte, 1817, II, S. 35 und 37.

Dem Maurer Johannes Erne erschien im Jahr 1693, als er um Mitternacht aus der Steingrube im Niemandsthal, bei dem Davidsbrünnlein, so auf dem Mönchsberg gelegen ist, vorüberging, eine weiß gekleidete Edelfrau, die ihm kund that, daß an selbigem Orte vieles Gold, Silbergeschirr und Kleinodien vergraben seien, zu deren Hebung er bestimmt sei.

Er nahm alsobald sein Geschirr zur Hand und fieng an zu hacken und zu graben, als plötzlich eine Stimme aus dem nahen Tannenwald herüberrief: „Erne, Erne, wie wird's dir noch gehen!" Er hörte aber nicht auf die Warnung und grub fort und fort, ohne daß es ihm gelingen wollte, den Schatz zu heben.

Fünf Tage später arbeitete er mit seinem Sohne und einem Gesellen abermals in der Steingrube des Niemandthals, wohin sich auch der Steinhauer David König und ein Mann von Brunnstatt begeben hatten. Da hörten sie wieder jenen geheimnißvollen

mahnenden Ruf: „Erne, Erne, wie wird's dir noch gehn!" Den Andern wurde seltsam zu Muthe; sie sagten, sie müßten eine Weile inne halten und frische Luft schöpfen. Kaum hatten sie's gethan, als die Grube zusammenstürzte und den unglücklichen Erne unter ihrem Schutte begrub. Dazu erscholl ein höllisches Gelächter; allein Niemand ward in der Nähe gesehen, und Erne's Gefährten flohen eiligst in die Stadt.

15.

Die weiße Frau in grünen Pantoffeln.

Mündlich.

Unweit der Kanalbrücke, an der Straße nach Basel, wo sich ein Feldweg rechts nach dem Dörfchen Riedisheim wendet, sieht man oft eine weiße Frau mit grünen Pantoffeln längs dem Feldsaume hin- und herwandeln. Sie thut Niemanden etwas zu leide und grüßt manchmal die Leute wehmüthig-freundlich.

Die weißen Frauen sind oben S. 12 weitläufig besprochen worden. — Grüne oder gelbe Schuhe und Pantoffeln weisen gewöhnlich auf Wasserweiber hin; dies paßt jedoch auf den angegebenen Ort nicht; da außer dem erst in neuerer Zeit gegrabenen Rhein- und Rhone-Kanal kein Wasser in der Nähe ist. Die grüne Fußbekleidung wird übrigens den weißen Frauen häufig beigelegt. S. J. Grimm, d. Myth., S. 916 u. 917.

16.

Der verlorne Bräutigam.

Mündlich.

Auf dem Schuttplatze, welcher die Stelle des ehemaligen Gutleuthauses von Mülhausen bezeichnet, stand noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Sankt Katharinen Kapelle. In derselben sollte einst ein Hochzeitpaar getraut werden; aber siehe,

als man eben über die Schwelle des Gotteshauses treten wollte, war der Bräutigam von der Seite der Braut verschwunden. Vergebens sah sie sich nach ihm um, rief ihn beim Namen und fiel endlich, von übergroßem Schmerze bewältigt, in Ohnmacht nieder. Alles kam in Bestürzung. Man suchte und suchte, in der Kapelle, in der Nachbarschaft, in allen Straßen der Stadt, in der Umgegend; kein Mensch wollte den jungen angesehenen und beliebten Bürger erblickt haben, und auch weder die tiefbetrübte Braut, noch irgend Jemand sah ihn bei Lebzeit wieder.

Hundert Jahre nach diesem Vorfalle kam ein junger Wandersmann in festlicher, aber veralteter Tracht, zum Baselthor hereingeschritten. Er war über und über mit Staub bedeckt, was um so auffallender war, da es schon einige Tage lang anhaltend geregnet hatte. Seine Rede glich zwar der Mülhauser Mundart, allein er gebrauchte Wörter und Wendungen, die schon lange in Abgang gekommen waren.

Der Thorwächter führte ihn, da er aus seinen Fragen und Reden nicht klug werden konnte, auf's Rathhaus. Er nannte daselbst seinen Namen, der einem bekannten, aber in Mülhausen ausgestorbenen Geschlechte angehörte, und fragte nach seiner Braut und seinen Anverwandten. Niemand konnte ihm Bescheid geben. Endlich erinnerte sich ein alter Mann, daß man ihm einmal in seiner Jugend das seltsame Begebniß von einem verlornen Bräutigam erzählt habe, das sich zur Zeit, da sein Vater noch in die Schule ging, zugetragen haben soll. Man schlug in den Gemeindebüchern nach und fand das Ereigniß auch in der That darin aufgeschrieben.

Der alterthümliche Bräutigam gestand nun, daß an seinem Hochzeittage, beim Eintreten in die Kirche, plötzlich der Gedanke in ihm aufgestiegen sei: wie wird's wohl in hundert Jahren bei uns aussehen und wer wird's erleben? Da habe ihn dann plötzlich alles Bewußtsein verlassen, und wie alles Uebrige gegangen sei, wisse er nicht.

Die Umstehenden waren voll Erstaunen über diese Erzählung und bemitleideten den armen, vereinsamten Mann von Herzen.

Nun wünschte er sehnlich das Grab seiner Braut zu besuchen. Man begleitete ihn auf den Kirchhof und fand nach langem Suchen das verwitterte Kreuz, unter welchem sie ruhte. Er warf

sich alsobald auf den Rasen nieder und sank vor den Augen der Anwesenden in Staub und Asche zusammen.

Entrückungen lebender Personen, durch Zweifel, Vorwitz oder Sehnsucht verursacht, und Wiederkehren derselben nach bewußtlosem Traume oder Schlafzustande kommen schon in den ältesten Zeiten vor. Epimenides von Kreta wurde auf das Feld geschickt, legte sich müde in eine Höhle nieder und schlief daselbst vierzig, nach Andern sogar siebenundfünfzig Jahre. Bekannt ist die Legende von den Sieben Schläfern, welche sich, um die Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Decius, im Jahr 446, in eine Berghöhle flüchteten, aus welcher sie erst zweihundert Jahre später, unter Theodosius hervorkamen. Sehr verbreitet ist auch die Sage von dem Mönche, der sich, durch den Gesang eines Vogels verlockt, von seinem Kloster entfernte, sich im Walde verirrte und bei seiner Rückkehr, nach hundert Jahren, alles daselbst verändert fand. Ebenso die, wahrscheinlich aus diesem Stoffe hervorgegangene Sage vom Mönch von Heisterbach, von C. W. Müller. Auf gleichem Grunde bewegt sich die von A. Rodnagel poetisch behandelte Begebenheit von der Braut im Garten, welche mit unserm verlornen Bräutigam am meisten Verwandtschaft darbietet. Eine Braut, die ihren Hochzeiter nicht liebt, steht am Brautmorgen im Garten. Schon hat die Glocke die beiden ersten Zeichen zum Kirchgange angeschlagen, und mit Schrecken erwartet sie das dritte. Da naht sich ihr plötzlich ein fremder Mann, der sie aus ihrem Garten heraus in den seinigen führt, wo ihr ausnehmend wohl zu Muthe wird. Da schallt aber das dritte Zeichen. Sie macht sich auf und tritt unter Thränen den schweren Gang an. Allein, als sie in's Haus zurückkehrt, sieht sie Alles umgewandelt und fremde Gestalten treten ihr entgegen. Dem herbeigerufenen Geistlichen nennt sie ihren Namen, und man findet endlich, daß sie die vor hundert Jahren verschwundene Braut sei.

17.

Der Milchsuppen-Acker.

Nach zwei mündlichen Volkssagen, abgefaßt von Fr. Otte.

1.

Ein reicher Mann hatte unter andern Gütern einen großen, gesegneten Acker. Aber der Mann war alt und übelmögend, und die Last des Hauswesens drückte ihn sehr. Da verabschiedete er eines Morgens seine sämmtlichen Dienstboten und, dieweil er keine Erben hatte, trat er seinen schönen, großen Acker um eine Milchsuppe ab. Der Spittel ging, wie leicht zu begreifen, den Handel mit großem Vergnügen ein, und noch an demselben Tage wurde dem Greis die gewünschte Milchsuppe in einem schönen, weißen Napfe vorgesetzt. Herrlich duftete das trefflich gewürzte Gericht. Aber der alte Mann genoß des Guten in so reichem Maße, daß er augenblicklich davon erkrankte und starb. Der merkwürdige Handel war indessen zu Protokoll gebracht worden und das Feldstück verblieb dem Spital.

2.

Nach einer andern Sage war der Milchsuppen-Acker eine große Haide und das einzige Besitzthum einer alten Frau, die sich von seinem spärlichen Ertrage während vielen Jahren kümmerlich nährte. Da brachen Fehljahre herein, die eine große Theurung aller Lebensmittel herbeiführten. Die alte Frau, die längst nichts mehr zu ernten hatte, gerieth an den Bettelstab, und da der größte Theil der Bürgerschaft selbst verarmt war, so konnte ihr Niemand aus der Noth helfen.

Da klopfte sie eines Morgens, vom furchtbarsten Hunger gepeinigt und zitternd vor Kälte, an das Pförtlein des Spitals und bat um ein warmes Milchsüpplein. Sie wolle ja gern, sagte sie, ihr Ein und Alles, nemlich ihre Haide, dafür hingeben. Der Spitalmeister hatte Mitleid mit dem armen Weibe. Er bewirthete sie alsobald mit einer vortrefflichen Milchsuppe und versprach, auch des Weitern für sie zu sorgen. Aber als die Alte ihre Speise genossen hatte, schlummerte sie ein und erwachte nicht wieder. Das verkommene Haidestück wurde nach und nach durch den

Fleiß der Spittelleute und mit Gottes Segen in einen schönen, großen Obstgarten umgewandelt.

In Mülhausen weiß noch jedes Kind das Stücklein vom Milchsuppen-Acker zu erzählen.

Derselbe lag vor dem Spiegelthor und zog sich von den jetzigen Fabrikgebäuden der Herren Hirn und Guth, in der Reitschulgasse, bis zur neuen Gerbergasse und zum Kanal hin.

18.
Die Zinngießerinnen.

Mündlich.

Zwei Mädchen, welche jetzt beide Wäscherinnen in Mülhausen sind, und von denen Eine das Nachfolgende selbst erzählte, wollten ihre künftigen Männer kennen. Sie setzten sich in einer Christnacht zwischen eilf und zwölf Uhr zusammen und gossen Zinn, welches sie dann tropfenweise in einen Waschzuber warfen. Jede nahm sich einen Theil davon, und unter den seltsamen Formen, welche das geschmolzene Zinn gebildet hatte, glaubte die eine ein Bügeleisen, die andere eine Schusterahle zu erkennen. Jene schloß also daraus, daß sie einen Schneider, diese, daß sie einen Schuster bekommen werde. Sie legten nun beide vor dem Schlafengehen die kostbaren Zinnstückchen unter's Kopfkissen und jede sah im Traume die Gestalt ihres zukünftigen Mannes.

Als sie nun am Neujahrstage, Nachmittags, mit einander spazieren gehen wollten, sahen sie zwei junge Männer unter einer Hausthüre stehen und laut reden. Da rief das eine Mädchen plötzlich aus: „Guck doch, da ist mein Schneider, der mir im Traum erschienen ist!“ worauf das Andere ebenfalls ausrief: „Und da ist mein Schuhmacher, von dem ich in der Christnacht geträumt habe!“ Die jungen Männer, durch das lebhafte Reden der Mädchen aufmerksam gemacht, wandten sich gegen sie um, und obgleich sie dieselben vorher nie gekannt hatten, luden sie sie zum Spaziergange ein, auf welchem sich schnell zwei Liebespaare, und bald darauf zwei Hochzeitpaare zusammen fanden. „Ja, das ist wahrhaftig und

gewiß mir und meinem Kameraden geschehen, Ihr dürft's glauben, denn wir haben unsere Männer bekommen und haben sie noch!" setzte die Erzählerin eifrig hinzu, als sie einigen Zweifel in den Blicken der Zuhörerschaft zu bemerken glaubte.

Nach J. Grimm, d. Myth., S. 1072, stammt das Zinn- oder Bleigießen [1]) aus dem griechischen Alterthume. An andern Orten des Elsaßes schauen die Mädchen in der Andreasnacht zwischen eilf und zwölf Uhr in gewisse Brunnen und Quellen, um darin das Bild ihres Zukünftigen zu erblicken; Andere schälen Aepfel oder Birnen, so daß die Schaale (Schälet) ganz bleibt: sie werfen dieselbe hinter sich und an der Figur, welche dieselbe bildet, suchen sie den Anfangsbuchstaben des Namens ihres künftigen Mannes zu erkennen. In Illzach nennt man folgende Operation Andresle: Man holt in der Andreasnacht bei einer Wittwe, unbeschrieen und ohne ihr dafür zu danken, einen Apfel; ißt davon die eine Hälfte vor, die andere nach Mitternacht und hofft, davon ebenfalls im Traume die gewünschte Erscheinung zu haben. — In derselben Nacht essen die heirathslustigen Mädchen Häringe; wer den Durst der Träumenden stillt, ist der künftige Gatte. Sie nennen dieß Wundern. Anderswo glaubt man, man werde sich bald verloben, wenn man sich an einem Bräutigam oder an einer Braut reibt. Auch das Kartenschlagen ist als Heiraths-Orakel sehr verbreitet. Hier über diesen Gegenstand noch einige Andeutungen von Grimm, d. Myth., S. 1071. „Unverwandt römischen oder griechischen Aberglaubens, so viel ich sehe, sind die mannigfaltigen Weisen, künftige Freier oder Liebhaber zu erforschen: Das Mädchen lauscht dem Gackern des Hahns, oder sie wirft den Blumenkranz, oder sie zieht in bestimmter Nacht ein Scheit aus dem Holzhaufen, einen Stecken aus dem Zaun und zwar rücklings hinzugehend; oder bei dunkler Nacht greift sie in die Heerde, um einen Widder herauszuziehen. Das rückwärts Gehen und nackend Stehen ist dabei, wie in andern Fällen, gewöhnliches Erforderniß. Auch wirft sie das Hemd, nackend, zur Thür hinaus, oder greift

---

[1]) In der Freigrafschaft wird das Zinn durch den Ring eines Schlüssels gegossen, in dessen Bart ein Kreuz sein muß.

rücklings aus der Thüre nach des Liebsten Haar oder deckt ihm den Tisch, an dem er Nachts erscheinen und essen muß. Harrys, niedersächsische Volkssagen, II., S. 28, beschreibt den sogenannten Nappelpfang: Man setzt auf ein Gefäß mit reinem Wasser leichte Näpfchen von Silberblech, mit den Namen derer bezeichnet, welchen die Zukunft erforscht werden soll; nähert sich das Näpfchen eines Jünglings dem eines Mädchens, so wird daraus ein Paar. Anderwärts (auch im Elsaß) bedient man sich dazu einfacher Nußschalen."

19.

Der weiße Mann vom Illzacher Schlosse.

Mündlich.

Auf der hügelförmigen Erhöhung, da wo einst das uralte Illzacher Schloß stand, zeigt sich manchmal ein weißer Mann. Er hütet reiche Schätze, welche daselbst, schon seit undenklichen Zeiten, aufgehäuft sind und demjenigen angehören sollen, welcher ihn erlöst.

Weiße Männer kennt die Volkssage weniger, als weiße Frauen; jedoch kommen sie manchmal vor, besonders Greise, welche die Leute zu Orten hinführen, wo Schätze verborgen sind. S. J. Grimm, d. Myth. S. 913 und 920.

Illzach, in einer Urkunde vom Jahr 835 Hilsiacum genannt, ist wohl das celtische Uruncae oder Urunci [1]), dessen Namen noch in einer Vorstadt von Mülhausen und dem gegen Illzach hinlaufenden Feldgebiet Runz übrig geblieben sein mag. Das alte Schloß war mit doppelten Gräben und hohen Mauern umzogen; die Basler belagerten es im Jahr 1355 und die Mülhauser nahmen es im Armen Geckenkriege ein. Eine Abbildung desselben befindet sich auf einem Grabsteine des sogenannten Illzacher Chors, in der St. Stephanskirche zu Mülhausen. Die

---

[1]) Schöpflin war schon dieser Meinung; M. Graf, Gesch. von Mülh. I, S. 21 bezweifelt dieselbe; neuere Forschungen bestätigen sie. Gewiß sind die ebenfalls von Graf bezweifelten Entdeckungen römischer Alterthümer in Illzach.

Erbauung eines andern, einst zwischen Illzach und Kingersheim gelegenen Schlosses schreibt das Volk noch jetzt Karl dem Großen zu.

20.

Die weiße Jungfrau am Weiher.

Mündlich.

Am westlichen Fuße des Hügels, Rains, auf dem ein beträchtlicher Theil des Dorfes Illzach liegt, und wo, der Volkssage nach, ein heidnischer Tempel gestanden, ist eine mehrere Acker große Stelle, der Weiher genannt, über welchen einst eine römische Straße geführt haben soll.

Auf diesem Hügel, besonders aber am Weiher, erscheint alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau, deren Brust und Nacken mit goldenen Ketten behangen sind. In der einen Hand trägt sie einen Schlüsselbund, mit der andern winkt sie Jedem, der sich ihr zu nahen wagt, vor Allen aber Mädchen und Jungfrauen.

Einst gingen ihr Leute nach, bis zu einer Stelle, welche ihnen die Erscheinung bezeichnete. An derselben fanden sie einen Haufen glühender Kohlen, auf welche sie Tücher warfen, und fingen an da zu graben. Sie arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Endlich kamen sie auf ungeheure Fundamente und in unterirdische Gänge. Sie verfolgten dieselben und erblickten plötzlich in einer Wölbung die Gestalt der weißen Jungfrau. Neben ihr stand ein grauer Zwerg, der ihnen wie eine große Kröte vorkam, und ein großer schwarzer Mann. Entsetzen ergriff sie, sie liefen davon, und hörten, wie hinter ihnen Alles in Schutt zusammenfiel.

Wer alle auf der Erlösung dieser weißen Jungfrau haftenden Bedingungen erfüllt, erhält den Schatz in zwei großen Kisten; allein er darf dabei nicht eher reden, als bis er sie unter Dach hat.

Am Weiher zeigen sich auch bisweilen ein weißes Pferd und eine große weiße Katze.

Ueber die Bedeutung der weißen Frauen und Jungfrauen sind die Bemerkungen S. 12 nachzulesen.

Das weiße Pferd deutet auf Odin's weißes Schlachtpferd;

die Katze ist der Göttin Freya geweiht; beide kommen häufig in der Volkssage vor.

21.

Der schwarze Mann am Rain.

Mündlich.

Am Raine geht ein schwarzer Mann, welcher einen Schatz hütet. Manchmal verwandelt er sich in einen weißen Pudel, der „kyfft, bellitscherirt [1]) und um sich beißt;" manchmal auch in ein ungeheures Wildschwein, welches die Leute anfällt. In beiden letztern Gestalten reißt das Gespenst Alles zu Boden, was ihm in den Weg kommt, und saust oft, „wie ein scharfer Nordwind," durch die undurchdringlichsten Zäune.

22.

Der Nachtjäger.

Mündlich.

Zur Zeit, als der Wald zwischen den Dörfern Illzach und Kingersheim noch größer und dichter stand, vor etwa fünfzig Jahren, brauste der wilde Jäger, hier Nachtjäger genannt, mit seinem tollen Gefolge von Nord und West her, bis gegen Illzach. Alte Leute haben ihn oft gehört. Sein Jagdruf war: „Huhde, Huhdada!" und das Hundegebell: „Bahbahbäh!"

Jetzt wird er nicht mehr, oder nur selten gehört.

Ueber die Erscheinung des wilden Jägers im Elsaß, von welcher noch mehrere Male die Rede sein wird, siehe: Neujahrs-Stollen für 1850, S. 40 und 56 u. ff. — Ebenso: J. Grimm, d. Myth. S. 873 u. ff. — F. Nork, Myth. der Volkssagen, S. 21 u. ff. — Daumer, die Geheimnisse des christlichen Alterthums II, S. 204 u. ff. — Helmuth, Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, 6te Aufl., S. 475 u. ff.

[1]) Bellitscherirt, billt, dialektisches frequentativum von bellen.

23.

Das Doggele.

Mündlich.

In Illzach erscheint oft ein Dorfgespenst, das Doggele genannt, welches, mitten in der Nacht, den Kindern zentnerschwer auf die Brust sich setzt und dieselben zu erdrücken scheint. Es ist eine Art Alp oder Vampyr, von unbestimmter, zusammengeknäuelter Thierform. Um dasselbe abzuhalten, malt man zwei, in umgekehrter Richtung der Winkel stehende Dreiecke an die Stubenthüre; auch hängt man zwei gekreuzte Degen in die Stube, oder legt sie in die Wiege des leidenden Kindes.

In der Schweiz nennt man den Alp, incubus, Doggeli, Doggi; „vielleicht daher, weil man glaubt, das Doggeli, als bösartiger Geist, bücke oder toge sich über den Menschen, und verhindere ihn am Athemholen; oder auch vom hochdeutschen Docke, als ob ein Klotz auf dem Schlafenden liege.“ Stalder, Schweizerisches Idiotikon, Aarau 1812, I, S. 287. An andern Orten der Schweiz heißt der Alp auch Schrättel, Schratt.

Statt der beiden Degen, kann man auch nur einen und einen Säbel in's Bettchen des Kindes legen. Stahl sichert überhaupt, nach dem Volksglauben, vor dem Einflusse böser Geister. Ehemals warf man Nadeln und Messer in die Bäche und Ströme, um die Gewalt der Nixen zu brechen. S. Grimm, d. Myth. S. 1056 und F. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker, Stuttg. 1849, S. 467.

24.

Das Fronfastenthier.

Mündlich.

Das Fronfastenthier, oder, wie es in Illzach genannt wird, das Frafastethier, hat die Größe eines jährigen Kalbes und feuersprühende Augen, wie runde Fensterscheiben so groß. Es ruft, zur Fronfastenzeit, seine Opfer bei'm Namen, und wenn sie darauf antworten, sind sie in seiner Gewalt, und werden von ihm fortgeschleppt. Kinder, die um diese Zeit geboren werden, fallen

ihm gewöhnlich anheim; es besucht sie Nachts und treibt allen bösen Spuk mit ihnen. Deßhalb werden sie von Jedermann, selbst von ihren Eltern, gehaßt. Sie sind mit allen Geistern der Hölle in Verkehr, und es ist kein Leid um sie, wenn sie, was sogar allgemein gewünscht wird, frühzeitig sterben.

Das Fronfastenthier, so wie das Doggele und der nachfolgende Dorfesel, gehören zu den sogenannten Stadt- und Dorfgespenstern, über welche ich auf den schon angeführten Aufsatz in dem Neujahrs-Stollen für 1850, S. 34, verweise.

In der Zeit des Advents und der Fronfasten sind die teuflischen Gewalten besonders thätig. An einigen Orten der Schweiz spukt in der Fronfastennacht, Mittwochs vor Weihnachten, der sogenannten Sträggelnacht, ein Gespenst, Sträggele genannt.

25.

Der Dorfesel.

Mündlich.

Ein Mann von Illzach ging eines Nachts mit seinem Knaben an der Kirche vorüber. Da wurde das Kind, welches er an der Hand führte, plötzlich unruhig, und wandte sein Gesicht von einer dunkeln Stelle ab, welche der Schatten eines benachbarten Hauses bildete. „Was hast du?" fragte der Vater, „komm doch fort!" — Jetzt schrie der Knabe auf und rief: „Siehst du den großen Mann nicht auf dem Dorfesel sitzen, Vater? Er kommt ja herüber; er hält mich an der Hand fest!" — „Narrenthei!" rief der Vater; „ich sehe nichts; mach', daß wir heim kommen, 's ist schon spät!" und hiemit zog er den Knaben umgestüm nach der andern Seite. Dieser wurde aber immer unruhiger, klammerte sich an die Beine des Vaters und schrie verzweifelt: „Laßt mich doch los, Ihr zwei! Ihr reißt mir ja die Arme aus!" — Den Vater, obgleich er nichts von den Schreckgestalten sah, welche sein Kind ängstigten, überlief ein kalter Schauer. Er nahm es auf den Arm und eilte mit ihm seinem Hause zu, und hatte es mehrere Tage lang krank an heftigem Fieber darniederliegen.

26.

Maria in der Eich.

Mündlich.

Es waren einst Knaben auf der Weide, im Walde, welcher sich zwischen Wittenheim und Ruelisheim hinzog, und von welchem jetzt nur noch ein sehr kleiner Theil übriggeblieben und dem letztern Dorfe angehörig ist. Da sahen sie plötzlich gegen Abend, in einiger Entfernung von ihnen, einen alten Eichbaum in hellen Flammen stehen. Derselbe brannte hinab, bis auf den untern Theil des Stammes, aus welchem sich ein Marienbild erhob. Die Stätte wurde alsobald für heilig erklärt und eine Kapelle über den Eichenstamm mit dem wunderhaften Gnadenbilde gebaut. Zu demselben nehmen Kranke aller Art, besonders aber Frauen ihre Zuflucht, welche um eine glückliche Entbindung flehen. Ex voto aus Eichenholz hängen in Menge in der Kapelle.

Marienbilder in Eichen kennt der Volksglaube mehrere im Elsaß. Außer der Kapelle von Ruelisheim, verdanken noch diejenigen im Illwalde, bei Schlettstadt, so wie diejenige bei Plobsheim und die Kirche auf dem Liebfrauenberge, bei Görsdorf, ihr Entstehen ähnlichen Wundern.

Weder die celtischen noch die germanischen Völkerschaften kannten Tempel von Menschenhänden gebaut; sie verehrten die Götter im undurchdringlichen Dunkel heiliger Haine und Wälder; im geheimnißvollen Rauschen der Blätter sprachen dieselben zu ihnen. Unter einzelnen, uralten geheiligten Bäumen standen Altäre; an ihren Zweigen hingen heilige Geräthe, oft auch Thierhäupter. „In verschiedenen Strichen Niedersachsens und Westphalens haben sich, bis auf die neueste Zeit, Spuren heiliger Eichen erhalten, denen das Volk einen halb heidnischen, halb christlichen Dienst bewies. Im Fürstenthum Minden pflegten die jungen Leute beiderlei Geschlechts am ersten Ostertage, unter lautem Freudengeschrei, Reigen um eine alte Eiche aufzuführen. Unweit dem paderbornischen Dorfe Wormeln im Gehölz steht eine heilige Eiche, zu welcher noch jährlich die Einwohner von Wormeln und Calenberg feierlich ziehen. Ich bin geneigt, die fast überall in Deutschland erscheinende örtliche Benennung heiliger Wälder auf

das Heidenthum zurückzuführen; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern keine Kirche[1]). Bei den Altpreußen war Romowe der heiligste Ort des Landes und ein Sitz der Götter; auf einer heiligen Eiche, mit Tüchern verhängt, standen da ihre Bilder; keines Ungeweihten Fuß durfte den Wald betreten, kein Baum darin gefällt, kein Zweig versehrt, kein Thier erlegt werden. Solcher heiliger Haine gab es in Preußen und Litthauen viele an andern Orten." J. Grimm, d. Myth. S. 64 und 67. Außer den höhern Gottheiten, deren Bilder, in spätern Zeiten besonders, häufig auf Bäumen aufgehängt wurden, bevölkerte aber der innig mit der Natur zusammenlebende Deutsche seine Wälder noch mit einer Menge von Geistern, Waldleuten, welche in einzelnen Bäumen wohnten, wie die Dryaden der Griechen und Römer, und welche manchmal, Angesichts der Menschen, aus denselben heraustraten. Auch benützten die ersten Apostel des Christenthums in Deutschland gerne solche heilige Bäume, um an deren Stelle Kreuze, Kapellen und Kirchen aufzurichten; und so, wie bei manchen ähnlichen Verhältnissen, wurde Christliches auf Heidnisches gepfropft, und vom Volke lange Zeit, Manches sogar bis zur Gegenwart, auf das Seltsamste vermengt[2]). So erscheint die christliche Maria jetzt, nach dem Volksglauben, vorzüglich in der, schon vor alter Zeit geheiligten, Eiche; aber auch den Hollunderbaum (Holle's oder Holde's Baum), die Linde (das Lindenkirchlein, bei der Hub, im Badischen), den Ahorn (Wallfahrt zu Unsrer lieben Frauen, im Dorfe Ahorn, in Thüringen), die Fichte (in Michelstätten, in Krain), den Lerchenbaum (auf dem Serlosberg, in Tyrol), die Haselstaude (Maria im Haselstrauch oder auch Maria-Kulm, im böhmischen Gebirge) hat sich die Himmelskönigin zur wunderhaften Erscheinung auserseheu. S. F. Nork, Myth. d. Volksſ. S. 892—900. Unter den Blumen sind besonders die Rose und die Lilie von ihr auskohren,

---

[1]) Der Hagenauer Forst heißt in allen ältern Urkunden heiliger Wald, heiliger Forst, sancta foresta; allerdings war derselbe häufig der Aufenthalt heiliger Mönche und Einsiedler (St. Deodat); allein gewiß war er schon unsern heidnischen Vorfahren als heiliger Wald bekannt.

[2]) Vergl. Curiosités des traditions, des moeurs et des legendes, Paris 1847, S. 158 u. ff.

im Mittelalter die Lieblingsblumen der Feen. Ebendas. S. 900 —902.

27.

Der Letzte im Wirthshaus.

Nach der mündlichen Sage, abgefaßt von Fr. Otte.

In einer Schenke, unweit dem Dorfe Ruelisheim, saßen eines Abends etwelche Gesellen bei'm Schoppen Wein und führten gottvergessene Reden. Der frechste unter ihnen war ein reicher Bauernsohn, Heiri mit Namen. Er war geradezu ein Gotteslästerer und trieb elenden Spott mit Allem, was dem frommen Christen lieb und heilig. Als nun das Vesperglöcklein ertönte und die Andern aufbrachen, um nach Hause zu Weib und Kind zu gehn, da rief der Heiri mit verbissenem Lachen: „Ich gang nit mit! Ich will der Letzte sein! Wirth, noch so ein Schöpple!" Ein furchtbarer Fluch begleitete diese Worte. Da verstummte das Vesperglöcklein. Es geschah ein furchtbarer Schlag und die Schenke versank in den Erdboden. Auf dem Platze, wo sie gestanden, weidet der Hirt seine Heerde; aber es ist kein rechter Segen im Futter.

Der Heiri sitzt noch in der verschütteten Schenke.

28.

Masmünster's Entstehung.

S. Vues pittoresques des vallées de Massevaux et de St. Amarin par *S. Schifferdecker*, S. 11, und Fr. Otte, im Elsäss. Sagenb. S. 36.

Der reiche Graf Maso, der Besitzer des Schlosses Ringelstein, hatte nur ein einziges Kind, einen Knaben von acht bis zehn Jahren. Nun geschah es, daß die heilige Odilia, welche seit wenigen Jahren erst, 720, in den Himmel aufgenommen worden war, den frommen, lieblichen Knaben, in Begleitung seines Vaters und dessen Schwester, der heiligen Attala, durch das Dunkel der nahen Waldung kommen sah. Bei dem Gedanken, wie vielen Widerwärtigkeiten und Anfechtungen derselbe noch im Leben ausgesetzt sein könnte, bat sie Gott, ihn doch jetzt, in der Blüthe und Reinheit seines Herzens und Wandels, zu sich zu

nehmen. Die Bitte wurde ihr gewährt, und alsogleich erschien sie den einsam Wandelnden in ihrer ganzen Himmelsglorie. Alle drei wurden von der hehren Erscheinung von freudigem Schauer ergriffen und sanken betend auf ihre Knie nieder. Einige Tage darauf fiel der Knabe in die Doller und ertrank.

Darüber betrübte sich der unglückliche Vater so sehr, daß er beschloß auf allen Glanz und Reichthum der Welt zu verzichten. Er ließ ein Frauenkloster bauen und errichtete über dem Grabe seines geliebten Kindes ein Münster, unter der Patronschaft des heiligen Leodegar, der Odilia's Oheim war. Es wurde von ihm Maso's Münster genannt, und später entstand um dasselbe herum das freundliche Städtchen Masmünster.

Die alte Kirche ist nun zerfallen und eine neue, dem heiligen Martin geweiht, erhebt sich am andern Ende der Stadt. In derselben befindet sich ein schönes Oelgemälde, von dem Straßburger Künstler Flaxland verfertigt, welches die Legende darstellt.

Auf dem noch erhaltenen Grabstein des jungen Grafen Maso liest man folgende Inschrift:

Hic jacet filius regis Masonis
Qui hoc monasterium construxit.

29.

Das Muttergottesbild in Sewen.

S. *S. Schifferdecker*, Vues pittoresq. etc. S. 20.

Als zu Anfang des fünften Jahrhunderts die Horden barbarischer Völker das Elsaß durchzogen, flüchteten sich einige christliche Familien in das obere Masmünsterthal, und bauten an dem Orte, wo später das Dörflein Sewen entstand, der heiligen Jungfrau eine Kapelle, zum Dank für den ihnen verliehenen Schutz. Das Altarbild derselben wurde bald durch die Wunder und Zeichen, die ihm zugeschrieben wurden, in der Nähe und Ferne berühmt, und zog viele Wallfahrer herbei. Als aber nach und nach die Kapelle, für den stets wachsenden Andrang der Gläubigen, zu klein wurde, baute man auf einer andern Stelle des Dorfes eine ge-

räumigere Kirche und stellte das Muttergottesbild darin auf. Zum großen Erstaunen der Bewohner, stand aber das Bild schon den folgenden Tag wieder an seinem alten Orte, in der Kapelle. Und nachdem man es später noch zweimal in die Kirche gebracht hatte, kehrte es abermals, unsichtbarer Weise, in die Kapelle zurück und blieb seitdem darin und zog immer zahlreichere Pilgrime herbei.

Graf Maso ließ auch eine Reliquie des heiligen Leodegarius dahin bringen und viele Ritter und Herren des Landes opferten der heiligen Jungfrau von Sewen reichliche Gaben; so daß der Wallfahrtsort einer der beliebtesten im ganzen Lande ward.

Uebereinstimmend mit unserer Sage, lautet diejenige vom Kruzifixe von Wittenweier, im Badischen: „Nachdem die Bewohner des Dorfes Wittenweier zum Lutherthum übergetreten waren, schafften sie von ihrem Kirchhofe das steinerne Kruzifix weg, fanden es jedoch am nächsten Morgen wieder am selben Platze aufgerichtet. Noch zweimal thaten sie es hinweg, allein es kehrte jedesmal in der Nacht dahin zurück, während die Wachen, die man auf dem Gottesacker aufgestellt hatte, in unbezwingbarem Schlafe lagen. Hierauf warfen die Wittenweierer das Kreuz in den Rhein, und aus dem kam es nie wieder heraus. Seitdem aber riß der Rhein, der vorher dort ganz friedlich floß, das diesseitige Ufer stückweise weg, so daß Wittenweier schon dreimal mußte zurückgebaut werden." Aus Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, J. 1839. (A. Schnezler's Badisch. Sagenb. II, S. 5.)

Ein, von einem Hirten bei Friesenheim (Kanton Benfelden), gefundenes Marienbild kehrte neunmal an seinen ursprünglichen Ort zurück. Siehe weiter unten.

30.

Die weiße Dame von Rothenberg.

S. *Golbéry*, **Antiquités du Haut-Rhin. Paris et Mulh. 1828, S. 91.**

Im Schlosse Rothenberg, Rougemont, welches an der Straße von Masmünster nach Befort liegt, erscheint oft eine weiße Dame, welche sich auf die Trümmer des Thurmes setzt und trau-

rig ins Thal hinabschaut. Ein Mädchen sah sie eines Tages dort sitzen. Die Dame ging alsogleich auf das Mädchen zu und bat es zu einer bestimmten Stunde des Abends wieder zu kommen; sie werde sich ihm alsdann in Gestalt eines Drachen, mit feuerspeiendem Schlunde zeigen und auf es losfahren; allein es solle sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern den Schlüssel nehmen, welcher ihr im Rachen liegen werde und welcher zu großen Schätzen führe; dadurch werde sie sodann erlöst sein. Das Mädchen kam zur bestellten Zeit, gerieth aber durch die Erscheinung des Drachen so sehr in Schrecken, daß es die Flucht ergriff. Nachdem es sich noch einmal herumgewandt hatte, war der Drache verschwunden; allein es hörte hierauf mit klagender Stimme die Worte rufen: „Ach, jetzt bin ich wieder für hundert Jahre gebannt!“

Ueber weiße Frauen ist S. 12 nachzulesen.

Rothenberg war ehemals der Sitz einer Herrschaft gleiches Namens, welche auch über Leval, Klein-Brunn, Romagny und St. Germain gebot.

31.

Die Gründung von Neu-Thann.

Nach der kleinen Thanner Chronik von einem P. Franziskaner im obern Kloster allda. Colmar 1766, S. 5 u. ff. Der Verfasser hat aus den handschriftlichen Jahrbüchern des 1742 verstorbenen P. Malachias Tschamser geschöpft und aus der Lebensgeschichte des heil. Theobaldus von J. A. Schenck, der im Jahr 1628 Stadtphysikus in Thann gewesen.

Theobaldus oder Ubaldus, auch Dieboldus genannt, ein frommer Bischof, lebte zu Eugubin in Umbria[1]), zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, in sonderbarer Andacht und Heiligkeit; also zwar, daß er auch die bösen Geister mit seiner bloßen Gegenwart erschreckte und auf seinen Befehl von Stund an aus den besessenen Leibern weichen machte. Alles was er hatte, gab er den Armen; für sich aber behielt er nichts, als für die höchste

---

[1]) Umbria, ein altes Gebiet in Mittel-Italien, jetzt zum Kirchenstaate gehörig. Die Stadt Eugubin heißt heutzutage Eugubio oder Gubbio.

Nothdurft, und ein einziges schlechtes Ruhebettlein, auf welchem er bei achtzehn Jahre mit dem Fieber hart geplagt und krank darnieder gelegen.

Nun hatte Theobaldus einen Knecht, der ihn in diesem mühseligen Zustand mit vieler Liebe und Treue versorgte, ohne daß derselbe, außer Kost und Obdach, irgend etwas als Lidlohn empfangen hätte; auch war wenig für ihn zu hoffen, worüber er sich manchmal Gedanken machte, wenn er an sein eigenes Alter gedachte und an die Beschwerlichkeiten, denen er vielleicht noch ausgesetzt würde.

Solches vermerkte nun Theobaldus im Geiste an seinem Diener, und sagte einstmals zu ihm: „Mein lieber und getreuer Knecht, sei getrost und laß dich meine Armuth, so ich mir freiwillig und Gott zu lieb aufgebürdet habe, nicht bekümmern; der Herr, dem du und ich dienen, wird dir den Lohn, den ich dir nicht bezahlen kann, mit zeitlichen und ewigen Mitteln reichlich ersetzen. Jedoch, damit du nicht gar leer und unbelohnt von mir abweichest, so nimm dir, wenn ich auf dem Todesbett liegen werde in meinem bischöflichen Ornate, den goldenen Ring von meinem rechten Daumenfinger hinweg und gehe damit in Gottes Namen davon in deine Heimath; Gott wird dein Geleitsmann sein und Belohner."

Theobaldus starb, wie er es vorhergesagt hatte, am 16. Mai 1161. Der treue Diener wachte und betete allein bei dem Leichname seines seligen Herrn und Bischofs, und seines Wortes eingedenk, wollte er ihm unter vielen Thränen und Zittern den Ring vom Daumen abstreifen. Er zog daran; aber wie groß war sein Schrecken, als nicht nur der Ring, sondern auch das obere Gleich (Gelenke) des Fingers in seiner Hand blieb! Er faßte sich jedoch und dachte, daß dieß der Wille Gottes und ein Zeichen sei, daß die Worte seines Herrn in Erfüllung gehen sollen.

Er nahm nun das Heiligthum zu sich und verschloß es sorgsam in den obersten Knopf seines Stabes; that ein Pilgerkleid an und zog getrost durch Welschland, über das hohe Alpengebirge und kam den ersten Heumonat glücklich bis in den Flecken Alt-Thann. Als er denselben durchschritten hatte, und noch denselben Tag über die Steig oder das lothringische Gebirg, bis Urbis gelangen wollte, fühlte er, in der großen Hitze, Mattigkeit und Schlaf. Er stellte seinen Stab an einen Tannenbaum, mitten im Walde,

der sich damals zu beiden Seiten des Thals und südlich hin bis in die Ebene erstreckte, und legte sich nieder, um eine Weile in der Kühlung auszuruhen.

Die Sonne wollte schon untergehn, als er wieder aufwachte und nach seinem Stabe griff, um seine Reise fortzusetzen. Allein, o Wunder! der Stab ließ sich nicht bewegen und war wie am Baume angewachsen; auch versuchte es der Diener vergeblich, den Knopf zu öffnen und sein heiliges Kleinod heraus zu nehmen. Er gerieth in Schrecken und verzweifelte beinahe an der Wahrhaftigkeit seines Herrn. Er lief in großen Aengsten im Walde umher und rief die Wald- und Bauersleute zusammen, die auch bald in großer Menge herbeiströmten, das Wunder anzusehen.

Gegen der Stelle über, wo dasselbe geschah, auf dem nahen Bergschlosse, **Engelburg** genannt, residirte dazumalen der Landesherr Graf **Engelhard** oder **Friedrich der jüngere von Pfirt**. Derselbe sah zu einem Fenster seines Gemaches hinaus und gewahrte drei hellglänzende Lichter über einem großen Tannenbaum im Walde hinschweben. Da däuchte es ihn, es möchte sich daselbst etwas Seltsames begeben, und ehe der Tag zu bleichen begann, eilte er mit seinem ganzen Ingesinde zu dem Orte hin, wo er eine Menge Volks, von nahe und fern her, um den Baum versammelt fand. Er vermerkte alsobald mit seinen Geistlichen, daß dieses Wunder und die ganze Begebenheit, die ihm der traurige und verwirrte Pilgersmann erzählte, ein Fingerzeig des Himmels sei.

Er gebot also der ganzen Versammlung auf die Knie zu fallen, und nachdem er laut gebetet hatte, gelobte er, Gott und dem heiligen Theobaldus zu Ehren, eine Kapelle oder Kirchlein an dem Orte zu bauen, und das Heiligthum darin zur allgemeinen Verehrung auszusetzen. Mit diesem Gelübde und mit glaubensvollem Herzen stand er auf und ergriff den Stab, der sich sogleich wegnehmen und öffnen ließ.

Die heilige Reliquie wurde unterdessen in der Pfarrkirche von Alt-Thann aufbewahrt und sodann nach der neuerbauten Kapelle gebracht, an deren Stelle sich später das wundervolle Münster erhob.

Den Pilger aber behielt der Graf lange Zeit in seinem Schlosse und entließ ihn endlich mit reichen Geschenken, als er begehrte in seine Heimath zurückzukehren.

Die Wunderzeichen, welche die Reliquie verrichtete, zogen immer mehr und mehr Pilgrime aus allen Ländern, „selbst bis aus den nordischen Seeländern," herbei. Nach und nach wurde der ganze Wald an der Thalmündung gelichtet und Häuser gebaut, und es entstand die Stadt Neu-Thann, jetzt nur geradeweg Thann genannt, welche, zur Erinnerung an das wundervolle Ereigniß, eine Tanne im Wappen führt; auch auf den daselbst von 1418 bis 1628 geschlagenen Münzen ist eine Tanne abgebildet.

Das jetzige Münster von Thann wurde im Jahr 1430 angefangen. Im folgenden Jahr gab es eine solche Menge Wein, daß man, aus Mangel an Fässern, viel desselben zu dem Mörtel gebrauchte, welcher zur Befestigung des Baues gebraucht wurde. Es wurde im Jahr 1516 vollendet. Nach der kleinen Chronik des Franziskaners hätte Erwin von Steinbach 1275 bereits den Riß und den Anfang zu diesem Gebäude gemacht, „als er noch mit den Straßburger- und Freiburger-Kirchengebäuden zu thun hatte."

Zwei Feste erinnerten jährlich, bis auf die jüngste Zeit, an die in der Legende erzählte Begebenheit: Den 16. Mai, von Mitternacht an, gingen zahlreiche Gruppen aus allen katholischen Familien dreimal um die Stadt herum und beteten. Am folgenden Tage wurde sodann eine große feierliche Prozession gehalten, wozu viele Tausende aus den umliegenden Ortschaften herbei strömten. Das größte und originellste Fest wurde jedoch in der Nacht des letzten Junius, dem Vorabende des St. Theobaldustages, der auf den ersten Julius fällt, gefeiert. Abends um acht Uhr begaben sich der Pfarrer mit seinen Vikarien, der Friedensrichter, der Maire und die übrigen Ortsvorgesetzten, mit der Nationalgarde, und im Gefolge einer unzählbaren Volksmenge, mit brennenden Kerzen aus dem Münster und zündeten nach und nach drei, von dem Stadtpfarrer geweihte, große Tannenbäume an, die von oben bis in die Mitte herab geschlitzt und mit Holzspänen ausgefüllt waren und vor dem Kirchenplatze aufgestellt wurden. So wie die brennenden Holzsplitter herabfielen, stürzte sich das Volk in Andacht und Hitze darauf; Jedes wollte einen Span oder eine Kohle davon haben, denn es wurden solchen heilsame Wunderkräfte zuge-

schrieben. Der Franziskaner sagt: „weilen dadurch oftermal ist bestätiget worden, daß ein kleiner Partikul dieses gebrenten Holzes oder dessen Kohlen in ein Glas Wasser gedunckt, und mit Andacht getrunken, die, so das Fieber oder das Frieren hatten, entlediget worden.“ S. 82. Wenn sich nun die Menge also im heiligen Eifer um die brennenden Splitter stritt, ließ man die Feuerspritzen unter sie hineinspielen, bis die letzte Glut erloschen und das helle, heitere Fest ein dunkles und nasses Ende gewann.

Der Municipalrath hat im Jahr 1847 bei Gelegenheit des Auflaufs gegen die Bäcker diese Feierlichkeit abgeschafft und durch eine andere, im Innern der Kirche, ersetzt; man zündet an dem Orte, wo Theobaldus Finger sich zeigte, drei große Kerzen an, als Sinnbilder der drei wunderbaren Flammen, welche einst über dem Tannenbaum schwebten.

32.

St. Theobaldus rettet Thann im Schwedenkriege.

S. *J. Baquol*, l'Alsace ancienne et moderne, Strasb. 1849, S. 356.

Die Stadt Thann erduldete großes Leid und Ungemach während des dreißigjährigen Krieges. Zwölf Jahre lang, sagt die Chronik, konnte man weder Getreideernte noch Weinlese halten; die Eltern aßen ihre eigenen Kinder auf; ja der Hunger trieb Manche sogar, das Fleisch von Leichnamen zu verzehren; man gab ein Stück Feld um ein Stück Brod her; Alles war in Verzweiflung.

Nachdem die Schweden die Stadt den 30. Dezember 1632 eingenommen hatten [1]), flüchteten sich die meisten Einwohner in das Münster. Die feindlichen Schaaren umringten dasselbe und wollten sie mit Gewalt aus der Kirche vertreiben; da erschien aber plötzlich der heilige Theobaldus in seiner ganzen Himmels-

---

[1]) Sechs Monate später wurden die Schweden von den Kaiserlichen vertrieben; allein, nachdem sie dieselben 1634 auf dem Ochsenfelde geschlagen, besetzten sie die Stadt von Neuem. Im Jahr 1639 nahm sie Bernhard von Weimar ein, nachdem er das lothringische Heer besiegt hatte.

glorie, und alsobald fielen die Hufeisen [1]) von den Pferden der Schweden ab, so daß sich dieselben bestürzt zurückzogen.

Zur Erinnerung an dieses Wunder nagelte man eine Menge dieser Hufeisen an die Hauptthüren des Münsters. Man sah noch manche derselben bis zum Jahre 1833, in welchem der Fabrikrath die alterthümlichen Thüren durch neuere, elegantere ersetzen ließ, die aber keineswegs mit dem Styl des ehrwürdigen Gebäudes übereinstimmen.

33.

Das EX VOTO in der Kirche von Alt-Thann.

Mündlich.

Zu Alt-Thann, am Fuße des Kirchbergs, lebten zwei fremde Frauen in einer armseligen Hütte, Mutter und Tochter, und ernährten sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit. Die Mutter starb und die schöne Waise zog bald die Augen eines reichen Ritters der Nachbarschaft auf sich. Sie war schwach und erlag den Künsten seiner Verführung. Allein bald erfüllten ehrgeizige Plane seinen Geist, er verließ die Betrogene und zog in ferne Lande.

Die Unglückliche gerieth darüber in Verzweiflung und rang in bangen Stunden mit dem Gedanken, sich den Tod zu geben.

Siehe, als sie in einer stürmischen Nacht im einsamen Kämmerlein saß unter heißen Thränen, da erschien ihr der Fürst der Hölle. Er zeigte ihr alle Qualen der Schmach, der sie bald öffentlich preisgegeben würde, und versprach ihr endlich, den treulosen Geliebten zurückzuführen, wenn sie ihm des Kindes Seele zum Eigenthum geben würde, welches sie unter dem Herzen trage. Mit edelm Ingrimme wies sie Satans höllischen Antrag zurück, allein dieser ließ nicht eher mit seinen listigen Reden von ihr ab, als bis er ihr endlich das verlangte Versprechen entrissen hatte.

---

[1]) Hufeisen waren bei den deutschen und nordischen Völkern Heilszeichen; auch später brachte man sie gerne an Kirchen und Kapellen an. S. F. Nork, Myth. der Volksf. S. 87—95.

Er hielt Wort, denn in den nächsten Tagen schon kehrte der Ritter mit Ruhm und Schätzen beladen zurück; baute sich ein stattliches Schloß auf einem nahegelegenen Berg und führte die Geliebte als seine Gattin vor den Altar.

Einige Wochen darauf brachte sie ein Knäblein zur Welt. Der Tag der Taufe erschien und schon nahte sich der Priester, um das Haupt des Kindes mit dem heiligen Wasser zu besprengen, als eine schwarze Gestalt sich plötzlich durch die Anwesenden drängte und die Hand nach dem Täufling ausstreckte. Allein der ehrwürdige Priester, welcher alsobald den Bösen erkannte, rief ihm zu: „Im Namen des Dreieinigen Gottes und der heiligen Jungfrau Maria, Satanas, entweiche!" In demselben Augenblicke besprengte er das Kind mit dem Taufwasser. Es war gerettet.

Zur Buße seiner Sünde und zur Erinnerung an das segensreiche Wunder ließ der Ritter hierauf ein Täfelchen malen, welches die Scene der Rettung seines Kindes vorstellte und hängte es als ex voto in der Kirche von Alt-Thann auf, wo es noch vor wenigen Jahren von Jedermann gesehen ward.

34.

Die gebannten Kriegsheere.

Mündlich und *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, S. 79.

Auf dem Ochsenfelde oder Lügenfelde hört man oft zu nächtlichen Stunden dumpfes Waffenklirren. Da liegen in weithinlaufenden Höhlen unter der Erde die Kriegsheere der verruchten Söhne Ludwigs des Frommen, die ihren Vater allhier im Jahr 833 verrathen haben, im Todesbanne. Verspätete Wanderer, welche über die Haide ziehen, werden oft von einzelnen Kriegern in rasselnden Harnischen und Waffengezeuge begleitet, bis in die Nähe von Sennheim oder Thann.

Eines Tages öffnete sich vor einem Bewohner der Umgegend eine solche Höhle, und ein Kriegsmann, welcher aus seinem langen schweren Schlafe erwachte, redete ihn an und verkündigte ihm den Zeitpunkt, an welchem der schreckliche Bann für ihn und seine Gefährten aufhören solle.

Ueber die eigentliche Lage des Lügenfelds, campus mentitus, champ de mensonge, weichen die elsässischen Schriftsteller von einander ab; Schilter hält dafür das sogenannte Rothläuple oder Rothleuble bei Kolmar; Laguille die Ebene von Rüffach; Grandidier die Ebene, welche sich an den Sigolsheimer Berg lehnt; Schöpflin das Ochsenfeld, welches von einigen ältern Schriftstellern campus rubeus genannt wird, ein Name, der zu den hier sich befindenden Geländen Rothbach, Rothenburg, Rothlend paßt; außerdem heißt noch ein anderer Theil dieser großen Ebene der Lügner; Herr Notar Ingold von Sennheim, welcher sich schon eine Reihe von Jahren mit Nachforschungen über die Geschichte und Alterthümer des Elsaßes beschäftigt, stimmt Schöpflins Meinung bei und fügt hinzu, daß auch im Gemeindegut des bei Sennheim gelegenen Dörfchens Uffholz, auf dem linken Ufer der Thur, ein Feldgewand den Namen Lieger oder Lüger trage.

Vergleiche die Gespensterheere im Nordfeld, S. 17.

35.

Kaiser Barbarossa unter dem Bibelstein.

Mündlich.

Mitten auf dem Ochsenfelde soll ein Feldstück liegen, der Bibelstein genannt. Darunter sitzt der Kaiser Friedrich II., Barbarossa, lebendig, und wenn es ganz stille rings umher ist und man das Ohr an den Stein hält, so hört man, wie ihm der Bart wächst.

Das Herüberziehen der bekannten Sage vom Kyffhäuser in's Elsaß findet seinen Grund wahrscheinlich darin, daß Barbarossa Herzog von Schwaben und Elsaß war, ehe er zum Kaiser von Deutschland erwählt wurde. Er besaß viele Güter im Elsaß, besuchte es oft und war von seinen Bewohnern sehr geliebt.

S. Strobel, Gesch. des Elsaßes, Straßburg 1841, I, S. 402 u. ff.

Ueber die Kyffhäuser und ähnliche Sagen s. J. Grimm, d. Myth. S. 906 u. ff. — E. Sommer, Sagen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, I, S. 1.

36.

Der Freier auf Freundstein.

S. *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, S. 76.

Ein junger Graf von Geroldseck war von dem Liebreize des Fräuleins von Freundstein also ergriffen worden, daß er um ihre Gunst warb; allein er erhielt von ihr keinen günstigen Bescheid. Nun wandte er sich an ihren Vater; aber auch von diesem ward ihm eine abschlägige Antwort gegeben. Außer sich, ob des gekränkten Ehrgeizes, beschloß er, nun durch Gewalt zu erringen, was man ihm auf sein dringendes Begehren verweigerte. An der Spitze einer Schaar von Kriegsleuten rückte er vor das Schloß und griff dasselbe an. Die überraschte Besatzung war zu schwach, dem gewaltigen Andrang der Stürmer auf längere Zeit Widerstand zu leisten und mußte sich ergeben.

Schon ritt der Sieger laut jubelnd im Gefühl seiner baldigen Rache mit seiner Schaar über die Fallbrücke, da preßte der greise Vater in wilder Verzweiflung seine Tochter in die Arme, bestieg mit ihr sein Streitroß und stürzte sich also über die Brustwehr des Burgwalls in's tiefe Thal hinab.

Noch ragen die Schloßtrümmer von Freundstein, dem gewaltigen Bölchenkopfe gegenüber, empor, und zeugen von der Macht seiner einstigen Bewohner. Aber in stillen Nächten hört man oft um die öden Mauern Pferdegetrapp und Hufschlag ertönen; das ist der Ritter von Freundstein, der mit seiner Tochter um das Schloß reitet; der Geroldsecker sprengt hinter ihnen her, unermüdlich, und kann die Braut nicht erreichen.

37.

Die Feldmesser auf dem Bölchen.

Mündlich.

Auf dem Gipfel des großen Bölchen, bei Sulz, sind viele Feldmesser gebannt, welche bei Lebzeiten die Leute um ihr Gut betrogen haben. Sie müssen in Einem fort den Berg ausmessen und führen oft Diejenigen, welche ihn besteigen wollen, lange Zeit in der Irre herum und lassen sie auf unwegsame Orte, an sumpfige Stellen gerathen.

Irrführende Geister überhaupt kamen im Elsaß häufig vor; gegenwärtige Sammlung enthält davon mehrere Beispiele; auch anderswo erscheinen dieselben. Es sind bald verwünschte und gebannte Menschen, bald Seelen Lasterhafter, welche in Thierkörper gebannt sind; sie necken die Lebenden oder wollen durch sie erlöst sein. Unredliche Feldmesser, namentlich aber auch Solche, welche ihren Nachbarn abgepflügt, oder Bannsteine versetzt haben, müssen nach ihrem Tode feurig gehen, bald als feurige Männer, Irrlichter, bald als feurige Thiere. Vergl. ähnliche Sagen in A. Schnezler's badisch. Sagenbuche I, 114; II, 238, 337, 349; J. Grimm, d. Myth. S. 870.

38.

Die Gespensterthiere im Bölchensee.

Mündlich und Gebweiler Dominikaner-Chronik.

Der Bölchensee wird von einer Menge seltsamer und unheimlicher Fische bewohnt, unter andern von einer großen moosbedeckten Forelle, welcher ein Tannenbäumchen aus dem Rücken wächst.

Im Jahr 1128 sind aus demselben Hühner mit vier Füssen, und 1304 ein furchtbarer Drache an's Land gestiegen.

Vergl. des Verfassers Aufsatz: Ueber die Gespensterthiere im Elsaß, in den Neujahrs-Stollen für 1850, S. 34 u. ff.

39.

Kunigunde von Hungerstein.

Vergl. Pfeffels prosaische Versuche, X, S. 134 u. ff.; er hat aus dem ungedruckten Jahrbuch des gräflichen Hauses Rappoltstein, 1487, geschöpft.

Zwischen Rimbach-Zell und Gebweiler, mitten im Bergwald, lag einst das feste Schloß Hungerstein, dessen Ritter dasselbe von der Abtei Murbach zu Lehen trugen. Wilhelm von Hungerstein war der Letzte des Namens, der schon im zwölften Jahrhundert geblüht hatte.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin, die ihn ohne Erben gelassen hatte, trat er, schon ziemlich bejahrt, in zweite Ehe mit Kunigunde Giel von Gielsperg, deren Familie erst im siebzehnten Jahrhundert erlosch.

„Kunigunde war," wie das Jahrbuch sagt, „noch sehr jung und über die Maßen schön und gerad von Leib, als kaum Eine im Lande." Sie hatte aber einen frechen, üppigen Sinn, ward ihrem greisen Gatten untreu und verschleuderte sein Gut. Dabei wurde sie noch durch ihre eigenen Verwandten unterstützt und ihr Bruder Wernher von Gielsperg vermaß sich sogar, öffentlich Partei wider seinen Schwager zu nehmen und ihm seinen Untergang zu drohen.

Dadurch geängstigt, suchte der schwache Mann Schutz bei dem mächtigen Grafen Wilhelm von Rappoltstein, welcher zu jener Zeit Obersthauptmann und Landvogt im Oberelsaß und Sundgau war. „Er bat ihn, daß derselbe ihn wider seines Schwähers und Schwagers unbillige Gewalt schützen und ihm Rath und Hülfe leisten wolle, damit er seiner Schuldenlast und seiner Feinde täglichen Ueberfalls entlediget werden und eine eingezogene Haushaltung führen möchte." Der Landvogt nahm sich des Ritters an, verordnete zur Schuldentilgung den Beschlag der Güter und wies dem Ehepaar ein Jährliches an Getreide, Wein und Geld zu seinem Auskommen an. Dem Gatten wurde statt

aller Dienerschaft nur ein Knappe und ein Hausknecht, und seiner Frau eine Dienerin und eine Köchin verwilligt.

Diese Beschränkung ihres einst so glänzenden Haushalts erfüllte Kunigunde mit Wuth und Rache. Sie gewann die beiden Knechte und schwor ihrem Gatten Verderben und Tod.

Als sich derselbe an einem schwülen Sommertage, um Kühlung und Ruhe zu genießen, in das Gewölbe des Schlosses begeben hatte, traten die beiden treulosen Knechte herbei und sagten ihm in den frechsten Ausdrücken, wofern er nicht augenblicklich von ihrer Hand sterben wolle, so müsse er schriftlich erklären und mit seinem Wappen besiegeln, daß er zur Büßung seiner Sünden eine Wallfahrt nach Jerusalem beschlossen habe und von seinen Verwandten hiemit Abschied nehme, indem er seine Gemahlin in ihren Schuß empfehle.

Der Unglückliche widerstrebte vergebens. Kaum hatte er der Gewalt nachgegeben und den Brief unterschrieben und versiegelt, so wurde er mit einem Stricke, welchen Kunigunde mit eigener Hand herbeigebracht, von den beiden Knechten erdrosselt. Der Knappe band den Leichnam in der Nacht auf ein Pferd und warf ihn im benachbarten Walde in eine Grube, die er mit Moos und Reisig bedeckte.

Den folgenden Tag öffnete Kunigunde, die ihre innere Freude unter geheuchelter Trauer schlecht verbarg, den versiegelten Brief und theilte ihn den Verwandten ihres gemordeten Gatten mit. Allein Wilhelm von Rappoltstein, welcher alsobald von der Sache benachrichtigt wurde, schöpfte Verdacht, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man die Knechte des Ritters von Hungerstein mit Kleidern desselben geschmückt fand, und Kunigunde selbst ihr üppiges Leben nur noch in größerem Maße fortsetzte.

Er ließ einen Rath von Edelleuten zusammen berufen, welche die Sache untersuchten und zugleich auch den einen Knecht festnahmen, der die ganze Frevelthat bekannte. Der Leichnam des Gemordeten wurde aufgefunden und in Gebweiler feierlich beerdiget.

Nun wurde auch die treulose Gattin eingesetzt und als Mörderin und Diebin verurtheilt, in einen Sack gesteckt und ersäuft zu werden.

„Als nun Kunigunde hingerichtet werden sollte," sagt die Urkunde, „hat eine gewisse Adelsperson, deren Geschlecht ich Ehren-

halben nicht nennen will, welche, wie zu vermuthen, zuvor Kundschaft mit ihr gehabt, den Nachrichter angesprochen und demselbigen zwölf Goldgulden verheißen, wo er sie bei dem Leben erhalten und davon bringen könnte, welches der Nachrichter bewilliget, sie hart gebunden, daß ihr eine Ohnmacht angekommen, und alsdann ins Wasser geworfen. Ueber dem Wasser aber hat Gemeldter vom Adel mit zwei Pferden gewartet, und als die Verurtheilte ein wenig das Wasser hinabgeschwommen, hat sie der Nachrichter, so in einem Schifflein nachfuhr, mit dem Seil auf das andere Ufer gezogen und gestürzt, da sie alsdann bald wieder zu sich selbst kam und erlabet wurde."

Kunigunde flüchtete sich nun insgeheim nach der Schweiz, wo sie drei Jahre lang auf einem Schlosse zubrachte. Endlich aber gelang es dem Landvogte sie zu entdecken und er ließ sie sofort zurückbringen und in einem Thurme des Schlosses Hoh-Rappoltstein verwahren. Durch Schmeicheleien und Versprechungen wußte jedoch das listige Weib im Jahr 1507 den Schloßknecht, Philipp von Bacherach, zu gewinnen, daß er sie vermittelst einer Leiter, die er an dem Fenster ihres Kerkers anbrachte, aus ihrer Haft befreite. Gleich darauf wurde sie aber wieder eingeholt und zum zweitenmal in denselben Thurm gesperrt, wo sie noch zwanzig Jahre verlebte.

Wilhelm von Rappoltstein hielt ihre Reize für so gefährlich, daß er seinen Söhnen verbot, sich in der Nähe des Thurmes aufzuhalten, aus Furcht, auch sie möchten von ihr verführt werden. „Denn," sagt der Annalist, „sie war von einer ausbündigen Schöne und von Natur dahin geneigt, daß sie schier Jedermann als eine andere Venus zu ihrer Liebe reizte."

40.

Wie Gebweiler gerettet ward.

1445.

Aus der Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 62 u. ff.

„Es schmeckhete den Frantzösischen undt Engelländtischen Völckheren der Elsässer Wein, den sie genuegsam ohne Geld khauffen

khundten, also wohl, daß sie gedachten noch länger darin zu verbleiben; aber ehe sie sich in die Winterquartier begaben, kamen die Schinder[1]) in das Elsaß hinundter, verharendt ein Zeit lang zu Entzisheimb, als dan kamen sie undt nahmen Ruffach ein, Hattstatt, Herlesheimb, Heilig-Creutz, das Schloss undt Stättlin Kestenholtz; Sant-Pilt[2]) hat sich noch gewehret, undt zwey Stürm abgeschlagen; lestlichen als man ihnen getrauwet[3]), so sie das dridte Mal solten stürmen, niemandten zu verschonen, so haben sie sich endtlichen auch mit Beding ergeben miessen.

„Gebweiler mieste endtlichen auch an den Tantz undt zwar unvermuethendter Weis, weil man geglaubet sie hielteten sich ietzundt still in dem Winterquartier, so kamen sie urblitzlichen[4]) mit 40,000 Mann, undt lägerten sich unweith unser Frauwen Capellen undterthalb auff Schenckhen Wuest genandt. Nach deme der Delphin[5]) mit seinen Generalen undt Kriegs-Obristen Rath gehalten, zah er an Sanct Valentini Abendt (13. Februar 1445) für dise Statt, undt nach Mitternacht umb die drey Uhren gegen dem Tag, kamen sie undt legten Leitheren an die Ringmauwern auswendig gegen der hinderen Badstuben, undt stigen auff die Mauwren; als die Mauwr mit Stein belegt ware, da fielen die Stein auff das Gerüst, das es ein grosses Geboldter undt Getös von sich gabe, ab welchem die Wächter erwachten (dan sie hatten sich in die Badstuben in die Wärme gelegt, weilen es selbige Nacht sehr kalt ware); die Wächter fiengen an zu schreüwen[6]) undt machten einen grossen Lärmen, also das die Leith[7]) aus dem Schlaff erwachteten undt luffen[8]) alle dem Geschreüw zu.

„In dessen aber war ein wackhers Weib in der Statt, mit Namen Bridt[9]) Schikhin; sie ließ ihr das Heil der Statt

---

[1]) Schinder oder Arme Gecken (Armagnaken) nannte das Volk die französischen Truppen, welche nach der Schlacht zu St. Jakob, bei Basel, 1444, nach dem Elsaß kamen und dasselbe plünderten und verwüsteten.

[2]) Sant-Pilt, Sankt Hippolyt, bei Schlettstadt.

[3]) Getrauwet, gedroht.

[4]) Urblitzlichen, urplötzlich.

[5]) Der Delphin, Dauphin, der nachmalige Ludwig XI., König von Frankreich.

[6]) Schreüwen, schreien.

[7]) Leith, Leute.

[8]) Luffen, liefen.

[9]) Bridt, noch jetzt sehr gebräuchliche Abkürzung von Brigitta.

wohl angelegen seyn; die selbige nahm etlich Wellen Stroh undt luff auff den Prediger Gang, zündete dasselbige Stroh an, wurffe solches mit grossem Geschreüw über die Mauwren hinaus in den Stattgraben, ab welchem ein solcher Forcht undt Schräckhen undter den Feind kame, das er eiligst widerumb zurückh, den Schinberg hinauff, undt die Flucht nahme, nicht ohne eine sonderbare Schickhung Gottes.

„Dan als iust selbiger Zeit gar vill Volkh in der Statt war, haben sie nicht ohne grosse Verwundterung gesechen, das die glorwürdigiste Mueter Gottes, undt der heilige Bischoff undt Martyrer Valentinus auff der Ringmauwren mit einem grossen Glantz umbgeben hin undt här spatziereten, anzuzeigen, daß sie die Statt undt dero Inhaber undter ihren Schutz undt Schirm genommen haben.

„Da es am Morgen Tag ware, undt man die Thor auffthäte, hat man noch etliche Leither von sonderbarer Invention, theils von Strickh, theils von Holtz gemacht, die man zusammen legen khundte, an den Ringmauwren hangendt gefundten, die man zur ewigen Gedächtnus in der Pfarrkhürchen allhier auffgehenckht [1]). Es giengen auch etliche Männer hinaus auff Schenkhen-Wuest in das Läger, wo sich der Feind auffgehalten; fundten aber niemandt mehr, dan die Feindliche waren alle darvon geflochen mit Hinderlassung viller Pferdt undt anderer Sachen, welches alles die Burger in die Statt gebracht undt groß Gueth hiemit gewunnen haben.

Die Feind, die den Schinberg hinauff geloffen waren (wurden etliche darvon gefangen), sagten und bekendten öffendlich, das ihnen allen nicht anders ware, als wan ein solche grosse Schaar ihnen nacheileten; ia es hat sie gedunckhet, es luffe das gantze Landt ihnen nach: ohne Zweiffel wird ihnen die seligiste Mueter Gottes, so mit dem heiligen Valentino auf der Mauwren erschienen, eine übernatürliche Forcht undt Schräckhen eingeiagt haben, welche in der Wahrheit sich also erschröckhlich erzeiget, als wie ein wolgeordnetes Kriegsheer."

Zur Erinnerung an diese wundervolle Begebenheit wird seit jener Zeit in Gebweiler zu Ehren des heiligen Valentinus eine Messe, und zu Ehren der Mutter Gottes ein Fron-Amt gesungen.

---

[1]) Einige dieser Leitern werden noch jetzt in der alten St. Adelphi-Kirche aufbewahrt.

Der Anhang zur Dominikaner-Chronik (S. 423 und 424) enthält einen Abdruck der alten, 1695 erneuerten Pergament-Urkunde der Stiftung.

41.

Des Fürsten zu Murbach jäher Tod.

1477.

Aus der Gebw. Dominik. Chron., S. 86.

„Ein erschröckhlicher Casus begabe sich alhier in Gebweiler. Dan als Bartholomäus von Andlauw, Fürst zu Murbach, in dem oberen Schloss Hugstein in sein gemach kame, undt Nacht ware, da sas er auff seinem Stuel undt redete mit seinem Kammerdiener, was ihnen angelegen war; in dem so verlöst ihnen das Liecht. Der Kammerdiener nimb die Kertzen undt wolt ein anders Liecht anzinden; undt als er es angezundten undt damit in die Stuben kame, da der Herr sase, da sache er mit grossem Schräckhen, wie das ein schwartze Katz dem Herren auff dem Hals lage, die ihn verwurgt hat Der Kammerdiener floche aus der Stuben, gienge hinab, undt erzehlete es dem gantzen Hausgesind. Man thete ihn wie man mit einem todten Cörper thun soll, legt ihn in ein Todtensarch. In der fruhe, am Morgen, fiehrt man ihn gehn Muerbach; er hete vier starckhe Pferdt, die zugen an dem todten Cörpel das sie schwitzeten; alle die da waren, namb es groß Wundter; undt da er gehn Muerbach in die Khürchen kam, da thete man den Todtenbahr auff, wie es Gewonheit war; aber es wurd leider kein todter Körper mehr darinnen gefundten. Gott wölle uns alle gnädiglich vor dem bösen undt unversechenen Todt behieten."

Aus der ganzen Darstellungsweise des Chronisten geht hervor, daß derselbe annimmt, der Teufel habe den oben genannten Fürsten von Murbach zuerst unter der Gestalt einer schwarzen Katze (einer Maske, welche der Teufel und seine Genossen oft nehmen) zuerst erwürgt und sodann auf unsichtbare, unerklärte Weise sich seines Leichnams bemächtigt, was besonders aus

den Worten „aber es wurd leider kein todter Cörper mehr darinnen gefundten" klar wird. Auch die Nachfolger des Verstorbenen scheinen dieser Meinung gewesen zu sein, denn vom Jahr 1477 bis zum Jahr 1514 wollte es keiner bewohnen, so daß es beinahe in Trümmer fiel. Zu letzterm Jahre bemerkt der Dominikaner: „Es hat der hochwürdig Herr Georg von Maasmünster, Fürst zu Muerbach, angefangen das Schloss Hugstein zu bauwen, weil es gantz bauwfellig, undt seit dem Hintrit des Herren Bartholomäi von Andlauw verwildet undt gleichsamb von niemandten mehr bewohnet ware."

Das Volk hat den Teufel ebenfalls herbeigezogen und die Sage auf seine Weise erzählt; sie lebt noch, kaum erkennbar, in folgender Auffassung fort.

42.

Der Teufel auf Hugstein.

Mündlich.

Eine Viertelstunde vom Städtchen Gebweiler liegt auf einem niedern Hügel, der sich bis an die Straße herabsenkt, die zerfallene Burg Hugstein.

Die ehemaligen Besitzer derselben waren zu einer Zeit Raubritter, die ein wüstes, zügelloses Leben führten und sich mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben hatten.

Als nun die Stunde herannahte, in welcher sie ihm verfallen sein sollten, fuhr der Böse, als Kaufmann verkleidet, mit einem reichbeladenen Wägelein das Thal hinein. Kaum war er in die Nähe des Schlosses gekommen, als die Ritter über ihn herfielen, Roß und Wägelein nahmen und den vermeintlichen Kaufmann in's dunkelste Verließ der Burg warfen.

Gegen Abend kam ein Knecht, um nach dem Gefangenen zu sehen und ihm Brod und Wasser nebst etwas Stroh zum Nachtlager zu bringen. Das mochte dem Teufel nicht so ganz behaglich vorgekommen sein, und er sagte zum Knechte: „Guter Freund, sage doch deinen Herren, daß ich durchaus nicht gewöhnt bin, eine solche magere Kost zu mir zu nehmen, auch liebe ich Gesellschaft, und würde den Rittern die Zeit gerne durch lustige Stücklein verkürzen, wenn sie mir erlaubten, ihnen nach Tische aufzuwarten."

Die Schloßherren, welche begierig waren, ihren Gefangenen näher kennen zu lernen und Näheres über ihn zu erfahren, sich auch gerne die Zeit vertreiben ließen zwischen dem Humpen und dem Bette, gewährten ihm seine Bitte, und er belustigte sie in der That durch Gaukelspiele aller Art.

Als nun die Mitternachtstunde vom Schloßthurme herabtönte, nahm der Fremde ein blaues Fläschchen aus der Tasche und stellte es auf den Tisch. Derselbe krachte plötzlich mit furchtbarer Gewalt und fuhr in Stücke; die Decke des Saales fiel ein, und alle Wände zitterten. Der Teufel aber ergriff die Ritter und fuhr mit ihnen durch die Lüfte. Des andern Morgens lag das ganze Schloß in Trümmern.

43.

Der wundersame Käfer.

Mündlich.

Ein fremder Ritter kam eines Tages aus dem Kloster Murbach in Pilgrims Weise durch das Thal geschritten und wollte, um begangene Sünden abzubüßen, noch einige andere Gnadenorte besuchen.

Da kam er auch auf den Hügel, an welchen später das Dörfchen Bühl gebaut wurde, und ließ sich, vom Gehen ermüdet, am Fuße einer alten Linde nieder, um auszuruhen. Er schlief ein, und als er gegen Abend erwachte, wurde er durch einen wundervollen Wohlgeruch erquickt, der sich in seiner Nähe verbreitete. Bald gewahrte er, daß dieser Wohlgeruch von einem ihm unbekannten Käfer ausging, welcher auf einer Blumenglocke saß. Als er denselben näher betrachtete, sah er, daß er ein schwarzes Kreuz auf den geschlossenen Flügeldecken trage.

Er erkannte in dieser Erscheinung ein Zeichen des Himmels und gelobte eine Kapelle an dem Orte zu bauen, was er auch treulich hielt. An der Stelle derselben erhebt sich jetzt die freundliche, vom Friedhof umgebene Kirche von Bühl, von welcher man das ganze Thal übersehen und weit in die Ebene hinaus bis an den Rhein und den Schwarzwald schauen kann.

44.

Ritter Kurt und die Kapelle von Ungersheim.

S. Annales Dominicanorum Colmariensium, bei *Urstisius*, Scriptores rerum Germanicarum, Pars II, p. 5.

Im Jahr 1220 erbaute Ritter Kurt sich eine stattliche Burg. Er war ein wilder Kriegsmann, der nichts kannte, als sein breites Schlachtschwert und seinen Eigenwillen, dem sich Alles beugen und fügen mußte.

Im Dorfe Ungersheim, zwischen Sulz und Ensisheim, stand damals eine Kapelle, mit einem starken, aus Quadern erbauten Thurme. Die schön behauenen, großen und festen Steine reizten des Ritters Begierde. Weit besser, dachte er, würde dieses schmucke Steinwerk den Hauptthurm seiner Veste zieren, als des Pfaffen Kapelle, wo es immerfort von den Schwingungen der Glocke zu erzittern hätte.

Ohne Verzug machte sich Herr Kurt an's Werk und ließ ohne weiters den Glockenthurm der Kapelle abbrechen, und verwandte sofort sämmtliches Gestein zu seinem Schloßbau.

Groß war der Unwille des Pfaffen und des gläubigen Volkes, welche Gottes Strafe über den freveln Sünder herabriefen. Und siehe, desselbigen Jahres noch wurde der Ritter Kurt unsinnig und blieb es auch zeitlebens.

Ungersheim heißt in alten Urkunden öfters Ongersheim. Es gibt auch in Deutschland mehrere Ortschaften dieses Namens, allein die in der oben angegebenen Sammlung enthaltene Stelle trägt als Titel am Rande: Ongersheim Alsatiæ superioris.

45.

Das Krämerweib von Ungersheim.

S. Annal. Dominic. Colmariens., P. II, p. 16.

Zu Ungersheim lebte um das Jahr 1279 ein Krämerweib, welches mit einer seltsamen, schrecklichen Krankheit behaftet war,

aus der kein Arzt klug werden konnte, viel weniger das arme Weib davon befreien.

Nach langen, vergeblichen Versuchen fand sich endlich ein fremder Arzt, ein physicus, wie ihn der Dominikaner nennt. Derselbe trieb innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren drei böse Geister aus der Kranken, in Gestalt von drei Katzen (tres cattas); worauf dieselbe völlig genas.

46.

Die Stiftung des Klosters St. Valentin, zu Ruffach.

S. Matern. Berler's von Ruffach handschriftliche Chronik, S. 69 b; 70 a; 81 b; 84 b; 359 a. (Straßb. Stadtbibliothek.)

Um das Jahr 1001 waren in dem Benediktiner-Kloster Casia, bei dem damals unter dem Namen Castra Theodori bekannten Städtlein an der Marne, drei Mönche, welche aus sonderbarer Andacht und mit Verwilligung ihres Abtes nach Rom zogen, um dort die heiligen Orte und Stätten zu besuchen und Gnade zu erwerben und Ablaß.

Zu Rom kehrten die Mönche bei dem Abte des Klosters der heiligen Praredis ein, woselbst die Reliquien des heiligen Märtyrers Valentinus aufbewahrt wurden.

Diesem Heiligthum erwiesen die drei fremden Mönche ihre tägliche Verehrung. Nachdem sie sich nun eine Zeit in Rom aufgehalten hatten, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, einen Theil der Gebeine des heiligen Märtyrers zu gewinnen. Sie theilten ihren heißen Wunsch dem Abte mit und baten sogar um das Haupt des heiligen Valentin. Der Abt gab ihren dringenden Bitten Gehör und übergab den drei Mönchen das Haupt des Märtyrers.

Hochentzückt und voller Andacht zogen die Glücklichen von Rom hinweg mit ihrem köstlichen Schatze. Schon sahen sie im Geiste den schönen Tag, an welchem ihr Abt das theure Kleinod in ihrer Kirche, an den blühenden Ufern der Marne, feierlich beisetzen würde. Allein der Himmel hatte es anders beschlossen.

Auf ihrer Rückreise in die Heimat kamen die drei Mönche

eines Abends spät bei Ruffach an, dessen Thore bereits geschlossen waren. Die schüchternen Fremdlinge getrauten sich nicht anzuklopfen und um Einlaß zu bitten; sie beschlossen also auf dem Bühel oder Hügel, nahe bei der Stadt, auf welchem die mächtigen Zinnen und Thürme der von König Dagobert gegründeten oder doch von ihm wieder aufgebauten Isenburg emporragten, die Nacht zuzubringeu unter dem Schutze ihres wohlverwahrten Heiligthums.

Sie lagerten sich auf dem Burgrain vor der Isenburg und schliefen alsobald vor Müdigkeit ein.

Des Morgens frühe, als sie erwachten, schickten sie sich an, ohne Säumen weiter zu ziehen. Als sie jedoch die ihrer Obhut anvertraute Reliquie emporheben wollten, vermochten sie es nicht, trotz aller wiederholten Austrengungen. Mehrere Male gelang es ihnen zwar später, dieselbe aufzuheben und sogar eine Strecke weit fortzutragen, allein immer kehrte das Heiligthum wieder an die Stelle zurück, wo es die Nacht über geruht hatte.

Da erkannten die Mönche, daß solches Wunder nur durch göttliche Macht und durch den ausdrücklichen Willen des Heiligen selbst stattfinden könne, und daß dieser hiemit die Stelle auf dem Schloßrain bezeichnet habe, wo sein Haupt fernerhin bleiben solle.

Sie ergaben sich also in den Rathschluß des Himmels, gingen in die Stadt hinein und erzählten allmänniglich, was Wundervolles ihnen begegnet.

Die Volksmenge hörte ihnen mit andachtsvollem Staunen zu und drängte sich sodann zum Thore hinaus auf den Schloßberg, um die heilige Reliquie mit eigenen Augen zu sehen und verehren zu können. Besonders die mit der fallenden Sucht Behafteten, oder, wie man in alten Zeiten sagte, die mit dem hinfallenden Siechtag Beladenen, machten sich auf, von der Wunderkraft des Heiligthums Genesung hoffend.

Auch von den benachbarten Orten strömten neugierige und gläubige Pilger herbei und ließen reichliche Opfer zurück.

Nun dachten Ruffach's Bürger alles Ernstes daran, das ihnen von Gott zugesandte Kleinod gebührend zu ehren, dasselbe an geweihter Stätte unterzubringen und getreulich aufzubewahren.

Mit Verwilligung ihres zeitlichen Herrn, des Bischofs von Straßburg, und mit Hülfe der drei fremden Mönche erbauten sie auf dem Burgrain bei der Isenburg an derselben Stelle, wo sich

das Wunder erzeigt, eine Kapelle, zu Ehren des heiligen Märtyrers Valentin und Mariä der Mutter Gottes. Augenscheinlich, so sagten sie, hatte ja die heilige Jungfrau den Einwohnern von Ruffach den Märtyrer zu einem Mitbürger auserwählet.

St. Valentin seinerseits bezeugte in der Folge durch zahllose Wunder, daß sein Haupt an einer ihm wohlgefälligen Stätte ruhe. Durch seine Fürbitte wurden täglich viele Menschen von dem hinfallenden Siechtage befreit und heil.

So groß wurde nach und nach der Zudrang der Gläubigen von nah und fern, daß das Opfer bei der Reliquie immer ergiebiger wurde, so daß der Gottesdienst täglich gemehret und bald ein herrliches Kloster unter dem Schirme der alten Isenburg auferbaut werden konnte.

Berler nennt S. 69 b zuerst Casia, das Kloster, aus welchem die drei Mönche gekommen waren: „drig andechtige und geistliche münch ordens Sancti Benedictini in dem closter Casia gelegen in Frankrich, ein mil von eim stettlin Castra Theodori, an dem Wasser genannt Marna."

An einer andern Stelle, S. 359 a, nennt Berler die Stifter: „münche ausz Metzer vorstatt Unser frawen von Campis Benedictiner Orden, die ausz schickung Gottes gen Ruffach kumen syndt mit vil heiltum [1])" und denen, fügt er hinzu, Bischof Heinrich von Straßburg „von wegen der groszen mirackel doselbs beschehen, vergunnet ein closter ze buwen auf der burgreyn an das Sclosz Ysenburg, anno MCLXXXIII iar, und ist zu latin genant worden Monasterium montis vel collis."

Es scheint jedoch hier eine Verwirrung obzuwalten. Die letzte Angabe bezieht sich wohl auf die Erbauung des neuen, größern Klosters auf dem Burgrain vor der Isenburg, im Jahre 1183. Zu dieser Zeit wurde St. Valentins Kloster in der That unter die Botmäßigkeit des Priors und des Kapitels von Metz gestellt. Die ursprüngliche Stiftung aber des ersten Bethauses oder Klosters zu St. Valentin geht beinahe um zwei Jahrhunderte zurück. S. 70 a sagt Berler ausdrücklich, daß nach der ersten Stiftung von den

[1]) *Heiltum*, auch *heltum* (wie Helje von Heiliger), Heiligthum, Reliquie.

reichlich eingegangenen Opfern ein herrliches Kloster errichtet wurde, und daß nach zweihundert Jahren, als Kaiser Philipp das Bisthum Straßburg mit Feuer und Schwert verheerte, das Kloster zu St. Valentin durch Bischof Konrad von Hühnenburg zur Sicherheit der Stadt Ruffach und des Schlosses Isenburg abgebrochen wurde: „Darnach von miracklen die daselbist teglich geschechen, ward ein herrlich closter gebuwet und nach CC ioren von bischoff Conratt von Hühnenburg ab gebrochen, war Philippus hertzog usz Suaben erwelt zu remeschen Keysser verhergt das gantz Straszburger bistum.“ Diese Verheerung fand in den Jahren 1199 und 1200 statt; so daß also gerade zwei Jahrhunderte verflossen waren seit der Stiftung der ursprünglichen Kapelle auf dem Burgrain oder der Burghalde vor der Isenburg, im Jahre 1001.

Die Legende, welche Berler S. 69 und 70 erzählt, läßt sich somit ganz wohl mit der Erneuerung und Vergrößerung des Klosters, im Jahr 1183, vereinigen.

Im Jahr 1206 zog Bischof Heinrich von Veringen, Konrads von Hühnenburg Nachfolger, das Kloster St. Valentin in die Stadt Ruffach. Von dieser Zeit an zogen dann die Mönche dieses Klosters jährlich am Tage Aller Seelen in prächtiger Prozession auf den Schloßberg „Gott den almechtigen zu bitten für die Stifter, gutteter (Gutthäter, Wohlthäter) und die da begraben ligen.“

47.

St. Landolins Gut zu Ruffach.

S. Mat. Berler's handschriftl. Chronik, S. 345; aus der Chronik der Abtei Ettenheimmünster gezogen. Ueber Landolin's Abkunft und Tod s. Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, Kolmar 1840, S. 175, wo jedoch die hier erzählte Begebenheit nicht berührt wird.

Eine Feuersbrunst hatte die Klosterkirche von Ettenheimmünster, so im Badischen gelegen, aber zum Bisthum Straßburg gehörig war, in Schutt und Asche verwandelt. Da erwarben die Mönche einen Ablaßbrief zu Gunsten der Wiederherstellung ihres Hauses, und entsandten einige der Ihrigen mit den Reliquien des heil. Landolinus, des Stifters des Bethauses, welches ursprünglich an der Stelle der Abtei gestanden hatte, um die Gläubigen

zu Beiträgen aufzufordern und die eingehenden Spenden und Steuern einzusammeln.

Die Mönche zogen also mit St. Landolins Heiligthum durch das ganze Bisthum Straßburg, beide Seiten des Rheins entlang; überall zu Buße und Gebet auffordernd und Ablaß gegen milde Gaben zur Wendung ihres frommen Zweckes spendend.

Nun überschritten sie die Gränze ihrer Diözese, um ihr Ansuchen auch in das obere Mundat zu bringen, welches König Dagobert vor Zeiten dem Bisthum Straßburg zugewandt hatte. Unter festlichem Geläute der Glocken sämmtlicher Kirchen und Klöster langten die Ettenheimer bei Ruffach, der Hauptstadt des obern Mundats, an. Vor den Thoren der Stadt schon, wo sie die Volksmenge erwartet hatte, sangen sie mit helltönender Stimme die Legende und die Wunderthaten des Heiligen, dessen Reliquien auf ihren Schultern ruhten, ihrer Kirche kostbarster Schatz und treuster Schirm.

Während alles Volk andächtig zuhörte und auf die Knie gesunken war, kam ein stattlicher Rittersmann auf wildem Rosse aus der Stadt gesprengt. Mit verächtlichen Blicken schaute er auf die einfältige Menge herab und da er den Namen des ihm unbekannten Heiligen vernahm, dessen Wunderwerke die Ettenheimer Mönche sangen, lachte er laut auf und warf ihnen einige derbe Schmähworte zu, indem er sein Pferd heftiger durch das Gedränge treiben wollte.

Allein in demselben Augenblicke schwanden ihm die Sinne; wie vom Blitze getroffen stürzte er zu Boden mit zerbrochenen Gliedern. Vergebens krümmte und wand er sich im Staube und stieß Flüche und Lästerworte aus. Endlich wurde er ruhiger; ein Gedanke schien plötzlich seine Seele durchbebt zu haben. Unter heißen Thränen gestand und bereute er seine Sünde, bat die Mönche um Verzeihung und gelobte Gott und dem heil. Landolin, von nun an sein früheres wildes Leben zu lassen und sich ganz zum Himmel zu wenden. Feierlich versprach er zuletzt, sein ganzes Gut dem beleidigten Landolin zu schenken, als Sühngeld für seine Frevelthat. Und siehe, alsobald wichen alle seine Schmerzen und er erhob sich wieder kräftig und gesund, wie zuvor.

Der Ritter hielt sein Versprechen; er ging in sich, lobte Gott mit Fasten und Beten und schenkte alle seine Habe im Gebiete

Ruffach der Abtei Ettenheimmünster, welche dieselbe mehrere Jahrhunderte lang unter dem Namen St. Landolins Gut besaß.

Maternus Berler bezeugt selbst, daß seine Familie St. Landolins Gut (praedium Sancti Landolini) seit den ersten Jahren des 15ten Jahrhunderts als Erblehen inne hatte. Im Jahr 1409, erzählt er, übergab der Abt Andreas Kranich St. Landolins Gut dem Andreas aus der Familie Berler zu einem Erblehen, gegen eine jährliche Gülte von vier Viertel Waizen und drei Viertel Hafer; und im Jahre 1438 setzte der Abt Andreas die Viertel Waizen ebenfalls auf drei herab, wegen der Unergiebigkeit des Gutes. Handschriftl. Chronik S. 345 b.

48.

Die Weiber von Ruffach.

S. Sebastian Münster's Cosmographey, Basel 1592, S. 636. Bernhard Herzog's Edelsasser Chronik, Straßb. 1592, Buch II, S. 32 u. ff.

Nachdem Kaiser Heinrich IV. sich für den Gegenpapst Clemens erklärt hatte, wollte er alle Bischöfe des Reichs zwingen, denselben anzuerkennen; denjenigen aber, die sich deß weigerten, nahm er ihre Bisthümer weg.

Dieß geschah nun auch dem Bischofe von Straßburg. Auf kaiserlichen Befehl wurde ihm Ruffach, die Hauptstadt des obern Mundats, eines der ältesten Besitzthümer der Bischöfe von Straßburg, weggenommen. Das Schloß wurde mit Truppen besetzt und die Einwohner auf die grausamste Weise gedrückt.

Diese Gewaltthaten nahmen nur noch zu unter der Regierung Heinrichs V., welcher ein starkes Heer rings um die Stadt zusammenzog.

Zu dieser Zeit, 1105, trieb besonders der kaiserliche Schloßvogt sein böses Spiel mit den Bewohnern von Ruffach, die, unmächtig, sich zur Wehr zu stellen, alle Unbill über sich ergehen lassen mußten. Allein die Stunde der Rache sollte nicht ausbleiben.

Am Ostertage hatte der Vogt eine schöne Bürgerstochter, die mit ihrer Mutter eben in die Kirche gehen wollte, überfallen und

in's Schloß bringen lassen. Die Verzweiflung der Mutter kannte keine Gefahr. Sie beschwor die Männer zu den Waffen zu greifen, ihre Tochter von der Schmach zu erretten und endlich das schmähliche Joch der fremden Herrschaft zu brechen. Allein die Männer wagten es nicht, sich der Uebermacht des Feindes entgegenzusetzen. Da wandte sich die bange Mutter an die Frauen und beschwor sie bei der Liebe zu ihren eigenen Kindern, die ja ebenfalls der Wuth des Tyrannen ausgesetzt seien, ihr in ihrem Jammer beizustehen. Ihre Worte fanden Wiederhall in den Herzen der Mütter. Sie bewaffneten sich, drangen in's Schloß, sprengten die Thüren, und ehe die Wache, die auf einen solchen Angriff nicht gefaßt war, zu den Waffen greifen konnte, schlugen sie die heldenmüthigen Weiber zusammen. „Sie waren," sagt Herzog, „vor Zorn eitel Mann."

Nun wuchs auch den beschämten Männern der Muth. Die ganze Bevölkerung erhob sich. Die kaiserlichen Truppen fielen überall unter den Streichen der siegreichen Bürger. Der Kaiser selbst entkam mit Mühe und floh nach Kolmar.

Die Frauen brachten Krone, Zepter und Mantel, die er zurückgelassen hatte, im Triumph zur Kirche und legten sie auf den Altar der heil. Jungfrau nieder.

Von dieser Zeit aber hatten die Ruffacher Frauen bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen den Vorrang über die Männer. Derselbe besteht noch heutzutage darin, daß sie in der Kirche die Stühle auf der rechten Seite des Altars inne haben.

Das Mundat Ruffach oder das obere Mundat, muens datum, bestand aus dem Schlosse Isenburg, der Stadt Ruffach und dem dazu gehörigen Gebiete, in einer Ausdehnung von etwa fünf Stunden. König Dagobert II., welcher in Ruffach einen Palast hatte, schenkte das Besitzthum dem Bisthum Straßburg, nachdem St. Arbogast seinen von einem Wildschweine tödtlich verwundeten Sohn Sigebert gerettet hatte [1]. Derselbe König hatte auch dem 623 gestifteten Benediktiner-Kloster zu Weißenburg, im

---

[1]) Ein altes Oelgemälde über dem Seiten-Altar, links vom Chor, stellt die Begebenheit dar.

Unter-Elsaß, reichliche Schenkungen gemacht, welche unter dem Namen des untern Mundats bekannt sind.

49.

Das Hungertuch in der Kirche von Ruffach.

S. Geschichte und Beschreibung des Elsasses, Basel 1782 (Art. Ruffach); Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 39.

Im Jahr 1347 herrschte eine furchtbare Hungersnoth im ganzen Lande und war großes Elend. Zur Erinnerung daran wurde das große Hungertuch gemacht, welches noch heutzutage vom Aschermittwoch bis zum Samstag nach Ostern über den Hauptaltar gespannt wird, um die Ornamente desselben zu verhüllen.

Davon kommt der sprüchwörtliche Ausdruck: „Am Hungertuche nagen."

Geiler von Kaisersberg gebraucht das Wort Hungertuch auch von dem großen Vorhang im Tempel von Jerusalem: „In dem daß die son (Sonne) erbleicht und daß Erdtreich erbidmet (erbebt), und die stein zerspieltent und das hungertuch im tempel zerreist." Postille II, S. 95.

50.

Der Ruffacher Galgen.

S. Geschichte und Beschreibung des Elsaßes, ebendas. und *Th. de Morville,* voyage pittoresque en Alsace, Mulh. 1841, S. 199.

Im siebzehnten Jahrhundert verfuhr man in Ruffach sehr streng gegen die Diebe. Da der alte Galgen wegen des zu häufigen Gebrauchs gebrechlich wurde, baute man einen neuen aus starkem Eichenholz, davon das Sprüchwort in Umlauf kam: „Der Galgen von Ruffach hat gut Eichenholz." Auch sagte man: „Nimm dich vor dem Ruffacher Galgen in Acht!"

Es traf sich einst, daß die Einwohner des benachbarten Dor-

ſes Pfaffenheim einen Dieb eingefangen hatten und ihn an den Ruffacher Galgen aufhängen wollten. Dagegen legte aber der Ruffacher Magiſtrat Proteſt ein, indem er ſagte, er habe dieſen Galgen auf öffentliche Unkoſten der Stadt bauen laſſen, und nur ihre Bürger und deren Nachkommen hätten ein Genußrecht auf denſelben.

51.

Dem Teufel zu!

1721.

Aus der Gebweiler Dominikaner=Chronik, S. 373 und 374.

„In Monath Mertzen (1721) hat ſich in Ruffach ein erſchröckhenswürdige Geſchicht mit einem gottloſen Bueben zugetragen. Er war des Teütſchen Caſpers alhier Dochter Stieffſohn. Als er von der Statt, hieher Gebweiler, Frucht in die Mühle geholt, legte er ſich auff den Karren vorgeſpannt mit einem Oren, gantz getrunkhen. Undter wegs befragte man ihn, wohin er fahren wolte? antwortete er „dem Teüffel zu!“ Dieſer Bueb entſchlaffte auff dem Karren, der Or gienge der Waid nach durch einen tieffen Graben, der Bueb fiel in den Waſſergraben, die Frucht undt Karren auff ihne, iſt alſo elendtiglich ertrunckhen undt zerquetſcht worden. Wie ich berichtet, ſo ſoll ſein Vatter der gröſte Fluecher in Ruffach ſein.“

Eine ähnliche Geſchichte „So fährt man zum Teufel!“ berichtet Moor; ſ. Aug. Schnezler, badiſches Sagenb. II, S. 205 und 206.

52.

Der Bollenberg.

Mündlich. — Vergl. *Schöpflin,* l'Alsace illustrée, trad. par L. W. Raweniz, Mulh. 1849, I, p. 599.

Bei **Ruffach** iſt ein Hügel, der Bollenberg genannt, auf welchem einſt die **Druiden** opferten. Unter den Römern ſoll **Apollo**

hier einen Tempel gehabt haben, und von ihm wird der Name, den er trägt, abgeleitet.

Man sieht auf dem Hügel oft weiße Frauen einen Reigen um eine Flamme tanzen; auch ist er als Sammelplatz der Hexen berüchtigt.

53.

Die Wallfahrt Schauenberg.

Mündlich.

Ein elsässischer Rittersmann war von seiner Pilgerschaft zum heiligen Grabe in Jerusalem zurückgekommen und hatte das Gelübde gethan, zur Ehre der heil. Jungfrau, welche ihn auf seiner Reise beschützt hatte, eine Kapelle zu bauen. Er ging in der Absicht, eine taugliche Stelle in der Nähe von Ruffach zu finden, am mittlern Abhange des Gebirges hin, und konnte sich lange Zeit nicht über die Wahl derselben entscheiden. Da hörte er plötzlich auf einem Hügel, zwischen Gebersweiher und Pfaffenheim eine Stimme, welche ihm zurief: „Schau den Berg!" Zu gleicher Zeit erhob sich auf demselben eine Flamme, und als er auf dem Gipfel des Hügels angekommen war, fand er ein Marienbild, welches aus der Erde stieg, ringsum von Flammen umgeben, ohne von denselben versehrt zu werden. An diesem Orte nun ließ er eine Kapelle bauen, und später entstand daselbst die weitberühmte Wallfahrt Schauenberg.

Das Kloster Schauenberg, zur Gemeinde Pfaffenheim gehörig, wurde von den Franziskanern von Ruffach bewohnt.

Ueber die Legende selbst vergleiche die Bemerkungen zu Maria in der Eich (Ruelisheim), S. 32.

54.

Die Greifenklaue des heil. Imerius.

S. M. Berler's handschriftl. Chronik, S. 115 a und 388 b. Vergl. Hunkler, Leben der Heil. des Elsaßes, S. 277.

Zwischen den Trümmern des Schlosses Hoch=Hattstatt und dem Dorfe Gebersweiher erhob sich ehedem das stattliche Benediktiner=Kloster St. Markus oder St. Marx=Zell genannt.

König Dagobert hatte dasselbe um's Jahr 676 gestiftet und einigen Mönchen von St. Georgen, im Schwarzwald, übergeben, damit sie Gott dieneten mit Beten, Singen, Fasten und andern guten Werken.

Als erster Abt wurde dem neuen Gotteshause St. Imerius oder Himerius vorgesetzt, ein frommer Mann, welcher der ganzen Umgegend als würdiges Vorbild diente. Er lebte ganz seinem heiligen Berufe und lag Tag und Nacht dem Gebete ob.

Der stete Verkehr mit seinem Herrn und Heilande erweckte nach und nach in der Seele des Abtes eine solche Sehnsucht, die Stätte, auf welcher der Erlöser einst gewandelt, mit eigenen Augen zu sehen und an dessen Grabe zu beten, daß er den Entschluß faßte, die weite Reise zu unternehmen.

Er vollführte ihn auch, und nachdem er sich gehörig vorbereitet, trat er die ersehnte Reise an.

Unterwegs schiffte er an einer Insel vorüber, von welcher lautes Jammern und Wehegeschrei zu seinem Ohre drang. Ein furchtbarer Greif hauste daselbst und verbreitete Graus und Schrecken unter den Bewohnern der Insel.

Da jammerte den heiligen Pilgrim die Noth der armen Bedrängten. Er stieg an's Land, und mit lautem, herzinnigem Gebete trat er dem Ungethüm entgegen. Die Macht dieses Gebets und der gotterfüllte, feurige Blick des frommen Imerius bezwangen den Greifen, und „aus Gottes Kraft" brach der Abt ihm eine seiner hintern Klauen ab, wodurch er ihm alle Gewalt benahm.

Als Imerius aus dem gelobten Lande zurückkehrte, brachte er die Greifenklaue mit und schenkte sie dem Kloster zu ewigem Angedenken.

Dieselbe wurde Jahrhunderte lang von den Mönchen zu St. Marx zur Erinnerung an den ersten Vorsteher ihres Hauses

und an seine Heiligkeit aufbewahrt. Erst als im Jahr 1360 die sogenannten Engeländer mit dem Herrn von Coucy das Elsaß überfielen und verheerten, wurde das Kloster von diesem Schatze beraubt. Sie versetzten dieselbe sodann dem Abte von Marbach um zwanzig Gulden, wofür er jedoch noch eine kostbare Perle einlösen konnte, die das welsche Volk ihm in seinem eigenen Kloster geraubt hatte.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts sah Maternus Berler die Greifenklaue noch im Kloster Marbach, wo sie mit großer Sorgfalt aufbewahrt wurde.

An der Stelle S. 115a seiner Chronik berührt Berler den Raub der Greifenklaue durch die Engeländer oder Wahlen, im Jahr 1360, und sagt sodann: Imerius habe dieselbe dem König Pipin verehrt, durch welchen sie nachher erst nach St. Marx gekommen wäre: „fürnemlich, sagt er, „ware genummen die clawe (Klaue) von dem griffen, die sanct Imer kunig Pipino sante ausz dem heiligen landt Jherusalim." Diese Angabe stimmt aber hinsichtlich der Zeit nicht mit der Erzählung der Sage selbst durch Berler überein. Letztere war jedenfalls vorzugsweise zu befolgen.

Abweichend von Berler läßt Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes, S. 282, Imerius sich in einem Thale des Jura niederlassen: „Nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande ließ sich der heil. Himerius in einem Thale des sogenannten Juragebirges nieder und erbaute allda eine kleine Zelle, nebst einer Kirche, unter Anrufung des heil. Martinus. Das Thal nahm seinen Namen an, und es entstand im Laufe der Zeit ein Marktflecken, Saint Imier genannt, der zu jenem Theile des Erzbisthums Besançon gehörte, welcher den Calvinismus annahm und gegenwärtig den Schweizerkantonen einverleibt ist. Himerius führte ein sehr bußfertiges Leben, schlief neun Jahre hindurch auf einem Felsen, aß drei Tage in der Woche nichts, als ein wenig Gerstenbrod, brachte die übrige Zeit fastend zu und übte die strengsten Bußwerke aus."

Gebersweiher wird von Berler Gebliswеiler geschrieben, in ältern Urkunden heißt es Gebilichizwilre.

Das St. Marx-Stift war früher dem heil. Sigismund geweiht gewesen, dessen Reliquien hier aufbewahrt wurden.

55.

Bischof Friedrich von Zeringen.

S. M. Berler's handschriftl. Chronik, S. 393 b.

Im Jahr 1101, unter dem Prior Gerhard von St. Amarin verbrannte das Kloster zu St. Marx-Zell sammt allen seinen Urkunden, Privilegien und Kleinodien. Die Flammen richteten schreckliche Verheerungen an. Zwei Mönche fand man erstickt; drei andere hatten mit solcher Anstrengung wider das Feuer gekämpft, daß man sie erschöpft und mit dem Tode ringend von der Brandstätte tragen mußte; sie lebten kaum bis zum folgenden Morgen.

So groß war die Gewalt des Feuers, daß die Mauern in Stücke sprangen, ein starker Thurm einfiel und sämmtliche darin hängende Glocken zerschmolzen.

Mit gebrochenem Herzen flüchtete sich der Prior nach Geberswеiher und starb dort vor Gram.

Mehr als drei Jahre lag das Kloster verwüstet da und konnte nicht bewohnt werden.

Erst im Jahr 1105 ließ Herr Mario von Laubgasse mit Hülfe des reichen Kirchherrn von Geberswеiher, Seemann genannt, das Kloster viel herrlicher wiederherstellen, als es vorher gewesen. Die Kirche, sammt dem Konventhause, der Probstei, dem Gasthause, wurde von Grund auf neu erbaut und das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Seemann gab all sein Gut dem Kloster, das von nun an zu einem Frauenkloster umgestaltet wurde.

Etliche fünfzig Jahre später, als das so hart heimgesuchte Gotteshaus sich kaum wieder etwas erholt hatte, wurde es abermals von schwerem Unglücke heimgesucht.

Friedrich von Zeringen, welcher damals Bischof zu Basel war [1]), nahm eigenmächtig dem Kloster seine Güter weg und schenkte

---

[1]) Berler macht irrigerweise aus Friedrich von Zeringen einen Bischof von Straßburg.

sie den Dörfern Sulzmatt, Pfaffenheim und Gebersweiher, welche seit kurzer Zeit unter seiner Regierung entstanden waren.

So verlor St. Marx-Zell sein Eigenthum und seine Freiheiten durch Gewalt und Ungerechtigkeit dessen, der des Klosters treuster und mächtiger Beschützer hätte sein sollen.

„Gott aber, sagt der Chronikschreiber weiter, Gott gestattet nie lange, daß Kirchengüter zu einem Mißbrauche genossen werden; denn von jeher hat Kirchengut die Eigenschaft, daß es alles Andere hinnimmt, wie schon das Beispiel Balthasars, des Königs von Assyrien, zeigt, welcher Hab, Gut und Leib verlor wegen des Silbergeschirrs, das sein Vater Nabuchodonosor dem Tempel zu Jerusalem entzogen hatte."

So erging es auch Friedrich von Zeringen. Er erhielt den gerechten Lohn für den Kirchenraub, den er, ein Bischof, an St. Marx-Kloster begangen, welches durch ihn in die tiefste Armuth versank.

Der Bischof starb des jähen Todes.

56.

Die Stiftung des Klosters Marbach.

S. M. Berler's handschriftl. Chronik, S. 348a.

Es war um das Jahr 1060, als eines Tages Herr **Burkard** von Geblisweiler, Ritter und Verwalter des zum Straßburger Bisthum gehörigen obern Mundats, nach seiner Gewohnheit in den dichten Wäldern, die sich um Egisheim herumzogen, dem edeln Waidwerke oblag.

Nachdem er lange Zeit also mit seinen Rüden durch Dickicht und Moor gestreift und manches Wild erlegt hatte, streckte er sich endlich ermüdet unter dem Schatten eines Baumes nieder, nahe bei dem lustig vorüberrauschenden Waldbache, und bald lag er da in festem, wohlthuendem Schlafe.

Da sah er mit einem Male, bei hellem, blauem Himmel, eine weiße, blendende Wolke sich herniedersenken, und auf der Wolke erblickte er den Heiland mit seiner Mutter, der unbefleckten Jungfrau, zu seiner Rechten, und den heiligen Augustin, den gottgelehrten Bischof von Hippo, zu seiner Linken. Und im Innern der

Wolke erblickte er nun wieder Christus, wie er schweigend mit eigener Hand ein Kloster anordnete. Als der Herr die Zurichtung und Einweihung des Klosters vollendet hatte, siehe, da ließ sich der heil. Augustin hernieder aus dem Gewölke, trat hin zu Herrn Burkard und fragte ihn, ob er des Heilands Willen ausführen wolle, und versprach ihm, daß im ewigen Leben ihm dafür tausendfältiger Lohn zu Theil werden solle.

Freudig gab der Ritter seine Zustimmung und das himmlische Gesicht verschwand.

Ohne Verzug theilte er Herrn Gering, dem frommen und hochgelehrten Probste von Lutenbach, mit, was ihm widerfahren, und mit Hülfe Meister Manegolds, des Stiftsherrn von Lutenbach, errichtete er auf dem Berge, an dessen Fuße jetzt das Dorf Vögtlingshoffen liegt, ein Kloster, genau wie dasjenige war, das er den Herrn hatte anordnen sehen.

Und als der Bau vollendet war, da kam eines Tages ganz demuthsvoll Meister Manegold und ließ sich als Bruder in dasselbe aufnehmen.

Von dem Namen des Waldbächleins, dessen Geplätscher den Ritter Burkard so sanft in Traum gewiegt hatte, an jenem Tage, wo ihm das himmlische Gesicht erschienen war, erhielt das neue Gotteshaus den Namen Marbach.

Golbéry gibt 1094 als Stiftungsjahr des Klosters Marbach an. Dasselbe liegt nun völlig in Trümmern; vor einigen Jahren konnte man das Grab des Stifters noch sehen, dessen Bild in Stein gehauen auf dem Deckel lag, mit zum Gebet gefalteten Händen; darunter standen die Worte: **Burcard de Geberschwihr.**

57.

Graf Hugo's Buße.

Mündlich. Das Geschichtliche des Grafen von Egisheim, welches jedoch nicht das geringste Licht über die mitgetheilte Sage wirft, siehe in Hunkler's Leben der Heiligen des Elsaßes, Kolmar, 1839, S. 47 u. ff. und Vies des Saints, I, 19 April.

Eine Stunde südwärts von Kolmar liegt das Städtchen Egisheim, also genannt von dem einst in der Mitte desselben stehenden Schlosse, welches Graf Eberhard, ein Enkel des Herzogs Attich, im achten Jahrhundert erbaut hatte. Auf dem Berge, an dessen Fuße sich das Städtchen hinzieht, dem badischen Gebirgszuge Kaiserstuhl gegenüber, ragen die drei zertrümmerten Thürme der alten Burg Drei-Egisheim oder Dreien-Exen empor, einst, wie Egisheim selbst, ein Besitzthum der Grafenfamilie.

Zu Egisheim regierte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Hugo IV., Graf des Nordgaues oder Unter-Elsaßes und Geschwisterkind des Kaisers Konrad, des Saliers, mit seiner Gemahlin Heilwig, der einzigen Tochter des Grafen von Dagsburg. Dieselbe hatte ihm nach und nach drei Knaben und fünf Mädchen geboren. Sie starb, sowie ihr ältester und ihr jüngster Sohn. Es blieben nur noch die Töchter nebst dem mittlern Knaben Bruno am Leben.

Eines Abends klopfte ein altes Weib, eine Wahrsagerin, an der Schloßpforte und verlangte vor Hugo geführt zu werden, welchem sie die Zukunft offenbaren wolle. Der Graf ließ es geschehen, und sie verkündete ihm nun, daß, obgleich er selbst ein mächtiger und weitgebietender Herr im Lande sei, sein Söhnlein Bruno doch noch mächtiger und größer würde, so daß er, sein Vater, ihm den Staub von den Füßen küssen würde.

Hugo versank in düstere Gedanken über die Worte des Weibes und glaubte nicht anders, als Bruno werde ihm einst die Herrschaft entreißen und ihn vielleicht im Verließe schmachten lassen, wenn nicht gar aus dem Leben schaffen wollen.

Mehrere Tage verschloß er seinen Trübsinn im Herzen, bis derselbe endlich in Verzweiflung und in Groll gegen sein einziges Söhnlein ausbrach. Da ließ er seinen Jäger rufen, bot ihm Gold und befahl ihm, den jungen Bruno mit sich in den Wald zu nehmen und ihm, wenn er sich's nicht versehe, einen Pfeil

durch's Herz zu schießen; denn es sey ihm von der Wahrsagerin prophezeit, er werde einst, wenn er erwachsen, seiner Kindespflicht so sehr vergessen, daß er ihn um Herrschaft und Besitzthümer bringen und zu seinem Knecht machen werde, der ihm den Staub von den Füßen küssen solle. Er wolle lieber gar keinen Sohn haben, als einen, der sich gegen seinen Vater empöre. Zum Zeichen, daß er seinen Befehl vollbracht, müsse er ihm Bruno's blutiges Herz bringen.

Der Jäger versprach des Herrn Willen zu thun, und als er Abends vom Walde zurückkam, wohin ihm der muntere Knabe gerne gefolgt war, brachte er dem trübsinnigen Vater ein blutiges, von einem Pfeile durchschossenes Herz.

Augenblicklich schien Hugo beruhigt; allein bald erwachte sein Gewissen. Er fand an nichts mehr Freude; fühlte er sich doch jetzt nicht nur ohne männliche Nachkommen, sondern mußte sich noch als Mörder seines unschuldigen Knaben anklagen. Endlich brach ihm das Herz. Er ließ den Burgpfaffen rufen, gestand ihm sein Verbrechen und verlangte von ihm die schwerste Buße, damit er Ruhe fände auf Erden und seines ewigen Heiles nicht verlustig ginge. Der Priester hörte die Erzählung der schaudervollen That seines reuevollen und gebeugten Gebieters an; allein er erklärte ihm, daß er es nicht auf sich nehmen könne, ihm eine Buße aufzulegen; die Unthat sei so groß, daß er nur vom Papste selber Absolution erhalten könne.

Hugo war zu Allem willig. Obgleich es mitten im Winter war, zog er ein härenes Büßerkleid an und begab sich ohne Begleitung über das Alpengebirge nach Rom. Der damalige Papst war Leo IX. Er warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm in seiner furchtbaren Seelenangst das schwere Verbrechen.

Leo wandte sein Gesicht ab und verhüllte sich einige Augenblicke. Dann hob er den greisen, bußfertigen Sünder auf und sagte: „Der Heiland ist für alle Sünder gestorben; auch du sollst Gnade vor ihm finden; Gnade, wie sie nur Wenigen zu Theil ward. Denn wisse, der Sohn, den du todt glaubst, er lebt! Gott hat sich sein erbarmt. Dein Jäger hatte den Knaben, dessen Herz er durchbohren sollte, lieb; er brachte dir, statt des seinigen, das Herz eines erschossenen Rehbocks, und ließ ihn unter Gottes Beistand in Freiheit dahinziehen. Gute Menschen nahmen sich seiner an und ließen ihn unterrichten; er wurde Priester, Bischof, und —"

indem er dem erstaunten Hugo in die Arme sank — „sein Herz liegt nun wieder an dem Herzen seines Vaters!"

Hugo hatte Mühe, seine Sinne zu fassen. Sein Glück war unaussprechlich. Er blieb noch einige Wochen bei seinem Sohne, und kehrte sodann mit seinem Segen nach Egisheim zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens im Gebet und Wohlthun gegen Arme und Nothleidende zubrachte.

Leo IX. wurde den 21. Juni 1002 geboren; er gelangte auf den päpstlichen Thron 1049 und starb den 19. April 1054. Ueber den Geburtsort desselben schwankten die Meinungen lange Zeit; Hunkler, in der oben erwähnten Geschichte der Heiligen des Elsaßes, hält das Schloß Egisheim dafür; Schöpflin, Grandidier und Andere stimmen für Dagsburg oder Dabo, das Stammschloß von Leo's Mutter. Ein Aufsatz im kathol. Kirchen- und Schulblatt, Straßb. 1848, S. 306 u. ff. gibt für die letztere Meinung überwiegende Gründe, nach den handschriftlichen Notizen des Pfarrers Klein zu Dagsburg.

Die hier mitgetheilte mündliche Sage hat ihren Grund weder in einer historischen Thatsache, noch in dem Charakter des Grafen Hugo, dessen Frömmigkeit von den Geschichtschreibern gerühmt wird. Die wahrscheinliche Veranlassung dazu war, daß Bruno im fünften Jahre von seinen Eltern nach Toul geschickt wurde, um von Bischof Berthold in zarter Kindheit schon zum geistlichen Stande vorbereitet zu werden. Er kam also dem Volke frühzeitig aus den Augen, und dasselbe sah ihn erst wieder, als er schon zu hohen geistlichen Ehren gelangt war. Diese Zwischenzeit haben vielleicht nicht sowohl die Zeitgenossen, als das darauffolgende Geschlecht mit Benutzung einer wirklichen, aber entstellten Thatsache erklären wollen. Ein ähnliches Verfahren haben wir schon in der Sage „der Teufel auf Hugstein", S. 53 (verglichen mit der vorhergehenden) gefunden, und werden später noch mehrern dergleichen begegnen.

58.

Bruno von Egisheim.

Mündlich. Vergl. Vies des Saints I, 19. April, S. 238, und M. Berler's handschriftliche Chronik, Fol. 359 a (Straßb. Stadtbibliothek).

Bruno von Egisheim war gleich bei seiner Geburt als ein Gottgeweihter bezeichnet worden: er trug auf seiner Haut drei rothe Kreuze.

Nachdem er von seinem fünften Jahre an von Berthold, Bischof zu Toul, erzogen und sodann in die theologischen Wissenschaften eingeführt worden war, wollte er eines Tages zum Besuche auf das Schloß seiner Väter zurückkehren. Müde von der langen Wanderung legte er sich unterwegs auf's Moos unter einem Baum nieder und schlief ein. Da schlich sich der Böse in Gestalt einer riesenmäßigen Kröte herbei und spie sein Gift auf die Wange des Jünglings aus, der ihm wegen seiner Frömmigkeit ärgerlich war. Schmerzlich getroffen und von einem tödtlichen Geschwüre bedeckt, sprang Bruno auf und seufzte: „Herr Gott, dein Wille geschehe!" Siehe, da erschien plötzlich der heil. Benedikt, berührte seine Wange mit dem Kruzifix und dieselbe ward alsobald heil. Dankbar fiel Bruno auf die Knie nieder und gelobte in ein Kloster zu gehen und sein Lebenlang Gott zu dienen.

Ueber die Kröte, als Teufelsthier, vergleiche: Neujahrs-Stollen für 1850, S. 51 u. ff.

59.

Leo IX. und der Aussätzige.

S. Vies des Saints, I, 19. April, S. 245 u. 246.

Nachdem Leo IX. im Jahr 1053 eine Schlacht gegen die Normänner verloren hatte, ließ ihn der Anführer derselben, Humfried, nach Benevent bringen, woselbst er, obgleich in Gefangenschaft, mit allen Ehrenbezeugungen, die seine Person und seine Würde verdienten, behandelt wurde. Den Tag benützte er zu An-

dachtsübungen und Besuchen bei Armen und Kranken, und Nachts, wenn Alles im Schlosse schlief, machte er, unter Hersagen von Gebeten, die Runde in allen Gemächern des Schlosses.

So kam er auch einst in Begleitung eines Dieners, welcher ihm eine Fackel vortrug, in einen Saal, in welchem er einen Aussätzigen liegen sah, der beinahe nackt war und dessen Stimme vor Mattigkeit zu erlöschen schien. Ohne an die Gefahr zu denken, der er sich aussetzte, und den Ekel schnell überwindend, warf er seinen Mantel auf den Unglücklichen und trug ihn auf sein eigenes Bett, während er sich in sein Oratorium begab, um daselbst für ihn zu beten.

Nachdem er seine Andacht geendigt hatte, begab er sich wieder in das Schlafzimmer, um nach seinem kranken Gaste zu sehen; allein wie groß war sein Erstaunen, als er das Bett leer fand, und obgleich er alsobald in allen Gemächern des Schlosses nach ihm suchen ließ, war nichts mehr von ihm zu entdecken. Da ward es ihm klar, daß es der Herr selber gewesen, und er pries sich glücklich für die ihm zu Theil gewordene Gnade.

Ein ähnliches, noch sinnvolleres Wunder erzählt eine thüringische Sage: „Im Jahr 1224 kam die heil. Elisabeth zur Nauenburg, badete und wusch einen Aussätzigen, der hieß Elias, im Abwesen des Landgrafen und legte ihn in ihr Bette. Wie nun der Landgraf nach Hause kam, nahm ihn seine Mutter bei der Hand, führte ihn zu dem Bette und sprach: „Siehst du den dort liegen? Deine Frau hat einen Andern lieb." Da hob der Graf die Decke auf; doch er fand nichts als ein Kruzifix im Bett." Sommer, Sagen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, Halle 1846, I, S. 52.

60.

Die Teufelshochzeit.

Golbéry, Antiq. du Haut-Rhin, S. 50.

Im Jahr 1568 wurde zu Egisheim eine Hexe verbrannt, welche eingestanden, daß sie ihre Tochter an den Teufel verhei-

rathet hatte. Das Hochzeitsfest wurde in den drei Thürmen des Schlosses gehalten; das Mahl bestand aus Fledermäusen.

Die drei Thürme, deren Erbauungszeit unbekannt ist, heißen: Tagesburg oder Dagsburg (nicht mit Dagsburg oder Dabo im Unter-Elsaß zu verwechseln), Wohlenburg und Weckmund.

61.

Die Wahl des Bräutigams.

Nach der mündlichen Erzählung. Vergl. das Wochenblatt: Glaneur du Haut-Rhin, Kolmar, 10. Jänner 1847.

Der Schultheiß Kuster von Wettolsheim war einer der reichsten Bauern im ganzen Lande. Er hatte Felder, Wiesen und Reben, und schmuckes, kräftiges Vieh stand in den geräumigen Ställen. Am liebsten von Allem war ihm aber sein Töchterlein, die Krone der Mädchen weit und breit. Es war kein Wunder, daß sich, sobald dasselbe heirathsfähig war, Freier von nahe und ferne meldeten. Ihre Zahl wuchs so sehr, daß die Tochter nicht wußte wo hinaus, und auch dem Vater die Wahl weh that.

Endlich stachen sie aus der Zahl der Schmachtenden vier Jünglinge heraus, alle wackerer Leute Söhne und ebenfalls reich an Gütern. Diese beschied nun der Vater eines Sonntags zu sich und gebot ihnen, Abends zuvor schon, ohne der Tochter Vorwissen, die Pferde, auf welchen sie hergeritten waren, im Stalle zu verbergen.

Des andern Morgens nun ließ er das Mägdlein im schönsten Sonntagsputze in den Hof treten und die vier Freier bewillkommen. Alsobald wurde die Stallthüre geöffnet und die muthigen Thiere sprangen mit lautem Gewieher heraus: ein Räpplein, ein Füchslein, ein Brauner und ein Schimmel. Und der Vater bedeutete der Tochter, daß derjenige ihrer Bewerber, dessen Pferd ihr am besten gefiele, sie heimführen und sein Eidam heißen solle.

Dem Mägdlein schlug das Herz gewaltig; es blickte bald auf die Pferde und auf den Vater, bald auf die jungen Leute, die

ihrer Entscheidung mit banger Erwartung entgegensahen. Endlich wählte es den blanken Schimmel mit dem feingeschweiften Nacken und den kühn blitzenden Augen, und der glückliche Freier, Heymann von Heiligkreuz, drückte sie in seine Arme. Die Hochzeit wurde einige Wochen darauf gefeiert, und das Geschlecht der Heymann blüht noch heutzutage, reich gesegnet an Gütern und Nachkommen.

In wichtigen Dingen das Loos entscheiden lassen, ist eine uralte Sitte; dazu aber, wie in der gegenwärtigen Sage, Pferde zu wählen, findet sich im Elsaß selten vor; um so häufiger in Ungarn und in der Wallachei, wo die Pferdezucht eine der reichsten Erwerbsquellen ist. Bei unsern heirathslustigen Landmädchen ist jedoch folgendes Mittel sehr im Gebrauche: Haben mehrere Bewerber ihre Augen auf ein Mädchen geworfen, und will sie wissen, welcher von ihnen ihr Mann wird, so pflückt sie ein gewisses Kräutchen (ich glaube Ehrenpreis, im Volke auch Männertreu genannt) und legt davon so viele Zweiglein in je ein Stückchen Papier, als es Liebhaber sind, und schreibt auf jedes den Namen von einem derselben. Diese Papierchen legt sie sodann beim Schlafengehen unter das Kopfkissen. Wenn sie dieselben nun den folgenden Morgen eröffnet, so zeigt das frisch und grün gebliebene Zweiglein den künftigen Mann an, während die andern, welche welk geworden sind, die von ihr abgefallenen Freier bedeuten.

62.

Die Keule in Kolmar's Wappenschild.

Vergl. die älteste elsässische Sage, Erwinia, Jahrgang 1838, Straßb., S. 223. Nach einem alten lateinischen Manuscript.

Nachdem der griechische Held und Halbgott Herkules, auf der eifersüchtigen Juno Betreiben, sich in zwölfjährigen Dienst bei dem Könige von Tiryos, Eurystheus, begeben und auf dessen Befehl schon mehrere gefährliche Abenteuer im fernen Osten bestanden hatte, mußte er nach Westen ziehen und die Rinder des dreigestaltigen Gervones, welche von dem zweiköpfigen Hunde

Orthros und dem Riesen Eurytion bewacht waren, aus der Insel Erytheia (Gadeira oder Gades), an der Küste Spaniens, holen. Er bestand auch dieses Abenteuer glücklich und nahm die Heerde als Eigenthum für sich in Anspruch, was ihm Eurystheus gewährte, unter der Bedingung, daß Herkules damit täglich ohne Ausnahme einen bestimmten Weg von zwanzig Meilen zurücklegen müsse.

Herkules war dazu bereit, und unter mancherlei Abenteuern trieb er seine Rinder über die Pyrenäen und über die Gebirge des südlichen Galliens. Ueber einen der höchsten Gipfel der Vogesen fand er den Weg, den auch Bacchus gezogen war, als derselbe den Tribokkern die Kunst, Reben zu pflanzen, gelehrt hatte, und stieg in das herrliche Rheinthal herab bis nach Argentovar, dem jetzigen Horburg, woselbst er Abends, von der Wanderung müde, ankam und kurze Rast halten wollte; denn er hatte seine vorgeschriebenen zwanzig Meilen noch nicht herausgebracht.

Hier erquickte er sich nun mit einigen Humpen des besten Oberländers [1]), der aber bald den Gewaltigen so sehr bewältigte, daß er einschlief. Als er endlich wieder erwachte, brach er schnell auf, um die verlorne Zeit einzubringen, allein es gelang ihm nicht mehr, Basel, das Ziel der Wanderung für jenen Tag, zu erreichen. Zudem hatte er auch noch in seiner Hast das furchtbare Werkzeug, welches ihm zum Bestehen seiner Heldenthaten so treulich gedient hatte, seine Keule, mitzunehmen vergessen.

Die Keule wurde lange Zeit als Erinnerungszeichen an die Anwesenheit des Halbgotts im Elsaß aufbewahrt, und als später die schöne Stadt Kolmar zwischen den Wassern der Thur, der Jauch und der Ill aufgebaut wurde, nahm man die Herkuleskeule in's Wappenschild auf, wo sie noch jetzt, von einer Mauerkrone beschirmt, in rothem und grünem Felde prangt.

So deutet die Sage. Geschichtlich ist noch nicht ermittelt worden, woher die Keule oder vielmehr der Kolben im Wappenschilde Kolmar's ihren Ursprung habe. Eben so ungewiß ist der

[1]) Der naive Verfasser der besagten lateinischen Handschrift hält dafür, es müsse dieser Wein Rangensaft oder Reichenweihrer gewesen sein. „Quod (vinum) ego Rangeticum fuisse, sive Ricovillarium crediderim.“

Ursprung des Namens der Stadt, die in den ältesten Urkunden in celtischer Sprache Celoburg, d. h. Strohstadt, heißt; in andern Columba, Columbaria, Columbarium, und ein königliches Taubenhaus wäre der Grund ihres Entstehens; wieder andere Schriftsteller leiten den Namen von Collis Martis her. Vergl. über diese und mehrere andere Erklärungsweisen: *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, fol. 38 u. ff. Ueber die Verehrung des Herkules im Elsäß und die ihn darstellenden Bildsäulen s. *Schöpflin*, Alsatia Illustrata, trad. par L. W. Raveniz, I, S. 166. Strobel, Geschichte des Elsaßes, I, S. 52.

63.

Hedwig von Gundelsheim,

Priorin des Klosters Unterlinden.

S. Kurze Chronika, das ist historische Beschreibung der General Meister Prediger Ordens, u. s. w. Dillingen 1596. Vergl. J. Görres, die christliche Mystik, Regensburg 1836, Bd. I, S. 292 u. ff. Hunkler, Geschichte von Kolmar, S. 211 u. ff.

„In dem Jar 1281 war ein Junckfraw mit Namen Hedwig inn dem Dorff Gundelsheim bey Rufach, von Reichen und Namhafften Eltern geboren, wurde von jren Eltern vor andern Kindern sehr geliebt.

„Als sie nun zu jren Jahren kommen, vermeinten die Eltern sie nach weltlichem brauch zu uerheyraten, als nunn die Freund von beyden partheyen versamblet, sich des Heyraths halben mit einander zu uergleichen, ist die Junckfraw Hedwig von jrer freundschaft in gegenwart deß zukünfftigen Bräutigams fürgestellt und gefragt worden, Ob sie auch lust zu disem Jüngling, und ihre bewihligung, daß er jr Bräutigam und Mann werden solte, geben wolte? Da gab sie unerschröcklich antwort: Nein, sie sey nit bedacht, sich ime oder einem andern zu uermälen.

„Nun war es zur selben Zit gebreuchlich, daß man ein Schwerdt nam, darauf müßten beyde Bräutigam und Braut ire Daumen legen, und bestätigen also die hochzit. Als man aber von der Junckfrawen begerete, sie solte thun was bräuchlich, da that sie ir hand zü, und schlosse also jren Daumen in die Faust, daß man

jr die hand mit gewalt nit aufbringen kondt. Da sprachen etliche, man soll jr die ganze handt auf das Schwerdt legen: Da widerstünd inen die Junckfraw so kräftiglichen, daß sie mit kainer Manns krafft mocht gebracht werden auff das Schwerdt, dann der heylig gaist, so vor Ziten die heylige Junckfraw Märterin Lucia, so schwer hatte gemacht, daß sie niemand von der stadt bewögen kondte, derselbig sterkt auch diese Junckfraw, daß sie niemand mocht überwinden. Da wurden jhre Eltern und Freundschafft zornig, und fiengen an sie zu stossen, ins Angesicht zu schlagen, bey dem Haar herumb zu schleiffen, zerrissen ir ire Klaider und sprachen: Sie wär unsinnig, namen sie auß grimmigem Zorn auf ein newes bey dem Haar, und warffen sie auf ein Hauffen Dörner also daß sie Blutrisig ward: Also daß sie, die Gespons Christi wol hett mögen sagen: Sicut lilium inter spinas, sic amica mea inter filias. Als ein Lilien under den Dörner, also ist mein geliebte under den töchter.

„Als sie nun mit schlagen und peinigen nichts an jr gewinnen kondten, und endlich die ursach, warum sie sich nicht uerheyraten wollte, begerten zu wissen, gab sie jenen zur antwort: Sie hette das gelübdt ewiger Keuschheit und Rainigkeit Christo dem Himmlischen Bräutigam gethan, das wölle sie mit Gottes hülff unuerbrechlichen halten, ja ehe wollte sie den bittern tod leyden, dann solchem jrem fürnehmen nit nachkommen. Da der Bräutigam, der sie zu der Ehe begeret, mercket, daß sie in irem fürnehmen also bestendig ware, hatte er ein mitleyden mit ir getragen, deß jammerlichen stossens und Schlagens, widerrüft die Heyratsabred, und schide also mit seiner Freundschafft ab im Friden.

„Aber der Junckfrawen Vetter einer begeret vom Vatter, er wölle sie ihm vergünstighen, ob er sie vielleicht mit sanften oder rauhen worten und straichen dahin vermögen köndte, daß sie jren willen darein gebe, welches jme vom Vatter vergünstighet. Als sie ime nun vom Vatter befolhen, name er sie und legte sie überzwerch uff ein Pferdt als ein Sack, den man zur Mühlen führet, und Ritte also mit jr daruon ein gantze viertel meyl wegs lang, bis in sein Behausung, tractierete sie mit schlägen und straichen, daß der frohmen Junckfrawen daß Blüt zum Mund und Nasen heraus flosse.

„Noch war der unbarmhertzig Blüthund so aller Gottesforcht vergessen mit dem nit ersettiget, henket die zarte, frohmme, gottes-

förchtige Junckfraw bey den Finger uff ein stangen, da man Gewandt und Tischthücher daran hencket, also lang, biß das jr daß Blüt zu den Nägel außtrang, die Nägel bliben jr schwartz und ungestalt bis in jr letstes end, zur gedächtnuß soliches unbarmhertzigen erdenkens. Noch blibe die Junckfraw in aller solcher plag, marter und peinigung beständig unnd unbewöglich.

„Mit disem ware der unbarmhertzig, unchristlich Vetter noch nit zufriden, stoßt sie über solches in ein Säw oder Schweinnstall, müßte erst nach aller eingenohmener pein und schmach im höchsten gestank über nacht darin für gut nemmen. Die Dienerinn oder magd im Hauß hatte ein mitleyden mit jr, brachte jr haimlich ein Beth hinein; aber die Dienerinn Gottes und getreue Gespons Christi achtet sich kaines Beths, sondern blibe die gantze nacht wachend und knieend uff dem Säwmist, unnd lage dem Gebett ob mit großer innbrünstigkeit. Als nun die Magd des morgens frü kam, und sie vor dem Beth fand und vermerket, daß sie nicht darinn gelegen, erzählet sie solliches mit großer verwunderung.

„Da nun die zart gepeinigt Junckfraw aus dem Schweinstall genommen ward, unnd uber alle eingenommene angst, pein und marter, auch mit dem unrainen Gestank erfüllet war, fiel sie in eine schwere krankheit, also daß man jrer Gesundtheit kain Hoffnung mehr hette, da erschrack der Blütgirige unbarmherzige, und Viehischer Vetter, unnd förchtete er war schuldig an jrem Tod, sücht derowegen Rath bey Geistlichen und weltlichen, wie der Sache zuthün, bekannt sein schuld, hette rew und laid über seine begangene missethat: Da ward den Eltern gerhaten, sie sollten die Junckfrawen (weil sie sich nit uerheyraten wolt) an jrem güten fürnehmen nit verhindern: Wellichen Rath sie jnen gefahlen liessen. Was geschieht? Die Junckfraw erlangt die Gesundtheit, unnd wird von jren Eltern und Freundschafft in das Gotteshauß under Linden zu Colmar, prediger orden geben, darain sie zum hayligen Orden eingenommen worden, führet ein exemplarisch Leben, war jrer Obrigkait in allen Dingen underthänig, und gehorsam, hielt sich dermassen inn allen stucken und puncten der Regel und Constitution, das man an jr kain klag hatte. Derowegen sie auch zü allen ämptern und gehorsamen des Ordens geschickt war, und gebrauchet worden. Ist endtlich einhelligklich zu einer Priorin obgemeltes Gottshauß erwählt worden, dem prioratamt sibzehn Jar lang

mit grossem lob und auffnehmung in Geistlichen und zeitlichen fürgestanden.

„Als nun dise haylige Schwester Hedwig zwey und viertzig Jar und fünff Tag gelebt, ist sie in Gott entschlafen, ligt im Chor zu under Linden vor dem Altar begraben: uff ihrem Grabstein hat ihr Beichtvater, Frater Burchardus von Eschbach dise nachfolgende rithmos graben lassen:

Moribus ornata jacet hic soror intumulata;
Istud praelata claustrum, rexit bene grata,
Est augmentata sub ea res laus cumulata.

„Dieses Kloster stand lange Zeit in solchem Rufe der Heiligkeit, daß selbst Fürstinnen aus weit entfernten Ländern sich in dasselbe begaben, um sich Gott zu weihen."

Die geistliche Genossenschaft, unter Anrufung des Apostels Andreas, Anfangs nur aus vier Edelfrauen bestehend, hatte sich im Jahr 1232 zu Affmühlen, bei der Kapelle Johannis des Täufers, niedergelassen. Da die Schwestern aber „täglich von den streiffenden rittern beunruhigt waren," zogen sie 1252 in die Stadt, nach Unterlinden, nahmen die Regel des Dominikus an und begaben sich unter das Patronat des heil. Johannes, „der ihnen schon in der Nacht erschienen und sie ermahnt auf unterlinden zu gehn, allda er werde ihr helffer und beschützer sein." — Dieses Kloster war das reichste in Kolmar; es bestand bis zur Zeit der ersten Revolution. Jetzt dient ein Theil desselben als Kaserne, ein anderer ist zum Museum der Gesellschaft Schöngauer verwandt worden, und auf einem dritten erhebt sich das neue geschmackvolle Schauspielhaus.

64.

Die Erscheinung in Pfeffel's Garten,

nach zwei verschiedenen Versionen.

1.

S. Grimm, deutsche Sagen, Berlin 1816—18. I, S. 350 (der Knabe zu Kolmar).

Bei Pfeffel in Kolmar war ein Kind im Hause, das wollte nie über einen gewissen Flecken im Hausgarten gehen, auf dem seine Kameraden ruhig spielten. Diese wußten nicht warum und zogen es einmal mit Gewalt dahin; da sträubten ihm die Haare empor und kalter Schweiß brach aus seinem Leibe. Wie der Knabe von der Ohnmacht endlich zu sich kam, wurde er um die Ursache befragt, wollte lange nichts gestehen; endlich auf vieles Zureden sagte er: „Es liegt an der Stelle ein Mensch begraben, dessen Hände so und so liegen, dessen Beine so und so gestellt sind (welches er alles genau beschrieb), und am Finger der einen Hand hat er einen Ring." Man grub nach, der Platz war mit Gras bewachsen, und drei Fuß unter der Erde tief fand sich ein Gerippe in der beschriebenen Lage, und am benannten Finger ein Ring. Man beerdigte es ordentlich und seitdem ging der Knabe, dem man weder davon noch vom Ausgraben das Mindeste gesagt, ruhig auf den Flecken.

Dieses Kind hatte die Eigenschaft, daß es an dem Ort, wo Todte lagen, immer ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen sah und in Allem erkannte. Der vielen schrecklichen Erscheinungen wegen härmte es sich ab und verzehrte schnell sein Leben.

2.

S. G. Fr. Kolb, Rheinische Horen, Taschenbuch für 1830. Speyer, S. 259.

Als der ehrwürdige Dichter Pfeffel der Militär-Akademie in Kolmar als Direktor vorstand, wurde einstmals ein junger Mann aus dem nördlichen Deutschland zu einer Lehrerstelle in diesem Institut berufen. Pfeffel war gewohnt, täglich einen kleinen Spaziergang in seinem Garten zu machen, und zwar, wegen seiner Blindheit, am Arme eines der Professoren, mit dem er sich zugleich über

pädagogische und andere Gegenstände unterhielt. Die Reihe, ihn zu begleiten, kam nun auch an den gedachten Lehrer. Allein Pfeffel bemerkte, daß dieser den Weg abkürzte und nicht wie die andern mit ihm bis an die Mauer am Ende des Gartens ging. Er fragte seinen Begleiter um die Ursache, und als dessen Entschuldigung ihm nicht genügte, er sogar Aengstlichkeit in seinem Tone wahrnahm, drang er um so lebhafter in ihn. Jetzt gestand der Fremde, daß es ihm schauerlich sei, bis an die Mauer zu gehen; denn er sehe dort eine Schattengestalt in liegender Stellung einige Schritte über dem Boden schweben. Pfeffel hielt es für Täuschung, wollte jenen zu dem Gange nöthigen, aber umsonst. Man rief Andere herbei, die aber nichts erblicken konnten. Endlich ward eine Nachgrabung auf diesem Platze beschlossen, und man fand ein weibliches Gerippe. Als dasselbe anderswohin beerdigt war, erklärte der Seher, daß die Schattengestalt verschwunden sei und er sie auch über der neuen Ruhestätte des Körpers nicht gewahre.

65.

Die Erscheinung im Waschhause.

Mündlich.

In einem Hause in **Kolmar** lebten zwei Schwestern, von welchen die eine sehr geizig war, das Gesinde hart hielt und die Armen schnöde von sich wies. Sie starb. Aber nach ihrem Tode war sie im Grabe nicht ruhig, und muß noch jetzt im Hause umgehen.

Die sie überlebende Schwester hatte einst Wäsche, wobei sie Wascherinnen beschäftigte, die sie früher nie im Dienste gehabt. Da geschah es, daß dieselben die ganze Nacht hindurch im „Bauchhause" [1]) wuschen. Plötzlich hörten sie Schritte auf der Treppe. Die Thüre ging auf und eine blasse Frau in weißem Anzug stellte sich regungslos unter dieselbe. Die Wascherinnen kam ein Schrecken

---

[1]) **Bauchhaus**; vom Mittelhochdeutschen bûchen, **bauchen**, die Wäsche in Lauge einlegen, kommt oft bei **Geiler von Kaisersberg** und den gleichzeitigen Schriftstellern des Elsaßes und Süddeutschlands vor.

an, so daß sie laut aufschrieen. Die Erscheinung verschwand alsobald.

Als sie des andern Morgens der Frau des Hauses die Begebenheit erzählten, erschrack dieselbe und sagte seufzend: „Ach, das war meine Schwester wieder.“

Das Gehen nach dem Tode, um begangener Sünden willen, ist ein stehender Artikel im Volksaberglauben. Vergl. die Nummern 3 und 37, sowie 66 und noch viele nachfolgende.

66.

Die gespenstische Milchfrau.

Mündlich.

In der Augustiner-Gasse zu Kolmar steht noch das Haus, welches einst das Gefolge Rudolfs von Habsburg bewohnte, wenn er in die Stadt kam. Der Habsburger Löwe ist noch am Brunnen im Hofe zu sehen, sowie auf der rechten Seite des Eingangs.

In diesem Hause sollen allerlei Geister wandeln. Am häufigsten will man eine Milchfrau sehen, welche bei Lebzeiten die Milch verfälscht hatte. Sie kömmt nun manchmal mit einem Gefäße an den Brunnen, um Wasser darin zu schöpfen.

Vergl. 65. — In Wolf's deutschen Sagen, Nro. 53, wird eine Milchfrau, welche sich dieselbe Schuld aufgeladen, in ein weißes Kaninchen verwandelt, welches ruft:

„Ich hatte meine süße Milch getauft,
Und dadurch meine Seele dem Teufel verkauft.“

67.

Das Nachtkalb.

Mündlich.

Das Kolmarer Stadtgespenst heißt Nachtkalb. Es geht besonders in der Schlüsselgasse um. Oft liegt es im Schatten der Häuser und schnauft schwer und unheimlich und trabt den Leuten nach, wenn sie spät nach Hause gehen.

Vergleiche die Nummern 9 und 25.

68.

Warum die Kolmarer Knöpfler heißen.

Mündlich.

In Kolmar lebte zur Zeit ein Schultheiß, welcher sich stets genau zu der von ihm für die Rathsversammlung bestellten Stunde im Sitzungssaale einfand; allein oft mußte er lange auf die übrigen Mitglieder warten. Dieß ärgerte ihn am Ende, und, da er dem Stadthause gegenüber wohnte, so gebot er dem Weibel, sich in Zukunft vor die Thüre desselben zu stellen und ihm von Zeit zu Zeit durch Berührung und Abzählung der Knöpfe an seiner bunten Amtsmontur die Zahl der anwesenden Rathsherren zu bezeichnen.

Man lachte über diese eigenthümliche Weise des Schultheißen, sich von der Anwesenheit seiner Räthe zu versichern, und von derselben ging der Scherzname Knöpfler auf sämmtliche Bewohner der Stadt über.

Es gibt wohl wenig elsässische Ortschaften, welche nicht irgend einen bezeichnenden Spitznamen trügen. So heißen die Straßburger bekanntlich Meisenlocker (s. weiter unten); die Buchsweiler, in welcher Stadt bis zur Zeit der Revolution die Grafen von Hanau-Lich-

tenberg residirten, Plattenschlecker; die Oberbronner Wespeln oder Büchsensäcke oder Mantelträger u. s. w. Die Bewohner von Orten, welche vor Alters Freistätten für Mörder und andere grobe Verbrecher waren, heißen Todtschläger; solche, in welchen viele Esel gehalten werden, tragen den Namen Esels-Universitäten (im Ober-Elsaß Westhalten, im Unter-Elsaß Wangen). — Eine Sammlung sämmtlicher Spitznamen der elsässischen Ortschaften, mit ihrer Bedeutung und Entstehungsweise, wäre ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Sitten und des Volkshumors unsers Landes, und würde auch Licht auf manches historische Faktum werfen. Der Verfasser dieses Buches hat schon Vieles in dieser Hinsicht zusammengestellt, und wäre den Freunden des Heimatlandes für ähnliche Mittheilungen sehr dankbar. Die interessantesten davon könnten in dem von ihm zuerst für 1851 erscheinenden Jahrbuche Alsatia eine geeignete Stelle finden.

69.

Warum der Logelbach zur Gemeinde Wintzenheim gehört.

Mündlich.

Das Dorf Logelbach, eine Viertelstunde westlich von Kolmar, welches jetzt außer einigen großen Fabrikgebäuden nur noch die Wohnungen der Angestellten und Arbeiter nebst einigen Wirthshäusern enthält, war früher sehr ausgedehnt und erstreckte sich bis zu den Gemeinden Türkheim und Wintzenheim. Da starb einst in Folge einer ansteckenden Krankheit die ganze weibliche Bevölkerung aus, so wie ein großer Theil der männlichen. Die überlebenden Jünglinge und Männer wandten sich nun an die Türkheimer Jungfrauen, um mit ihnen neue Heirathsverträge abzuschließen. Sie wurden abgewiesen; dagegen aber von den Schönen von Wintzenheim erhört. Sie gaben nun aus Dankbarkeit ihr reiches Gemeindegut an Wintzenheim ab, zu welchem der Logelbach noch jetzt gehört.

70.

Der Riese im Kastenwald.

Mündlich.

Im Kastenwald, bei Andolsheim, befinden sich sieben Erdhügel, welche einem ungeheuern Riesen zur Gruft dienen. Derselbe verfolgt oft die Leute, obgleich er ihnen unsichtbar bleibt, und erregt ein furchtbares Rauschen und Getöse in den Büschen und Bäumen.

Die Sage von Riesen, welche einst unser Land bewohnten, ist noch allverbreitet und wahrscheinlich mit den germanischen Völkerschaften eingewandert. Einer derselben, Schrat genannt, hauste im Wasgau; es waren ihm Tempel und Bäume geheiligt. Vergleiche Strobel, Gesch. d. Elsaßes, I, S. 52, und J. Grimm, deutsche Mythol., S. 447.

Die Riesen, Symbole der rohen, gewaltigen Naturkräfte, beherrschten einst die Menschen, wurden aber nach und nach von ihnen verdrängt, je mehr und mehr dieselben ihr Leben in Wäldern und Gebirgen aufgaben und sich in Dörfer und Städte zurückzogen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht folgende badische Sage, welche B. Baader in Mone's Anzeiger, 1839, S. 309, mittheilt: „Als der Grüngrund und die Umgegend noch von Riesen bewohnt war, stießen einst zwei derselben auf einen gewöhnlichen Menschen. „„Was ist das für ein Erdwurm?““ fragte der Eine; worauf der Andere antwortete: „„Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen!““ Wirklich sind auch in der Folge die Riesen von den andern Menschen in der ganzen Gegend ausgerottet worden.“

Daß die Zahl sieben bei Hünengräbern häufig vorkömmt, hat Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 766, nachgewiesen.

71.

Die weiße Frau von Plixburg.

Mündlich.

Vor einigen Jahren wollte eine Frau von Walbach, im Gregorienthal, auf eine Wallfahrt gehen, um ein Gelübde zu erfüllen. Sie erwachte mitten in der Nacht; da sie aber den hellen Schein, den der Mond durch die Fenster warf, für das Tageslicht hielt, so stund sie auf und machte sich reisefertig. Obgleich sie nun bald ihres Irrthums gewahr wurde, trat sie doch, da sie einmal angekleidet war, ihre Wallfahrt an.

Als sie in die Nähe des auf der entgegengesetzten Seite des Thales gelegenen Schlosses Plixburg kam, hörte sie eine feine Weiberstimme im Walde singen und sah bald darauf eine weißgekleidete Frau den Berg herabkommen. Dieselbe trat bis hart an den Saum des Waldes, an welchem sich der Weg hinzieht, kehrte aber sodann um und stieg laut weinend wieder zum Schlosse hinauf.

Das Schloß Plixburg, vom Volke Pflitschburg genannt, liegt in einer südöstlichen Verzweigung des Gregorienthales. Seit Jahrhunderten ist es ein Aufenthalt der Geister. Die Druiden opferten einst auf dem Gipfel des Berges; Riesen hatten hier gewohnt; der wilde Jäger braust hier durch die Wälder und erwählt die Burgruinen oft zur Raststätte für sich und seine Gesellen.

Die weiße Dame, von den Thalbewohnern 's wyß Fräule oder bloß 's Fräule genannt, erwähnt auch Pfeffel in der Romanze „Pipin". Er nennt das Schloß Blitzburg, wie es manchmal in Dokumenten vorkömmt. Vergl. *X. Boyer*, Rodolphe de Habsbourg ou l'Alsace au 13. siècle. Colmar 1847, Seite 298 u. 303.

Ueber die Bedeutung der weißen Frauen siehe die Nummern 7, 15, 20, 30.

72.

Die Entstehung des Bades Sulzbach.

Mündlich.

Ein Hirte weidete seine Heerde auf einer Halde des Oberfeldwaldes, unfern des Ortes, wo später das Dorf Sulzbach erbaut wurde. Sein Vieh war im besten Stande; vor Allem aber gedieh eine Kuh von schönem Wuchse und reinlich glänzendem Felle, die ihm deßwegen auch besonders lieb war. Es fiel ihm auf, daß jedesmal, wenn sich die andern Kühe nach dem Weiden niedergelegt hatten, die Lieblingskuh noch in den Wald ging und sodann nach kurzer Frist wieder in muntern Sprüngen zurückkehrte, um sich zu den übrigen zu legen. Eines Tages folgte er ihr und sah, wie sie mit gierigen Zügen an einem hellen Wässerlein trank, das aus einem Felsen hervorsprudelte, dessen zerbröckeltes Gestein von braungelber Rostfarbe überzogen war. Er schöpfte sich ebenfalls einen Trunk aus der Quelle, deren Wasser ihm säuerlich, aber sehr kräftig vorkam. Die Kunde von diesem erquickenden Borne drang bald in's ganze Thal. Man faßte denselben in ein Becken, und so entstund das im vorigen Jahrhundert besonders, und seit einigen Jahren wieder zahlreich besuchte Bad Sulzbach.

Sulze bedeutet Salzbrühe, Salzsole. Im Ober-Elsaß tragen diesen Namen noch: das Dorf Sultzern, im Münsterthal, das Städtchen Sultz und das Bad Sulzmatt, bei Ruffach; im Unter-Elsaß: das Sulzbad, an der Mossig, und Sulz untern Wald, welches bedeutende Salzquellen hat.

Die Salzquellen galten den Germanen als heilige Orte und ihr Ertrag als unmittelbare Gabe der Gottheit; Besitz der Stätte schien blutigen Krieges werth, Gewinnung und Austheilung des Salzes ein heiliges Geschäft; wahrscheinlich waren Opfer und Volksfeste mit dem Salzsieden verbunden. J. Grimm, d. Myth., S. 999 u. ff.

Das Auffinden der Quellen durch Thiere kömmt häufig vor; schon im weitesten Alterthume galt dasselbe als die Wirkung einer göttlichen Eingebung.

73.

Die Hexe Anne-Marei.

S. A. Lamey, Chronik der Elsäßer, S. 80.

Die Hexe Anne-Marei von Münster war so schön, daß, als sie vor dem Gerichte stand, Richter und Schreiber sich bekreuzten und von ihr abwenden mußten, um nicht durch ihre Reize geblendet zu werden. Nachdem man ihr das Marterhemd ausgezogen und sie von den Folterschrauben befreit hatte, gestand sie, daß eines Tages ein Jäger zu ihr gekommen sei, in grünem Rocke, mit goldenen Borden besetzt, und mit einer großen Hahnenfeder auf dem Hute; der habe ein Krüglein aus der Ledertasche gezogen und ihr daraus einen Trunk gereicht, sie auch mit einem Messerlein am Arme geritzt, darauf Blut geflossen sei, welches er mit seinen Lippen aufgesogen. Darauf habe sie viele geheime Künste verstanden und sei auch oft mit ihm auf die Berge bei Wyher und Mezeral geflogen, wo sich Nachts glänzende Gesellschaften eingefunden, darunter viele Edeldamen und Bürgersfrauen und Männer, die sich Schmausens und Tanzens vergnügten.

Nachdem sie noch viele Unthaten gestanden hatte, die sie verübt, wurde die schöne Anne-Marei als Hexe zum Tode verurtheilt und in Münster öffentlich verbrannt.

Das Münsterthal hat in der Geschichte des elsäßischen Hexenwesens eine traurige Berühmtheit erlangt. Vergl. „Beytrag zur Geschichte der Hexen-Prozesse, am Ende des 16. Jahrhunderts, im obern Elsaße, von Pfarrer Luce, in E. Stöber's alsatischen Taschenbuche für 1808.“ S. 197 u. ff.

74.

Die Zwerge auf dem Kerbholz.

Mündlich.

Nordöstlich von Sultzeren, im kleinen Münsterthale, erhebt sich das Kerbholz, ein hoher Berg, dessen First mit gewürzigen

Weidekräutern übersäet ist. In den zahlreichen Sennhütten werden die trefflichen Münsterkäse bereitet, die weithin verschickt werden. Daselbst wohnen die Sennen mit ihrem Vieh vom ersten Mai jedes Jahres bis zum letzten Septembertage, wo sie dann wieder in's Thal herabziehen und ihre Heerden überwintern. Jedoch stehen während dieser Zeit die Sennhütten nicht verlassen; denn die rüstigen Zwerge, welche im Berge hausen, kommen dann hervor, vertheilen sich in dieselben, füllen die Ställe mit stattlichen Kühen und bereiten noch viel schmackhaftere Käse, als die besten Sennen es zu thun vermöchten. Oft steigen sie dann Nachts über den krachenden Schnee in's Thal herab und suchen die Armen in den Hütten auf, welchen sie unbemerkt frische Butter und treffliche Käsbrode auf den Tisch legen.

Vergl. „Die Zwerge in der Wolfshöhle.“ S. 4.

75.

Das Schrätzmännel.

Mündlich.

Das Schrätzmännel ist in Mühlbach und den benachbarten Ortschaften ein Kinderpopanz, der den schlafenden Kindern wie das Doggele von Illzach Nachts auf das Herz sitzt und sie zu erdrücken scheint. Gegen seine Besuche werden viele Zaubermittel gebraucht.

Vergl. „Das Doggele,“ S. 30, und Nork, Mythol. der Volkssagen, S. 199.

76.

Der goldene Wagen.

Mündlich.

Auf einem Berge des schönen Münsterthals liegt ein Moosgrund, die Firstmiß genannt. Derselbe soll vor vielen hundert Jahren ein tiefer, krystallheller See gewesen sein, in welchem mächtige Wassergeister hausten, welche den einsamen Wanderern oder den Berghirten oftmals erschienen, wenn sie in die Nähe des Sees kamen. Im Grunde desselben, so geht die Sage, hielten die Geister reiche Schätze verborgen. Unter andern sollte von Zeit zu Zeit ein herrlicher Wagen, ganz von gediegenem Golde gearbeitet, zur Tiefe heraufsteigen und an's Felsgestade rollen, und wer diesen nur eine kleine Strecke weit über den Rand hinausbrächte, wo das Gebiet der Geister ein Ende hätte, dem würde er angehören; es dürfte aber während der ganzen Zeit kein Wort geredet werden, denn das würde den kühnen Unternehmer nicht nur wieder um das erworbene Gut bringen, sondern ihn noch in die größte Gefahr stürzen.

Drei Brüder, welche die Aussicht auf einen so reichen Gewinn gewaltig lockte, verabredeten sich einst, in einer gewissen Nacht, wo der Wagen gewöhnlich kam, denselben zu erfassen. Sie erschienen auch vor Mitternacht an der Stelle und sahen bald auf den rauschenden Wellen des Sees den goldenen Wagen emporsteigen. Die Brüder zitterten vor Angst und Freude und machten sich gegenseitig durch Zeichen aufmerksam, daß sie doch ja ihr Glück nicht durch ein vorlautes Wort verscherzen wollten. Schon war der Wagen über dem Wasser und näherte sich dem Ufer. Schnell faßten nun die Brüder die goldene Deichsel und zogen mit rüstigen Armen, und hatten den Wagen schon eine gute Strecke über den Abhang gezogen; da rollte ein Stein herab und hemmte eines der Räder. „Zieht nur frisch voran,“ rief Einer von ihnen, „ich will ihn schon herauskriegen!“ — Kaum war das letzte Wort gesprochen, so wurden alle Drei von gewaltigen unsichtbaren Händen ergriffen und in den Wagen geschmettert, der mit seiner Beute im Wasserschlunde versank.

Der Name Firstmiß deutet auf einen Moosgrund auf einer Berghöhe; First heißt im Münsterthale eine hohe Bergweide mit dazu gehörigen Sennhütten, und Miß oder Mies bedeutet Moos. Auch einige andere Berggründe in demselben Thale haben die Endung Miß; so: Mühlholzmiß, Bottmersmiß, Britmiß.

Es ist ein allgemein verbreiteter Volksglaube, daß ein schon gehobener Schatz alsobald wieder in die Erde versinkt, wenn dabei ein Wort gesprochen wird; Manche behaupten sogar, das dürfe erst dann geschehen, wenn man den erworbenen Schatz unter die Dachtraufe des eigenen Hauses gebracht habe.

77.

Der Alte vom Berge.

Mündlich. Hunkler hat diesen Stoff in einer größern Erzählung verarbeitet, die dem Verfasser jedoch nicht zu Gesicht gekommen ist.

In der Mitte des 14ten Jahrhunderts kam ein fremder Pilger nach Wyher im Thal und baute sich eine Siedelei auf dem nahegelegenen Sonnenberg, da wo jetzt die Kapelle zum heiligen Kreuz steht. Niemand kannte ihn und wußte, woher er gekommen; allein sein ganzes Betragen und die Hülfeleistungen, welche er den Armen gewährte, ließen auf eine vornehme Abkunft schließen. Als zu jener Zeit durch langanhaltende Regengüsse der Sultzeren-See aus seinen Ufern trat und alle Gewässer anschwollen und das ganze Thal überschwemmten, sah man den Alten vom Berge, so nannte ihn das Volk, überall, wo die Noth und Gefahr am größten war. Er rettete viele Menschen vom gewissen Tode und pflegte sie, so gut er konnte.

Nachdem er viele Jahre der Wohlthäter der ganzen Umgegend gewesen war, verließ er seine Zelle auf dem Sonnenberge und zog in die Schweiz, wo er zwei Klöster stiftete. Die ersten Brüder und Schwestern derselben ließ er von Wyher kommen, wo ihn noch jetzt Alt und Jung als den Schutzgeist des Thales verehrt.

Wyher oder Wihr, mit dem Zunamen im Thal, um es von dem Dörfchen Wihr in der Ebene, bei Horburg, zu unterscheiden, ist eines der ältesten Dörfer des Ober-Elsaßes; in der fränkischen Periode hieß es Bonifacii Villare; im Jahr 1279 steckten es die Herren von Girsperg in Brand; unter Kaiser Adolf von Nassau, 1293, wurde es abermals sammt seinem stattlichen Schlosse zerstört. Die Kapelle auf dem Sonnenberg, welche der Alte vom Berge erbaut haben soll, wurde ein häufig besuchter Wallfahrtsort; nachdem sie aber zur Zeit der ersten Revolution zerstört worden, baute die Gemeinde eine größere an ihre Stelle, wo sich an den Festen des heil. Kreuzes (3. Mai und 14. September) zahlreiche Pilger einfinden. Der Gottesdienst wird alsdann auf dem Berge unter freiem Himmel gehalten.

78.

Die Wallfahrt Dreien-Aehren.

1.

Nach Ichtersheim, Gantz new Elsassische Topographia, Regensburg 1710. 4. Aehnliche Sagen sind in Würtemberg (Anna Vögtly, von J. Kerner) und in Thüringen (das geraubte Sakrament, von L. Bechstein) bekannt.

Ein frecher Geselle, dem nichts heilig war, hatte sich eines Tages in die Kirche von Nieder-Morschwyher geschlichen und daselbst die silberne Monstranz gestohlen. Er floh damit den Berg hinauf und warf die Hostie im Vorübergehen in ein nahes Aehrenfeld. Sie blieb an drei dicht neben einander stehenden Halmen hangen, und siehe, alsobald flog ein wilder Bienenschwarm mit melodischem Summen herbei und umgab die Halmen, als wollte er dieselben schützen und dem Leibe des Herrn Ehre erweisen.

Die Leute, welche vorüberzogen, sahen dem seltsamen Treiben der Bienen zu, und fielen vor der wundervollen Hostie nieder und priesen die göttliche Macht, welche sich daran offenbarte.

Bald wurde das Wunder nah und fern bekannt. Man baute an der heiligen Stätte ein Kloster und eine Wallfahrtskirche, Dreien-Aehren genannt, und wenn die Landleute in derselbigen Gegend ihr Getreide säen wollen, so versäumen sie

nicht, ein wenig Staub aus der Kirche unter ihre Aussaat zu mischen, damit sie desto besser gedeihe.

2.

Nach der Ortsüberlieferung, welche auf einem in der Kirche aufgehängten Täfelchen aufgezeichnet ist.

Ein reicher Bauer von Nieder-Morschwyher, der nach Kolmar auf den Markt fahren wollte, um daselbst Getreide einzukaufen, zu einer Zeit, da es sehr wohlfeil war, hörte plötzlich eine Stimme aus dem Walde heraustönen, die ihm zurief, er solle eine Kirche auf einem nahe gelegenen Berge erbauen lassen. Unbekümmert um den geheimnißvollen Zuruf fuhr er weiter und kam in die Stadt, wo er seinen Handel schloß. Als er aber das gekaufte Getreide aufladen wollte, waren die Säcke so schwer, daß er sie nicht auf den Wagen zu bringen vermochte, und je mehr helfende Arme er dazu rief, desto schwerer und unbeweglicher wurde die Last.

Nun gedachte er plötzlich der Stimme, die er im Walde vernommen, und erzählete auch den Umstehenden, was ihm begegnet, und faßte den Entschluß, den Wunsch des Himmels zu erfüllen. Sogleich bekamen die Säcke wieder ihr natürliches Gewicht. Er hielt Wort und baute die Kirche Dreien-Aehren und lebte noch lange in großem Reichthum und großer Frömmigkeit.

79.

Das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren.

S. Gebweiler Dominikaner-Chronik, Anm. des Herausgebers, S. 288.

Als die Schweden den 28. Jänner 1636 die alte Abtei Dreien-Aehren zu Asche niedergebrannt hatten, wurde das wunderthätige Muttergottesbild unbeschädigt aus dem Schutt hervorgezogen.

Unter dem Bilde selbst, das übrigens höchst unschön ist, steht eine Inschrift, welche die wundervolle Erhaltung desselben bestätigt.

80.

Das Riesengrab auf dem Hohenack.

Mündlich.

Unter dem Kopfe des großen Hohenack liegt ein ungeheurer Riese begraben, dessen Athmen und Stöhnen man oft weithin über die Berge und in die Thäler herab hören will. Das Volk nennt den Gipfel dieses Berges deßwegen auch das Riesengrab.

Nördlich vom großen Hohenack, welcher eine Menge Alpenpflanzen darbietet, liegt auf einem hochaufstrebenden Kegel das Schloß Hohenack, welches abwechselnd den Grafen von Egisheim, Pfirt und Rappoltstein gehörte, bis es 1635 von den Franzosen besetzt und endlich auf Befehl Ludwigs XIV. zerstört wurde. Das aus zahlreichen, in der Hochebene zerstreuten Hütten und Sennereien bestehende Dorf La Baroche ist das erste Grenzdorf des Ober-Elsasses, in welchem französisch gesprochen wird.

Ueber die Riesen im Elsaß vergl. Nr. 70.

81.

Das weiße Mädchen an der Fecht.

Mündlich.

1.

Auf dem Allmendrain zwischen der Fecht und dem Mühlwasser von Ingersheim sieht man oft schon in der Dämmerstunde ein weißes Mädchen im Grase und am Ufer des Baches spielen. Ein Kind aus dem Dorfe, welches nichts von dieser Erscheinung wußte, sollte eines Abends Enten, die sich am Bache verspätigt hatten, nach Hause treiben, und sah plötzlich das weiße Mädchen immer einige Schritte vor ihm herhüpfen. Das Kind rief es an: „Komm, hilf mir die Enten suchen!“ Das weiße Mädchen wandte sich aber um und gab keine Antwort.

Da das Kind die Enten nicht finden konnte, lief es nach Hause und brachte seinen ältern Bruder mit, um ihm suchen zu helfen. Beide sahen das weiße Mädchen im Grase sitzen. Sobald sie ihm zu nahe kamen, sprang es auf, hüpfte über das Brückchen beim Stellbrett und verlor sich in den Reben. Nach einigen Augenblicken huschte es aber wieder hervor, hatte einen weißen Schleier über dem Kopfe und faltete die Hände über der Brust.

Nun wollte der Knabe sich ihm nähern und rief ihm zu: „Wem gehörst du denn, Maidel? Geh' doch heim, 's hat ja schon Nachtglock' geläutet.“ Da er aber keine Antwort erhielt und das Mädchen, seiner gleichsam spottend, vorwärts hüpfte, nahm er einen Stein und warf nach ihm, allein derselbe flog in einem Bogen über seinem Kopfe weg, und alsobald verschwand das Mädchen im Boden, und zweimal hörten die Geschwister an demselben Platze mit heller Stimme „Gäll! gäll!“ rufen. Der Stein hatte aber eine der am Graben schlafenden Enten getroffen, welche nun flügelschlagend und schnatternd heimwärts eilten.

Nach der Aussage der Kinder hüpfte oder schwebte vielmehr in kurzen Sätzen das weiße Mädchen immer eine Strecke weit über der Erde hin.

2.

Ein andermal, zur Abendzeit, ging ein Mädchen über die große Fechtbrücke, wo's auch sonst nicht geheuer ist; da kam das weiße Mädchen an ihm vorüber, schlug ihm in's Gesicht und seufzte: „Ach, warum hast du mir nicht Gut Nacht gewünscht!“ Darauf hat es ihm noch etwas gesagt, das aber das Mädchen um's Leben Niemanden anvertrauen will, und hat es gebeten, den folgenden Abend wieder zu kommen. Die Mutter, eine beherzte Frau, ging mit ihm. Als sie an der Stelle angekommen waren, wo sich die Erscheinung des vorigen Tages gezeigt hatte, fielen sie nieder und beteten drei Vaterunser und drei Ave Maria; es kam aber nichts. Allein von dieser Zeit konnte das Mädchen nichts Weißes mehr anblicken, ohne in Furcht zu gerathen und manchmal selbst die heftigsten Zuckungen zu bekommen.

Daß Geister dadurch erlöst werden, daß man sie grüßt oder ihren Gruß erwiedert, oder auch andere Bedingungen erfüllt, welche sie manchmal angeben, die man aber meistens errathen muß, kömmt öfters in Volkssagen vor.

82.

Der Geist im Ingersheimer Schlosse.

Mündlich.

Im Ingersheimer Schlosse geht ein Herr mit einem großen dreieckigen Hut und in alterthümliche Tracht gekleidet. Man hört ihn die Thüren auf- und zumachen, die Treppen und Gänge auf- und abgehen. Er zeigt sich besonders in einem der hintern, gegen den Berg stoßenden Zimmer, in welchem er oft Alles zusammenschlägt; und schon seit langer Zeit soll in demselben kein Fenster mehr ganz bleiben. Fremde Leute, welche den Spuck nicht kannten, mußten sich schon mitten in der Nacht aus diesem Zimmer flüchten, da sie keine Ruhe darin hatten. Bald legte sich Etwas schwer über sie; bald wurde ihnen die Bettdecke abgezogen; bald bewegte sich die Bettstelle selbst im Zimmer umher. Bei diesem Allem ging die Thüre immerwährend auf und zu.

Aus solchen Spuckgeistern, welche der Aberglaube in alten Schlössern und Häusern rumoren läßt, macht derselbe gewöhnlich treulose Verwalter, betrügerische Vormünder, Geizhälse oder andere Verbrecher. Ich führe die gegenwärtige Sage als bezeichnendes Beispiel für die ganze Gattung an.

83.

Die Wöchnerin.

Mündlich.

Vor nicht sehr langer Zeit starb zu Ingersheim eine Wöchnerin, der hatte man keine Schuhe mit in's Grab gegeben, wie

dies gewöhnlich geschieht. Da kam sie nun gleich in der ersten Nacht in ihrem weißen Todtenhemde, klopfte leise an's Fenster und sagte: „Warum habt ihr mir keine Schuhe angelegt? Ich muß durch Disteln und Dornen und über spitzige Steine.“ Nun stellt ihr der Mann ein Paar Schuhe vor die Thüre, und der Geist kehrte während sechs Wochen jede Nacht zurück, um den Säugling zu stillen.

Der Gebrauch, den verstorbenen Wöchnerinnen Schuhe anzulegen, und der Glaube, daß sie das Kind sechs Wochen lang stillen, ist im Elsaß, sowie in ganz Nord- und Süddeutschland verbreitet. Auch glauben Viele, daß bei einer zweiten Verehelichung des Mannes die erste Frau manchmal Nachts noch erscheine, um nach ihren Kindern und ihrem Hauswesen zu sehen.

Die Skandinavier, sowie die Celten, deren Priester an die Seelenwanderung glaubten, gaben auch andern Todten Schuhe mit in's Grab. „Es wurde den Leichen außer dem Fährgeld und dem Schiff auch ein besonderer Todtenschuh (altnordisch helsko) zum Antritt der langen Wanderung mitgegeben und an die Füße gebunden. Im Hennebergischen und vielleicht an andern Orten nennt man noch jetzt die dem Verstorbenen erwiesene letzte Ehre den Todtenschuh, ohne daß der Gebrauch selbst fortdauerte; ja das Leichenmahl wird so geheißen.“ J. Grimm, d. Mythol., S. 795. In Burgund schmiert der Tod selbst dem Menschen die Schuhe, bevor er ihn abholt. Seine Ankunft drückt man durch die Worte aus: »quan la Mor venré graisse no bote,« d. h. „Wenn der Tod kommen wird, um unsere Stiefel zu schmieren.“ Ebendas. S. 803. Mit unserer Sage vergl. Wolf, niederdeutsche Sagen, Nr. 175 u. 326.

84.

Der Hungerbrunnen.

Mündlich.

Zwischen Ingersheim und Katzenthal, aber letzterer Gemeinde zugehörig, steht ein Brunnen, welcher nur dann reichlich

fließt, wenn im folgenden Jahr eine Hungersnoth ausbrechen soll. Man nennt ihn daher den Hungerbrunnen.

Aehnliche Brunnen gibt es in Deutschland und der Schweiz allenthalben. An der Straße von Eutin nach Oldenburg heißt einer derselben die theure Zeit; bei Schweinfurt fließt das Theuerbrünnlein; bei Hüselrieth, im Hennebergischen, ist ein Hungerborn. Ehemals war ein solcher bei Halle, an der Saale. Wenn die Bauern zur Stadt gingen, schauten sie darnach, und lief er aus, so sagten sie: „Heuer wird es theuer." S. J. Grimm, d. Mythol., S. 557; Nork, Mythol. der Volksſ., S. 506 u. ff. A. Schnetzler, badisch. Sagenb., II, S. 194.

85.

St. Deodat.

S. *Richer*, Chronique de Senones, Liv. 1, chap. 5, französische Uebersetzung aus dem 16ten Jahrhundert, herausgegeben von *Jean Cayon*, Nancy, 1842, 4. *Jean Ruyr*, Recherches sur les saintes antiquités de Vosge, 2 Part., chap. 5, p. 95. Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 92 u. ff.

St. Deodat hatte im Jahr 609 das Bisthum Nevers verlassen, um als Apostel im Elsaß zu wirken. Nachdem er sich lange Zeit in den Bergen aufgehalten hatte, ließ er sich in einem jetzt verschwundenen Dorfe, Wilra, auf dem rechten Ufer der Weiß, in der Nähe von Mariaweiler, dem heutigen Ammersweiher, nieder.

Im Jahr 680 [1]) schenkte ihm ein reicher Mann beträchtliche Weinberge, die er im Sigolsheimer Bann besaß. Darüber wurden die Bauern von Ammersweiher eifersüchtig und fürchteten, der

---

[1]) Nach einer andern Mittheilung, deren Quelle mir unbekannt ist, läßt die heil. Richardis im Jahr 900 den heil. Deodat nach Sigolsheim kommen, um daselbst eine Kirche einzusegnen. Diese Angabe enthält einen doppelten Irrthum; da erstens Deodat 200 volle Jahre vor Richardis lebte, und sodann Letztere im Jahr 900 nicht in Sigolsheim gewesen sein kann, da sie bereits den 18. September 893, oder nach Andern 894, gestorben war.

Fremdling möchte nach und nach ihre eigenen Grundstücke an sich ziehen, so daß sie den heiligen Mann unbarmherzig aus seinen Besitzthümern vertrieben [1]). Dafür bestrafte sie aber der Himmel damit, daß alle Kinder fortan mit Kröpfen geboren wurden [2]). Bald bemerkte man jedoch, daß dieser Fluch nur diejenigen traf, welche diesseits des Baches geboren wurden; daher zogen die Frauen vor ihrer Niederkunft hinüber und brachten also gesunde Kinder zur Welt.

St. Deodat war im westlichen Frankreich von vornehmen Eltern geboren; er gab sein Bisthum in Nevers auf und stiftete die Abtei Ebersmünster. Das Städtchen St. Dié, St. Didel, und das Dorf Diedelshoffen leiten ihre Namen von St. Deodat her.

Ammersweiher liegt in demselben Bergbecken mit Kientzheim und Kaisersberg; sie sind eines der drei Wahrzeichen des Elsasses.

„Drey Schlösser auff einem Berge,
Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe;
Drey Stätt in einem Thal,
Ist das gantz Elsaß vberall." (Merian, 1644.)

86.

Die Bilder der Muttergottes und des Evangelisten St. Johannes vergießen Thränen.

Gedrucktes Blatt in der Nähe des Hochaltars, in der Kirche von Kientzheim.

Als im Jahr 1466 das Feuer die Kirche von Sigolsheim verzehrte, vergossen die Bilder der Muttergottes und des Evangelisten St. Johannes reichliche Thränen.

---

[1]) „Ils l'expulsèrent d'illec." *(Richer.)*

[2]) „Car tous les enfants qui par après, venoient à naitre audit village avoient une certaine aposthume au gozier." *(Richer.)* — *Jean Ruyr* sagt: „... qu'en punition du meschief des habitants de Wilra, tous les enfants de ces mutins naissaient avec des écronelles, ou d'affreux goîtres et que ceux qui venaient au monde au-delà du ruisseau, n'avaient la messéance de grosses gorges."

Diese Bilder kamen später nach Kientzheim, woselbst sie sich noch jetzt befinden und wo besonders dasjenige der heil. Jungfrau, als wunderthätig, zahlreiche Pilger anzieht.

Im Jahr 1473 kam Kaiser Friedrich III. mit großem Gefolge nach Kientzheim, besuchte die Bilder und ließ als Opfergabe seinen ungarischen, mit Gold und Silber verbrämten Hut zurück.

87.

Kaiser Friedrich Barbarossa in Kaisersberg.

Mündlich.

Kaiser Friedrich Barbarossa, der das Schloß von Kaisersberg gebaut haben soll, begann auch den Bau der Stadtkirche; da ihm aber inmitten der Arbeit das Geld ausgegangen war, so wollte er die Krone seiner Gattin versetzen. Dieser fromme Entschluß rührte den Himmel; denn alsogleich erschienen zwei Engel, jeder mit einem vollen Beutel versehen, um die Krone der Kaiserin einzulösen und den Bau der Kirche zu befördern.

So erzählt das Volk. Den Schlüssel zu dieser Sage fand ich, als ich den 30. Juni 1850 in Begleitung des Herrn Oberförsters Kolb die Merkwürdigkeiten des alterthümlichen Kaisersbergs einsah, über dem großen Portal der Kirche. Ueber demselben befindet sich nämlich in einer halbkreisförmigen Nische eine in Stein gehauene Gruppe, bestehend aus einer männlichen Figur, welche eine Krone auf dem Haupte trägt, und einer weiblichen, ebenfalls bekrönten, deren Krone sie mit der rechten Hand also berührt, daß es zweifelhaft bleibt, wolle sie ihr dieselbe aufsetzen oder abnehmen. Zu beiden Seiten knieen zwei männliche Gestalten, welche angeblich Beutel in der Hand tragen. Bei näherer Betrachtung ergibt sich's aber bald, daß das Dargestellte die Krönung der Maria ist; die knienden Figuren, die Erzengel Gabriel und Michael, halten keine Beutel, sondern Rauchfässer in den Händen, deren Wurfbänder ob der Beschränktheit des Raumes zu kurz gerathen sind und zwei Beuteln nicht unähnlich sehen. Die über der Gruppe stehende lateinische Ueberschrift, welche noch beinahe

ganz leserlich ist, läßt übrigens keinen Zweifel zu. Auf dem gegenüberstehenden Stockbrunnen steht dagegen das steinerne Bild Barbarossa's, welchen die spätere Tradition offenbar mit dessen Enkel Friedrich II. verwechselt hat. Dieser erst hatte durch den elsässischen Landvogt Wölfelin die Stadt und das Schloß Kaisersberg erbauen lassen, was somit in das 13te Jahrhundert fällt. Der Bau der Kirche wurde wahrscheinlich zu derselben Zeit begonnen, wenigstens deutet das besprochene Portal auf diesen Zeitpunkt hin, wiewohl eine außerhalb an der südlichen Mauerseite des Schiffes stehende Inschrift den Anfang der Erbauung desselben 200 Jahre später setzt. Diese Inschrift lautet: Anno Domini MCCCCXLVIII ipso die scte (sanctae) Margarete virginis inceptum est istud edificium. — Ein Seitenaltar der Kirche ist dem elsässischen Papste Leo IX. gewidmet, welcher als Patron der Winzer eine blaue Traube in der Hand hält.

Vergl. Kaiser Barbarossa unter dem Bibelstein, S. 44, und weiter unten Kaiser Barbarossa in Hagenau.

88.

Die riesenmäßigen Holzschuhe auf dem Rathhause von Kaisersberg.

Mündlich.

Auf dem Rathhause von Kaisersberg werden zwei alte, riesenmäßige Holzschuhe gezeigt, mit schweren eisernen Schienen versehen und gewaltigen Nägeln beschlagen, deren jeder sieben bis acht Pfund wiegen mag. Sie sollen einem fremden Waldbruder zugehört haben, welcher vor sechzig oder siebzig Jahren hier im Gebirge lebte, wo er sich eine armselige Klause von Baumstämmen und Lehm erbaut hatte. Er war hieher gekommen, um ein schweres Verbrechen abzubüßen, und hatte das Gelübde gethan, diese beschwerlichen Schuhe zeitlebens zu tragen. Man fand ihn eines Tages todt im Walde liegen und brachte die Schuhe als eine Merkwürdigkeit auf das Rathhaus.

Nach Andern mußte derselbe Pilger in seiner unbequemen Fußbekleidung ein ungeheuer großes Kruzifix von einem Wallfahrtsorte zum andern tragen, ohne auszuruhen; er brach aber unter der Last desselben zusammen und gab seinen Geist auf.

Eine andere Sage gibt den Holzschuhen ein noch höheres Alter und macht aus dem Pilger einen Grafen von Egisheim.

89.

Der Flieger.

Mündlich.

In Kaisersberg lebte vor etwa zehn Jahren ein Mann, K., der bis an sein Ende in der Stadt und in der ganzen Umgegend unter dem Namen Flieger bekannt war.

Folgendes wurde mir von ihm erzählt und von seinem eigenen Sohne bestätigt.

Als er eines Tages in seinen Reben mit der Weinlese beschäftigt war, reichte ihm eine Frau seines Alters, welche bei ihm als Taglöhnerin arbeitete, eine Traube hin mit den Worten: „Da, K., versuch' doch einmal diesen Süßling!" Kaum hatte K. einige Beeren von der Traube gekostet, so fühlte er sich emporgehoben, schwebte zuerst längere Zeit über den Wipfeln der Bäume hin, flog sodann über das Thal hin und ließ sich endlich am linken Ufer der Weiß, bei einer Kapelle nieder. Er wurde dort gefunden und bewußtlos nach Hause gebracht, wo er mehrere Wochen lang auf den Tod krank lag. An dem Orte auf dem Weinberge, wo er aufgeflogen war, und da, wo er sich niedergesenkt hatte, ließ er später zwei Denksteine setzen, in Gestalt kleiner Kapellen, welche man noch jetzt sieht.

Diese Geschichte, welche von Alt und Jung, ja von der eigenen Familie des Fliegers, als eine wirkliche Begebenheit erzählt wird, ist wohl nichts anders, als eine somnambule Vision, deren Ursache nicht sowohl in den genossenen Traubenbeeren, als in einem andern unbekannt gebliebenen Umstande zu suchen ist, und sie hat dieselbe Bewandtniß, wie die Züge der Hexen, welche sich durch die Luft nach hohen Bergspitzen zu begeben glaubten. „Das Opium," sagt Ennemoser in seiner Geschichte der Magie (Leipzig

1844, S. 108), „erzeugt Visionen von paradiesischen Freuden und Gegenden, so wie dasselbe und andere Narcotica das Gefühl des Fliegens und des sich Erhebens in die Luft verursachen. Solche Narcotica wurden den Salben beigemischt, wornach die Hexen im Fluge oder auf einem Besenstiele, oder auf einem Bock reitend, dem Blocksberg zueilten.

90.

Die Teufelskutsche.

Mündlich.

Ein Mann von Kaisersberg hatte ein Geschäft in dem zwei starke Stunden weiter im Gebirge gelegenen Schnierlach (La Poutroye) zu besorgen und begab sich, schon bevor der Tag graute, auf den Weg. Da kam plötzlich eine große, schwere Kutsche hinter ihm her gerollt. Auf die Einladung des Kutschers stieg er hinein, war aber nicht wenig erstaunt, da er sich mit dem ganzen Fuhrwerke in die Luft gehoben fühlte. Der Kutscher hatte kein Gehör für sein lautes und wiederholtes Rufen. Als aber der erste blasse Schein des Tages sich am Himmel zeigte, fuhr der Schlag der Kutsche auf und der Luftreisende wider Willen wurde auf dem Gipfel eines hohen, Schnierlach gegenüber liegenden Berges abgesetzt.

Außer der gegenwärtigen, kommen, im Verlaufe dieser Sammlung, noch drei andere Sagen von Teufels- oder Gespensterkutschen vor, welche, bei Abweichung in einzelnen Umständen, den gemeinschaftlichen Zug des in die Höheschwebens haben. Die Bedeutung dieser, auch anderswo verbreiteten Sagen gibt Daumer folgendermaßen: „Die Gespensterkutsche des Volksglaubens, die an vielen Orten zu bestimmten Zeiten des Jahres und auf bestimmten Wegen fährt und die zum Theil von gar nicht geisterhafter, sondern von sehr plumper, materieller Beschaffenheit ist, entstand aus einem alterthümlichen Opferwagen, den man zur Einsammlung und zum Transporte der zum Opfer dienenden Menschen oder der ihre Stelle vertretenden Thiere gebrauchte. Es sieht und hört selbigen in

visionärer Weise noch immer zu der Zeit und an den Orten, wo er einst wirklich zu sehen und zu hören war, oder glaubt wenigstens, daß er da noch fortwährend, wie ehemals, zu sehen und zu hören sei." Die Geheimnisse des christl. Alterth. II. S. 199 u. ff. Vergl. F. Nork, Myth. der Volkssagen, S. 398. 883. 1051. A. Schnezler, Bad. Sagenb. I. S. 485; II. S. 409 u. 649.

91.

Die Tschäpläre.

Mündlich.

Auf dem Räppelesfelsen, rechts von der Straße, welche von Kaisersberg nach Schnierlach führt, sitzt die Tschäpläre, eine gespenstige Frau von ungeheuerer Größe. Sie steigt manchmal von ihrem Felsensitze herab und treibt die Kinder nach Hause, welche sich nach dem Läuten der Nachtglocke im Walde oder auf dem Felde aufhalten.

Ueber kinderschreckende Popanze vergl. Flögel, Gesch. des Groteskekomischen, Leipz. 1788. S. 13 u. ff.

92.

Der Einsiedler von Alspach.

S. *Golbéry*, Antiquités du Haut-Rhin. p. 21. — Vergl. die rheinische Sage von Rolandseck und Nonnenwörth. S. A. Reumont, Rheinl. Sagen, Köln 1844, S. 96, und Schiller's Ritter Toggenburg. Pfeffel hat die elsässische Sage zu seiner Erzählung Charibert und Adelgunde benützt. S. Prof. Versuche, III. S. 168 u. ff.

Ein junger fremder Rittersmann hatte ein elsässisches Fräulein liebgewonnen, und ihre Eltern hatten sie ihm in die Ehe versprochen, unter der Bedingung, daß er auch seinerseits die elterliche Einwilligung einholen müsse. Unter vielen Thränen nahm er Abschied von der Geliebten und versprach zu einer bestimmten Zeit wieder zurückzukehren; erschiene er nicht, so sei dieß das gewisse Zeichen, daß seine

Eltern die nachgesuchte Erlaubniß verweigert hätten, oder daß er selbst nicht mehr am Leben sei.

Voll der süßesten Hoffnungen, und seine Liebe wie ein Heiligthum im Herzen tragend, zog er von dannen. Beiden Liebenden kamen die Tage der Trennung wie Jahrhunderte vor. Endlich aber erschien die festgesetzte Zeit, und der Ritter war noch nicht zurückgekehrt; Tage, Wochen, Monate verstrichen, ohne daß er auch nur die geringste Kunde von sich gegeben hätte.

Das arme Fräulein verging vor Sehnsucht und Schmerz und da die Welt ihr keinen Trost für ihr entschwundenes Glück zu bieten vermochte, trat sie als Novize in das Frauenkloster Alspach und wurde, noch bevor das Probejahr abgelaufen war, als Nonne eingekleidet.

Einige Tage nach dieser Feierlichkeit erschien der fremde Rittersmann wieder im Thale. Unvorhergesehene Hindernisse hatten seine Rückkehr verzögert, und die Botschafter, die seine Geliebte davon in Kenntniß setzen sollten, waren durch einen mächtigen Nebenbuhler gewonnen worden und hatten seine Briefe nicht überbracht.

Vergeblich rang der Unglückliche die Hände; die Pforten des Klosters blieben ihm verschlossen und trennten ihn für diese Erde auf immer von der geliebten Braut.

Nun baute er sich im nahen Walde eine Einsiedelei und verbrachte daselbst, im Gebet und Andenken an die Geliebte, die übrigen Lebenstage. Jedesmal, wenn die Glocken des Klosters, unten im Thale, zum Gebete riefen, antwortete das Glöckchen seiner Kapelle, und Morgens und Abends, wenn die Gesänge der heiligen Schwestern ertönten, saß er auf einem vorragenden Felsen und lauschte, ob er nicht darunter die Stimme der Braut erkennen möchte.

Eines Tages aber schwieg das Glöckchen auf dem Berge und man fand den Einsiedler todt vor der Thüre seiner Klause sitzen.

Die Trümmer des ehemaligen Klarissenklosters Alspach liegen eine starke Viertelstunde westlich von Kaisersberg und sind jetzt zum Theil in Fabrikgebäude umgewandelt. Das Kloster wurde schon zu Ende des 10ten Jahrhunderts von einem Grafen von Egisheim gestiftet und den Benediktinern übergeben; im Jahre 1282 kauften es sodann die Klarissinnen von Kientzheim. Es wurde 1525 im Bauernkriege zerstört.

93.

Der weiße See.

Mündlich.

Die Wasser des weißen Sees, im Urbisthale, waren zu einer Zeit von wüster, grauschwarzer Farbe überzogen und am Ufer ringsumher standen die Blumen und Bäume welk und dürr; die Fische trieben todt auf der Oberfläche hin; kein Vogel kam sich am Strande zu baden, kein Wild seinen Durst daselbst zu löschen, und eine bösartige Seuche wüthete im ganzen Lande.

Da hieß es nun, dies Elend sei eine Strafe des Himmels und dessen Zorn könne nur besänftigt werden, wenn man ein unschuldiges Kindlein im See ertränkte und zum Opfer brächte. Allein keine Mutter wollte eines der ihrigen hergeben.

Es begab sich nun, daß auf einer benachbarten Burg die Wärterin mit dem jüngsten Knaben ihres Herrn auf dem grünen Rasen im Garten spielte. Da sie aber das Kind auf einen Augenblick verließ, stürzte ein gewaltiger Geier auf dasselbe herab, wollte es auf seinen Horst tragen und ließ es, im Darüberfliegen, in den weißen See fallen. Und siehe, alsobald hörte der böse Fluch auf. Das Wasser des Sees wurde wieder krystallhell, seine Ufer bedeckten sich wieder mit frischer Blüthe und Krankheit und Elend wichen einem frohen, gedeihlichen Leben.

Sehr verbreitet im Elsaß ist der Glaube von Flüssen und Seen, welche entweder zu unbestimmten Zeiten, meistens aber zu gewissen Tagen, alljährlich einen Menschen zum Opfer verlangen. An den meisten Orten gilt der St. Johannistag als ein solcher. Bei außergewöhnlichen Begebenheiten ist das Opfer eines unschuldigen Kindes am angenehmsten. „Dies weist auf wirkliche, dem Nichus in uralter heidnischer Zeit gebrachte Menschenopfer hin.“ J. Grimm, d. Myth. S. 462. — „Es ist einleuchtend, daß diese Sagen ihren Grund in alten, religiösen Gebräuchen haben, nach welchen man Menschen in die Gewässer versenkte und damit der negativen Gottheit, die man verehrte, die ihr zukommenden Opfer brachte.“ Daumer, die Geheimnisse d. christl. Alterth. II. S. 231 u. ff.

94.

Die heilige Hunna.

Mündlich. Vergl. Hunkler, Leben der Heiligen d. Elf. S. 45 u. ff.

Die h. Hunna war eine Anverwandte des Herzogs Attich und bewohnte, im 7ten Jahrhundert, mit ihrem Gemahl Huno oder Hunnus, ein Schloß zwischen Zellenberg und Rappoltsweiler. Beide gaben dem Dorfe Hunaweiher seinen Namen. Huno war jener reiche Mann, welcher dem h. Deodat (S. N. 85) die beträchtliche Schenkung im Sigolsheimer Gemeindebann gemacht hatte. Der h. Deodat, welcher mit beiden Eheleuten in freundschaftlicher Verbindung stand, taufte ihren Sohn, der ihm zu Ehren ebenfalls Deodat genannt wurde und den er später in das Kloster Ebersheimmünster aufnahm.

Die h. Hunna war eine der reichsten Edelfrauen des Landes; allein trotz ihres Reichthums, bewohnte sie nur ein bescheidenes Kämmerlein auf ihrem Schlosse. Sie war die Freundin und Trösterin der Armen und Hülfsbedürftigen und ließ sich oft sogar herab, ihnen die Kleider zu waschen, weßwegen sie das Volk die heilige Wascherin nannte. Oft sah man sie auch auf einem Eselein in's Gebirge reiten und daselbst die armen Leute aufsuchen, welche in den zerstreuten Hütten wohnten.

Sie verrichtete Zeichen und Wunder, und noch jetzt wissen die Umwohner Vieles von ihr zu erzählen.

Ein reichlich fließender vierröhriger Brunnen ist ihr geweiht und heißt der Hunnabrunnen. Da traf sich's einmal in einem weinarmen Jahre, daß, als man Abends die Pferde und Kühe tränken wollte, aus allen Röhren Wein herausfloß. Man strömte herbei mit Zubern und Logeln und Fässern, und Jeder versorgte sich damit für's ganze Jahr, und der Wein war besser als der beste, der noch je in der Gegend gewachsen war.

Abwärts vom Dorfe liegt die Hunnawiese, früher ein Eigenthum der Heiligen, die sie noch immer in treuem Schirme hält und durch ihre Diener hüten läßt. Man erzählt, daß ein Bauer sich einst zur Nachtzeit vermaß, Bandweiden auf derselben zu stehlen. Als er sie aber in ein Bündel geschnürt hatte und auf dem Rücken forttragen wollte, wurden sie ihm so schwer, daß er unter ihrer Last zusammenbrach und auch nach mehreren wieder-

holten Versuchen war es ihm unmöglich, sie von der Stelle zu bringen. Er mußte also leer nach Hause zurückkehren, und es wurde noch dazu mit unsichtbaren Händen tüchtig auf ihn losgehauen, bis er athemlos vor seiner Hütte niederfiel.

95.

Das Wappen der Grafen von Rappoltstein.

S. Bernh. Hertzog, Edelsasser Cronik, Buch V. S. 130. — *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, p. 2. — *Radius*, Dissertatio de comitum Rappoltsteinensium origine, p. 19.

In der Zahl der elsässischen Ritter, welche im Jahr 1147 mit Kaiser Konrad III. in das gelobte Land zogen, um die Ungläubigen zu bekämpfen, befand sich Herr Konrad oder Kuno von Rappoltstein. Daß er ebenso handfest als muthig war, bewies er, als das Heer der Kreuzfahrer in Syrien lag und Damaskus belagerte. Da trat plötzlich aus dem feindlichen Heere ein riesenmäßiger Sarazene hervor und forderte, mit frechem Hohngelächter, den beherztesten unter den christlichen Streitern zum Zweikampfe auf.

Nach kurzem Bedenken bot sich Herr Konrad von Rappoltstein als Gegner an, und nachdem er einigemale die gewaltigen Streiche des Riesen kampfgewandt von sich abgeleitet hatte, führte er selbst einen so derben Hieb, daß er den Sarazenen von oben bis unten in zwei Stücke spaltete.

Der Kaiser, in dessen Gegenwart der Rappoltsteiner den Kampf siegreich bestanden hatte, verlieh nun ihm und seinem ganzen Geschlechte die Befugniß, das Bild des erlegten Sarazenen als Helmzierde zu tragen.

Bernhard Hertzog schildert, in der oben angeführten Stelle, das Wappen folgendermaßen: „Es führen die Herren von Rapolstein, drey rote Schiltlein in weißem Feldt, auff dem Helm ein Männlin ohn Arm in weisser Kleidung, an der Brust drey rote Schiltlein, hat auff ein gelben Türckischen spitzhut, Helmdeck rot vnd weiß."

Hertzog irrt sich, wie ihm dieß manchmal geschieht, in der Angabe des Jahres, in welchem der Kampf geschah, er setzt ihn in

das Jahr 1145, da doch Kaiser Konrad erst zwei Jahre später den Kreuzzug antrat. Er zog durch Ungarn nach Griechenland und kam im Mai 1147 zu Konstantinopel an.

96.

Die Brüder von Rappoltstein.

Mündlich. — Vergl. G. Dürrbach's epische Dichtung Rappoltstein, Zürich 1836, S. 481 u. ff. — Verwandt mit unserer Sage ist eine rheinische, welche sich an die beiden Burgen Sternberg und Liebenstein knüpft; nur daß in letzterer die Katastrophe als die Rache des Himmels erscheint. S. K. Simrock, Rheinsagen, 2te Aufl. Leipz. 1837, S. 277.

In den beiden untern Rappoltsteiner Schlössern, welche, in kurzer Entfernung von einander, jedes auf einem hohen Felsen liegen, wohnten zwei Brüder. Der eine war Herr von St. Ulrich, der andere Herr von Girsberg. Beide, rüstige Jäger, wollten einst Morgens frühe auf die Jagd ziehen und verabredeten sich Abends zuvor, daß derjenige, welcher zuerst erwachen würde, dem andern einen Pfeil an den Fensterladen schießen sollte, um ihn zu wecken.

Schon bleichte der Tag, da stieß der Graf von St. Ulrich den Laden auf und griff nach der Armbrust, um das verabredete Zeichen zu geben; aber in demselben Augenblicke schwirrte des Bruders Pfeil durch die Morgenluft herüber und durchbohrte ihm das Herz.

Nach einer andern Sage sollen beide Brüder zumal, jeder von des andern Geschoß, getroffen worden sein.

97.

Die Jungfrau auf St. Ulrich.

Mündlich.

In der Christnacht jedes Jahrs zeigt sich, auf dem Rappoltsteinischen Schlosse St. Ulrich, ein weißes Fräulein, welches einigemale um das Schloß herumwandelt; sodann bleibt es am Thore stehn, dessen Schlüssel es in der Hand hält. In demselben Augen-

blicke kömmt vom Zellenberger Schlosse ein Ritter angesprengt, welcher das Fräulein erlösen will; allein er vermag es nicht, da dies nur von einem Lebenden geschehen kann.

So wie ihn die Jungfrau kommen sieht, schlägt sie den Schleier um's Gesicht und schließt das Thor hinter sich zu.

Wenn aber einmal ein Lebender es wagte, und die auf dem Banne haftenden Bedingungen erfüllen könnte, so würde die Jungfrau erlöst werden, und all' die reichen Schätze, die in dem Schlosse verborgen sind, würden ihm zufallen.

Die Jungfrau auf St. Ulrich, obgleich sie ebenfalls in weißer Kleidung erscheint, gehört dennoch nicht in die Familie der schon mehrmals besprochenen weißen Frauen. Das weiße Gewand wird überhaupt gerne den geisterhaften Frauen oder Kindern beigelegt. Als Grund unserer Sage gab man mir eine Brautgeschichte an, deren Betheiligte ein Ritter von Zellenberg und ein Fräulein von Rappoltstein gewesen sein sollen; nähere Umstände darüber konnte ich jedoch nicht erhalten.

98.

Die drei Schwestern von Rappoltstein.

Mündlich.

Auf den drei Schlössern Rappoltstein haben zu einer Zeit drei Schwestern gewohnt, jede in einem derselben. Jede Nacht riefen sie sich den Abschied durch ein Waldhorn zu, und ebenso begrüßten sie sich allmorgentlich.

Eine derselben soll immer prächtige Kleider getragen haben und recht eitel gewesen sein. Man sieht sie noch oft im obersten Schlosse (Hoh=Rappoltstein) vor einem großen Spiegel stehen, der an der Mauer hängt, und sich festlich schmücken.

99.

Herni's Kreuz.

Mündlich.

In Rappoltsweiler lebte, vor etwa hundert Jahren, ein Bürger mit Namen Herni, der ein Jedermann mißfälliges, wüstes und gottloses Leben führte und besonders als Holzdieb und Wilderer übel berüchtigt war.

Als nun einst, am Patronstage, alle katholischen Bewohner des Städtchens mit der Prozession gingen, und er sich deßhalb um so sicherer glaubte, schlich er mit der Art auf den Schwarzenberg, wo er sich schon längst eine schöne Eiche ausersehen hatte, und dachte sie zu fällen und die Stücke auf dem Holzschlitten nach und nach in's Haus zu schaffen.

Schon hatte er den ersten Streich gethan, als er sich beim Namen rufen hörte. Er hielt inne, und da er Niemandes ringsumher gewahr wurde, fuhr er in seiner Arbeit fort.

Aber es rief nochmals dieselbe Stimme. Wieder hielt er einen Augenblick inne, und als sich wieder nichts zeigte, hieb er, unter lautem Fluchen, die Wurzeln des Baumes zusammen.

Und ein drittes Mal rief es seinen Namen. In demselben Augenblicke aber stürzte ein mächtiger Felsblock vom Gipfel des Berges herab und zerschmetterte ihn unter seiner Wucht.

Zur Erinnerung an das Strafgericht des Himmels setzte man ein Kreuz auf den Felsen, das noch bei Jung und Alt Herni's Kreuz genannt wird. Viele haben ihn da schon mit seiner Art sitzen sehen, wenn sie in der Dämmerung den Berg hinabstiegen.

100.

Das Silberglöcklein und die Schloßhunde.

Mündlich.

Die Herren von Rappoltstein hatten der evangelischen Kirche von Rappoltsweiler ein silbernes Glöckchen geschenkt, von feinem, höchst durchdringendem Tone. Jedesmal, wenn dasselbe angezogen wurde, fingen sämmtliche Hunde auf den drei Schlössern an zu bellen und zu heulen. Und noch in spätern Zeiten, als die

Schlösser schon längst nicht mehr bewohnt werden konnten und in Trümmern lagen, hörte man, sobald das Glöckchen im Thale geläutet wurde, das Bellen und Heulen der Hunde, die dadurch selbst unter der Erde aufgestört wurden.

Die erste französische Revolution machte dem Silberklang und somit auch dem Hundegebell dadurch ein Ende, daß sie aus dem Glöckchen blanke Münzen schlagen ließ.

101.

Die Gespensterkutsche von Hoh-Rappoltstein.

Mündlich.

In der Christnacht, um die Mitternachtstunde, fährt jedes Jahr eine große mit vier Rappen bespannte Kutsche den jähen Berg herab, auf welchem das Schloß Hoh-Rappoltstein liegt. Sie rollt durch die Hauptstraße der Stadt, am Schützenhause vorbei, auf der Straße nach Gemar hin. Niemand sitzt darin und kein Kutscher lenket die Rosse. Nach zwei Uhr kehrt sie jedesmal wieder denselben Weg zurück und weckt die Schläfer durch ihr unheimliches Rasseln auf.

Ein Knabe, der einst noch spät einen Auftrag in dem benachbarten Gemar zu besorgen hatte, traf die Kutsche auf seinem Rückweg an, und da er müde war und ihn gewaltig fror in der kalten Nacht, bat er, man möchte ihn doch einsitzen lassen. Er bekam zwar keine Antwort, allein die Pferde hielten stille; der Schlag ging auf und wieder zu, nachdem der Knabe in die Kutsche gestiegen war. Er mag wohl eingeschlafen sein. Nachdem ihn aber die Eltern die ganze Nacht hindurch vergeblich gesucht hatten, fand man ihn des folgenden Morgens in den Aesten einer hohen Pappel sitzend und vor Frost klappernd. Wie er da hinaufgekommen war, konnte er Niemanden sagen.

S. die Anmerkungen zu der Teufelskutsche von Kaisersberg, Nr. 90.

102.

Der Hirzsprung.

Mündlich. — Vergl. *Golbéry*, Antiquités du Haut-Rhin, p. 4.

Auf der Straße von Rappoltsweiler nach Mariakirch, unfern des Wallfahrtsortes Dusenbach, liegt der vierzig Fuß hohe Fels, Hirzsprung genannt. Folgender Begebenheit verdankt er seinen Namen.

Als Graf Anselm von Rappoltstein (gest. um's Jahr 1314), ein leidenschaftlicher Jäger, eines Tages einen prächtigen Hirsch verfolgte, kam er plötzlich mit seinem Pferde an den Rand des über den Abgrund ragenden Felsens. Er konnte das Pferd nicht mehr zurückhalten, und mit dem Rufe: „Maria, hilf!" schwang er sich in die Tiefe. Er kam unversehrt an, und baute, zum Dank für seine wundervolle Rettung, eine der beiden Kapellen von Dusenbach.

103.

Die Gründung von Dreikirchen oder Dusenbach.

S. Ichtersheim, Gantz new Elsaß. Topographia, Theil Ober-Elsaß, S. 16. — *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, p. 11 u. ff.

Ein Herr von Rappoltstein hatte, mit dem Marquis Balduin von Montferrat und dem blinden Dogen Dandolo von Venedig, den Kreuzzug mitgemacht, der den Lateinern Byzanz und den dortigen Kaiserthron auf einige Zeit zusicherte.

Mehr noch als die reichen Schätze an Gold und Kleinodien, welche den Siegern bei der Eroberung von Konstantinopel zu Theil wurden, lockten sie die zahllosen Reliquien und Heiligthümer, welche die Kaiserstadt aufbewahrte. Auch dem Herrn von Rappoltstein war es geglückt, in den Besitz eines solchen Heiligthums, eines uralten wunderthätigen Marienbildes, zu gelangen.

Sorgsam verwahrte er den theuern Schatz, um ihn unversehrt in seine Heimath zu bringen. Allein bevor er die Reise dahin antrat, zog es ihn nach Jerusalem, der heiligen Stadt, um die Orte alle zu

sehen, wo der Heiland gewandelt, und an seinem Grabe um Gnade und Vergebung seiner Sünden zu beten.

Das heilige Grab und der Kalvarienberg hatten einen besonders tiefen Eindruck auf die Seele des frommen Ritters gemacht. Kaum war er in das Schloß seiner Väter zurückgekehrt, als er in dem felsigen Thale ein Kloster und Kirchlein erbauen ließ, welches dem heiligen Grabe getreu nachgebildet war. Er stellte hier das theure Marienbild zur öffentlichen Verehrung auf. Ohnfern erhebt sich ein rauhes, mächtiges Gestein. Dort ließ er sodann einen Kalvarienberg aufrichten mit den Bildern des betrübten, betenden Heilandes und der schlafenden Jünger.

Das Marienbild wirkte bald zahllose Wunder und von nah und fern zogen Schaaren von Pilgern herbei, es zu verehren. In kurzer Zeit wurde das Kloster Dreikirchen, von dem sanft tosenden Waldbache Dusenbach genannt, einer der besuchtesten Wallfahrtsorte im ganzen Lande.

Der Stifter von Dusenbach war Herr Egenolf von Rappoltstein. Vor der Gründung der ersten Kapelle hatte bereits ein Klausener einen Kalvarienberg daselbst aufgerichtet, wozu jedoch erst Maximinus oder Schmaßmann II von Rappoltstein im Jahr 1498, nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, die Bilder malen ließ. Es sollen diese Bilder dieselben sein, welche sich noch jetzt auf dem Kirchhofe von Rappoltsweiler befinden. Im Jahre 1260 hatten Egenolfs Söhne, Ulrich II und Heinrich I, neben der von ihrem Vater gestifteten Kapelle, noch eine zweite bauen lassen.

Die h. Maria von Dusenbach war die Patronin der oberelsässischen Musikanten, welche eine Zunft bildeten und Lehensleute der Grafen von Rappoltstein waren; diese führten daher den Titel Pfeifferkönige und hatten das Recht, beim Gerichte und öffentlichen Feierlichkeiten, eine vergoldete Krone zu tragen. Die Musikanten feierten alljährlich mit großem Pompe ihr Zunftfest, Dienstags nach Mariä Geburt, und noch jetzt heißt der um diese Zeit gehaltene große Jahrmarkt: der Pfeifferstag. S. des Verf. Aufsatz: Das Pfeiffergericht im Elsaß, in dessen Alsabildern, S. 81 u. ff.

104.

Das Dorf Thannenkirch.

Mündlich.

Am Fuße des Tännchels, nördlich von Rappoltsweiler, liegt das Dorf Thannenkirch. Früher stand nur ein Kirchlein daselbst, mitten im Walde. In dasselbe flüchtete sich einst eine schöne Jungfrau vor der wilden Zudringlichkeit eines sie verfolgenden Ritters. Allein auch in das stille Heiligthum drang der Wüstling. Da wußte sich die Jungfrau nicht mehr zu helfen und schrie laut: „Herr hilf! Herr hilf!“ Siehe da wurden die Mauern des Kirchleins immer enger und enger, und bald verwandelten sie sich in eine ungeheure Tanne, welche das Mädchen in ihrem Stamme verschloß, bis der Verfolger von ihr gewichen war. Später wurde wieder ein Kirchlein an dieselbe Stelle gebaut, und das Dorf Thannenkirch erhielt seinen Namen von der wundersamen Tanne.

Auf ähnliche Weise nimmt, nach der Volkssage, der Himmel oft die Unschuld gegen ihre Verfolger in Schutz. Nachdem die heil. Odilia vor ihrem Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam über den Rhein geflohen war, und der sie verfolgende Troß der Ritter und Knechte schon hart bei ihr war, warf sie sich vor einer Felsenwand auf die Kniee nieder und bat Gott sie zu schützen; alsobald that sich der Fels auf und verschloß sie so lange, bis ihr Vater von seinem Vorhaben, sie zu einer irdischen Verehlichung zu zwingen, abstand. — Sieben Jungfrauen von Achern, im Badischen, hatten sich, um der Verfolgung einer Schaar von Hunnen zu entgehen, in die Kirche geflüchtet und die Thüre hinter sich geschlossen.

„Die Hunnen fällen die hohe Tann
Und rennen wider die Thüre an.

Die Fräulein zu Maria schrei'n —
Die Kirche wird ein Felsenstein.

Der Wanderer, der vorüberzieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.“

A. Kopisch.

105.

Die silberne Rose.

Mündlich.

Der Berggeist, der in den Silberwerken von Mariakirch waltet, verkehrte einst viel mit den Menschen und that ihnen Liebes und Gutes, erntete aber dafür nichts als Undank.

Als er eines Tages die schöne Tochter eines Bergmanns gesehen hatte, bat er sie um ihre Liebe; allein sie verschmähte ihn, und seit jenem Tage verschloß er sich in's Innere des Berges und verschüttete alle Gruben; so daß die Bergwerke stille standen.

Nur ein einziges Mal zeigte er sich noch, gab dem Mädchen eine künstlich in Silber gearbeitete Rose und verschwand sodann für immer.

Die silberne Rose, welche bis auf den heutigen Tag im Besitze der Nachkommen des Mädchens sein soll, von ihnen aber als ein Geheimniß verwahrt und Niemanden gezeigt wird, öffnet sich jedesmal, wenn der Familie ein Glück zu Theil werden, und schließt sich, wenn sie ein Unglück treffen soll. Es wird hinzugesetzt, daß man den Geist noch oft im Berge hämmern höre, und daß er einst die reichen Silberadern wieder öffnen werde.

An das Dasein der Berggeister glaubte nicht nur das Volk, sondern auch gelehrte Männer, und zwar noch vor kaum 250 Jahren, wie aus folgender, Seb. Münsters Cosmographey (Buch I, F. XII) entnommener Stelle hervorgeht: „Das hat man auch oft erfahren, daß in etlichen Erzgruben kleine Teufelein oder Bergmännlein gefunden werden, deren etliche den Menschen kein Schaden thun, sondern lauffen hin vnd wider, gleich alß weren sie gar geschefftig, vnnd thun doch nichts. Sie lassen sich sehen alß grüben sie in den Gängen, vnd schöpfften die Matery in die Trucken, treiben den Haspel vmbher, vnd verieren die Arbeiter, vnnd am aller meisten thun sie das in den Gruben da viel Silber verborgen ligt. Sie werffen etwan Schollen von Erdrich nach den Arbeitern, verletzen sie aber gar selten, dann allein wann man jhren spottet, verlachet oder jhnen fluchet. Die Bergwerker sehen solche Bergmännlein nicht ungern in den Klüfften: dann es ist ein zeichen, daß Sylber am selbigen ort ist." — Vergl. Nork, Myth. der Volkssagen, S. 201 u. ff.

Nachtrag und Anhang

zu den

Sagen

aus dem Sundgau und Ober-Elsaß.

106.

St. Morands Ruhe [1]).

S. Der h. Morand, von F. J. Fues, Straßb. 1850. S. 46 u. ff.

Der h. Morand, Apostel und Patron des Sundgau's und der Stadt Altkirch, welcher in der Mitte des 11ten Jahrhunderts lebte und viele Zeichen und Wunder verrichtete, war eines Tages aus seinem Kloster mit entblößtem Haupte, wie er zu thun pflegte, nach dem benachbarten Dorfe Wahlheim gegangen, um daselbst die Messe zu lesen und andere gottesdienstliche Handlungen zu verrichten. Bei seiner Rückkehr überraschte ihn aber ein heftiges Gewitter und nöthigte ihn, sich unter einen über den Weg hinragenden Felsen zu flüchten, um wenigstens sein entblößtes Haupt vor dem Sturme zu schützen. Und siehe, „wie weiches Wachs gab der harte Stein seinem Haupte nach, um eine Vertiefung zu bilden, die demselben einen sichern Schirm gegen den Ungestüm des Gewitters darbot.“

---

[1]) Ich muß diese Legende hier nachträglich beigeben, da sie mir erst bekannt wurde, als die ersten Bogen schon gedruckt waren; sie gehört vor Nr. 6, S. 10.

D. Verf.

Man errichtete später an dieser Stelle, welche sich einige hundert Schritte nordwärts von der Wallfahrtskirche des h. Morandus befindet, an der Landstraße, die von Altkirch nach Mülhausen führt, eine freundliche Feldkapelle; in der in derselben stehenden Felswand bemerkt man eine Vertiefung von der Gestalt und Größe eines Menschenkopfes. Das Volk nennt diese häufig besuchte Kapelle St. Morands-Ruhe.

Morandus stammte von vornehmen Eltern aus der Gegend von Worms her. Er ist auch der Patron der Winzer im Sundgau, wie Leo IX. als derjenige der oberelsässischen gilt. „Die Sitte, unsern heiligen Morand als einen besonderen Patron der Rebleute zu verehren, scheint in Steinbach ihren Ursprung genommen zu haben, und dieß ohne Zweifel nachdem diese Gemeinde auf seine Fürbitte mit einem unverhofft ergiebigen Herbste beglückt worden war. Auch sah man den h. Morand in der Kirche von Steinbach auf zwei verschiedenen Gemälden, wovon eines einen ziemlich gewandten Pinsel verrieth, mit einer Traube in der Hand vorgestellt, den Saft aus derselben drückend." Fues, a. a. O. S. 106 und 107.

107.

Der Milchbrunnen.

Diese von Fr. Otte abgefaßte Sage wird in Illzach erzählt, ohne jedoch an einem bestimmten Orte zu haften.

Es steht auf irgend einer Wiese ein schöner steinerner Brunnen, woraus Milch statt Wasser fließt. Ringsum blühen große Blumen, die bergen Honig in den Kelchen. Dahin trägt die Muttergottes in stillen Nächten die mutterlosen Kindlein und letzt und tränkt sie. Sie lächeln dann in der Wiege und am Morgen haben sie ein „Milchschnäuzchen" am Munde.

Den Grund des Milchbrunnens bildet vermuthlich eine Feensage. Der Volksglaube kennt ebenfalls milchtropfende Felsen

und macht sie zu Aufenthaltsorten von Feen an deren Stelle später dann meistens Maria tritt.

108.

Die gespenstige Kriegsschaar.

S. Dan. Specklin, Collectanea, I, Fol. 63 a.

„Anno 1123 alß die Jar her grosse sterbott, vil zu Rom gestorben, vnd vil vnschuldigs blutt vergossen worden vnd der teuffel gar außgelossen was vnder den Geistlichen, da sahe man ahn allen Enden, auch zu Straßburg, Molsheim, Freiburg, Colmar, vnd im gantzen Elsaß grausame gespenst bei dag vnd nacht, Etwan 10. 20. 50. 100 auch 4 oder 500 zu mollen (zumal), In harnischen, waren auch zerhawen, wie sey (sie) Im krieg wahren um kommen, batten auch das man mit messen singen betten vnd almussen solte zu hilff komen, lieffen auch durch die stett dovon vil leutt sturben. Graff Emich von Leiningen so kurtz zuvoren Im worunger (?) erschlagen, ließ sich mit vil 100 pferden sehen, do wahr einer der beschreie sey vnd segnet sich, ging zu In fragt wehr sey wehren, do sagten sey wehren kein gespenst, sunder der erschlagenen sellen (Seelen), harnisch vnd alles wahr Itel (eitel, ganz) feurin (wie wol mans nit sohe), batten heftig das man mit messen, opffer, betten vnd allmussen wolte zu heilff (Hilfe) kommen, Insonderheit batt graff Emich selb sehr mit seufftzen.

Doruff bawte man vil Clußen, Capelen, Kirchen vnd Closter vnd stifft vil messen, pfrunden vnd prister, spital vnd anders one zall."

Vergl. die Gespensterheere im Nordfeld, S. 17.

Der Volksglaube läßt häufig große Unglücksfälle, als ansteckende Krankheiten, Erdbeben, Kriege u. dgl. durch seltsame Zeichen am Himmel oder ungewöhnliche Erscheinungen auf der Erde anzeigen oder begleiten. Unsere Chroniken lassen beinahe kein bedeutsames Unglück ohne solche Vorzeichen vorüber. Schon Dio Cassius (Röm. Gesch. B. LXVI) theilt ein solches mit, welches

den Ausbruch des Vesuvs, im Jahr 79 nach Chr. Geb., voraus-verkündigte: „Aber was sonst sich zu dieser Zeit zugetragen, wenn schon es selbst denen, die es immer sehen, über das Gewöhnliche groß erschien, es möchte doch, auch Alles in Eins zusammengenommen, gering zu achten sein im Vergleich mit dem, was damals sich begab." Es verhielt sich nämlich so: Viele große Männer, alle menschliche Art überragend, wie die Giganten gemalt werden, schienen bald auf dem Berge, bald in dem umliegenden Land und in den Städten, bei Tag und bei Nacht auf der Erde zu wandeln und in der Luft zu schweben. Und darauf kam erschreckliche Dürre und plötzlich heftige Erschütterungen, so daß die ganze Ebene aufwallte und die Höhen emporsprangen." S. W. Wackernagel, Pompeji, Basel 1849. S. 18.

109.

Die Erscheinung auf dem Rain in Illzach.

Mündlich.

(Siehe Seite 28.)

Der Wächter von Illzach machte eines Nachts, im Gefolge der Patrouille, die Runde im Dorf. Als er an dem Rain, nicht weit von dem ehemaligen Weiher, angelangt war, erblickte er eine weiße Frauengestalt, welche ihm zuwinkte. Er blieb eine kurze Weile stehen, ging ihr sodann einige Schritte entgegen; allein kehrte sogleich wieder, von unheimlichem Grausen erfaßt, zu seinen Gefährten zurück. Die Frau verschwand. Der Rain ward plötzlich von einem matten, höchst eigenthümlichen Lichte erhellt, in welchem die Scharwächter um sich her nichts als Gräber, Kreuze und Kapellen gewahr wurden. Die Erscheinung dauerte nur wenige Sekunden. Auch andere Leute aus dem Dorfe wollen sie schon gehabt haben.

110.

Das Kolmarer Nachtkalb.

Mündlich.

(Siehe Seite 86.)

Einer hörte das Kolmarer Nachtkalb schnaufen und hätte es gerne einmal gesehen. Er wohnte in einem kleinen Dachzimmer und streckte den Kopf zum Fensterchen hinaus. Da schwoll ihm derselbe so mächtig an, daß er ihn so lange nicht hereinbrachte, bis die Sonne an den Himmel kam.

Ein ähnlicher Spuk widerfuhr auch einmal Einem, der das wilde Heer sehen wollte: „Der Weber Günther, Zolleinnehmer, wohnte im letzten Haus in Heidenheim, in Baiern. Als einst das wilde Heer vorüberbrauste, sah er zum Fenster hinaus und rief: Alles zam nei in markt! (Alles zusammen in den Markt hinein!) Er konnte aber den Kopf nicht zurückziehen, weil ihm der wilde Jäger Hörner aufgesetzt hatte; so mußte er eine Stunde harren." S. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, S. 133. — Dieses treffliche Werk, welches mir jetzt erst zu Handen kömmt, enthält auch Aufschlüsse über die drei Schwestern von Rappoltstein, S. 113, die der verehrte Verfasser wohl in den reichen Kreis schließen wird, welchen er von S. 1 bis 209 seines Buches gebildet hat.

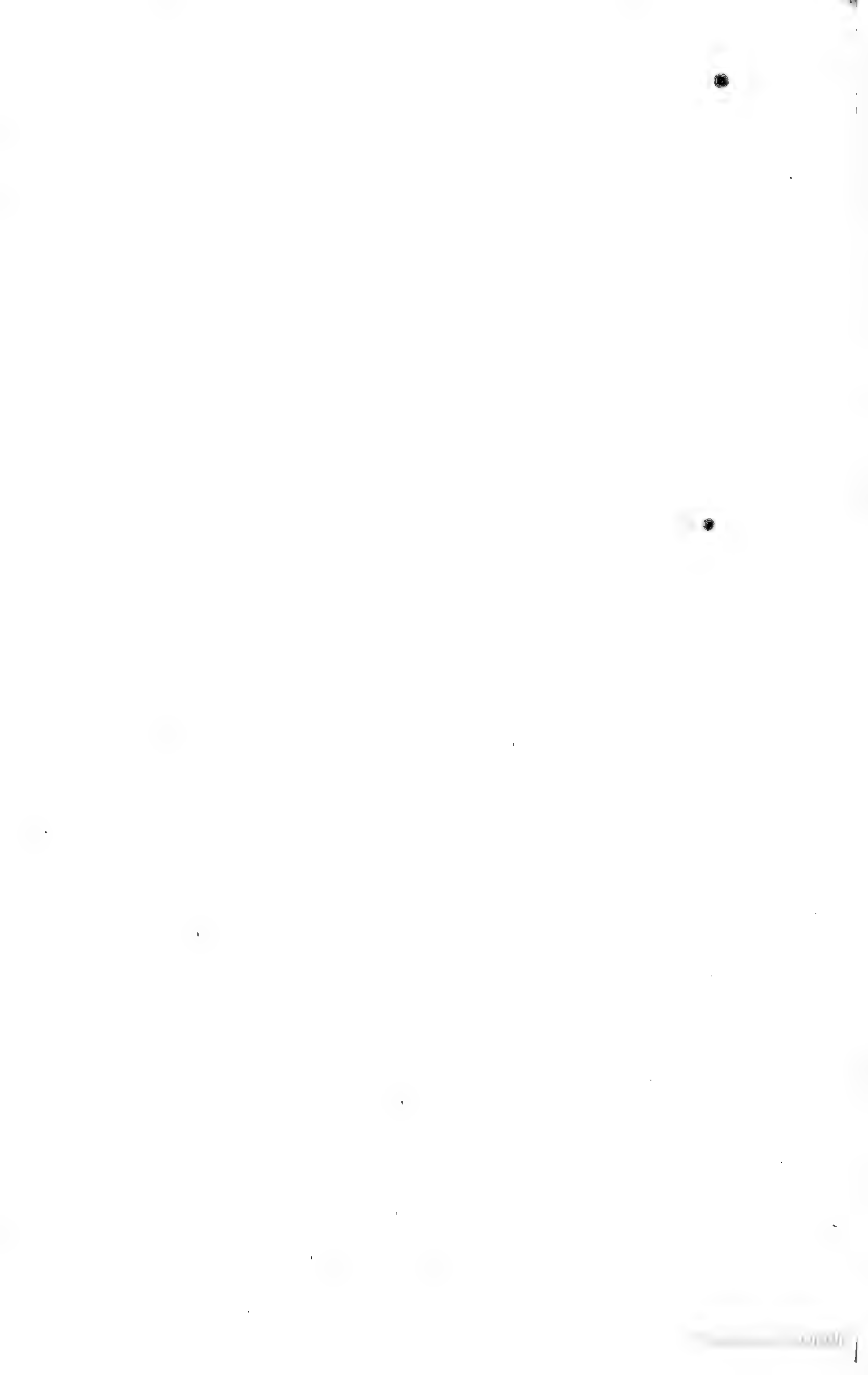
II.



A.

Die Gebiete des Rheins und der Ill umfassend, von Schlettstadt bis Brumat (mit Ausschluß von Straßburg), und den Wasgau vom Weilerthale bis an die Gränzen des sogenannten Deutsch-Lotharingen.

10



111.

Vogesus.

S. *Schöpflin*, Alsat. illustr., Uebersetz. von Ravenèz, I, S. 29 u. II, S. 603.

Vosegus, oder besser Vogesus, ist der lateinische Name des Gebirgzuges, welcher von Langres herüber nach Osten dem Rheine sich zuwendet und sodann nach Norden läuft, Lothringen und Elsaß scheidend, bis zu dem Gebiete von Trier und dem Ardennerwalde.

Vosegus wurde, wie es scheint, von den Celten schon als eine besondere Gottheit verehrt, der später ein Römer, Maximinus, zu Bergzabern einen Altar errichtete, mit der Inschrift: Vosego Maxsii minus v. s. l. l. Derselbe stand noch im 6ten Jahrhundert.

Der ältere celtische Name ist Wassichin, das Auerochsengebirge; das Nibelungenlied nennt ihn den Wasgenwald; später nannte man ihn allgemein Wasgau, eine unrichtige Benennung, da Gau einen Landstrich bedeutet. Der alte Name Wassichin sollte wieder zu Ehren kommen.

Zu meiner großen Freude fand ich (im September 1850) diesen ältesten und ächten Namen unseres schönen Gebirges in der Kirche von Ensisheim, im Ober-Elsaß, noch auf folgender Grabschrift: „Wilhelm her zu Rappoltstein zu Hohenack vnd Geroltzeck am wahsichin. 1538 [1]."

Scherz leitet den Namen irrig von Woze, Wase, Moorgrund, ab. Glossar., fol. 2061.

Die Sage bevölkert den Wassichin mit einem gewaltigen Riesengeschlechte und nennt unter denselben Schrat, welchem einst Tempel und Bäume geweiht waren. Vergl. S. 88.

---

[1]) Auch Hertzog, Edelsasser Cronik, 1593, Buch V, Fol. 120, nennt die Herrn von Geroltzeck im Wasichgin.

Uebrigens bezeichnet in den ältern Heldengedichten der Name Schrat auch Riesen und andere übermenschliche Wesen überhaupt.

So ruft der Sachse Eckefried dem kühnen Walther vom Wasgenlande, mit dem er für seinen König, Gunther von Worms, am Wasgenstein, im Breuschthale, um den Heunenhort kämpft, die Worte zu:

„Bist du kein leiblich Wesen, das man berühren kann?
Ein eitel Luftgebilde, das jedem Hieb entschlüpft?
Ein Schrat willst du mir scheinen, der in den Wildnissen hüpft."

Darauf entgegnet ihm Walther:

. . . .

„Und kommst du jemals wieder nach Sachsenland zurück,
So melde den Listphalen, was für ein prächtig Stück
Von einem Schrat erwittert du hast im Wasgenwald."

S. K. Simrocks Uebertragung des Liedes Walther und Hildegunde, im Kleinen Heldenbuche, Stuttgart und Tübingen, 1844, S. 44 und 45. Ueber diesen Kampf am Wasgensteine vergl. weiter unten Nr. 159.

Der riesige Schrat, mit welchem auch das schweizerische Schrätteli zusammenhängt (S. Elsäss. Neujahrsblätter f. 1848: „D's Schrätteli", von Fr. von Tschudi, S. 224), ist, bei uns, in das im Münsterthale als Alp bösartig spukende Schrätzmännel zusammengeschrumpft. Vergl. S. 92. — Auch die Bemerkungen über die Schrätzenlöcher bei Arnsschwang, in der Oberpfalz, in Fr. Panzer's Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 111, sind hier zu berücksichtigen.

112.

Rhenus.

S. *Schœpflin,* Alsat. illustr., II, S. 605. — Anthologia, Lib. 1, Cap. 43; 1.

Der Rhein wurde von den Celten als Gottheit verehrt. Sie hielten ihn für orakelgebend. Der Mann legte den neugebornen Säugling auf einen Schild und warf ihn in den Fluß. Verschlang ihn dieser, so wurde das Kind als unächt angesehen; trug er es aber ruhig auf seinen Fluthen fort, so war die Treue der Gattin bewährt.

Dasselbe thaten auch die Germanen, wie Fischart, Gargantua, Kap. X, bezeugt: „Badet das arm Kindlein auff Spartanisch im Wein ab, nicht wie die Teutschen auff eim Tieffen Schilt im kalten Rhein, Wein, Wein, das kan ein Bad sein."

Das Baden der kölnischen Frauen im Rheine, in der Johannisnacht, fand noch zu Petrarcha's Zeiten statt (De rebus familiar. epistolæ, Lib. I, ep. 4), also im 14ten Jahrhundert und hieng mit alten germanischen Reinigungsgebräuchen und Opfern zusammen.

Daß der Gott Rhenus auch bei den Römern, während ihres Aufenthaltes in Helvetien und im Elsaß verehrt wurde, beweist folgende Inschrift: Flum. Rhen(o) pro salute Q. Spici Crn.; d. h. „Dem Flusse Rhein zum Heile des Quintus Sulpitius Carinus."

113.

Schlettstadt's Ursprung.

S. *Dorlan*, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Colmar, 1843, I. S. 25. — Th. *de Morville*, Voyage pittoresque en Alsace. Mulh. 1844, S. 134.

Die Sage führt den Ursprung von Schlettstadt auf die Zeit der Riesen zurück. Einer der mächtigsten unter ihnen, Schletto, grub mit eigenen Händen das Leberthal; er riß Bäume und Felsen aus den Bergen und schleuderte sie in die Ebene. Damit bauete er ein ungeheures Schloß auf der Stelle, wo sich jetzt Schlettstadt erhebt.

Unter dem Thore des Spitals zeigt man noch das Bruchstück eines riesenmäßigen Gerippes, welches auf eine Gestalt von wenigstens 20 Fuß hinweist, und welches das Volk dem Riesen Schletto zuerkennt. Bei genauerer Untersuchung findet man aber, daß dasselbe keinem Menschen, sondern einem ungeheuern Seethiere angehört haben müsse.

Es war übrigens in alten Zeiten Sitte solche riesenmäßige Gerippe, als Denkzeichen, in Kirchen oder an Rathhäusern und sonstigen öffentlichen Gebäuden aufzuhängen. Dieß bezeugt Fischart, Gargantua, Kap. 111: „sagt man von Risen vnnd Hau-

nen (Hünen), zeigt ihr Gebein in den Kirchen, vnter den Rothheusern, ihre Nimrotische Spieß, Stälin Stangen, Goliatische Weberbäwm u. s. w." — Anderweitige Beispiele führt Grimm an, Deutsche Myth., S. 522, Anmerk. 2.

Ueber die Riesen im Elsaß vergl. S. 88.

Der Ursprung des Namens Schlettstadt ist in Ladhof, Ladstatt zu suchen, wie *Dorlan*, I, S. 26 u. ff. nachgewiesen hat. Die erste Erwähnung der Stadt geschieht in einer Urkunde des Grafen von Elsaß, Eberhard, vom Jahr 728; sie heißt daselbst Selatstatt.

114.

Die Kirche und das Kloster St. Fides.

Uebersetzung der lateinischen Legende aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, wovon sich eine Abschrift auf der Schlettstadter Bibliothek befindet. S. *Dorlan*, I, S. 48 u. ff. — Die architektonische Beschreibung gibt *Schweighæuser*, Antiquit. du Bas-Rhin. Fol. 11 u. ff.

„Die Kirche der heiligen Fides hatte früherhin eine Menge von Gläubigen aus den nahen, so wie aus den entferntesten Gegenden angezogen; so daß man glauben konnte, ihre Einkünfte wären auch für längere Zeiten zum Unterhalt der Mönche hinreichend; allein nach und nach nahm der Eifer der Pilgrime ab, und das Kloster war genöthigt sich seinen Bedarf zu erbetteln.

„Da nun die beiden Brüder (Benediktiner, Bertram und Stephan, welche das Kloster besorgten) während zwei Jahren Hunger und Durst und oft strenge Kälte gelitten hatten, so gedachten sie den Ort zu verlassen und in ihre Heimath zurückzukehren; als die heilige Fides sie plötzlich mit ihrem Trost erquickte, sie einer unerträglichen Armuth auf wunderbare Weise entriß und mit unerwarteter Freude übergoß.

„Walter von Tubelsheim[1]), ein kühner, kriegserfahrner Ritter, erfüllte hier zu dieser Zeit ein Gelübde. Im härenen Bußgewande, baarfuß, verbrachte er seine Nächte, vor der Kirche liegend, im Gebete, bis die Mönche ihren Morgengottesdienst geendigt hatten.

---

[1]) Wahrscheinlich Diebolsheim, im Kanton Markolsheim.

Anm. des Herausgeb.

„Eines Nachts, nachdem Walter abermals der Frühmette beigewohnt hatte und sich erheben wollte, blickte er zufällig nach dem Orte hin, an welchem sich heut zu Tage das Kloster und die dazu gehörigen Gebäulichkeiten befinden; da sah er den Platz angefüllt mit Männern in weißen Gewändern; die meisten derselben schienen, nach Pilgrimsweise, Taschen auf den Schultern und Stäbe in den Händen zu tragen. Auf der Straße aber, welche sich etwas weiter unten hinzieht, erschienen viele Ritter in rothen Kleidern, auf Rossen von derselben Farbe reitend.

„Da er sie für Pilgrime hielt, so schickte er sich an, ihnen den Eingang zum Kloster zu zeigen; als einer der weißgekleideten Männer ihn beim Namen rief, ihm befahl da zu bleiben und aufmerksam zuzuhören und zu beachten, was er ihm zu sagen hätte.

„Der Ritter aber, in zornigem Erstaunen auffahrend, fragte, wer derjenige sei, der ihm so frech zu gebieten wage. „Ich bin Graf Konrad," antwortete die Gestalt; „so lang ich lebte, genossest du, glücklicher als deine Ebenbürtigen, am meisten meiner Wohlthaten und meines Reichthums."

„Bei diesen Worten stürzte, besinnungslos und wie vom Tode berührt, der betroffene Ritter zu Boden; als ihn der Geist mit folgenden Worten aufrichtete:

„Diese ungewöhnliche Erscheinung, o Walter, erschrecke dich nicht; fürchte dich nicht vor mir, als vor einem Gespenste; sondern erkenne sicherlich, aus folgendem Zeichen, daß ich derjenige bin, als den ich mich dir genannt habe: Eines Wintertages kamen wir von der Jagd zurück. An der Ill angelangt, welche hier vorüberfließt, befürchtete ich die Kälte möchte den Hunden schädlich sein, wenn ich sie über den Fluß schwimmen ließe; ich schleppte sie also, trockenen Fußes, über eine Brücke; während du die Pferde, ohne alle Gefahr, durch die Furt triebest. Wisse, daß es Gottes Wille ist, der mir's vergönnt, mit dir zu reden, und so zweifle ich nicht, daß auch meine Brüder meinen Worten Glauben beimessen werden.

„Ich beschwöre dich also, bei der Heiligkeit der Treue, die dich mit mir verbunden, bei den vielen Wohlthaten, die ich dir erwiesen: sage meinem Bruder, dem Bischof, er möge mich, von der Welt Geschiedenen, durch Gebet und Almosen retten, besonders aber dadurch, daß er den Antheil des Vermögens, der mir, wenn ich noch leben würde, zufiele, zur Wohlfahrt der Kirche St. Fides verwende, damit ich, durch die Fürbitte der Heiligen, von

den Qualen des Feuers befreit werde. Damit er dich aber nicht des Betruges zeihe und dir unbezweifelten Glauben schenke, so erinnere ihn an folgende Thatsachen: Als ich mit ihm und mit dem Herzoge in Concha[1]) war, streckten wir unsere Arme durch ein Armband, welches Karl[2]) angehört haben soll; ich allein konnte es, zu ihrem Erstaunen, mit der Dicke meines Armes ausfüllen. Erzähle ihm auch folgenden Umstand, der, außer ihm, keinem Sterblichen bekannt ist: Eines Nachts, er war damals noch sehr jung, hatten wir beide beschlossen, ohne Begleitung, ein gewisses Haus zu besuchen; diejenigen, welche sich darin befanden, wollten aber nicht glauben, daß der Bischof da seie und verwehrten uns den Eingang, bis mein Bruder, als Zeichen seiner Würde, den Bischofsring zum Fenster hineinreichte. Diese Zeichen wird er als wahrhaftig erfinden. Er wisse demnach, daß er, vor seinem Tode noch, eine Reise nach Jerusalem antreten werde; daselbst wird er zwei Jahre lang verweilen, und wenn er seinen Vorsätzen getreu bleibt, wird sein Herz sich von Liebe zu den himmlischen Dingen entflammen, und er wird Alles, was er jetzt mit so vieler Begierde an sich zieht, als vergänglichen Tand verachten. Thut er dieß nicht, so wird er nicht nur aller Früchte seiner Bemühungen beraubt werden, sondern früher sterben als er glaubt.

„Meinen Bruder Walter mahne ich daran, daß er sich wohl vorsehe, wohin er zu wandern habe und wie viel Zeit ihm noch vergönnt sei, sich des Glanzes seiner kostbaren Kleider zu rühmen, sich des Schmuckes seiner Pferde und Waffen zu erfreuen. Er wird mir, unter meinen Brüdern, zuerst nachfolgen.

„Sage auch dem Herzog Friedrich, als Wahrzeichen meiner Rede, daß, als ich ihn auf seiner Reise nach dem kaiserlichen Hofe bis vor die Thore der Stadt begleitete, er mir einige Geheimnisse, die ihm allein bekannt waren, in's Ohr flüsterte. Er wisse, daß er unter allen meinen Brüdern als alleiniger Erbe übrig bleiben werde; daß er das reichste Mitglied unserer Familie sein werde; daß seine Nachkommen von der Zeit an, wo sie die Zügel des römischen Kaiserreiches ergriffen haben, ununterbrochen bis zu dessen Sturze

---

[1]) Ein altes Kloster, welches von den Sarazenen zerstört und von Pipin wieder aufgebaut, aber erst durch Karl den Großen und Ludwig den Frommen vollendet wurde.

[2]) Karl der Große war bekanntlich von mächtigem Körperwuchse.

regieren werden: wenn er und die Seinigen diese Kirche, welche wir gemeinsam der heiligen Fides geweiht, aus allen Kräften, unter ihren Schutz nehmen und sie ihre friedlichen Freiheiten genießen lassen werden. Ihn besonders flehe ich darum, die Gefahr zu bedenken, in welcher ich mich befinde; er schenke unsere gemeinschaftlichen Güter der heiligen Fides; wenn er will, daß sich seine Nachkommen, von jedem Unglücke befreit, dauernden Gedeihens erfreuen sollen; so wie auch ich alsdann, aus den Flammen der Hölle erlöst, ewige Glückseligkeit genießen werde.

„Während diesen Worten hatte sich der Ritter ermuthigt, und fragte nun den Geist, wer die Gestalten seien, welche wie Pilgrime in diesen heiligen Räumen umherwallen.

„Diejenigen, antwortete er, welche du in weiße Kleider gehüllt siehst, sind die Seelen solcher, die in Reinheit auf Erden gelebt und ihre Bußzeit vollendet haben; sie hatten sich, durch ihre frommen Besuche in der Kirche der heiligen Fides und durch ihre Gaben, der Hülfe derselben zu erfreuen. Allein obgleich sie den höllischen Qualen entronnen sind, so haben sie doch die Ruhe noch nicht erlangt, nach welcher sie streben, und bis sie diese vollkommene Glückseligkeit erreicht haben werden, befinden sie sich im Gefolge der heiligen Fides, deren leuchtende Gestalt, mit der jungfräulichen Krone geschmückt, sich an der Pforte zeigt, durch welche jetzt die Klosterbrüder eingehen.

„Diejenigen aber, deren Körper du gleichsam in rothen Flammen glühen siehst, sind die Seelen solcher, welche, göttliche und menschliche Rechte verachtend, im Kampfe erschlagen oder ohne Buße gestorben, der strengsten Strafe verfallen sind. Mit diesen würde ich gequält werden, da ich die Gesellschaft der Frommen nicht so oft besuchte als ich sollte; wenn mich nicht St. Fides aus dem Grunde ihres Schutzes gewürdigt hätte, daß ich ihr mit Andern diese Kirche gestiftet habe. Obgleich sie in diesem Augenblicke ihrer Strafe ledig zu sein scheinen, so brennen sie doch und leiden in einem gewissen Berge die Qual der höllischen Flammen."

„Bei diesen Worten hatte der Ritter sich etwas abgewandt; siehe, da waren die Gestalten, welche die Räume erfüllt hatten, alle verschwunden. Er befand sich wie früher allein und bezeichnete mit einem doppelten Steinschnitte den Ort, an welchem der Geist mit ihm geredet.

„Da nun die Tage seiner Büßungen vorüber waren, so verließ er den Ort und offenbarte die Erscheinung keinem Menschen.

„Einige Zeit darauf kamen die überlebenden Brüder (des Grafen Conrads) in die Stadt, um sich in ihr Erbe zu theilen. Die Mönche, welche nichts verlangten als eine Mühle, einen Garten, eine Wiese und ein Wäldchen, mußten leer ausgehen.

„Schon hatten die Brüder ihre Söldlinge und Bauern versammeln lassen, um ihnen den Eid der Treue abzunehmen; als plötzlich der Krieger (Walter von Tubelsheim) unter sie trat und ihnen seine Erscheinung und seine Aufträge kund gab. Er nahm Conrads Brüder bei Seite, erzählte ihnen den ganzen Vorgang und bewies die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung durch die gegebenen Zeichen.

„Von diesem Allem auf's heftigste betroffen und des Bruders Tod bitter beweinend, gehn sie lange unter sich zu Rathe. Endlich vereinigen sie das schon vertheilte Erbe wieder und schenken es, zum Seelenheile ihres Bruders und ihrer andern Vorfahren, zur Vergebung ihrer eigenen Sünden, zu des Herrn Ehre und der Menschen Heile, der heiligen Fides.

„Also geschah es, daß diese Mönche, welche früherhin ein höchst armseliges Leben geführt und nicht einmal einen bescheidenen Theil dieses Vermögens erhalten konnten, durch den Beistand ihrer Patronin plötzlich reich wurden und in den vollständigen Besitz des großen Erbes gelangten. Sie priesen den Allmächtigen, welcher in die höllischen Abgründe verweist und wieder daraus erlöst, welcher straft und wieder belebt, arm macht und bereichert, demüthigt und erhebt, nach seinem verborgenen und unerforschlichen Rathe, den Gott, der in seiner vollkommenen Dreieinigkeit lebt und regiert in alle Ewigkeit. Amen!"

115.

Die Kapelle Maria-Hilf.

S. *Dorlan*, Notices historiques sur l'Alsace. I, S. 223.

Eine halbe Stunde von Schlettstadt, am Saume des Illwaldes und unweit der Rheinstraße, steht eine der h. Maria im Schnee geweihte Kapelle, welche Maria-Hilf oder auch Maria zur Eiche genannt wird, da das Bild der h. Jungfrau in einem Eichbaume gefunden worden sei.

Die vielen Wunder, welche hier verrichtet wurden, zogen eine Menge Pilgrime aus der Nähe und Ferne herbei; so daß Pabst Clemens XII., in einer Bulle vom 28. Juli 1732, allen denjenigen, welche nach erhaltener Absolution und dem Genusse des Abendmahls, den 5. August, der h. Maria im Schnee ihre Huldigungen bringen, vollständigen Ablaß ertheilt.

S. über die Marienbilder in Eichen, S. 32. — Die Entstehung von Maria Schneefeier erklärt Fr. Nork. S. Festkalender, Stuttgart, 1847. S. 511.

116.

Die drei Kröten in Chlodwigs Wappenschild.

S. Silbermann, historische Merkwürdigkeiten des ehem. Elsasses, Straßburg 1804, S. 74. — *Schweighæuser*, Antiq. du Bas-Rhin, fol. 17. Nach Specklin's Collectaneen, handschriftl. I, Fol. 18.

Nachdem der Frankenkönig Chlodwig sich des Elsasses bemächtigt hatte, baute er ein festes Schloß auf einer zwischen dem Leber- und dem Weilerthale gelegenen Bergspitze und nannte es Frankenburg, dazu auch eine Kapelle, in welcher Specklin das alte fränkische Wappen Chlodwig's, „drey schwarze Krotten im weißen Feld“, in Stein gehauen und auch auf den Kirchenfenstern, in dickes Glas gemalt, gesehen haben will.

Im Mittelalter war die Sage sehr verbreitet, daß Chlodwig drei Kröten, vom Volke als teuflische Thiere angesehen, im Schilde geführt und sie nach seiner Bekehrung zum Christenthume in drei Lilien umgewandelt habe.

Frankenburg war früher dem hohen Stifte Straßburg zuständig und jenes Wappen gehörte wahrscheinlich irgend einer adeligen Familie zu, welche das Schloß als Lehen getragen und Bauten in demselben ausgeführt haben mochte. Ich fand dasselbe im Sommer 1850 auch in Kaisersberg, über der Thüre eines Hauses, auf der Südwestseite des Städtchens, in Stein ausgehauen, und schwarz gemalt, über der mit altem schönem Schnitzwerk versehenen

Thüre des Rathhauses, im ersten Stockwerke. Die Familie, welcher das Wappen zugehörte, ist mir unbekannt. — In Hoffstedts Trachtenbuch des Mittelalters befindet sich das Grabmal eines pfälzischen Ritters Frosch, auf dessen Wappenschild drei Frösche abgebildet sind.

117.

Hans Marx von Eckwersheim.

S. Straßburgische Geschichten, Sagen u. s. w. S. 20. — Diese Aufsätze erschienen in einem Straßburger Wochenblatt und sind gesammelt nur in wenigen Exemplaren für Freunde abgedruckt worden; der eben so tüchtige und gelehrte als bescheidene Verfasser sollte sie, gesichtet und vermehrt, einem größern Publikum nicht länger vorenthalten. — *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 22. — Specklin, Collectaneen, Handschrift der Straßb. Stadtbibliothek.

Der tapfere Ritter Hans Marx von Eckwersheim, Herr zu Bilstein, hatte, unter Straßburgs glorreichem Banner, den Sieg der Eidgenossen gegen Karl den Kühnen vor Nanzig's Thoren mit erfochten. Mit eigener Hand nahm er den Grafen Ludwig von Nassau, den man nur den reichen Grafen von Nassau nannte, gefangen, und, ein gutes Lösegeld erwartend, schleppte er ihn auf sein festes Schloß Bilstein, in einem Seitenthale des Weilerthals.

Da jedoch Herr Marx in Straßburgs Sold und Dienste stand, so verlangte die Stadt, wie recht und natürlich, die Auslieferung des reichen Gefangenen, und da sie Weigerung erfuhr, sandte sie den weisen und kraftvollen Ammeister Peter Schott, an der Spitze eines Fähnleins Reißiger nach Bilstein, um ihn mit Gewalt abzufordern.

Marx saß eben mit seinem gezwungenen Gaste am wohlbestellten Imbiß, als der Ammeister mit seinem Trosse über die Zugbrücke in den Hof ritt. Er drang sofort, ohne den geringsten Widerstand, bis in den Speisesaal; so daß ihm der erstaunte und verblüffte Ritter entgegenrief: „Hat Euch der Teufel hereingetragen?" — „Nein, Herr Marx," entgegnete kurz entschlossen der Ammeister, „unser Herr Gott hat mich hereingetragen."

Der Ritter wußte gar wohl, daß Meister und Rath von Straßburg nicht lange mit sich spaßen ließen, und ergab sich übel oder wohl

in Herrn Schott's unwiderrufliches Begehren; lud ihn und sein Gefolge zur Tafel und ließ auftragen, was Küche und Keller vermochten.

Des andern Morgens stiegen sämmtliche Herren zu Pferde, nebst dem Grafen von Nassau und Marx von Eckwersheim, und ritten in Begleitung der Reiterschaar nach Straßburg.

Der Graf von Nassau wurde nun in ein sicheres Zimmer, im dritten Geschosse des Pfennigthurms, gesetzt und daselbst während mehr denn fünfzehn Wochen behalten. Endlich ließ ihn die Stadt frei, gegen ein Lösegeld von dreißig, oder gar, wie Andere behaupten, von fünfzig tausend Gulden, ohne die Gebühr „für Atzung."

Derselbe Hans Marx von Eckwersheim hatte einen langwierigen Prozeß mit dem Junker Anton Wilsperg, bischöflichem Amtmann in Zabern.

Dieser hatte ihm tödtliche Rache geschworen. Als er nun eines Tages zu Dambach im Bade gesessen, und, nach damaligem Gebrauche, in ein langes Hemd gehüllt, die Stube verlassen wollte, um sich anzukleiden, stürzte Wilsperg auf ihn zu und hieb ihm mit einem gewaltigen Schwertstreiche beide Hände ab.

Vergebens suchte sich Marx an seinem Feinde zu rächen, und als er Jahre lang nach dieser grausamen Frevelthat auf dem Schmerzenslager hingestreckt war, hob er die verstümmelten Stümpfe gen Himmel und lud den Junker von Wilsperg vor das jüngste Gericht im Thale Josaphat; dort solle er ihm Red und Antwort stehen und Gottes gerechtem Strafgerichte nicht entweichen.

Er starb mit dieser Drohung.

Desselben Tages aber starb auch jählings zu Zabern, nach Andern im Gasthof zum Hohensteg zu Straßburg, der Junker Anton von Wilsperg.

Zinkgref, der Verfasser der „Scharfsinnigen Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt," (Anfang und Mitte des 17ten Jahrhunderts) erzählt Marx von Eckwersheims Verstümmelung also: „Als ihm in einem feindlichen Treffen beyde Händ mit einem Schlachtschwert, so die Schweizer Zweyhändler nennen, in einem Streich abgehauen worden, und man ihn befragte, weil ein Bote zu

seiner adelichen Hausfrauen abgeordnet worden, was er ihr entbieten wolle? hat er mit frischem Muth geantwortet: Man soll meiner Hausfrauen sagen, daß sich's hinfort nicht mehr bedürfen wird, daß sie mir ein Handbecken vorhalte! Und hat nach diesem solch adelich Geschlecht zwo abgehauene Händ im Schild geführt!" Ausg. von Dr. Guttenstein, Mannheim 1835, S. 156.

118.

Die Glocke von Kestenholz.

S. Silbermann's Merkwürdigkeiten des ehem. Elsasses, S. 76.

„Da, wo die neue Kirche stehet, siehet man noch die Trümmer einer alten Burg, auf welcher ein Zwingherr hausete, von welchem die Bürger erzählen: daß er unter einer daselbst gestandenen Linde mit jeder Braut den ersten Reihen getanzt, hernach aber, nach seinem Gefallen, sich mehrere Freiheiten angemaßt und so viele Ausgelassenheiten verübt hätte, daß sich endlich die Bürger zusammen verschworen und auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke, an einem Morgen vor Tag, das Schloß angegriffen und ihren Tyrannen ermordet haben.

„Ich habe diese Glocke gesehen, sie hängt noch im Kirchthurm, siehet uralt aus, hat keine Inschrift, und zum Andenken dieser Begebenheit wird sie noch jetzt alle Morgen vor der Thorglocke angezogen und sonst zu nichts gebraucht."

Kestenholz, Castinetum, am Fuße des mit trefflichen Reben bepflanzten Hanenbergs, ist ein sehr altes Städtchen; zwischen demselben und dem nahe gelegenen Scherweiler, erlitten die Bauern 1525 eine schreckliche Niederlage. Auf dem Wahlplatze errichtete man eine Todtenkapelle, woselbst die Gebeine der Erschlagenen aufbewahrt wurden. Auf einer Wand derselben las man die Inschrift:

Ist es nicht ein sondere Klag
Dreyzehn tausend an einem Tag.

119.

Die treue Gattin.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 29.

Ein Herr von Bernstein, dem festen Schlosse, dessen Trümmer oberhalb des Städtchens Dambach stehen, hatte bösen Argwohn gegen seine Gattin gefaßt. Um sie zu prüfen, gab er eines Tages eine Reise vor; verbarg sich aber nur in der Nähe, und, um sie zu überraschen, stieg er Nachts, verkleidet, vermittelst einer Leiter vor das Fenster ihres Schlafgemachs. Die treue Gattin erwachte plötzlich bei dem Geräusche und da sie der vermummten Gestalt an ihrem Fenster ansichtig wurde, faßte sie ein Schwert und brachte derselben einen tödtlichen Streich bei.

Kaum war sie ihres Irrthums gewahr worden, so gerieth sie in Verzweiflung, welche ihrem Leben bald ein Ende machte.

Jetzt noch, erzählt das Volk, fahre das unglückliche Paar in stillen Nächten in einer krystallenen Kutsche längs des Römerweges hin und ein Rudel höllischer Hunde jage ihnen bellend nach.

Die krystallene Kutsche weist auf germanischen Mythus hin, der als eine Erinnerung aus einer älteren Zeit als die, welcher die Sage zugehört, später mit derselben vermengt worden ist. — Gläserne Kutschen kennen die Thüringer Sagen. S. L. Bechstein, der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes, II, S. 124 und IV, S. 181.

120.

Das Muttergottesbild in Neunkirchen.

S. *Baquol*, l'Alsace ancienne et moderne. S. 90.

Im Walde von Friesenheim fand einst ein Hirte eine die Muttergottes vorstellende Statuette, welche er der Pfarrkirche seines Dorfes zum Geschenk machte. Allein den folgenden Tag war das Bild aus der Kirche verschwunden und derselbe Hirte fand es wieder an demselben Orte im Walde, wo es zuvor gewesen. Er nahm es

alsobald und brachte es in die Kirche zurück. Es blieb jedoch nicht da, sondern wurde zum neunten Male im Walde gefunden. Dies sah man als ein Zeichen des Himmels an und baute an dem Gnadenorte, den sich das Bild ausersehn, eine Kirche, Neunkirchen genannt, wohin, ob der vielen hier vollbrachten Wunder, zahlreiche Pilger zogen. Noch heut zu Tage ist Neunkirchen eine sehr besuchte Wallfahrt.

Daß Marienbilder und andere Heiligthümer selbst den Ort angeben, wo sie der Verehrung ausgestellt sein wollen, kommt häufig in der frommen Sage vor. Vergl. das Muttergottesbild in Seven, S. 35, und die Stiftung des Klosters St. Valentin zu Ruffach, S. 56. Ebenfalls S. 41, 65 und 134.

121.

Das versunkene Kloster zu Rheinau.

Mündliche Ortsage. — Königshoven, Chronik, S. 239 u. 1139 u. ff. — Strobel, Geschichte der Kirche zum alten St. Peter, Straßb. 1824. S. 7.

Auf einer zwei Stunden unterhalb Straßburg gelegenen, zuvor öden Rheininsel, Honau genannt, hatten sich zu Anfange des 8ten Jahrhunderts schottische und irländische Mönche niedergelassen, und hier unter Anleitung des Abts Benedikt eine Kirche erbaut, welcher sie den Namen St. Michael gaben. Sie beschäftigten sich anfänglich theils mit Handarbeiten, theils mit Bekehrung der Heiden. (Strobel, mit Zuziehung einer Stelle von *Grandidier*, histoire de l'église de Strasbourg. I, S. 398.)

Eine von Schilter, im Anfang zu Königshoven mitgetheilte Urkunde führt jedoch die Stiftung auf Chlodwig, im Anfang des sechsten Jahrhunderts zurück. Es heißt daselbst: „Zum ersten ist zu wissen das zu den ziten do Clodoveus der erste Cristen Künig von Frankrich regieret, das ist do man zalte von Christi geburt 504 jor, do zoch derselb Kunig in Schottenlant und gewann das. Und diwile dasselbe lant noch nit Cristen was, do warent aber vil guter und göttlicher lüte darinne, die zugent mit Clodoveo und sinem volck in dis lant uff das sie mochtent Cristen glouben behalten, Also

unter andern do kommt derselben etwie vil in die insel Honouwe und woltent do ihr wesen haben und buweten do ein Kirch und wonungen, und hies do vil jore und lange zitt der Schotten Münster."

Die Söhne des elsässischen Herzogs Attich, Odilias Vater, beschenkten das Kloster reichlich, sie gaben demselben „die ganze Insel, wunne, weide, wälde, wasser, grunt, bodeme, acker, matten, huser, gebuwe, lüte, und alle herlicheit, also das uswisent ir giffte brieffe (Schenkungs-Akte), und dieselbe gifft hant sie geton in eren Sant Michel der Stifft Patron und Herre."

Das Kloster wurde dadurch sehr reich; die Zahl der Mönche nahm immer mehr zu, und unter der Regierung des Abts Beatus wurden mehrere Kolonien abgesandt, welche andere Klöster stifteten. Gegen Ende des 11ten Jahrhunderts wurde die Abtei in ein Domherrenstift umgewandelt.

Allein im 13ten Jahrhundert riß der Rhein nach und nach das Dorf Honau, so wie einen Theil der Güter des Stiftes weg; so daß die Domherren, mit Erlaubniß des damaligen Bischofs Conrad von Lichtenberg und mit Beibehaltung aller ihrer bisherigen Gerechtigkeiten, ihren Sitz nach Rheinau im Elsaß verlegten.

Auch hier ließ sie der Rhein nicht ruhig. „Donoch aber über vil jor also men zalte noch Gottes geburte Mcc und lxxxij. jor. do as der Rin dasselbe Closter und stifft gerwe (ganz) abe. und wart von Honowe gezogen gein Rinowe do dasselbe stift und dumherren nu sint. und tut jn der Rin aber gar we und het ein gros teil von der stat gessen und isset in kurtzer zit gerwe abe, das villichte nüt geschehe, werent sü selige münch blieben also jr vordern."

Lange Zeit nachher, noch im Jahr 1749, sah man bei niedrigem Wasserstande die Gemäuer, Thür- und Fenstergestelle und Thürmlein emporragen. Und noch jetzt sollen zu nächtlicher Zeit lange Züge von geisterhaften Mönchen, Bußlieder singend, am Ufer des Flusses hinwandeln.

Schilter (Königshovens Chronik, S. 1140) leitet den Namen Honau von „hii oder Jona, Honau, das ist die Au der Hün oder Hon genennet", ab, welchen die Mutterkirche in Schottland geführt haben soll.

122.

Die Legende des h. Maternus, Apostels des Elsasses.

Nach Schilter-Königshoven's Chronik, S. 268 u. ff. Vergl. darüber: *Schœpflin*, l'Alsace illustrée, 11, S. 230 u. ff.; besonders aber: **Abbé *Grandidier*, Dissertation sur l'apostolat de St. Materne en Alsace**; ebendas. abgedruckt, S. 271 u. ff. — Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 162.

„In den Zeiten auf 60 Jahr nach Gottes Geburt, da Sankt Peter, der oberste unter den zwölf Boten, den päbstlichen Stuhl hielt zu Rom, da kam Sankt Paulus zu ihm und beide predigten zu Rom und in der Umgegend den christlichen Glauben. Die andern zwölf (?) Boten predigten ebenfalls den christlichen Glauben in andern Landen, also sie der heilige Geist wies.

„Da nun Peter erkannte in dem Geist, daß die Zeit seiner Marter zu nahen beginne; da versammelte er alle seine Jünger, die ebenfalls Begierde hatten, das Evangelium zu verkünden, zu Rom, und sprach zu ihnen: „Lieben Brüder, unser Herr Jesus Christus hat mich und seine andern Jünger gesandt in die Welt, wie Schafe unter die Wölfe, um zu wirken und zu mehren die Frucht und den Samen, den er gesäet und gepflanzet hat. Also will ich euch auch senden in die Welt, alle die ihr es begehret."

„Und er gab ihnen Gewalt zu binden und zu entbinden und Zeichen zu thun, und er sandte sie aus in manches Land. Er schickte St. Apollinar gen Ravenna, und St. Marcial gen Aquitania, und St. Clemens gen Metz, und die andern in andere Lande. Also ward St. Maternus mit seinen zwei Gesellen Eucharius und Valerius, die Priester waren, von St. Peter gesandt in die deutschen Lande, zu dem Rhein.

„Da nun St. Maternus und seine zwei Gesellen von Rom kamen bis in das obere Elsaß, da fiengen sie an dem Volke den christlichen Glauben zu predigen.

„Da nun das Volk, welches heidnisch war, die Zeichen und die Wunder sah, die St. Maternus und seine Begleiter vollbrachten, — denn sie machten Todte auferstehn, erledigten Besessene und befreiten manchen Menschen von seinen Siechtagen, — da ließ es sich taufen und nahm Christenglauben an.

„Da nahm St. Maternus das Volk zu sich, der es bekehrt hatte, und kam zu dem heidnischen Tempel zu Ebersheimmünster[1]) und zerbrach der Abgötter Bildnisse und machte aus dem Tempel den Christen eine Kirche; und machte aus dem Volke, das er bekehret hatte, einige zu Priestern und Pfaffen, die sollten zu derselben Kirche gehören und sollten das Volk in der Gegend darum erweisen und belehren im Christenglauben; so wie sie auch thaten.

„Hierauf gieng St. Maternus in die Stadt zu Straßburg und predigte da Gottes Wort und Christenglauben, und kehreten sich die Bürger nicht daran und hatten es für ein Gespötte, „wan in den stetten let sich das volk nüt alsobalde underwisent also in den dörfern, do das volk einvaltig ist." St. Maternus strafte die Bürger um ihres Unglaubens und ihrer Härtigkeit und wollte aus den heidnischen Tempeln zu Straßburg Kirchen machen, also er in Ebersheimmünster gethan hatte. Da wurden die Bürger zornig und schlugen ihn mit seinen Gesellen und vertrieben ihn mit großer Schmach.

„Dieß litten sie gar geduldig und kehrten wieder gen Ebersheimmünster, zu ihrer Kirche, die sie neulich gebaut und zu dem Volke, das sie bekehrt hatten.

„Und so sie unterwegs waren und nahe zu Benewelt (Benfelden) kamen, so stieß St. Maternus ein großer Siechtag an, daß er an der Stätte starb. Da wurden seine zwei Gesellen Eucharius und Valerius sehr betrübet, und sie nahmen den todten Leib und trugen ihn über die Ill an eine heimliche Stelle da niemand wohnete, und begruben den Leib mit großem Wehklagen („mit großem schrigende"); davon heißt dieselbe Stätte Eley, das heißt „ein groß Geschrei."

„Da nun die zwei ihren Meister und Herrn begraben hatten, da fürchteten sie sich vor der Grimmigkeit der Heiden zu Straßburg und flohen, und giengen wieder gen Rom zu St. Peter, und sagten und klagten ihm, wie ihr Meister St. Maternus todt wäre, und alle Dinge, wie es ergangen wäre.

„St. Peter sah sie fröhlich an und sprach zu ihnen: „Wisset ihr nicht, was ich euch oftmals vorhergesagt habe, als ihr von mir schiedet, daß ihr müßtet viel erleiden um Christi Namen und damit

---

[1]) Das römische Noviontum, woselbst ein Tempel der Diana und ein anderer von Julius Cäsar dem Merkur gebauter Tempel gestanden haben soll; was jedoch Beatus Rhenanus, Rer. Germanic. Lib. I, S. 148, für Fabeln erklärt.

kommen in das ewige Reich? So wisset auch, daß unser Bruder Maternus schläft. Nehmet darum meinen Stab und gehet bald wieder zu der Stätte da ihr ihn begraben habt, und leget ihm den Stab in seine Hände und sprechet zu ihm: Bruder Materne, St. Peter, der Zwölfbote, entbietet dir, daß du in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes aufstehest und das Amt, das dir befohlen ist zu predigen, vollführest."

„Da nahmen die zwei St. Peters Stab und seinen Segen, und schieden fröhlich, und kamen in fünfzehn Tagen von Rom wieder in's Elsaß. Und sie versammelten hierauf die gläubigen Menschen und zeigeten ihnen St. Petri Stab und sagten ihnen, was St. Peter sie geheißen. Sodann giengen sie zu St. Materni Grabe und mit ihnen eine große Schaar Christenvolkes, die St. Maternus vorher belehret hatte. Auch kamen dar etliche Heiden von Straßburg, die sehen wollten wie es ergienge. Da sie also zum Grabe kamen, da gruben („dulbent") die zweie, Eucharius und Valerius, das Grab auf und fanden St. Materni Leib noch da, frisch und „wolsmackende". Und sie legten ihm St. Petri Stab in die Hände und sprachen, wie ihnen St. Peter zu thun befohlen hatte. Da that St. Maternus die Augen auf und erstand, und gieng mit dem Stab aus dem Grabe. Da schrie das Volk vor Freude und lobeten alle Gott ob dieses Zeichens. Da hieß St. Maternus das Volk schweigen und sprach: „Ich war, wie ihr wohl wisset, von diesem elenden Leben geschieden und in die ewige Ruh gesetzet. Nun bin ich aber durch St. Peters Gebet wieder in das Leben gekommen und soll noch so viele Jahre leben und bei euch sein, als ich Tage in diesem Grabe gelegen." Er war aber wohl dreißig Tage im Grabe gelegen.

„Nach dieser Rede war groß Lob und Freude unter dem Volke, und was Heiden da waren, die ließen sich alle taufen.

„Diese Kunde kam bald nach Straßburg und in andere Städte und Dörfer, und viele Leute begehrten gläubig zu werden. Deßwegen sandte St. Maternus nach Straßburg und that große Zeichen und bekehrte die Bürger zum Christenglauben. Mit ihrer Hülfe bauete er eine Kirche auswendig der Stadt, zu St. Peters Ehre, dieweil St. Peter noch lebete. Und dieselbe Kirche heißt zum alten St. Peter und ist die erste Kirche, die zu Straßburg erbauet ward ....

„So ward Straßburg von St. Materno und von seinen Ge-

sellen bekehret zu Christenglauben, da man zählte nach Gottes Geburt vierundsechzig Jahr.

„Darnach, auf Bitten des Volkes in den Dörfern, bauete St. Maternus eine Kirche bei Molsheim[1]), auch in St. Peters Ehre und nannte die „noch Welscher sprochen Dompeter, das ist gesprochent in Tütsche Peters hus"....

„Hierauf ordnete St. Maternus Priester und Pfaffen dem Volke zu Straßburg und in dem Lande, damit sie das Volk unterwiesen und in dem empfangenen Christenglauben bestätigten, und ordnete alle Dinge auf's beste; und fuhr da weg gen Trier mit seinen Gesellen; denn es war die Hauptstadt in deutschen Landen; und bekehrete sie auch zum Christenglauben, und die von Köln und von Tungern, und war in diesen dreien Städten Bischof, dreißig Jahre, bis an seinen Tod. „Und was zeichen er do det und in wele wise er sü bekerte, das losse ich do durch der kürtz willen underwegen."

In den Supplementen, welche Schilter seiner Ausgabe von Königshoven, nach dem Codex Konrads von Dunzenheim, beigefügt hat, wird aus St. Maternus sogar der Sohn der Wittwe von Naïn: „Dirre (dieser) sant Materne was der witwen sun, den unser Here erkickete (erweckte) von dem dode... Also wart sant Materne erkicket einmol von Got selber. das ander mol mit sant Peters stab."

Nach den Geschichtsschreibern der Kirche von Lüttich hätte St. Maternus auch Huy, Mästricht, Namur und Lüttich zum Christenthume bekehrt; in Tungern (Tongres, im belgischen Theil von Limburg) hätte er die den heidnischen Gottheiten Jupiter, Juno und Venus geweihten Tempel niedergerissen; der damals noch lebenden Jungfrau Maria eine Kirche und außerdem noch zweiundsiebenzig Klöster gestiftet.

Nach dem Tode des h. Maternus, welcher ihm von seinen beiden Vorgängern im Traume angezeigt worden war, begaben sich die Bewohner von Trier und Tungern nach Köln, um den Leib ihres geistlichen Oberherrn in Besitz zu nehmen. Da aber

---

[1]) An der Stelle derselben, zwischen Molsheim und Avolsheim, steht noch jetzt eine sehr alte Kirche.

jede der drei Städte auf die heilige Reliquie Anspruch machte und keine nachgeben wollte, so erschien plötzlich ein Engel in Gestalt eines Greises; derselbe schlug vor, den Heiligen auf ein Schifflein zu legen und dasselbe den Wellen des Rheins preis zu geben: würde das Schifflein unbeweglich bleiben, so gehörte der Leib des heil. Maternus den Kölnern zu; würde es dem Laufe des Flusses nachfolgen, so hätten ihn die Bewohner von Tungern in Anspruch zu nehmen; würde es aber gegen den Strom schwimmen, so sollten die Trierer in dessen Besitz kommen. Dieser ziemlich ungleiche Vertrag wurde jedoch angenommen, und — o Wunder! das Schifflein trieb mit der kostbaren Ladung rheinaufwärts und hielt eine Stunde oberhalb Köln; so daß die Trierer den Sieg davon trugen und die Reliquie in Empfang nahmen.

Nach dem Berichte dieses Wunders setzt Abbé *Grandidier* hinzu: «Ces fables, qu'on appelait pieuses, s'étaient mises à la mode dans les siècles d'ignorance, effet d'une dévotion stupide qui pourrait servir à l'erreur, mais qui déshonore une religion divine établie sur les fondements inébranlables de la vérité et pleine de mépris pour l'imposture.»

Derselbe gelehrte und einsichtsvolle, vaterländische Geschichtschreiber beweist auch in der oben angeführten Dissertation, daß St. Maternus nicht dem ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, sondern dem vierten angehört habe; womit denn die Poesie der Legende ziemlich verschwindet. Auch Abbé Hunkler ist dieser Meinung; er sagt: „Das Leben des Ersteren (St. Maternus) ist nicht bis auf uns gekommen; denn was die Legendenschreiber des zehnten Jahrhunderts von ihm gemeldet haben, verdient keinen Glauben.“ (S. 162.)

Es braucht beinahe der Berichtigung nicht, daß, wie unser ehrlicher Königshoven meint, das Dorf Ell seinen Namen nicht von Eley, d. h. „ein groß Geschrei“ gezogen habe. Es ist geschichtlich erwiesen, daß dasselbe das celtische Helvetus war und ist, vielleicht von Äl, El, welches Rand, Saum (auch Augenbraue) bedeutet, abzuleiten; da Ell am Rande der Ill liegt. Die Celten hatten daselbst ausgedehnte Metallfabriken, welche später die Römer benützten. Es werden hier noch jetzt, wiewohl seit mehreren Jahren seltener, celtische und römische Alterthümer gefunden, so wie einzelne Christus-Monogramme; auch trifft man manchmal auf unverarbeitete Bronzemassen von vielfacher Kompo-

sition. Vergleiche darüber: Dr. H. Schreiber, Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Freiburg 1839, S. 191 u. ff. — *Schœpflin*, l'Alsace illustrée, I, S. 123 u. ff.

123.

Die Gräfin von Geroldseck und Schwanau.

1333.

Bernhard Hertzog, Edelsasser Cronik, V, Fol. 111 u 112 Vergl. Schilter-Königshoven's Chronik, S. 321 und 323.

„Es hat ein Herr von Geroltzeck vnd Schwanaw, genant Herr Walter, einen trefflichen langwirigen Kriege mit den Reichsstetten gehabt. Anno 1333 seind die von Straßburg an dem grünen Donnerstag vor Ostern vor Schwanaw gelegen, aber wider abgezogen. Aber hernach, auff S. Marx tag, seind sie mit Hilf der Statt Bern, Lucern, Basel, auch Fryburg (im) Vchtland, vnd Herren Rulman Schwarbern, dem Haubtman, lang darvor gelegen, vnd nit gewinnen mögen. Hat der Herr von Geroltzeck vnnd andere so inn dem Schloß gewesen, vermeindt die Stett wüsten, daß sie in dem Schloß mit Proviandt vnd anderer Notturft so wol versehen weren, darumb wurden (würden) sie abziehen. Auff solches haben sie mit den Stetten sprach gehalten, vnd unter andern angezeigt, damit die Stett befänden, daß sie im Schloß kein sorg oder mangel hetten, so wolten sie verwilligen, vnd etliche vergleitten das Schloß innwendig irens gefallens zu besichtigen. Solches die Stett mit großem begeren vnnd gefallen annamen, verhoffend, daß auch beschahe, iren vortheil dardurch zu erholen; verordneten darauff zwen, darunter der ein ein Büchsenmeister was. Als nun solche zwen das Schloß, wie es gestalt vnd versehen, genugsam vnd ihres gefallens besichtiget hatten, hat der Herr von Geroltzeck sie befraget, ob sie vermeinten das Schloß zu erobern. Darauff der Stett verordnete nit vil antwort gaben. Doch sprach der ein wider jnen [1]): „Herr, was die Handt kan machen, das kan sie auch wider zerbrechen." Vnd sein damit auß dem Schloß

[1]) Antwortete der Eine, „sprach wider", wie das lateinische dixit contra.

in das Läger gezogen, vnd (haben) den Stetten angezeigt, daß bemelt Schloß nicht wol, sonder schwerlichen, zu gewinnen sey, es were dann, daß denen im Schloß die Proviandt verderbet werden möchte. Haben auch die zwen so vil berichts geben, daß die Stett aufbrachen vnd sich auff die anderen seiten Lägerten, vnd die gemach vnnd behaltnissen, darinnen deren im Schloß Proviandt verwaret lage, zu oberst zerschossen, damit die Proviandt zum theil verfallen, vnnd gegen dem Himmel bloß lage. Es hat auch in dreyen Monaten nicht geregnet, deßhalben sich die Stett viel näher haben mögen Lägern. Doch hat solches dem Schloß keinen schaden mögen pringen; dann daß sie auff der bemelten zweyer bericht, so in dem Schloß gewesen, die Proviandt verfelten vnnd öffneten. Darnach haben sie die heimlichen gemach zu Straßburg außräumen lassen, den Vnrhat[1]) in Thonnen vnd Fesser gethan, vnd solches mit schlaudern vnd werckzeug[2]) in's Schloß genötiget, daß sie sich nit lenger mögen erhalten, vnd sich mit den Stetten in sprach gegeben. Nach vieler rede vnnd handlung ist bethediget[3]), daß den Stetten das Schloß Schwanaw vnd alle die darinnen waren, sich auff genade vnd vngenade ergeben solten, außgenommen was die Fraw von Gerolzeck, so der zeit in dem Schloß was, vber die fallbruck tragen mochte, das zu jrem Leib gehörte, das solt jhr zu stohn, vnd sie gesichert sein. Da nam sie jhren gemahl, den alten Herren auff den Rucken, vnd einen jungen Sohn auff den Arm, vnd truge sie vber die Fallbrucken; das gehörte zu jhrem Leib. Des beschwerten sich die Stett, vnnd vermeinten die Fraw solte Kleinotter, gelt oder ander geschmuck nemmen, vnd nicht jhren Herren oder Sohn, vnnd wolten mehrertheil der Stett, wiewol es hoch versprochen was, nicht halten.

„Nach dem aber dieser zeit der Adel in den Stetten, vnd insonderheit zu Straßburg vnd Basel regierten, vnd die vom Adel

---

[1]) Königshoven, Chronik, S. 321, nennt diesen Unrath olbergrien; anderswo auch albergrien oder ulmergrün (von ulmen, faulen), ein in Straßburg noch bekannter Ausdruck. S. *Scherz*, Glossar. Fol. 26 u. 1813.

[2]) Bei Königshoven werden dieselben quetwercke genannt, was Schilter, Note A, „eine art eines Geschützes nennt, damit die Missethäter umbkommen."

[3]) Häufiger und besser betheidingen, vor Gericht bedingen, beschließen; davon:

solche thedigung[1]) gemacht, geschworen vnd besigelt hetten, darumb sie sich dessen hart vnd viel annahmen, daß der Frawen die thedigung gehalten wurde, ist sie mit ihrem gemahl vnd Sohn vber Rhein in die Herrschafft Geroltzeck geführt, vnnd begleitet worden, vnnd sein noch vier Herren von Geroltzeck vnnd fünfftzig vom Adel in dem Schloß Schwanaw ergriffen vnnd endthaubt worden."

Die jetzt völlig verschwundene Burg Schwanau lag zwischen Erstein und Gerstheim, am Rheine, rings von Sümpfen umgeben und deßwegen um so fester.

Den eigentlichen Grund, warum Straßburg, im Bunde mit den genannten schweizerischen Städten, das Schloß belagerte und glücklich eroberte, gibt B. Hertzog erst im achten Buche seiner Chronik, Fol. 124 an, und zwar nach Königshoven, dessen Erzählung weit gewissenhafter ist. Derselbe sagt: „Do men zalte M. ccc. xxxiij. jor, do hette her Walther von Tuwingen, herre zu Geroltzecke, verphendet und in hendes die stettlin Erstein . Schutter . und Swanowe die burg . und den von Strosburg und dem lande geschah großer schade mit roubende abe der burg Swanowe. derumbe an dem grünen dunrestage zu obende do zogetent die von Strosburg uz vor Erstheim das stettlin . und an dem carfritage früge gewunnent sü es mit stürmende und besatzetent mit lüten untz (bis) das Swanowe gewunnen wart . donoch brochent sü es."

Die von Königshoven gegebene Erzählung von der Eroberung der Burg Schwanau gehört vollständig in das Bereich der Geschichte; er weicht auch am Schlusse von Hertzog darin ab, daß er sagt: „die von Strosburg gundent[2]) dem hencker das er ein altes mennelin das do unschadeber[3]) was zehende[4]) nam und ein junges rennerlin wart ledig geloffen, wan es ein kint was." Hertzog hingegen rückt die Geschichte am Schlusse in das Gebiet der Sage, indem er das den Weibern von Weins-

---

[1]) Thedigung, älter thaiding, gerichtlicher Vertrag. S. *Scherz*, **Glossar. Fol. 1634.**

[2]) Vergönnten, erlaubten.

[3]) Unschädlich.

[4]) Man nannte dieses Recht den Henker-Zehenten. Der dem Henker Verfallene konnte sich vielleicht vom Tode loskaufen, vielleicht auch fiel jenem ein Theil von dem Vermögen des Hingerichteten zu.

berg (1140) zugeschriebene und wahrscheinlich ebenfalls sagenhafte Faktum auf die Gräfin von Geroldseck und Schwanau überträgt.

Merkwürdig ist es, daß sich dieselbe Sage auch im badischen Hegau wiederholt, welcher im fünfzehnten Jahrhundert von einem 12,000 Mann starken Heere von Schweizern verwüstet wurde: „Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schlosse daselbst (d. h. im Städtlein Blumenfeld) mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Roseneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt würde, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin wurde freier Abzug bewilligt und ihr noch überdieß gestattet, ihre besten Kleinodien mit sich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichsten Schmucke und auf dem Rücken tragend ihren Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer-Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen; ja sogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt, um dieses Frevels willen, abzuschlagen.“ Schönhuth, die Ritterburgen des Hegau's, II, S. 66 u. ff. Vergl. Schnezler, Badisch. Sagenbuch, I, 108.

Auch der in Nordbrabant noch jetzt gefeierte Koppelmontag (Koppel-Maandag) verdankt seinen Ursprung einer ähnlichen Sage: „Es wurde einmal eine Stadt belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerstande zur Uebergabe. Der Feind war so wüthend gegen die Belagerten, daß er alle sammt und sonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor in's feindliche Lager und erwarben sich durch inständiges Bitten die Gunst, ihre theuersten Pfänder auf dem Rücken mit sich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken und die übrigen folgten erfreut dem schönen Beispiel. So gelangten die Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet. Zur dankbaren Erinnerung beschlossen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugestehen und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß

Koppel-Montag." Wolf, Niederländische Sagen, Nr. 543. Vergl. Nork, Mythologie der Volkssagen u. s. w. S. 994 u. ff.

124.

Wie der Name der Edeln von Matzenheim seinen Ursprung dem Wirthshaus zu verdanken habe.

Nach einer Familiensage der Kletten von Utenheim, von dem alten Heraldiker Gall Luck nacherzählt. S. Straßburger Geschichten, Sagen u. s. w. S. 102 u. ff. Vergl. Bernh. Hertzog, Edelsaffer Cronick, VI, Fol. 193 u. 284.

„Es hatt die altte Zornin von Bulach, Fraw Vrsula, geborne Klettin von Vtenstein, die letste dießes Stammens der Kletten von Vtenheim, gesagt daß sie glaubwürdig von ihren Elttern berichtet, vnd dieselbigen auch solches von ihren Vorfahren gehöret, das einer des Geschlechts von Utenheim stets zu Matzenheim im Würtshauß gesessen, vnd sein Gutt mehrertheils alda verzehret, daß auch sein Pferd also gewohnet, wan er zu dem Würdshauß kommen, das selbig nicht weitters zu bringen gewesen vnd hatt man Ihne den von Vtenheim nur den Matzenheimer genandt. Dahero sein Nachkommen die von Matzenheim gleicher gestallt genennet, haben gleichwohl das altt Vtenheimisch Wapen behaltten, aber den Nammen Vtenheim fahren laßen, dahero auch sie kaum zu den Vtenheimischen Lehen zugelassen worden."

Der Ursprung des Namens der Matzenheimer reicht jedenfalls über das 14te Jahrhundert hinauf. Im Jahre 1304 treffen wir schon auf einen Herrn Walther von Matzenheim, Ritter; 1315 auf einen Edelknecht Nikolaus von Matzenheim, wohnhaft zu Erstein; 1319 auf Herrn Otto von Matzenheim, Bürger zu Straßburg. Bernhart von Matzenheim war 1403 Stättmeister zu Straßburg.

Der Utenheim geschieht, nach Hertzog, zuerst 1261 Meldung, in welchem Jahre Hans von Utenheim in dem Regiment zu Straßburg war.

125.

Die Hülfe der Todten.

Nach der mündlichen Familien-Ueberlieferung, poetisch bearbeitet von L. Schneegans, in den Elsässischen Neujahrsblättern für 1847, S. 274.

Niklaus Zorn von Bulach, welcher seinen Sitz in Osthausen, unweit von Matzenheim hatte, war ein braver Rittersmann, der es mit der Welt recht gut konnte, aber darüber den Himmel nicht vergaß. Bei Spiel und Tanz, bei Trinkgelag und Turnier fehlte er so wenig als bei Glockengeläute und Chorgesang. Er gieng selten an einer Kirche vorüber ohne einzutreten und wenigstens ein Paternoster oder ein Ave zu sprechen. Auch versäumte er es nie, wenn er über einen Friedhof gieng, für das Heil der Seelen zu beten, deren Leiber hier ruhten.

Eines Nachts, als er spät vom Humpenklang zurückkehrte, erblickte er das Licht der ewigen Lampe in einer Kapelle und wollte eben über den darum liegenden Kirchhof treten, um sein Gebet daselbst zu verrichten; als plötzlich zwei vermummte Gestalten mit blinkenden Waffen auf ihn lossprangen. Aber noch ehe er selbst zum Schwerte greifen konnte, regte sich's auf dem ganzen Kirchhofe. Eine Menge von Todtengerippen richteten sich aus ihren Gräbern empor und stürzten über die beiden Mörder her, welche eiligst die Flucht nahmen.

Der Junker wußte nicht, wie ihm geschah. Aber ein Gerippe trat zu ihm und sprach: Fürchte dich nicht, Herr Klaus Zorn von Bulach, die Todten, für deren Seelen du so fleißig betest, sind dir dankbar und werden es nimmer dulden, daß dir auf ihrem Gebiete ein Haar gekrümmt werde.

Die Familie der Zorne war eine der ältesten und vornehmsten im untern Elsasse; bekannt sind ihre Streitigkeiten mit denen von Mülheim, welche Königshoven weitläufig erzählt. Die verschiedenen Verzweigungen des Zornischen Geschlechts, nebst ihren Wappen, gibt Herzog, VI, Fol. 295 — 309.

126.

Maria zur Eich.

Mündlich. — B. Hertzog, Edelsasser Cronick, 111, Fol. 12.

Ein Ritter jagte einst im Walde bei Plobsheim. Da sah er plötzlich zwei wilde Tauben, welche zuerst einigemale im Kreise über seinem Haupte hinflogen, sodann ihren Flug in einer gewissen Richtung hin fortsetzten. Blieb er stehn, so kamen sie zurück und flogen, wie Anfangs, um ihn herum; gieng er weiter, so verfolgten sie dieselbe Richtung, die sie schon früher genommen. Da sie dies nun mehrere Male wiederholt hatten, so war es dem jagenden Ritter auffallend. Er folgte ihnen eine Zeit lang durch das Gebüsche und sah, daß sie sich endlich auf einer großen Eiche niederließen. Als er näher hinzutrat, erblickte er im hohlen Stamme derselben ein Marienbild mit dem Jesusknaben. In dieser wundersamen Begebenheit erkannte er sofort ein Zeichen des Himmels; fiel andächtig auf die Kniee und gelobte der heil. Maria an der Stelle eine Kapelle bauen zu lassen. Also entstand die nachmals berühmt gewordene Wallfahrtskapelle Maria zur Eich oder bloß zur Eich genannt, welche bis in die neueste Zeit von einem Waldbruder bewacht und von dem Pfarrer von Plobsheim bedient wird.

Die mündliche Sage nennt den Erbauer der Kapelle nicht mit Namen; Bernhard Hertzog thut es in nachfolgender merkwürdiger Stelle, in welcher wir hinsichtlich des Ortes auf eine uralte celtische Tradition hingewiesen werden:

„Zur Aych, also von den Teutschen (celtischen) Priestern, die Druyden genannt, welche gemeinlich bey geheyligten vnd gebauten Eychen gepflegt sich auff zu halten, vnd ihre opffer vnd Gottes dienst zu verrichten, ist etwan vor Zeiten allein mit einer Hütten bedeckt gewesen, vnd war der Altar in den Eychbaum geschnitten, hernach hat Herr Adam Zorn, Ritter, ein Kirchlein dahin gebawen, vnd seind vor zeitten vil Walfarten dahin gangen, wie dann auch die Beckenzunfft von Straßburg etwan mit fliegendem Fanen järlichs dahin gezogen sein sollen."

Auch *Keysler*, Antiquitates septentrion. et celticæ, S. 68,

spricht von dieser Kapelle, als auf einem, früher dem druidischen Kultus geweihten Orte stehend.

Ueber die Marienbilder in Eichen vergleiche S. 32 u. 134.

127.
Das Kloster Eschau.

(803.)

Schilter-Königshofen, Chronik, S. 286.

„Do men zalte noch Gotz geburte dccc . und drü jor . do was Remigius, der bischof zu Strosburg, by dem bobeste ze Rome und erwarp das ime der bobest gap sant Sofien lip und ire drie dochtere libe . Fides . Spes und Caritas . die furte der bischof von Rome vntz (bis) gen Eschowe (Eschau) in das dorf und buwete do in ire ere ein herlich kloster das ignote (jetzt) do ist . donoch über iiij . halb hundert jor was ein bischof zu Strosburg Hetzel genant, der gap gros gut an dasselbe kloster und machte es gar riche: Aber die bischoue (Bischöfe) nement ignote den klostern lieber denne sü jn gebent . ouch worent die kloster in den tagen vil heiliger denne sü nu sint."

Die drei Schwestern Fides, Spes und Charitas sind auch in Tyrol (Meransen) und in Baiern bekannt; kommen aber daselbst auch unter den Namen: Cubet, Aubet und Guerre [1]) oder Anbetta, Vilpetta, Gwerbetta vor; in Worms unter denjenigen: Einbede, Warbede, Villebede; sie erscheinen unter der Zahl der eilftausend heiligen Jungfrauen, welche St. Ursula auf ihrer Romfahrt begleiteten und kamen endlich, in Begleitung der heil. Aurelia, nach Straßburg, wo sie starben: „Die h. Ursula ließ der h. Aurelia, welche auf ihrer Rückreise von Rom nach Cöln Schiffbruch erlitt, zu ihrem Troste

[1]) „Man könnte sie besser Fides, Spes und Charitas nennen, wie sie im Martyrologium, am 1. August, genannt werden." Protokoll einer Kirchen-Visitation im J. 1650 zu Meransen. Fr. Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, S. 6.

und Unterstützung die Jungfrauen Einbetta, Worbetta und Wilbetta zurück. Sie überlebten die h. Aurelia, führten ein frommes Leben und wurden in der alten Peterskirche in Straßburg begraben. Lange Zeit hernach, als ihr Andenken im Volke beinahe schon erloschen war, wurde durch göttliche Gnade ihre Grabstätte zufällig wieder gefunden. Sie lagen ganz unversehrt nebeneinander. Die beigesetzte Inschrift enthielt ihre Namen, und wie sie aus der Gesellschaft der Jungfrauen der h. Ursula mit der h. Aurelia, nachdem diese Schiffbruch erlitten hatte, nach Straßburg gekommen sind. Hierauf wurde ihnen eine würdigere Grabstätte neben einem Altare in derselben Kirche angewiesen, wo sie auch heute noch ruhen."

S. *Crombach*, vita et martyrium s. Ursulæ et sociarum undecim millium virginum. B. II, S. 508.

Auf diese drei Schwestern nun beziehen sich in Baiern eine Menge von Legenden und Volkssagen, deren erste Fäden sich bis in die Zeiten des Heidenthumes ziehen und die sich auf die seltsamsten Weisen umgestaltet haben, wie dieß Fr. Panzer in den 230 Sagen darstellt, die er über sie gesammelt.

128.

Der Krantzen von Geispolsheim Wappenschild.

S. Bernhard Hertzog, Edelsasser Cronick, VI, Fol. 254.

„Die Krantzen vnd die von Dürckheim sollen von einem geschlecht herkommen, deroselben einer von seiner Linie im Mönch Orden gewesen, als er aber sich als der letst Stammens vnd Namens herauß begeben müssen, zu erholung des geschlechts, soll der die Mönchskappen zur gedächtnuß in seinem Wappen geführt haben."

Es war dies scheint's zu Hertzog's Zeiten eine bloße Familiensage; er setzt dazu: „doch befinde ich hieuon kein bestendigen grund."

Hier die vollständige Beschreibung des Wappens:

„Die Krantzen von Geispoltzheim, die führen ein weisse Mönchkappen in rotem feld, auff dem Helm ein Jungfrawen Bild

mit Zöpffen, auff dem Haupt ein Krenzlein in roter vnd weisser Kleidung getheilt, Helmdeck rot vnd weiß."

129.
Der gespenstige Feldmesser.

Mündlich.

Zwischen St. Peter und der obern Mühle von Stotzheim sieht man oft, sobald es Abend wird, einen gespenstigen Mann über die Wiesen und Felder gehen und dieselben abmessen; sodann geht er an den Bach hinab und schlägt mit seinem Stabe in das Wasser, daß man's weithin plätschern hört.

Er soll bei seinen Lebzeiten Feldmesser gewesen sein und viele Leute um's Geld gebracht haben.

Vergl. die Feldmesser auf dem Bölchen, S. 46.

130.
Der rauschende Baum.

Mündlich.

Einer der frühern Müller auf der Obermühle, zu Stotzheim, ritt in einer Sommernacht von Benfelden nach Hause zurück. Die Luft war still und lau und der Mond schien gerade sehr hell. Als der Müller an einer seiner Wiesen vorüber kam, stieg er ab, um sein Pferd eine Weile grasen zu lassen und lehnte sich an einen großen Birnbaum, welcher beinahe mitten auf der Wiese steht. Der Müller freute sich eine geraume Zeit der Stille der Nacht und des schönen Mondenscheins. Da fieng es plötzlich in den Aesten des Baumes an zu rauschen, wie wenn sie ein heftiger Sturmwind schütteln würde. Er glaubte anfangs, es sei ein starker Schwarm Vögel, welche in ihrem Schlafe aufgestört, auf einmal miteinander aufschwirrten; allein er konnte im Mondlicht deutlich sehen, daß sich kein lebendiges Wesen weder im Baume selbst noch über demselben

befinde. Da die Luft sonst überall ruhig war und an den übrigen Bäumen sich kein Blättchen rührte, kam den Müller ein Grausen an; er stieg eiligst zu Pferd und ritt der Mühle zu.

Der Volksglaube nimmt an, daß sich gespenstische Wesen manchmal durch unheimliche, bald leise, bald grelle, scharfe Töne, oder durch Rauschen in Bäumen und Gebüschen kund geben, „erzeigen." Bei den Celten und Germanen offenbarte die Gottheit ihre Nähe im Geräusche der ihr geheiligten Bäume; so wie auch Dodona's Eichenwald, durch das Brausen seiner Wipfel, Jupiters Orakel verkündigte.

131.

St. Richardis, Kaiserin, Stifterin der Abtei Andlau.

S. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 105 u. 286. — B. Hertzog, Edelsasser Cronick, III, 18 u. 19. — Specklin, Collectanea, I, 3 (Mnspt. der Straßb. Stadtbibliothek). — *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 30 u. ff. — *Horrer*, Dict. de l'Alsace, S. 175 u. ff. — Hunkler, die Heiligen des Elsasses, S. 166 u. ff. — Strobel, Geschichte des Elsasses, I, 162 u. ff.

Die h. Richardis, eine Tochter des Herchengarius, Grafen des Nordgaus im Elsaß, aus Attichs Geschlechte, hatte sich, im Jahr 862, mit dem später zur Kaiserwürde gelangten Karl dem Dicken verehlicht. Sie zeichnete sich nicht nur durch hohe Weisheit und Frömmigkeit, sondern auch durch eine für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung aus und galt für eine der schönsten Frauen des Reichs. Nach einer fünfundzwanzigjährigen Ehe gab der in jeder Hinsicht unfähige Kaiser den bösen Einflüsterungen einiger ränkevollen Hofleute Gehör, welche die edle Frau einer schändlichen Verbindung mit Luitward, Bischof von Vercelli, anklagten, „der des Keysers sonderlicher, geheimer Rhat was." Luitward wurde vom Hofe verbannt und der schwache, von finsterm Mißtrauen erfüllte Kaiser beschied seine Gemahlin vor eine Versammlung von Bischöfen und Herren nach Kirchheim, einer seiner drei Pfalzen, die er im Elsaß hatte, damit sie sich verantworte. Die Kaiserin erbot sich ihre Un-

schuld durch die Feuerprobe zu beweisen, über glühende eiserne Stangen zu wandeln und einen glühenden eisernen Handschuh anzulegen.

Ob sie diese Probe in der That bestanden, ist nicht erwiesen. Die gleichzeitigen Schriftsteller schweigen darüber; spätere erst bezeugen es. Königshoven: „das sü noch eine reine maget (Jungfrau) were, das bewerte sü domitte das sü ein gewihsset hemede (ein mit Wachs bestrichenes Hemd) ane det und domit in ein für ging und bleip unversehrt von dem füre.“ Hertzog läßt sie über „glühende Schermesser[1]) (Pflugscharen) schreiten vnnd damit jhre Reinigkeit vor Gott vnd der Welt bezeugen.“ Jedenfalls trennte sich, nach dem auf dem Kirchheimer Landtage gehaltenen Gerichte, Richardis von ihrem Gatten und zog sich in das von ihr gestiftete Kloster Andelahe (Andlau) zurück, wo sie ihre letzten Lebensjahre unter Gebet und Wohlthun, in Erfüllung ihrer Amtspflichten und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zubrachte. Sie machte selbst lateinische Poesien.

„Das Todesjahr der Heiligen ist ungewiß. Wahrscheinlich fiel ihr Hinscheiden auf den 18. September 893 oder 894. Sie starb zu Andlau und wurde in einer Kapelle neben der Abteikirche beigesetzt. Der Bischof von Straßburg wohnte selbst der Beerdigung bei. Ihr Grab wurde bald durch Wunder verherrlicht. Als daher der Papst Leo IX. im Jahr 1049 durch das Elsaß reiste, begab er sich nach Andlau, weihte die Kirche, welche die Aebtissin Mathilde, Schwester des Kaisers Konrad des Saliers, so eben hatte erbauen lassen, ein, erhob den Leichnam der h. Richardis und setzte ihn der öffentlichen Verehrung aus; auch soll er verschiedene Lobgesänge und Gebete zu Ehren der Dienerin Gottes verfertigt haben. Seit dieser Zeit wurde der Name Richardis in verschiedene Martyrologien eingereiht. Der Bischof Ruprecht von Baiern ertheilte 1469 einen Hirtenbrief, in welchem er den Kirchen seines Bisthums und den Einwohnern von Andlau befahl, ihren Festtag zu feiern. Die Abtei Estival, welche jener von Andlau lange Zeit unterworfen war, erhielt das Haupt der Heiligen, welches in Gold und Edelsteine eingefaßt wurde.“ (Hunkler).

Die Volkssage, welcher Specklin gefolgt, und welche

[1]) Von schar, althochdeutsch scaro, Pflugschar; im Mittelhochdeutschen auch schar sahs, Pflugmesser.

noch jetzt in Andlau und in der Umgegend verbreitet ist, wie ich mich dessen im Oktober 1849 versichert habe, macht aus Richardis die Tochter eines Königs von England (Hertzog: „des Königs auß Schotten Tochter"). Sie war so weise und so fromm, daß sie von allem Volke geliebt ward. Aber die Höflinge hatten des Kaisers Sinn bethört und sie der Untreue gegen ihn angeklagt. Diese schmachvolle Verleumdung gieng Richardis so sehr zu Herzen, daß sie darob erkrankte.

Da trat eines Tages ein junger Rittersmann hervor und erbot sich, nach der Sitte jener Zeiten, für die Unschuld der Kaiserin, gegen deren Verleumder zu kämpfen. Allein keiner wagte es den Kampf anzunehmen. Aber die Kaiserin wollte die Schmach nicht länger tragen. Sie zog ein weißes seidenes Hemd an, das mit Wachs bestrichen war, und wandelte also bekleidet durch die Flammen; und da Hemd und Körper unversehrt geblieben, ward ihre Unschuld vor der Welt erwiesen und sie in Ehren erhalten, ihre Widersacher aber zu Schanden gemacht.

Nun war Richardis ihres ungerechten, finstersinnigen Gemahles müde, so wie alles Glanzes, der sie in ihrer hohen Würde, als Kaiserin, umgeben. Sie gelobte Gott allein bis zum Ende ihrer Tage zu dienen und zu seinem Dienste ein Kloster zu bauen. Dasselbe sollte sich aber in einer recht wilden Gegend erheben; damit sie der Welt ganz entfremdet leben könne.

Sie schickte daher den jungen Ritter, der sie so muthig vertheidigt hatte, hinaus in's vogesische Gebirge, damit er ihr tief in der Wildniß, wo noch keine menschliche Wohnung wäre, eine Stätte als Zufluchtsort aufsuche. Unterdessen zog sie sich in das Kloster St. Stephan in Straßburg zurück, und wies alle Aufforderungen, welche der Kaiser an sie machte, wieder am Hof zu erscheinen, mit Entschiedenheit zurück.

Dem Befehle seiner Herrin getreu, hatte der Rittersmann das Gebirge durchstreift und kam von dem St. Odilienkloster herab, über die niederen Abdachungen der Berge, in ein einsames, tannenbewachsenes Thal, durch welches ein wildes Bächlein brauste. Am Wasser trank ein Bär, der seine Höhle in der Nähe hatte und in derselben mehrere Junge. Das däuchte ihn nun Einsamkeit und Wildniß genug, und er kehrte mit seiner Kunde zu Richardis zurück. Auch ihr gefiel der Ort wohl, und sie ließ an demselben ein fürst-

liches Kloster erbauen, in welchem nur Fürstinnen, Gräfinnen und Freifrauen aufgenommen wurden.

Der junge Ritter, von Andelo genannt, wurde des Klosters Schirmvogt und der Stammvater der Herren von Andlau. Darum zeigt sein Wappen ein Kreuz auf goldenem Feld und darüber einen Helm mit einem Diadem.

Richardis liegt in der Kirche begraben. Auch zeigt man noch die Vertiefung, in welcher die Bärin mit ihren Jungen lag, in einer unterirdischen Kapelle. Diese Stelle wird als heilkräftig gegen Beinschaden angesehen. Man unterhielt lange Zeit lebendige Bären in der Kirche und schaffte sie erst ab, als einer derselben einmal ein Kind gefressen hatte. Seitdem steht ein in Stein gehauener Bär hinter der Kirchthüre und das zum Unterhalte des lebendigen Bären bestimmte Geld wird an einem bestimmten Tage unter die Armen vertheilt.

Bis in die neueste Zeit erhielt auch jeder vorüberziehende Bärenführer ein Brod und drei Gulden.

In der Kirche selbst befinden sich mehrere Bildwerke in Stein, welche sich wahrscheinlich auf die Gründung des Klosters beziehen und welche verschiedene Scenen darstellen: Ein Ritter zu Fuß kehrt sein Schwert gegen einen ruhig daliegenden Bären; Ungeheuer fallen über schwächere Thiere her; zwei Ritter zu Pferde sind im Kampf begriffen; zwei andere kämpfen zu Fuß; zwei ungestalte Figuren sitzen auf zweifüßigen Fischen; ein Teufel sitzt auf einem Fäßchen, aus welchem andere Gestalten Wein herauslassen; endlich steht neben einem Pilger eine andere Mannsgestalt mit einer Wage in der Hand, ein Teufel setzt den Fuß auf ihn und scheint ihm etwas in's Ohr zu raunen.

132.

Die Bären in der Kirche von Andlau.

Mündlich.

Die lebendigen Bären, welche man zur Erinnerung an die Stiftung der Abtei Andlau in der unterirdischen Kapelle daselbst

fütterte, wurden zur Zeit der ersten Revolution abgeschafft und später durch steinerne ersetzt, welche sich noch dort befinden.

Eine Frau von Betschweiler, bei Andlau, von etwa vierzig Jahren, erzählte mir, den 6. Oktober 1849, daß ihre Mutter die letzten lebendigen Bären noch gesehen habe. Früher schon hatte man dieselben abthun wollen, aber da sei ein solches Gepolter hinter dem Altare entstanden und haben die Gläubigen, die in der Kapelle beten wollten, keine Ruhe gehabt, bis man wieder lebendige Bären angeschafft hatte.

133.

Die Reliquien des hl. Lazarus in der Kirche von Andlau.

S. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 135 u. Hunkler, Geschichte der Heiligen des Elsasses, S. 325.

„Am 17. Dezember feiert die Kirche von Straßburg das Andenken des hl. Lazarus, den der Heiland in's Leben zurückgerufen hat [1]).

„Nach einer alten Tradition der Abtei Andlau und einer Lebensgeschichte der hl. Richardis, deren Verfasser unbekannt ist, soll besagte Kaiserin auf einer Reise den Leichnam des hl. Lazarus erhalten haben, den sie in's Elsaß brachte und der Abtei Andlau den 17. Dezember zum Geschenke gab. Die nämliche Lebensgeschichte setzt noch hinzu, dieser Leib sei ihr durch den Kaiser Leo VI., der Weise genannt, verehrt worden, der ihn zu Konstantinopel aufbewahrt hatte. Um das Andenken dieser Uebersetzung (translatio) zu feiern, beteten an diesem Tage die Stiftsdamen von Andlau die Tagzeiten (horas) des hl. Lazarus, ließen am Vorabende alle Glocken läuten, wie bei großen Feierlichkeiten, und spendeten reichliche Almosen aus."

Hunkler, welchem Obiges entlehnt ist, setzt hinzu:

„All dies aber stimmt mit den Ansprüchen der Kirche von

[1]) Königshofen sagt: „Donoch fur (der Kaiser) gen Andelo in das Closter und beschowete Lazarus heiltum den Got det erston von dem tode . wan er zu Andelo lit."

Marseille, die sich rühmt, das Haupt eben dieses hl. Lazarus zu besitzen, nicht überein; so wenig als mit denen der Kirche von Autun, die dessen übrige Reliquien zu besitzen glaubt. Das römische Brevier, in den Lektionen der hl. Martha, 29. Juli, sagt mit ausdrücklichen Worten, der hl. Lazarus, Jünger Jesu Christi, sei der erste Bischof von Marseille gewesen, welches mit der Geschichte des Heiligen, dessen Leib nach Andlau gebracht wurde, auch nicht übereinstimmt, indem dieser auf der Insel Cypern Bischof gewesen sein soll. Wir wollen hierüber nicht entscheiden."

134.

Der Müllerbursche und das Fräulein von Hoh-Andlau.

Mündlich.

Die Tochter eines Ritters von Hoh-Andlau hatte einen schönen Müllerburschen im Thale liebgewonnen und kam oft zu nächtlicher Stunde, da alles im Schlosse schlief, zu einem heimlichen Pförtchen herab und besuchte ihn in der Mühle. Sie waren einander so zugethan, daß Keines ohne das Andere leben mochte und weinten oft stundenlang miteinander, wenn sie daran dachten, daß sie sich einst meiden sollten.

Eines Nachts war die Jungfrau nun wieder den Berg herabgekommen und hatte die Mühle bereits durchwandert, ohne den Geliebten zu finden. Sie rief ihn ängstlich beim Namen und da sie keine Antwort erhielt, brach sie in lautes Weinen und Jammern aus. Nachdem sie also verzweifelnd umhergelaufen war, fand sie ihn endlich zerschmettert im Mühlbache. Die Sinne vergiengen ihr; sie stürzte sich ihm nach in die schäumende Fluth.

Jetzt sieht man noch in gewissen Nächten die Gestalten der beiden Liebenden, jede an einer andern Seite des Ufers hingehen, und sodann im Getöse der Wellen, die vom Mühlrade herabbrausen, mit lautem Weinen verschwinden.

135.

Das St. Ulrichsthal.

Mündlich.

Ein alter Mann, mit welchem ich den 16. Oktober 1849 von Mittelbergheim nach dem Schloß Hoh=Andlau zugieng, erzählte mir, daß vor vielen Jahrhunderten „die alten Leute" hier in Höhlen gelebt hätten. Sodann sei eine große Wasserfluth gekommen und habe die Berge eingerissen und das St. Ulrichsthal gebildet, an dessen Ausgange jetzt das Städtchen Barr liegt.

Derselbe sprach auch von einem unterirdischen Gange, der unter der zerstörten St. Annenkirche hin vom Andlauer Schlosse nach dem Landsperger geführt hätte.

Auf der Höhe, zwischen dem St. Ulrichsthale und dem Andlauer Thale, wo das „Försterhaus der fünf Gemeinden" steht, ist der Hunger= oder Hunnenplatz, wo einst Attila mit seinen Schaaren gelagert haben soll.

Auch der zwischen dem Andlauer= und dem Weilerthale gelegene kegelförmige Ungersberg oder Hungersberg soll seinen Namen von den Hunnen oder Hungern erhalten haben. Eben so heißt ein Hügel zwischen Gumprechtshoffen und Mietesheim, im Unter=Elsaß, der Hungerberg. Die Benennung ist wohl am besten von Unger abzuleiten, was noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands Lagerstätte für's Vieh, Viehweide bedeutet. Siehe Silbermann, Beschreibung von Hohenburg, Ausgabe von Strobel, Straßb. 1835, S. 104, Anmerk. 2.

136.

Die Wepfermänner.

Mündlich. — Bernhard Hertzog, Edelsasser Cronick, III, Fol. 23 u. VI, Fol. 215. — Annales Colmarienses, ad annum 1295.

Auf dem Platze, wo das heutige Gemeindehaus steht, befand sich im 13ten Jahrhundert ein großes, festes Schloß, die Klep-

pernburg genannt, welches der adeligen Familie der Wespermänner oder Wepfermänner zugehörte, die als böse Raubritter bekannt waren, weßwegen wohl auch das Schloß den Namen Kleppernburg erhalten hat.

Im Jahr 1234 warf der Teufel das Schloß auf einmal über einen Haufen. Nachher wurde es wieder aufgebaut, allein im Jahr 1295 riß es der Teufel zum zweitenmal nieder und litt nicht mehr, daß es wieder in Stand gestellt würde.

B. Hertzog: „Anno 1234 hat der böse Feind das Schloß, so die Wespenmann daselbst (in Barr) gehabt, eingeworffen."

Die Annales Colmarienses sagen: «In *Barra* villa *dæmon* castrum domini Wephimanni militis destruxit, a. 1295.»

Auch in dem an der Stelle desselben erbauten Gemeindehause soll es vor Zeiten gespukt haben und noch jetzt in dessen Umgegend nicht geheuer sein.

Die Wepfermänner blühten im 14ten Jahrhundert; sie nannten sich insgesammt Edle von Barr; kommen aber seit 1466 nicht mehr in der Geschichte vor.

Beim Aufbauen der neuen Pfarrkirche, im Sommer 1850, wurde ein Grabstein gefunden mit der Inschrift: Filius Heinrch Des Jvnior Wolfram . Wephermann., welche sich wahrscheinlich auf Heinrich, Waltram Wepfermann's Sohn und Enkel Walthers, bezieht, mit dem jene in Dokumenten aus den Jahren 1325 und 1334 vorkommen.

137.

Das Rothkäppel.

Mündlich.

In der Neugasse zu Barr lebte ein Mehlhändler, der von der rothen Mütze, die er gewöhnlich trug, im ganzen Städtchen und auch in der Umgegend nur das Rothkäppel genannt wurde. Er stand im Gerüchte, daß er schlechtes Maß und Gewicht halte und darum nach seinem Tode umgehen müsse. Auch soll er die Haus- und Nachbarsleute Nachts häufig beunruhigt haben. Um

sich gegen seine unheimlichen Angriffe zu sichern, ließ man Kapuziner kommen, die bannten ihn, steckten ihn in einen Sack und trugen ihn in den Wald am Rothmannsberg. Dort treibt er nun sein Wesen; neckt die Vorübergehenden; führt diejenigen, die sich Nachts verspätet haben, irre und täuscht die Förster durch Axthiebe und Sägen, daß sie meinen der Wald sei voller Holzdiebe.

Ueber das Bannen der Geister durch den Hirten, den Meister, durch Kapuziner, vergl. S. 6.

Ganz ähnlich mit unserer Sage, lautet folgende sächsische (Sommer, I. S. 48): „Auf einem Landgute bei Halberstadt starb der Verwalter, der ein böser Mann gewesen war und in seinem Leben viel Unrecht gethan hatte. Darum konnte er nach dem Tode keine Ruhe finden, sondern kehrte alle Nächte auf das Gut zurück, ging in die Ställe und quälte das Vieh, daß es laut schrie und in den Ställen und im Hofe umherrannte. Da ließ der Gutsherr einen Kapuziner kommen; der bannte den Verwalter in einen Sack und trug ihn in einen benachbarten Sumpf Dort treibt er noch heut sein Wesen und erschreckt oft bei Nacht die Vorübergehenden."

Vergl. auch weiter unten den Geist im Kissel, bei den Buchsweiler Sagen. — In Thüringen heißen die Geisterbanner Popelsträger und sind, so oft sie vorkommen, Jesuiten. S. Bechstein, Sagenschatz des Thüringer Landes, Meiningen und Hildburghausen, 1837, III, S. 201.

138.

Die Erscheinung auf dem Speicher.

Mündlich.

Ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, welcher in Barr mit seinen Eltern ein alterthümliches Gebäude bewohnte, hatte den Auftrag, täglich etliche Rebwellen vom Speicher herab in die Küche zu tragen. Eines Tages vergaß er über dem Spielen, seine gewöhnliche Arbeit zu verrichten und mußte nun spät

Abends noch, ohne Licht, auf den Speicher gehen, um sein Rebholz zu holen.

Als er oben angelangt war, fiel ihm eine ungewöhnliche Helle auf, die zu einem Fenster herein kam, an einer Stelle der Wand, wo er sonst niemals ein Fenster wahrgenommen hatte. Die Neugierde trieb ihn zu demselben hin, ohne daß sonst ein anderer Gedanke, geschweige Furcht, in ihm aufgestiegen wäre.

Er blickte durch das Fenster in eine helle, geräumige Stube, mit sonderbar aussehenden Mobilien ausgerüstet, die er nachher alle beschrieb. Am Tische saß, bei einer alterthümlichen, sehr hell brennenden Lampe, eine alte Frau und las, wie es dem Knaben vorkam, in einem geschriebenen Buche. Ein alter, seltsam gekleideter Mann ging die Stube auf und ab.

Der Knabe beobachtete diese Erscheinung mehr als zwanzig Minuten lang. Endlich nahm er, in seinem jugendlichen Uebermuth, seine Mütze und warf damit nach der alten Frau, die von derselben etwas gestreift, verwundert in die Höhe schaute und den Knaben ansah. Darüber ging in dem erleuchteten Zimmer eine große Doppelthüre auf und dasselbe füllte sich mit vielen Personen, die eben so altfränkisch gekleidet waren, wie die beiden ersten. Das Zimmer schien dem Knaben immer heller und größer zu werden; so daß er von den Rebwellen, auf welchen er gesessen, herabsprang, um seine Eltern und Geschwister zu rufen, damit sie mit ihm die seltsame Komödie sehen sollten, die, seinem Dafürhalten nach, in einem Nachbarhause vor sich gieng.

Als aber der Knabe wieder mit seinen Eltern und Geschwister auf den Speicher gekommen, war Alles dunkel und schwarz. Die weggeworfene Mütze wurde weder denselben Abend noch seitdem wieder gefunden. Auch war nie eine Spur von einem Fenster auf dem Speicher zu finden.

Später sah der Knabe nie mehr das Geringste. Aber die Beschreibung, die er von dem Zimmer und von seinen Mobilien, so wie von den Personen, die er in demselben gesehen und von deren alterthümlichen Kleidung gegeben hatte, blieb sich immer gleich.

139.

Der Hungerbrunnen.

Mündlich.

In Heiligenstein befindet sich ein Brunnen, welcher nur dann fließt, wenn es ein Hungerjahr geben soll.

Man nennt ihn daher den Hungerbrunnen.

Vergleiche die Erklärungen zum Hungerbrunnen bei Katzenthal, S. 100.

140.

Truttenhausen.

S. Strobel, Geschichte des Elsasses, I, S. 14.

Zwischen Heiligenstein und dem Kloster Niedermünster liegt das zerstörte Chorherrenstift Truttenhausen, welches Herrad von Landsperg, Odilia's gelehrte Aebtissin, im Jahr 1181 gründete.

An dessen Stelle soll früher ein heiliger Hain gestanden haben, und der Name Truttenhausen selbst von Druidenhaus herzuleiten sein.

Ein ähnlicher heiliger Hain stand auch auf der Stelle, wo sich später das Kloster St. Leonhard, bei Börsch, erhob.

141.

Der Bocksfelsen.

S. G. Schweighäuser, Erklärung des neuaufgenommenen topographischen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs einschließenden Heidenmauer u. s. w. Straßburg 1825. Französische Ausgabe, S. 26.

Oberhalb des gegen Niedermünster sanft aufsteigenden Thales von St. Nabor stehen große Felsblöcke, von welchen einer der

Bocksfelsen heißt. Auf demselben hausen teufelische Geister, welche oft die Wanderer im Gebirge und die Bewohner der benachbarten Ortschaften beunruhigen. Auch spukt hier der wilde Jäger.

Der Name Bocksfelsen ist bedeutsam und weist auf germanischen Mythus hin. Der Bock, noch jetzt im Volksglauben ein teufelisches Thier, dessen Gestalt der Teufel selbst oft annimmt, war im Religionsglauben der alten Deutschen dem Donar oder Thorr, dem Sohne Wodans und der Erde, geweiht.

„Nach der Edda hat Thorr ein Gespann Böcke vor seinem Donnerwagen. Es ist ebenfalls wichtig, daß dem Teufel, d. h. des Donnergottes jüngerem Stellvertreter, auch die Erschaffung der Geisen und Böcke beigelegt wird, und wie Thorr die abgegessenen Knochen der Böcke bei Seite legen und aufheben läßt, damit er sie neu beleben könne; so hat nach dem Glauben der Schweizerhirten die Ziege etwas Teuflisches: sie ist vom Teufel erschaffen, namentlich gelten ihre Füße für teuflisch und werden nicht gegessen." J. Grimm, deutsche Myth., 2te Ausg. S. 168 u. 169. Weitere Beziehungen gibt des Herausgebers Aufsatz: Ueber die sogenannten Gespensterthiere im Elsaß. S. Neujahrs-Stollen für 1850. Mülhausen, S. 41 u. ff.

Ueber den wilden Jäger vergl. S. 29.

142.

Die Legende der heiligen Odilia, Patronin des Elsasses.

S. Aus der Heiligen Leben Lombardica historia, Msc. S. 101. — Schilter-Königshoven, Chronik, S. 237 u. ff.; und 515 u. ff. — B. Hertzog, Edelsasser Cronick, I, Fol. 143 u. ff. — Silbermann, Beschreibung von Hohenburg, Ausgabe von Strobel. — Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 307 u. ff. — Ebendass., Leben der h. Odilia, Straßburg.

Zu den Zeiten des Königs von Frankreich Hildericus oder Childerichs II. wurde (um das Jahr 666 oder nach Andern 670) das Elsaß zu einem Herzogthume erhoben, und wurde zum Herzoge ernannt Adalrich, gewöhnlich Attich, oder nach älteren Urkunden

Ettícho, ein austrasischer Edelmann. Zu seiner Verwaltung gehörte noch der Sundgau, der Breisgau, so wie ein Theil von Schwaben und der Schweiz. Er nahm seinen Sitz in Oberehrheim, und es stand sein Schloß auf der Stelle, wo späterhin die Stadt Werkhof erbaut wurde. Einige Stunden davon lagen die Pfalzen von Marlenheim und Kirchheim, wo die austrasischen Könige ihr Hoflager und ihre Gerichtssitzungen zu halten pflegten.

Herzog Attich vermählte sich mit Bereswinde, die, nach einigen Geschichtschreibern, Childerichs Schwägerin, jedenfalls aber die Mutterschwester des hl. Leodegarius oder Lutgars, Bischofs von Autun, war, der, während der Minderjährigkeit Chlotars III. und noch eine Zeit lang unter der Regierung Childerichs II., die höchsten Staatsämter inne hatte.

Mit ihr lebte Attich theils auf seinem Schlosse zu Oberehrheim, theils aber, und wie es scheint vorzugsweise, auf Hohenburg, Altitona, vom Volke ehemals Hohe Tonne genannt, woselbst, nach der Historia Lombardica, „keyser Maximianus vor langen ziten (zu) enthaltunge (Vertheidigung) vor den figenden (Feinden) ein hus gebuwen."

Beide Gatten wünschten sehnlich einen Erben zu erhalten; Attich, ihm einst seine Würden und Güter zu hinterlassen; die fromme Bereswinde, um ihn zur Ehre Gottes zu erziehen.

Endlich gebar die Herzogin eine blinde Tochter. Als dies der Vater vernahm, ward er darüber so erzürnt, daß er das Kindlein begehrte zu tödten, und sprach zur Mutter: „Nun erkenne ich, daß ich sonderlich wider Gott muß gesündiget haben, daß er mir widerfahren läßt, was noch keinem meines Geschlechts geschehen ist."

Da sprach Bereswinde: „Herr, du sollst dich um diese Sache nicht so sehr betrüben, denn du weißt wohl, daß Christus von einem Blindgeborenen sprach: Dieser ist geboren blind nicht durch seiner Vordern Missethat willen; er ist blind geboren, daß Gottes Gewalt an ihm erscheinen solle."

Diese Worte beruhigten jedoch des Herzogs wilde Sinne nicht; alle seine Begierde gieng darauf, daß das Kind getödtet würde, und er sprach abermals zu seiner Frauen: „Schaffe, daß das blinde Kind von unsrer Freunde Einem getödtet werde oder also ferne von uns komme, daß wir sein vergessen, anders werde ich nimmer froh."

Dieses Gebotes betrübte sich Bereswinde gar sehr und bat Gott mit Andacht um Rath und Hülfe in dieser Sache. Also gab ihr

Gott in den Sinn, daß sie gedachte an eine Frau, die war ihre Dienerin gewesen. Nach dieser sandte sie und sagte ihr des Herzogs Anschlag wider das blinde Töchterlein. Da tröstete sie die Dienerin und sprach: „Ihr sollt euch nicht so sehr darum betrüben; denn Gott, der dem Töchterlein diese Plage geschickt, vermag es auch wieder sehend zu machen."

Die treue Dienerin brachte nun das Kind nach Scherweiler, bei Schlettstadt. Da aber Bereswinde befürchtete, ihr Gemahl möchte das Kind an einem so nahe gelegenen Orte entdecken, ließ sie es nach dem Kloster Palma (Baume-les-Dames), in Hochburgund bringen, woselbst ihre Schwester Aebtissin war.

In diesen Zeiten war ein heiliger Bischof zu Regensburg im Baierlande, Erhardus genannt. Dem kam ein Gebot vom Himmel, daß er über den Rhein fahren solle in das Kloster Palma [1]), da sei ein Mägdlein, von Geburt blind, das solle er taufen und Odilia [2]) nennen, so würde es durch die Taufe sehend.

Erhardus folgte dem Rufe des Himmels und zog mit Hildulf, seinem Bruder, der den bischöflichen Stuhl von Trier verlassen hatte, um sein Leben in einem Kloster zu beschließen, über den Rhein nach Palma.

Als nun Erhardus das Kindlein taufte, schloß es seine Augen auf und sah den Bischof an. Da sprach dieser: „Nun begehr' ich, liebe Tochter, daß wir einander in dem ewigen Leben müssen ansehn."

Also offenbarte der Bischof sodann auch der Aebtissin und den Klosterfrauen, wie ihm dieß Alles seie vom Himmel gekündiget worden, und er empfahl ihnen das Kind, und fuhr wieder heim in sein Land.

Nun erzogen die Klosterfrauen das Kind mit vieler Zärtlichkeit und unterwiesen es in der heiligen Schrift. Und das Mägdlein

---

[1]) „Belhomme, Geschichtschreiber der durch den h. Hildulf gegründeten Abtei Mittelmünster, Moyen-Moûsier, das in den Vogesen, eine Tagreise von Oberehrheim, gelegen war, behauptet, das Wunder habe in diesem Kloster stattgefunden, wohin sich Attich und Bereswinda begeben hatten, um ihr Kind dem Gebet der heiligen Männer Erhard und Hildulf zu empfehlen und die Taufe sei in ihrer Gegenwart vorgenommen worden. Er gründet seine Behauptung auf alte silberne Täfelchen, auf welchen die Begebenheit dargestellt war, und auf Schenkungen, die Attich der Abtei Mittelmünster gemacht hatte." S. Hunkler, Geschichte der Heiligen des Elsasses, S. 308.

[2]) Odilia oder Ottilia; wie Odo und Otto; Odilo und Ottilo.

Odilia bot sich mit großem Ernst zu allen Tugenden und verschmähte alle Hoffart, allein Dem zu dienen, der sie erleuchtet hatte.

Da nun Sankt Erhardus wieder in sein Land gekommen war, schrieb er dem Herzog Attich alle diese Geschichten, und bat ihn, er möge das Kind wieder in seine Gnaden empfangen, das ohne seine Schuld in seine Ungunst gefallen war. Darauf antwortete aber der Herzog nicht.

Nun erfuhr Odilia, da sie zu einer eben so frommen als überaus schönen Jungfrau herangewachsen war, daß sie einen Bruder mit Namen Hugo habe, der an seines Vaters Hofe in Hulden war. Dem schrieb sie einen Brief und bat ihn, er möge ihr Gnade erwerben bei ihrem Vater, damit sie ihn doch einmal mit Freuden ansehen dürfe.

Da der Bruder diesen Brief empfieng, trat er vor seinen Vater und sprach: „Gnädiger Vater, ich begehre, daß du die Bitte deines Sohnes wollest erhören." — Herzog Attich antwortete darauf: „Bittest du unziemliche Dinge, so ist es unbillig, daß ich dich erhöre." — Da sprach der Sohn: „Es ist eine ziemliche Bitte; denn ich begehre nichts anders als daß deine Tochter, meine Schwester, die in dem Elende lang ohne Trost gewesen ist, nun wieder zu deinen Hulden empfangen werde und deine gnädige Gegenwärtigkeit genieße." — Darauf gebot ihm der Vater zu schweigen.

Allein Hugo hatte großes Mitleiden mit seiner Schwester und ließ heimlich ein Wäglein bereiten mit allem Nöthigen und sandte es seiner Schwester.

So geschah denn eines Tages, daß der Herzog mit seinem Sohne und seiner Ritterschaft auf Hohenburg saß, und einen gezierten Wagen daherkommen sah. Als er nun fragte, wer da komme, sagte ihm der Jüngling frei heraus, daß es seine Tochter Odilia sei. Darüber ergrimmte Attich dergestalt, daß er rief: „Wer ist so frevelhaft und thöricht, daß er sie ohne mein Geheiß dahergerufen?"

Hugo, welcher wohl sah, daß es nicht möchte verhohlen bleiben, antwortete: „Herr, ich, dein Sohn und Diener, hielt es für große Schande, daß sie in solcher Armuth lebe, und habe sie aus großem Mitleid hieher berufen, und bitte um deine Gnade."

Da hub der Vater vor Zorn seinen Stab auf und schlug den Jüngling so sehr, daß er siech ward und starb.

Herzog Attich erschrack alsobald über seine Missethat, schlug in sich und sandte nach seiner Tochter Odilia „und enpfalch (empfahl)

sü einer ander closterfrowen und hieß jr nit me geben denne einer megde pfrune, do mitte lies sü sich wol benügen."

Zu dieser Zeit starb ihre Amme und sie gedachte der Liebe und Sorgfalt, mit der sie ihrer in ihrer frühesten Kindheit gepflegt „und begrub sü selber mit iren henden;" und als man dreißig Jahre nachher einen andern Menschen an dieselbe Statt begraben wollte, fand man den Leib der Amme, der war ganz verwest, nur die rechte Brust, damit sie St. Odilia gesäuget, war unversehrt geblieben.

Odilia wuchs immer mehr an Weisheit und Frömmigkeit, und der Ruf ihrer Schönheit, so wie des Glanzes, welcher an ihres Vaters Hofe herrschte, drang nach allen Landen. Bald kamen angesehene Freier von allen Seiten herbei, welche um die Hand der edeln Fürstentochter warben. Allein, so sehr auch ihr Vater und seine Höflinge in sie drangen, daß sie sich vermähle; sie blieb bei ihrem Gelübde allein Gott zu dienen und dem Bräutigam ihrer Seele, ihrem Heiland und Erlöser Jesu Christo. Diese Treue und Standhaftigkeit in ihrem Vorsatze erbitterte den Vater auf's neue wider sie, und endlich wollte er sie mit Gewalt zwingen, einem reichen und angesehenen Fürstensohne aus Deutschland ihre Hand zu reichen.

Da nun die fromme Jungfrau sah, daß ihr Vater unwiderruflich auf seinem Willen beharre; gedachte sie aus dem Schlosse zu entfliehen. Sie entkam durch ein Pförtchen der Burg, stieg in's Thal hinab, legte ihre fürstlichen Kleider ab und vertauschte sie mit einem ärmlichen Pilgergewande und floh zu Fuß bis an den Rhein, wo sie ein Schiffer alsobald in seinem Nachen an's andere Ufer brachte. Von da floh sie dem Gebirge zu.

Allein Herzog Attich hatte ihre Flucht bemerkt, und stieg mit dem jungen Fürstensohne, Odilia's Freier, und mit einem Gefolge von Rittern und Knechten, zu Pferde, um der Flüchtigen nachzueilen. Er hatte auch bald durch die Kundschafter, die er im ganzen Lande umhergesandt, erfahren, welchen Weg sie eingeschlagen, und folgte ihr in starkem Ritte auf dem Fuße nach.

Von der beschwerlichen Wanderung, in einer unbekannten, dicht mit Wäldern bedeckten Thalgegend, ermüdet, hatte sich die heilige Pilgerin einige Augenblicke niedergelassen, um auszuruhen. Da hörte sie von ferne das Getrabe von Pferden und Klirren der Waffen ihrer Verfolger. Eilig raffte sie sich zusammen und eilte den Berg hinauf, einen Versteck gegen ihre Dränger zu suchen.

Sie fiel aber endlich vor einem Felsstücke kraftlos nieder, als dieselben schon hart an ihr waren.

In ihrer Verzweiflung und voll lebendigen Glaubens an den Schirmer der Unschuld, breitete sie ihre Arme gen Himmel und flehte ihn um Erbarmen an. Siehe da öffnete sich die Felswand, nahm sie auf und schloß sich alsobald wieder zu.

Von diesem Wunder ergriffen, rief sie der reuevolle Vater bei ihrem Namen und gelobte ihr, daß er ihr nun vollkommene Freiheit verstatten wolle, ihrem heiligen Berufe zu leben.

Hierauf that sich der Fels auf und Odilia trat im Glanze ihrer Unschuld und Heiligkeit vor die Schaar der sie bewundernden Reiter.

Die Felsenhöhle blieb aber von Stund an offen und aus derselben sprang eine klare Quelle in's Thal herab, die noch jetzt heilkräftig auf kranke Augen wirkt. Ueber derselben erhebt sich eine der Heiligen geweihte Wallfahrtskapelle, welche der Stadt Freiburg zugehört und von den Gläubigen und von allen Freunden der Einsamkeit und der schönen Natur fleißig besucht wird.

Herzog Attich schenkte nun seiner Tochter sein Schloß Hohenburg und gab ihr alles, was sie zur Stiftung eines Klosters brauchte, deren erste Aebtissin sie wurde. Im Verlauf von mehreren Jahren stieg die Zahl der Chorfrauen, die sich, durch Odilia's Frömmigkeit und Weisheit angezogen, um sie versammelt hatten, auf hundert und dreißig.

Bald darauf starb der Herzog. Da erkannte Odilia in ihrem Geiste, daß ihr Vater im Fegfeuer in großer Pein wäre, um seiner Sünden willen, die er auf Erden noch nicht ganz abgebüßt hätte. Und sie empfand darob viele Schmerzen und hielt mit Wachen, Beten und Fasten so lange um die Seligkeit ihres Vaters an, bis sie einst einen lichten Schein gewahrte und eine Stimme vernahm, die sprach: „Odilia, du auserwählte Dienerin Gottes, peinige dich nicht mehr um deinen Vater, denn der allmächtige Gott hat dich erhört und die Engel fuhren mit deines Vaters Seele in den Himmel." Da rief sie dankbar und reichliche Thränen vergießend aus: „Herr, ich danke dir, daß du mich Unwürdige erhöret hast, durch deine milde Güte und nicht durch mein Verdienst!"

Die Kapelle im Klostergarten, in welcher Odilia Tag und Nacht um die Seele ihres Vaters geweint und gebetet hatte, heißt noch jetzt die Zährenkapelle; vor dem Altare auf dem Stein

war eine Vertiefung zu sehen, welche, nach dem Vorgeben der gläubigen Pilger, die Spur ihrer Kniee zurückgelassen hatte.

Odilia war das Vorbild ihrer Klosterfrauen, nicht nur durch ihre Heiligkeit, sondern auch durch ihren einfachen und strengen Wandel: „jre spise was girsten brot (Gerstenbrod), jr bette eines beren hut, vnd jr küssin ein herter stein."

Da die Zahl der Pilger, namentlich auch der Kranken, die man daherbrachte, um sie Odilia's Gebet und weitgerühmten Wunderkräften zu empfehlen, täglich zunahm; so ließ sie, auf der halben Höhe des Berges, in einem frischen Wiesenthale, welches sich gegen St. Nabor, sanft absteigend, hinzieht, einen Spital für Kranke und Gebrechliche erbauen, denen es zu schwer würde, den hohen Berggipfel zu ersteigen. Ihre damals noch lebende, fromme Mutter Bereswinde gab zu dessen Errichtung die sämmtlichen Güter und Einkünfte her, welche sie in dem Flecken Börsch besaß, der in ältern Urkunden Bersa, Berse hieß und ihr seinen Namen verdanken soll. Neben dem Spital wurde die Kapelle St. Niklaus gebaut, welche Odilia's Oheim, der h. Leodegar, selbst einweihte.

Später, als die Zahl der Klosterfrauen abermals zugenommen hatte, gründete Odilia in der Nähe des Spitals ein zweites Kloster, welches sie Niederhohenburg oder Niedermünster nannte, und theilte ihm die Hälfte der zur obern Abtei gehörigen Güter mit, behielt aber, so lange sie lebte, die Oberaufsicht über beide Stifte.

Da Odilia, so erzählt die Sage, um diesen Bau bekümmert war, kam zu ihr ein Mann, der brachte ihr drei Zweige von einer Linde, damit sie dieselben vor das Kloster setze, zu ihrem Gedächtnisse.

Also hieß sie drei Gruben machen und setzte, mit eigener Hand, den ersten Zweig im Namen Gottes des Vaters, den zweiten im Namen des Sohnes, den dritten im Namen des heiligen Geistes. Die drei Zweige wuchsen zu mächtigen Bäumen heran, deren Stämme stets geblieben seien und wieder von neuem ausgeschlagen haben sollen. Noch jetzt stehen drei uralte Linden an demselben Orte.

Odilia hatte oft Gesichte, in welchen sie mit den Geistern der Seligen verkehrte. So erschien ihr einst Nachts St. Johannes der Täufer, zu dem sie eine große Andacht hatte, in der Gestalt, in welcher er Christus taufte.

Ihre Wunder waren nah und fern bekannt. Als sie einst

im Gebete lag, kam die Kellnerin und klagte, daß sie nicht Weins genug habe, den Frauen zu geben. Da sprach Odilia: Der Gott, der mit fünf Broden und fünf Fischen fünftausend Menschen speiste, der mag auch uns von dem wenig Weines tränken. Gehe hin und vollbringe deine Andacht in der Kirche, und nachdem Christus geboten hat, suchet zum ersten das Reich Gottes, so sollen euch zufallen alle zeitlichen Dinge nach eurer Nothdurft." Da nun die Zeit kam, da die Kellnerin das Essen aufstellen sollte, da fand sie das Faß voll Weines, so sie doch vorher leer gelassen hatte.

Einmal, während des Bau's der Kirche, fielen vier Ochsen mit einem mit Steinen beladenen Wagen über einen siebzig Fuß hohen Felsen hinab; die wurden aber durch St. Odilia's Gebet unversehrt erhalten, so daß sie zu derselben Stunde noch die Steine zum Bau der Kirche brachten.

Als sie einst von Hohenburg nach Niedermünster hinabsteigen wollte, fand sie an einem Felsen einen armen Pilger liegen, der mit der übeln Misselsucht behaftet war und vor Durst verschmachtete. Da schlug sie mit ihrem Stab an den Felsen und alsobald sprang daraus eine frische Quelle, woraus sie den Pilger erquickte.

Ueber dieser Quelle, die unter einem steinernen Kreuze heraus, in einen Trog läuft, erhebt sich ein Häuschen, in Form einer Kapelle, woselbst die Gläubigen beten, sich die Augen waschen und von dem heilkräftigen Wasser in Gefäße füllen und mit sich nehmen.

Da nun Odilia empfand, daß die Zeit ihrer Hinfahrt herannahe, begab sie sich in St. Johannis Kapelle und ließ alle ihre Frauen vor sich kommen und ermahnete sie, daß sie immerdar Gott vor Augen behielten und seinen Geboten treu lebeten, und daß sie für ihre Seele, so wie für ihre Vordern mit Fleiß beteten.

Hierauf hieß sie alle Frauen in eine andere Kapelle treten, und daselbst im Psalter lesen. Inzwischen fuhr ihre selige Seele aus ihrem Leibe in die ewige Freude. Da verbreitete sich ein so süßer Geruch, daß ihn die Frauen in ihrer Kapelle empfanden. Und als sie kamen, fanden sie ihre selige Mutter Odilia, todt und auf den Knieen liegend. Darüber betrübten sie sich so sehr, besonders auch, daß Odilia ohne die hl. Sterbsakramente gestorben war, daß sie die Gnade des Herrn anriefen, er möge doch seinen Engeln gebieten, daß sie die heilige Seele in den Leichnam zurückführeten. Da ward Odilia wieder lebendig und sprach: „O ihr lieben Schwestern, warum habt ihr mir solche Unruhe gemacht,

daß ich aus der seligen Gesellschaft St. Luciä wieder in diesen armseligen Leib kommen?" Also ließ sie sich einen Kelch reichen mit dem heiligen Sakrament, nahm es selbsten und sodann fuhr ihre Seele wieder in den Himmel. Der Kelch, den ihr, nach einigen Legendenschreibern, ein Engel des Himmels gebracht hatte, wurde lange Zeit in der Kirche aufbewahrt.

Odilia starb wahrscheinlich bald nach dem Jahre 720 und wurde in der St. Johannis-Kapelle begraben. Ihr Festtag, 13. Dezember, befindet sich schon im alten Märtyrerbuche mit jenen aufgezeichnet, welche im 8ten Jahrhundert im Straßburger Bisthume feierlich begangen wurden. (Hunkler).

Der St. Odilienberg ist, nicht nur wegen dem Andenken der hl. Odilia und wegen der reichen Naturschönheiten, die er darbietet, sondern auch wegen der vielen celtischen, römischen und mittelalterlichen Denkmäler, die sich auf demselben befinden, einer der merkwürdigsten und deßwegen besuchtesten Punkte des Wasgau's. Die genauere Beschreibung derselben geben, außer Silbermann's trefflicher Schrift, die schon oben angeführt worden: Pfeffinger, Hohenburg, Straßburg 1828, und G. Schweighäuser, Erklärung des neuaufgenommenen topographischen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs einschließenden Heidenmauer und der umliegenden Denkmäler, Straßburg 1825.

Wie die spätere Volkssage einzelne Momente der Legende der hl. Odilia aufgefaßt, und auf eigenthümliche Weise verunstaltet hat, beweist das nachfolgende Volkslied:

Die blinde Ottilia.

Ottilia war blind geboren,
Ihr Vater war ein gar grimmiger Mann,
Er ließ ein Fäßchen binden, ja binden.

Er schlug dem Fäßchen einen Boden ein,
Und warf die arme Ottilia hinein,
Er warf sie in das Wasser, ja Wasser.

Sie schwamm drei Nächte und auch drei Tag,
Sie schwamm der Mühle wohl unter das Rad,
Das Rad, das steht ja stille, ja stille.

Die Mühle will nicht um's Mühlenrad gehn:
„Ach Gott! was ist an meiner Mühle gescheh'n,
Die Mühle steht ja stille, ja stille."

Der Müller, der lief wohl zum Mühlenrad,
Und als er die arme Ottilia sah,
Da zog er sie aus dem Wasser, ja Wasser.

Der Müller erzog sie bis zwanzig Jahr,
Bis daß Ottilia ein wackeres Mädchen war,
Da ging sie über die Straße, ja Straße.

Da sagten alle die Bürgersleut,
Ottilia wär ein gefundenes Kind,
Gefunden in dem Wasser, ja Wasser.

„Jetzt will ich nicht mehr heißen gefundenes Kind,
Viel lieber will ich suchen meinen Vater geschwind,
Meine Mutter will ich beweinen, ja beweinen."

Sie kniete sich auf einen Marmelstein,
Sie kniete sich Löcher in ihre Bein
Und betete für ihren Vater, ja Vater.

Und als sie nun recht im Beten war,
Da stand der höllische Satan da,
Der hatt' ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken.

Das war nicht geschehn mehr mein Lebenstag,
Daß ein Kind seinen Vater erlöset hat
Aus den höllischen Flammen, ja Flammen.

143.

Das hl. Kreuz in Niedermünster.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 53 u. ff. — Silbermann, Beschreibung von Hohenburg, S. 43 u. ff.

Ein Graf, nach Andern ein Herzog von Burgund, Namens Hugo, hatte im Jahr 803 von Karl dem Großen kostbare Reliquien zum Geschenke erhalten und wollte dieselben hinwieder einer

heiligen Stiftung zuwenden. Er ließ deßhalb ein mit silbervergoldeten Platten belegtes und reich verziertes Kreuz verfertigen, in welches er die Heiligthümer verbarg. Sodann lud er dasselbe auf ein Kameel und befahl fünf von seinen angesehensten Rittern, dem Thiere freien Lauf zu lassen und ihm zu folgen. Es hielt zuerst in St. Nabor stille und man bezeichnete den Ort später durch eine Kapelle. Sodann stieg es das Thal aufwärts und gelangte nach Niedermünster, welches somit in den Besitz der Reliquien kam, unter welchen sich sogar die alte Krone der allemannischen Könige befunden haben soll.

Etwas rechts von dem Wege, der von Truttenhausen nach Niedermünster führt, steht die St. Jakobs-Einsiedelei, die, nach der Sage, von den fünf burgundischen Rittern erbaut worden ist, welche den Rest ihrer Lebenstage in der Einsamkeit zubringen wollten.

Nachdem Niedermünster im Jahr 1542 durch eine Feuersbrunst völlig zerstört worden war, ließ der Bischof von Straßburg das Kreuz nach dem Odilienkloster bringen; allein, da auch dieses, vier Jahre später, dasselbe traurige Schicksal erlitten, wurde es den Jesuiten in Molsheim zur Verwahrung anvertraut. Nach einem im Jahr 1663 gedruckten Büchlein, S. 122, stand auf dem Kreuze folgende Inschrift: „Den 9. Heumonat ist dieses hochheilige Kreuz von Paris, durch Leitung der heiligen Engeln, auf einem Kameel an dieses Ort gebracht worden, von dem berühmten Hugo und seiner Gemahlin Aba.“ — Seit der ersten französischen Revolution ist jede Spur desselben verschwunden.

Der Umstand, daß ein Thier (ein Kameel) den Ort bezeichnen sollte, woselbst die heiligen Reliquien aufbewahrt würden, hängt mit uralten heidnischen Sagen zusammen. „Dem wandernden Heere pflegte ein göttlich gesandtes Thier den Weg und den Ort der Niederlassung anzuzeigen; Kolonien wurden nach dieser Anführung gegründet, Städte, Burgen, Kirchen gebaut; den Beginn neuer Stiftungen und Reiche heiligen Thiere, die, menschlichen Absichten fremd, höheren Rathschluß der Götter kund geben. Die griechische und römische Sage ist voll solcher Beispiele: Ein Rabe führt des Battus Ansiedelung nach Cyrene; die Irpiner heißen von irpus, dem Wolf, der sie leitete; Floki opferte um wegweisende Raben.

Auch Hirsch und Hindin zeigen den Weg... Eine Hirschkuh zeigte den Franken die rettende Furt durch den Main." J. Grimm, deutsche Mythologie, S. 1093 und 1094.

So hatte ja auch eine Bärin mit ihrer Brut den Ort bezeichnet, wo St. Richardis die Abtei Andlau aufbauen ließ; Bienen denjenigen, wo später sich das Kloster Dreien-Aehren erhob, und wilde Tauben hatten die Stelle angedeutet, wo noch jetzt Maria zur Eich, bei Plobsheim steht u. a. m.

144.

Die unterirdischen Höhlen im Hagelschlosse.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 58.

Unter dem auf der nordwestlichen Seite des Odilienbergs gelegenen Hagelschlosse sollen sich, nach der Sage der Umwohner, unterirdische Höhlen hinziehen, aus welchen man oft lange Züge gespenstiger Wesen heraufwandeln sieht. Auch behaupten die Förster, daß ihre Hunde durch jene finstern Gewalten in die Abgründe gelockt würden.

145.

Der Männelstein.

S. *Penot*, Statistique du Haut-Rhin, Mulh. 1831, 4. S. 406 u. ff. — Dr. J. Bader, Einleitung zu A. Schnetzler's badischem Sagenbuche, I. XXI u. ff. — Schweighäuser, das Elsaß der Vorwelt, in E. Stöber's Alsa, Straßb. 1817, S. 24 u. ff. — *Schweighæuser*, Explication du plan topographique de l'enceinte antique, appelée le mur payen, *heidenmauer* etc. Strasb. 1825, S. 8. — Schriftliche Mittheilungen von L. Schneegans und von Pf. Ringel. — Mündliche Ueberlieferungen.

Allgemein ist die Sage auf beiden Ufern des Rheines, namentlich in den Berggegenden verbreitet, daß vor undenklichen Zeiten das ganze Rheinthal, von den höchsten Gipfeln des Jura's an, zwischen dem Wasgau und seinen Verzweigungen und dem Schwarzwald, dem Odenwald und den übrigen Gebirgshöhen nord-

wärts, bis gegen Bingen, ein ungeheurer See sich erstreckt habe, dessen Ufer die höchsten Bergspitzen zu beiden Seiten gebildet.

Im Elsaß ist sie namentlich in Rappoltsweiler bekannt und schließt sich an die große Tännchel oder Tännichelmauer, und an die Felsenkette, welche sich oberhalb Gebersweiher und Pfaffenstein bis zu dem Wallfahrtsorte Schauenburg hinzieht. Da haben überall die alten Leute auf den Bergen von ihren Altvätern, und diese wieder von ihren Vorfahren, die Kunde von dem Vorhandensein starker Eisenringe [1]) vernommen, die an den Felsen befestigt waren, und die ihre Voreltern noch gesehen haben wollen, Ringe, an welchen einst die Schifftaue angebunden worden wären.

Ein verehrter Landsmann, Herr Metzger, Vater, in Kolmar, besitzt einen Untersuchungsakt, in welchem die Sache ganz ernstlich und in gerichtlichen Formen verhandelt wird: es kömmt darin ein Zeugenverhör vor, in welchem mehrere Personen feierlich erklären, die Ringe entweder selbst gesehen oder davon gehört zu haben.

Eben so fest haftet die Sage in der Umgegend des Odilienberges, wo sie einerseits von einer großen Wasserfluth spricht, der zufolge das St. Ulrichsthal, hinter Barr, entstanden wäre (vergl. S. 163); andererseits den Männelstein als einen der vorzüglichsten Landungsplätze in jenen längstentschwundenen Urzeiten bezeichnet.

Der Männelstein ist der höchste Punkt des St. Odilienberges, er besteht aus einer etwa vierzig Schritt langen starr sich erhebenden Felsenmasse und ist 833 Metres (2564 Fuß) über der Meeresfläche erhaben. Man gelangt dazu, wenn man beim Landsperger Schlosse über die sogenannte Handschab durch die Bruchstücke der Heidenmauer emporsteigt. Die Aussicht auf die nahgelegenen Schlösser und in die Thäler, sowie in die Ferne, bis zu den Gipfeln der Schweizeralpen, ist eine der bezauberndsten des ganzen Rheinthals.

„Im Jahr 1838, als ich dem Auftrage des Professor G. Schweighäusers, von Straßburg, gemäß einige von ihm angedeutete alte Denkmäler in der Umgegend vom Odilienberg be-

---

[1]) Einen solchen zeigt ein im Jahr 1603 verfertigter Plan des Odilienbergs. S. Pfeffinger, Hohenburg, Taf. IV.

suchte und aufnahm, erzählte mir eine Schwester des seitdem verstorbenen Inspektors J. Böckel Folgendes:

„Ich weiß mich noch ganz wohl zu erinnern, daß mein alter Lehrer, Pfarrer *** allhier, zu Barr, wo er ein Töchter-Institut hatte, uns Mädchen einmal mit sich auf den Männelstein nahm, um uns die Ringe zu zeigen, an denen, wie er sagte, die Schiffe befestigt wurden, welche hier landeten, zur Zeit, als das ganze Land ein großer See war. Er legte sich auf den Bauch, lehnte sich etwas über den Rand des hohen Felsens hinaus und berührte mit seinem spanischen Rohre die Ringe, so daß wir sie deutlich klingeln hörten. Ich meine sie noch zu hören, gesehen habe ich sie nicht; aber beherztere Mädchen als ich wollen sie sogar gesehen haben.“ (Pf. Ringel.)

Professor Schweighäuser behauptete auch, die Phönizier hätten auf ihren Seefahrten den Kanal benützt, der durch das Querthal am Fuße des St. Valentinberges führt, auf welchem das Schloß Girbaden liegt. Auf dem sogenannten Purpurschlößchen, wo sie eine Niederlage ihrer Waare gehabt haben mochten, hätten sie Rasttag gehalten und von da die Sternwarte besucht, die auf dem St. Valentinsberge gestanden, wo noch heutzutage (?) ein Orion, in Stein gehauen, zu sehen sei. Von dort seien sie in die Gegend von Dabo oder Dachsburg gezogen [1]).

Der Ursprung des Namens Männelstein, der auf einem Plane vom Jahr 1603 auch Einstein genannt wird, ist vielleicht in dem celtischen mean, maen, men zu suchen, das noch jetzt in der Bretagne Stein bedeutet; wovon dann men-hir, d. h. ein langer Stein, gebildet wurde, deren es ehemals im Dachsburgischen viele gegeben hat. Der Punkt eignete sich ganz zum druidischen Kultus, an welchen schon das am Fuße des Berges gelegene Truttenhausen, Druidenhaus (vergl. S. 167) erinnert; sowie (wenigstens nach mehrern Alterthumsforschern) die einst den ganzen Berg umgebende Heidenmauer.

---

[1]) Auch hier ist die Sage von den Schiffringen verbreitet, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Später hätte das Volk die ursprüngliche Bedeutung des celtischen men vergessen und den Klang desselben im Männelsteine festgehalten.

Auch auf dem rechten Rheinufer, im Badischen, lebt, wie schon oben gesagt, die Ueberlieferung, daß das ganze Rheinthal einst ein ungeheurer See gewesen: „Heute noch zeigt man längs der Vorhügel (des Schwarzwaldes) hin, hoch oben an Felswänden, die eingekeilten Eisenringe, welche einst statt des Ankers zum Anhaken der Schiffe gedient. Z. B. an den Felswänden beim Kukuksbad, zwischen Bollswell und Kirchhofen, im Breisgau. An den Thurmsteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls solche Ringe gefunden haben.“ S. J. Bader's Einleitung zu A. Schnezler's badischem Sagenbuche, I, S. XXII. Der Herausgeber fügt hinzu: „Uralte Sagen sprechen aber auch von einer Zeit, als lange, lange vor der Periode der Sündfluth in unsern Gegenden, und bis in den tiefsten Norden hinab, ein Klima, wie das der üppigen südlichen Himmelsstriche, waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unsere Heimat gesegnet war. Ueberreste von Palmen [1]), Datteln und andern tropischen Erzeugnissen, von Säugethieren und Amphibien, die wir jetzt nur noch im Süden finden, sind aus den Tiefen unseres Bodens zu Tage geschürft worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradiesischen Vorwelt, die auch von einem göttlichen Menschengeschlechte bevölkert gewesen sei und erst durch die von manchen Geologen angenommene Verrückung der Erdachse sich in die uns bekannte rauhere Welt umgewandelt haben mag.“

Auf den See im Rheinthale bezieht sich schließlich auch folgende von B. Bader in Mone's Anzeiger, 1838, mitgetheilte Sage:

„Bei dem Heidenthurme, welcher auf dem Gipfel des

---

[1]) Auch bei Lach, Calaye, in einem Seitenthale des Leberthals, findet man Abdrücke von Palmen. — Die oben ausgesprochene Ansicht vertheidigt auch G. Schweighäuser in dem bereits angeführten Aufsatze: „Das Elsaß der Vorwelt;“ dieser gelehrte Alterthumsforscher blieb derselben bis an sein Ende treu und sammelte mit großem Fleiße und bedeutendem Geldaufwande Sagen und Dokumente zu einem großen Werke, in welchem er beweisen wollte, daß das Paradies der Bibel im Westen, zwischen der Schweiz und Italien, zu suchen sei, und daß alle Kultur von Westen herkomme und sich nach Osten hin verbreitet habe.

Berges (oberhalb Durlach) steht und so tief in den Grundboden hinabgeht, als er daraus emporragt, befand sich vordem eine stattliche Burg. Darin hausten zur Zeit, als das untenliegende Rheinthal noch einen einzigen See bildete, Seeräuber, welche ihre Gefangenen in das finstere, feuchte Verließ des Thurmes an Stricken hinabzuversenken pflegten, um sie nie mehr wieder das Licht des Tages erblicken zu lassen. Einst erbot sich ein Gefangener, das Thal vom Wasser zu befreien, wenn man ihm dafür die Freiheit schenkte. Nachdem dieser Vertrag eingegangen war, begab sich der Gefangene zu dem damals noch geschlossenen Bingerloche und ließ die dortigen Felsen durchbrechen, wodurch der Rhein seinen Abfluß erhielt und das Thal zu einem urbaren gesegneten Landstrich wurde."

146.

Die Heidenmauer.

Vergl. außer den schon bei den beiden vorhergehenden Stücken angeführten Schriften von Silbermann, Schweighäuser und Pfeffinger noch: Dr. H. Schreiber, Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, Freiburg 1841, S. 180 u. ff., und die Verhandlungen des Congrès scientifique de France, 10. Session, Strasbourg, I, S. 465 u. II, S. 536.

Die Alterthumsforscher schreiben den Bau der schon erwähnten großen Lagermauer, welche sich um die Höhe des St. Odilienberges in einer Oberfläche von mehr als einer Million Metres in's Gevierte zieht, jetzt beinahe einstimmig den Celten zu. Sie hätte nach Schweighäusers späterer Ansicht eine religiöse Bestimmung gehabt und mochte zur Sicherung der heiligen Schätze sowie zur Weide des Opferviehes gedient haben. Dr. H. Schreiber dagegen sagt: „Wir dürfen nicht anstehen, diese Mauer als ein verschanztes Lager für das ganze Volk, im eigentlich celtischen, also nationalen Sinne anzuerkennen; als einen Kriegsplatz, oppidum Mediomatricorum, in welchen sich die gesammte Bevölkerung bei feindlichen Einfällen zum Schutze zurückzog."

Das Volk nennt diese Mauer die Heidenmauer oder auch Teufelsmauer, indem es den Bau derselben dem höllischen Geiste zuschreibt; sowie in der heidnischen Vorzeit ähnliche groß-

artige Bauwerke den Riesen zugeschrieben wurden, die der christliche Volksaberglaube ja so häufig in Teufel übergehen läßt.

Zu Bauten holt man sich in der Umgegend gerne wenigstens einen Stein aus der Heidenmauer, da man denselben eine besondere festigende Kraft zuschreibt. Darauf spielt auch G. Dürrbach in seinem Gedichte „Der Stein der Heidenmauer" an:

Wer in der Gegend bauet,
Der nimmt zu seinem Haus
Von der zerfall'nen Mauer
Sich einen Stein heraus,
Und glaubt, der Stein ertheile
Dem Hause Festigkeit,
Und Allen, die 's bewohnen,
Noch Heil in jeder Zeit.

S. des Herausgebers: Elsässisches Sagenbuch, Straßburg, 1842, S. 191.

147.

Die Geister auf dem Hochfeld.

Mündlich.

Auf dem Hochfeld oder Feuerfeld, Champ du feu, — welcher letztere Name wahrscheinlich davon herrührt, weil man auf demselben Allarm- oder Freudenfeuer anzündete, — gehen viele Geister, welche die Leute necken und irre führen. Kein Bewohner der Umgegend wird zur Nachtzeit oder bei nebeligem Wetter, selbst am Tage, auf diesen Berg gehen. Waldhüter, Köhler und Melker, denen alle Stellen desselben bekannt, sind schon beim hellen Sonnenscheine von ihnen ganz vertrauten Wegen abgekommen und stundenlang in der Irre herumgeführt worden.

Ueber irrführende Geister vergleiche S. 46.

148.

Die Kirche zu St. Peter und Paul in Rosheim.

Vergl. L. Schneegans, in den Elsäß. Neujahrsblättern, Basel 1843, S. 180.

In seinem festen Schloße zu Rosheim saß der Graf von Salen, ein finsterer, hartherziger Mann. Dem hatte ein furchtbarer, im nahen Walde hausender Wolf nach und nach mehrere Kinder gefressen. Es war ihm zuletzt nur noch ein einziger Knabe übrig geblieben. Aber so sehr ihn der unglückliche Vater auch bewachen ließ, gelang es dem Wolfe dennoch, ihn eines Tages zu überraschen und seinen Jungen zum Fraß in die verborgene Felsenhöhle zu schleppen.

Anfangs brach der Graf in wilden Schmerz und Verzweiflung aus und klagte Gottes Unbarmherzigkeit und Härte wider ihn und sein Geschlecht an. Da schlug er aber einsmals in sich, erkannte seinen stolzen, gottentfremdeten Sinn und bat einen frommen Waldbruder, den er in der Nachbarschaft kannte, um Rath in seinem Elende.

Der Klausner tröstete ihn und versprach ihm Vergebung seiner Sünden, und machte ihm auch Hoffnung, daß ihm seine Gattin noch mehrere Erben schenken werde, die das schreckliche Schicksal ihrer anderen Geschwister nicht treffen sollte, — wenn er eine Kirche an dem Orte bauen lasse, den ihm ein Vogel im Walde anzeigen würde.

Der Graf gelobte es freudig, und als er durch die Wildniß schritt und zu einer einsamen Kapelle kam, flog plötzlich ein Vogel auf, umkreiste ihn einige Male und setzte sich sodann in der Nähe der Kapelle nieder.

Graf Salen erkannte darin das Zeichen des Himmels und ließ auf derselben Stelle die schöne Kirche zu Ehren St. Peter's und St. Paul's errichten, die sich noch jetzt in dem ehemaligen Reichsstädtchen Rosheim erhebt.

„Oben an der Vorderseite der Kirche hat der uns leider unbekannt gebliebene Künstler, der dies Meisterwerk vollbracht, auf beiden Seiten ein Unthier abgebildet, das einen Menschen in gewaltigen Tatzen unter sich hält. Auf dem First des Giebels stellte er den Vogel vor, welcher dem Grafen die Stelle für seine Kirche angewiesen. Dem gläubigen Christen erscheint dieser Vogel, ein königlicher Aar, zugleich als ein Sinnbild des reinen, vom Himmel stammenden Glaubens, der den Menschen adelt und ihn befreit von den thierischen Leidenschaften, von den irdischen Banden, deren Herrschaft weiter unten in den zwei den Menschen unterdrückenden Unthieren angedeutet ist. Weiter hinten an der Kirche, am Untersatze des Thurmes, sitzet eine männliche Gestalt, gen Himmel blickend, das Antlitz gegen den auf der Giebelspitze thronenden Adler gerichtet, vermuthlich den frommen Stifter des Gotteshauses darstellend. Und noch bestehen auf der Südseite des Querbaues die Ueberreste der alten Kapelle, bei welcher der Vogel sich zur Erde niedergelassen. Sinnreich hat sie der Werkmeister in seinen Wunderbau aufgenommen." (L. Schneegans.)

Der Wolf, in der christlichen Symbolik das Sinnbild des seelenräuberischen Satans, kömmt häufig in Sagen vor, welche sich auf den Bau von Gotteshäusern beziehen. S. Fr. Nork, Mythologie der Volkssagen, S. 370 u. ff. Ueber Vögel und andere weisende Thiere vergleiche die Bemerkungen zum h. Kreuz in Niedermünster, S. 178.

149.

Engel behüten die Kirche vor der Wuth der Mansfeldischen Truppen.

S. *Th. de Morville*, Voyage pittoresque en Alsace, Mulh. 1844, S. 91.

Als im Jahr 1622 des Grafen von Mansfeld wüthende Kriegsschaaren das Städtchen Rosheim eingenommen und in Brand gesteckt hatten, blieb die Kirche zu St. Peter und St. Paul allein unversehrt. Es hatten sich nämlich himmlische Engel mit Brandfackeln in den Händen rings um das Gotteshaus aufgestellt und schwenkten dieselben immerfort hin und her; so daß die

Plünderer sie für Leute aus ihrer Mitte hielten und ihnen das Anstecken des Gebäudes überließen, um anderswo Raub und Mord auszuüben.

Daß geweihte Orte, Kruzifixe, Heiligenbilder aus den Flammen wunderbar gerettet werden oder unbeschädigt bleiben, ist viel verbreiteter Volksglauben. Vergleiche: „Das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren," S. 96. — So steht auch in Pforzheim, auf dem Platze vor dem Gebäude, in welchem die lateinische Schule gehalten wird, ein hölzernes Kruzifix, das einzige Ueberbleibsel einer hier völlig in Brand aufgegangenen Kirche.

150.

Die Geisenkapelle auf dem Glöckelsberg.

Mündlich.

Ein Geislein weidete vor vielen Jahren auf dem Glöckelsberg bei dem Dorfe Innenheim. Da kam plötzlich ein Wolf die Höhe herab auf es zugerannt; allein das Geislein hatte ihn noch zeitig genug erblickt und flüchtete sich hinter die Thüre der nahgelegenen offenstehenden Kapelle. Der Wolf stürzte ihm mit wilder Gier nach; da er aber an ihm vorübergerast war, dem Altare zu, so sprang das kluge Thier hurtig hinter seinem Verstecke hervor und riß mit seinen Hörnern die Thüre hinter sich zu, so daß der Wolf gefangen und nachher von den herzugeeilten Bauern todtgeschlagen wurde.

Seitdem nennt man die Innenheimer Kapelle auch die Geisenkapelle.

Ueber der nördlichen Kirchenthüre im badischen Dorfe Eichel, bei Wertheim, ist ein Widder mit dem Kreuze in Stein gehauen, nach welchem ein Wolf den Rachen aufsperrt; auch ist in der Umgegend das Sprüchwort üblich: „In Eichel fängt das Schaf den Wolf."

Bild und Sprichwort finden ihre Erklärung in folgender von Mone (Anzeiger f. 1837) mitgetheilter Sage, die der unsrigen beinahe gleich ist:

„Vor langer Zeit, als die Gegend bei dem Dorf Eichel am Main noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, die Maria zur Eiche heißt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, sein Gebet zu verrichten. Mittlerweile kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieses riß sich los und sprang in die Kirche, und der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingesperrt und wurde umgebracht."

151.

Das Teufelsgebirg.

Mündlich.

Auf dem Wege vom Klingenthal nach dem Schlosse Girbaden, in der Nähe des Dorfes Laubenheim, befindet sich mitten im Walde, und mit Moos und niederem Gesträuche bedeckt, ein Haufe aufgethürmter Felsenstücke, von welchen mehrere regelmäßige Formen darbieten und behauen worden zu sein scheinen.

Ein Wegweiser von Rosheim sagte mir, der Teufel habe hier ein Haus bauen wollen, aber da es beinahe fertig war, schossen es ihm die Engel vom Himmel herab mit goldenen Pfeilen zusammen.

Der Steinhaufe heißt in der Umgegend das Teufelsgebirg.

Daß der Teufel durch das Dazwischentreten himmlischer Gewalten und Erscheinungen oder durch von Menschen ausgestoßene Ausrufungen — Helf Gott! Jesus Maria! — in seinen Unternehmungen gestört werde, ist allgemein verbreiteter Volksglaube und kömmt häufig in den Sagen vor. Vergleiche z. B. die nachfolgende.

152.

Die St. Valentins-Kapelle im Schloß Girbaden.

Mündlich.

Der Teufel sah eines Tages eine große Menge Menschen, welche auf dem Berge, dessen Spitze das Schloß Girbaden krönt, mit Errichtung eines Baues beschäftigt waren. Nachdem sich zur Abendzeit die Arbeiter in's Thal heruntergezogen hatten, nahte sich der Teufel dem Gebäude und beschloß dasselbe zu vollenden und ein stattliches Wirthshaus, zu Tanz und Trinkgelag, daraus zu machen; und damit man um so bequemer den hohen Berg hinaufkommen könne, ließ er über Nacht durch die ihm unterthänigen Geister einen breiten gepflasterten Weg machen.

Als des andern Morgens früh die Bauleute wieder zur Arbeit gehen wollten, sahen sie bald, daß der Teufel Hand an's Werk gelegt hatte. Einer von ihnen eilte aber voraus und steckte ein Kreuz auf das Gebäude, welches eine dem h. Valentin erbaute Kapelle war.

Als der Teufel, welcher im nahen Gebüsche versteckt gewesen, dies sah, griff er in seiner Wuth nach einem Felsenstücke, um das Kirchlein damit zu zerschmettern. Da erschien plötzlich der h. Valentin, im Priesterkleide, und streckte seine Hände segnend über die Menge aus. Der Teufel stürzte fluchend davon.

St. Valentin, der nach der Sage im Jahr 1445 Gebweiler von den Armagnaken befreite und dessen Reliquien fromme Mönche von Rom nach Ruffach gebracht hatten, was Veranlassung zur Stiftung des St. Valentinsklosters daselbst gab [1]), — ist in den Thälern der Breusch und der Magel in großer Verehrung. Der Berg, auf welchem Girbaden liegt, trägt von ihm den Namen St. Valentins- oder Veltenberg, und das Schloß selbst heißt in der Umgegend das Veltenschloß. Am Patronstage, 13. Februar, ziehen zahlreiche Prozessionen auf den Berg; ist das

[1]) Vergl. oben S. 49 u. 56.

Wetter gelinde, so bringen sogar viele Pilgrime aus entferntern Ortschaften die Nacht auf dem Berge zu und lagern sich auf dem weichen Gras und Moose, namentlich auf dem nördlichen Abhange.

Von den Erbauern und Besitzern des Schlosses ist wenig bekannt. Eine Familie von Girbaden, deren Geschichte ebenfalls im Dunkeln liegt, erscheint zuerst im Jahr 1262, erlischt aber im 15ten Jahrhunderte. Nach Hoh-Königsburg ist Girbaden wohl die bedeutendste Schloßruine auf den Vogesen.

153.

Der lustige Vogt auf Girbaden.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 65, nach alten Familien Papieren des Geschlechts der Rathsamhausen.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts lebte ein Vogt oder Amtmann der Familie Rathsamhausen auf dem Schlosse Girbaden. Derselbe war ein lustiger Geselle; er hatte im Keller die besten Weine des Landes und liebte die Freuden der Tafel und fröhlicher Gesellschaft.

Wenn Einer zum erstenmale in Girbaden einsprach, so stellte man beim Gelage einen großen steinernen Krug auf, in Gestalt einer Eule, und auch also genannt; während der Gast denselben leerte, setzte man ihm einen reichgeschmückten Filzhut auf, den er vor Keinem abnehmen durfte und hätten Fürsten mit zu Tische gesessen.

154.

Die Belagerung von Girbaden.

Mündlich. — Vergl. Elsässisches Sagenbuch, S. 199.

Das Schloß Girbaden ward einst von dem Feinde hart bedrängt und von allen Seiten so fest umschlossen, daß es nicht lange hätte widerstehen können, wenn die Belagerten nicht zu einer List ihre Zuflucht genommen hätten. Im Schlosse war aller Vor-

rath aufgebraucht, bis auf eine einzige Kuh und ein Säckchen voll Waizen. Diesen gaben sie nun der Kuh zu fressen und warfen sie sodann über die Mauer in's feindliche Lager hinab.

Als die Belagerer die frischen Waizenkörner in dem Magen der Kuh fanden, dachten sie, die im Schlosse hätten noch lange keinen Mangel zu erleiden, und hoben somit die Belagerung auf.

155.

Die Gerichtsnacht auf Girbaden.

Mündlich. — *Th. de Morville*, histoire pittoresque de l'Alsace, S. 97.

Die Geschichte von der Zerstörung des Schlosses Girbaden liegt im Dunkeln. Von einigen Schriftstellern wird sie den Schweden zugeschrieben, die während des dreißigjährigen Krieges auch das Elsaß besetzt hielten und die meisten unserer alten Burgen zerbrachen; von andern einem Haufen lotharingischer Soldaten, die, von einem Knechte des Schlosses geführt, dasselbe zu Ende des 17. Jahrhunderts einnahmen, verwüsteten und alle Bewohner desselben mordeten.

Das Volk hat letztere Meinung festgehalten und knüpft daran die Sage von der schrecklichen Gerichtsnacht, welche alljährlich, am Haslacher Meßtage, von den Geistern des Schlosses gehalten wird.

Um Mitternacht, so erzählen die Bewohner der am Fuße des Veltenberges liegenden Ortschaften, erhebt sich der Burgvogt aus seinem Grabe und eilt durch alle Gänge und Zimmer des Schlosses, das Ingesinde aufzuwecken und zur Rache zu rufen. Vier Diener steigen sodann in ein jetzt zum Theil verschüttetes Gewölbe und tragen den Sarg der Gräfin von Girbaden herauf. Bald sammeln sich um denselben alle Geister der damaligen Bewohner des Schlosses. Der Burgvogt, mit hohlen, funkelnden Augen und frisch blutenden Wunden am Leibe, tritt an ihre Spitze. Nun wird der verrätherische Knecht, in ein rothes Hemd gehüllt, herbeigeschleppt. In seiner Hand trägt er den Schlüssel zur Pforte, durch welche er einst die lotharingischen Soldaten in's Schloß geführt hatte.

Nun beginnt das Gericht. Er wird verhört; sucht sich zu

vertheidigen und wird von der Versammlung für schuldig erklärt. Die Gräfin, die bis jetzt regungslos in ihrem Sarge gelegen, ruft mit heller Stimme dem Burgvogte zu: „Räche den Verrath!"

Alsobald wird der Knecht niedergerissen. Die Sturmglocke wird angezogen und alle Anwesenden fassen sich bei den Händen und fliegen in wildem Tanze um ihn herum, bis beim ersten Morgengrauen Alles verschwindet.

Dieses Gericht soll während einer ganzen Woche jede Nacht wiederholt werden, und mancher Förster behauptet, das fürchterliche Geschrei der Geister und dazwischen das grelle Läuten der Sturmglocke gehört zu haben.

156.

Der Feengarten und die Feenbrücken.

Mündlich. — Vergl. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 92. — Desselben: Enumération des monuments les plus curieux du département du Bas-Rhin, Strasb. 1842, S. 4. — Dr. H. Schreiber, die Feen in Europa, Freiburg i. B. 1842, 4°, S. 24 u. ff.

Auf der südlichsten Spitze des Langenbergs oder Katzenbergs, der sich im Breuschthale, oberhalb der Dörfer Lützelhausen und Viche hinzieht, befindet sich ein sogenannter cromlech [1]) oder Druidenkreis, eine jener Steinbegränzungen, welche bei den Celten die den Göttern geweihten Orte umgaben. Er beträgt etwa hundert Schritte im Durchmesser; auf der einen Seite wird er durch Platten und abgeflachte Felsstücke, auf der andern durch eine Steinmauer gebildet. Darin liegen unbehauene Felsstücke unter einander; einige von länglichter Form scheinen einst aufgerichtet gewesen zu sein. Die Umwohner nennen diesen Ort den Feengarten und machen ihn zum Mittelpunkte vieler Sagen.

Oberhalb des Feengartens, auf dem Bergkamme, welcher den Langenberg mit andern westlich gelegenen Bergen verbindet, ragt ein riesenmäßiger, aus Felspfeilern von der Natur gebildeter Dreifuß empor, der vom Thal aus gesehen als ein einzeln dastehendes

---

[1]) Kroumm, bogenförmig; leac'h, Ort: kymrisch.

Thor oder als das Ueberbleibsel eines Triumphbogens erscheint und in den benachbarten Dorfschaften unter dem Namen Thürgestell bekannt ist.

Vom Feengarten aus, sowie auch vom Thürgestelle, so erzählen die hier schon französisch sprechenden Thalbewohner, wollten vor uralten Zeiten die Feen mehrere Brücken über das Breuschthal hinbauen, wovon die vielen zerstreut daliegenden Steine noch die Ueberreste seien; allein ihre Macht habe aufgehört, bevor sie mit dem Werke fertig geworden. Die Leute im Thal streiten sich sogar noch jetzt über die Frage, ob die Feen wirklich verschwunden, oder ob sie nur eingeschlafen seien und eines Tages wieder erwachen und ihre Macht von Neuem ergreifen werden.

Weiter südlich, ebenfalls im Wassichin-Gebirge und auf der Gränze zwischen Elsaß und Lotharingen, in der Umgegend von St. Dié, glaubt das Volk, die Feen seien in Maulwürfe verwandelt worden.

Eine von den oben erwähnten Sagen, die sich auf den Langenberg beziehen, lautet also:

In dem Feengarten erscheint bisweilen Nachts eine Schaar weiß gekleideter Jungfrauen, Feen, welche einen Reigen tanzen. Manchmal kömmt von dem entgegengesetzten Berge ein Wagen, mit feurigen Rossen bespannt, durch die Luft nach dem Feengarten gefahren. Alsobald verschwinden die Jungfrauen. Eine derselben, heißt es, steige alsdann in's Thal herab und begebe sich in die Kirche von Haslach, um zu beten. Sobald sie ihr Gebet verrichtet hat, tritt sie ihren Weg zum Berge wieder an. Bei ihrem Anblicke verschwindet der Wagen, welcher unterdessen den Ort im Kreise umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erscheinen wieder auf dem Berge.

Es ist außer Zweifel, daß die im Volksglauben bekannten Feen celtischen Ursprungs sind und Erinnerungen an die Druidinnen. Sie erscheinen überall, wo einst von dem celtischen Kultus geheiligte Stätten waren, und ihre nächtlichen Tänze gehen auf nächtliche mysteriöse Ceremonien dieses Volkes zurück.

Merkwürdig ist es, daß die später eingewanderte deutsche Bevölkerung diesseits der Vogesen gar nichts von den Feensagen

zu kennen scheint, womit sich jenseits derselben die Nachkommen der Urbewohner, in der Seelenzahl überwiegend, so sehr beschäftigen. (Schweighäuser.)

„Die Feensagen, berichtet ebenso H. Schreiber, sind so eigenthümlich keltisch, daß das Gebiet, in welchem sie sich bewegen, noch jetzt geographisch umschrieben werden könnte. Namentlich dürfte sich gegen Deutschland die Gränzmarke derselben über die Vogesen und den Jura und über die höchsten Firsten der Alpen hinziehen. Was diesseits dieser Linie liegt, kennt volksthümlich diese Sagen entweder gar nicht, oder nur sekundär; hat sie also nicht selbst erlebt, sondern nur gehört, oder gelesen. Wenn daher Grimm die Feen auch in die deutsche Mythologie einzuführen versucht, so zweifelt er selbst: ob es nicht vom keltischen Glauben nachhallende weibliche Wesen seien. Die Feen gehören dem untergehenden Druidenthume, jedoch noch innerhalb desselben, — der Riesenperiode des Volkes an."

157.

Der Riese auf dem Nollen.

Mündlich.

Auf dem westlich vom Langenberge gelegenen hohen Nollen[1]) haust ein ungeheurer Riese, in der dortigen Mundart Räger, Reger[2]) genannt.

Vor dreißig Jahren soll unter einem gewaltigen Steinhaufen das Gerippe dieses Riesen gefunden worden sein. Ein Förster aus jener Gegend erzählte einem meiner Freunde, es sei sodann einige Jahre darauf eine Gesellschaft auf den Berg gestiegen, unter welcher mehrere Gelehrte aus Nanzig, die hätten sämmtliche Kno-

---

[1]) Nollen heißt im Berner Oberland und hie und da in der Schweiz eine starke Böschung am äußersten Ende eines Hochgebirges oder dessen oberster Gipfel; das Wort stimmt mit Otfried's nol und Tatians nollo, sowie mit dem durch den Gaumenlaut vermehrten englischen Knoll, spitziger Hügel, zusammen. Stalder, Schweiz. Idiotik. II, 242.

[2]) Recke, aus dem altdeutschen recho, ein Held, ein riesenmäßiger Held, Riese; Zeitw. recken.

chen des Riesen mit sich fortgenommen. Der Steinhügel ist noch jetzt da zu sehen.

Ueber die Riesen im Elsaß vergl. S. 88 und S. 129.

Als Zugabe zu unsern Zwergen- und Riesensagen folge hier eine Stelle aus der so naiven Vorrede des Heldenbuches (Ausg. Frankfurt, 1590), die von der Erschaffung dieser Ueber- und Untergrößen menschlicher Gestalt handelt:

„Zum ersten ließ Gott die Zwerglein werden, umb deß willen, daß das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin (Perlen) in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, daß sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle Dinge gut waren. Sie wußten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darumb gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel, daß sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn groß Reichthumb. Und da nun Gott die Rysen ließ werden, das war darumb, daß sie solten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, daß die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden: darnach über wenig Jar, da wurden die Rysen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Rysen gar böß und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk."

Das Verhältniß zwischen den Riesen, Zwergen und Helden tritt besonders anmuthig im hörnernen Siegfried (Kleines Heldenbuch) hervor, woselbst der Zwergenkönig Eugel dem Helden Siegfried im Kampfe gegen den Riesen Kuperan beisteht.

158.

König Pharamund's Grab auf dem Wasgenstein.

Mündlich. — Vergl. *Schöpflin,* Alsace illustr., I, S. 35. — K. Simrock, der Rhein, 2. Aufl., Leipz. 1847, S. 55.

Oberhalb Framont, in einer Verzweigung des Breuschthals, auf einem der höchsten Gipfel des Wassichin, an dessen Fuße die alte Heerstraße von Elsaß nach Lotharingen vorüberzieht, erhebt sich ein mächtiges Felsenthor, der Wasgenstein genannt, von dem die alten deutschen Heldenlieder häufig sprechen. Unter demselben liegt der Frankenkönig Pharamund begraben, der auch dem Orte Framont, Pharamundi mons, den Namen gegeben hat.

So die Sage. Schöpflin spricht jedoch diese Ehre dem wahrscheinlich fabelhaften Könige Pharamund ab; er weist desgleichen die Ableitungen von Frankenberg, von mons fractus, also Frakmont ab, und ist der Meinung, der Name komme von ferratus mons, der Eisenberg, her; da in dem Berge, an dessen Fuße Framont liegt, viel Eisenerz gegraben werde und zudem die Straße, die sich daselbst hinzieht, Spuren von einer alten Römerstraße aufweist; dieselbe wäre nach ihm eine jener Straßen, welche die Römer oft in ihren eroberten Provinzen anlegten, und welche im Mittelalter viæ ferratæ hießen, sei es wegen ihrer Festigkeit und Ausdauer, oder wegen der Eisenfarbe, welche ihnen die grauen Kiesel gaben, aus denen sie gebaut waren.

159.

Der Kampf der Helden auf dem Wasgenstein.

Nach dem ältern deutschen Gedichte Walther und Hildegunde, in zwölf Abenteuern. In's Neudeutsche übersetzt von K. Simrock; in dessen Kleinem Heldenbuche, Stuttg. u. Tübing. 1844, S. 3—79.

Die Kunde, daß der grimme Heunenkönig Etzel (Attila) sich mit einem zahlreichen Heere vom Donaustrande aufgemacht habe, um gegen den Rhein zu ziehen, erfüllte die Lande mit Schrecken.

Um die Gräuel der Verwüstung, welche überall dem Zuge des Siegers folgten, von ihren Völkern abzuwenden, beschlossen die Könige, denen die Lande unterthänig waren, Etzeln Schätze und Geiseln entgegenzuschicken.

So schickte der Frankenkönig Gibich von Worms als Geisel seinen Dienstmann, den aus einem elsässischen Geschlechte entsprossenen Hagen von Tronje[1]; König Herrich von Burgund, der zu Chalons seinen Sitz hatte, sandte seine Tochter Hildegund, und Alpker, der über die Gothen im Waskenlande gebot, gab seinen Sohn Walther als Geisel dahin.

König Etzel nahm die Geiseln nebst den reichen Schätzen, welche ihm dieselben mitbrachten, an, und zog wieder in sein Reich zurück.

Die beiden jungen Recken, Walther und Hagen, hielten sich an Etzels Hofe so wohl, daß sie der Heunenkönig werth bekam und sie zu Scharmeistern in seinem Heere machte. Auch wußte die schöne Hildegund, Herrichs blühendes Kind, die Gunst der Königin Helke zu gewinnen; sie wurde von ihr mit dem Amte einer Kämmrerin betraut und war als solche im Besitz der Schlüssel zu allen Gemächern und Schreinen.

Die Nachricht von dem Tode König Gibichs in Worms, dem sein Sohn Gunther nachgefolgt war, hatte in Hagen von Tronje ein unwiderstehliches Heimweh erregt. Er entfloh heimlich von Etzels Hofe mit Hülfe Walthers, seines Jugendfreundes und Bundesgenossen.

---

[1]) Tronje oder Tronia ist das bei Marlenheim gelegene Kirchheim.

Auch diesem wäre es ein Leichtes gewesen, seine Heimat wieder zu gewinnen, wenn ihn nicht die Liebe zu Hildegund, mit welcher er schon als Kind verlobt worden war, noch bei Etzel zurückgehalten hätte.

Trotz der Warnung seiner Gemahlin Helke, nun ein wachsameres Auge auf Walther zu haben, und dem Rathe, den sie Etzel gibt, den jungen Königssohn mit einer heunischen Fürstentochter zu vermählen, um ihn also für immer an seinen Hof zu fesseln, weiß Walther durch listige Rede und durch den Glanz seiner Waffenthaten Etzel zu bethören und alles Mißtrauen aus seinem Sinne zu verbannen.

Inzwischen verabredeten die Liebenden, als sie sich eines Tages nach einem Siege, den Walther über ein mächtiges Gränzvolk davongetragen hatte, allein im Königssaale befanden, ihre baldige Flucht aus dem Heunenlande.

Die Gelegenheit dazu stellte sich bald ein. Um Walthers glänzenden Sieg zu feiern, hatte Etzel ein großes Fest veranstaltet, wobei der listige Walther dem König und sämmtlichen Gästen so tüchtig einschenkte, daß sie „vom Uebermaße berauscht, im Saale schnarchend lagen."

Nun schlich sich Walther davon, waffnete sich auf's Beste, belud den Leuen, ein herrliches Streitroß, mit Gold und Edelsteinen, die er in zwei Schreinen wohl verwahrte, und floh mit der Geliebten.

Sie suchten die einsamsten, wildesten Gegenden auf und fristeten sich das Leben mit wilden Vögeln und Fischen.

Nach zwei Wochen standen sie am Rheine, Worms gegenüber. Dem Fergen, der sie übergesetzt, gaben sie einen Fisch, den Walther noch in der Donau gefangen hatte.

Dieser Fisch kam des folgenden Tags auf König Gunthers Tisch und erregte dessen Erstaunen, da dieser Art Fische nicht im Rheine gefunden werden. Der Fischer wurde gerufen, und erzählte, wie er denselben gestern von einem stattlichen Helden, den er nebst einer wunderschönen Maid über den Fluß gesetzt, erhalten habe. Beide hätten ein mit zwei schweren Reiseschreinen beladenes Streitroß mit sich geführt, und in diesen Schreinen hätte es geklungen, wie eitel Gold und Edelsteine.

Hagen erkannte alsobald in den Reisenden seinen Freund

Walther und dessen Braut Hildegunde, die mit ihrem Horte aus dem Heunenlande entflohen seien.

Kaum hatte der habsüchtige Gunther diesen Bericht vernommen, als er sich, vergebens von Hagen gewarnt, an die Spitze von zwölfen seiner besten Helden setzte, um den Flüchtigen nachzueilen und ihnen ihre Schätze zu entreißen.

Hagen, der unter der Zahl der Zwölfe sich befand, folgte ihnen mit dem Vorsatze, nicht gegen den Genossen seiner Jugend zu kämpfen, sondern den König vom Kampf abzumahnen.

Der kühne Weigand [1]) war unterdessen mit seiner holden Jungfrau landeinwärts geflohen;

Da fand er eine Wildniß, der Wasgau genannt,
Der fehlt es nicht an Thieren, es ist ein tiefer Wald,
Von Hunden und von Hörnern wird sie schaurig durchhallt.

Da ragen in der Oede zwei Berge einander nah
Und eine enge Höhle liegt zwischen ihnen da.
Von zweier Felsen Gipfeln ist überwölbt die Schlucht,
Anmuthig, grasbewachsen, doch oft von Räubern besucht.

Hier, unter dem schützenden Felsenthor, der Wasgenstein genannt, beschloß Walther, von der langen beschwerlichen Wanderung ermüdet, Rast zu halten und neue Kräfte zu sammeln, um gegen jeden Ueberfall gerüstet zu sein.

Die Stunde des Kampfes erschien nur zu bald. Gunther war dem Helden auf die Spur gekommen und hielt mit seinen Kriegsleuten am Fuße des Wasgensteins. Vergebens warnte Hagen; vergebens bot Walther dem Könige einen Theil der Schätze an. Gunthers Habsucht verlangte den ganzen Hort und schickte einen seiner Begleiter nach dem andern zum Kampfe.

Walther besiegte und erschlug, jedesmal auf andere Weise und gegen andere Waffen streitend, eilfe dieser Krieger.

Hagen, der sich fern vom Kampfe haltend, auf seinen Schild gelehnt, demselben zugesehen hatte, ließ sich endlich auf Gunthers dringende Bitten, besonders aber durch den Fall seines Neffen, Patafried, von Schmerz und Wuth erfüllt, bewegen, gemeinschaftlich mit dem Könige Walther zu bekämpfen.

---

[1]) Held, Kriegsmann; von wigen, eigentlich: sich bewegen, sodann: kämpfen.

Der Streit begann mit Heftigkeit auf beiden Seiten. Neunmal griffen sie einander an, bevor ein entscheidender Streich gefallen war, bis endlich Walther Gunther's Schild wegschlug und dem König mit gewaltigem Schwerthieb den ganzen Schenkel ablöste. Nun sprang Hagen wider den Jugendgenossen auf und hieb ihm die rechte Hand ab. Mit der Linken kämpfend, spaltete dieser nun Hagen's Lippe, durchschnitt ihm die rechte Schläfe, hieb ihm sechs Backenzähne aus und entstieß ihm ein Auge.

Aber des Kämpfens war jetzt genug.

Die tapfern Helden schlossen Frieden. Auf Walthers Wink eilte die zitternde Jungfrau herbei, die Verwundeten mit linden Linnetüchern zu verbinden und kredenzte ihnen sodann, zur Sühne, den kühlen Labewein.

Trotz der blutigen Wunden und grausamen Verstümmelungen, welche die Kämpfer davongetragen, neckten sich Walther und Hagen, bevor sie schieden, noch mit heitern Scherzreden.

Hagen lud nun den hinkenden König auf sein Pferd und zog mit ihm wieder nach Worms, während sich Walther mit Hildegunde nach Langers an den Hof seines Vaters begab, um sich die geliebte Braut antrauen zu lassen.

Nach Alpkers Tode bestieg Walther den Thron und gebot während dreißig Jahren über das Volk der Gothen im Wasgenlande, und vollbrachte noch viele Thaten der Kraft und Tapferkeit.

Der Verfasser des ältern deutschen Gedichtes **Walther und Hildegunde**, eines der schönsten des deutschen Sagenkreises, ist unbekannt. Er war wahrscheinlich ein Elsässer. Das Gedicht selbst ist uns nur in einer lateinischen Uebertragung des Mönchs **Eckehart** erhalten, welche J. **Grimm** in den gemeinschaftlich mit **Schmeller**, 1838, herausgegebenen lateinischen Gedichten aus dem 10. und 11. Jahrhundert mittheilte und erläuterte. Nach dieser lateinischen Abfassung übersetzte es K. **Simrock** in's Neudeutsche.

Als ich im September 1846 den Sitzungen der deutschen Sprach- und Geschichtforscher in Frankfurt am Main beiwohnte, machte mich der ehrwürdige Präsident der Versammlung, J. **Grimm**, zuerst auf dieses Kleinod im elsässischen Sagenschatze

aufmerksam, was ich ihm, und gewiß der Leser mit mir, hier öffentlich zu Dank habe.

Eine vollständige Analyse des Gedichtes, und Angabe seiner Beziehungen zu dem Nibelungenliede, befindet sich in der Alsatia, einem Jahrbuche für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde u. s. w., 1852, Mülhausen.

160.

Der Teufelsgeiger.

S. Illustration, 1850, S. 104: „l'hiver dans les Vosges," von *A. Joanne.*

Bei der Hohen Tonne, Donon, liegt der Weiher von Lamaix. An der Stelle desselben erhob sich vor vielen Jahren eine Wiese, in deren Mitte sich auf einer kleinen Erhöhung ein einzelner Baum befand, woselbst die jungen Leute des nahe gelegenen Dorfes sich am Sonntage zu versammeln pflegten.

Eines Tages erschien ein fremder Spielmann beim Ausgang der Messe, der spielte auf seiner Geige so seltsame Weisen, so lustige Tänze auf, daß ihn die Bursche und Mädchen baten, ihnen zur Wiese zu folgen. Er weigerte sich nicht, und Paar an Paar zogen sie hinaus und tanzten unermüdlich nach dem immer lockender tönenden Spiele des Fremden.

Als die Glocke zur Vesper läutete, hielten sie wohl eine Weile an, als wollten sie der Einladung zum Dienste Gottes folgen; allein da begann der Geiger mit noch schönern Tanzstücklein. Die Glocke war verhallt und rascher flog die Runde um den Baum auf der Wiese.

Der Geistliche, dem das Ausbleiben der sämmtlichen erwachsenen Jugend des Dorfes auffiel, ließ nochmals die Glocke anziehen; allein in ihren immer leidenschaftlichern Tänzen hörten sie die Mahnstimme des Himmels nicht und fuhren fort in ihrem sündlichen Thun, ohne darauf zu achten, daß der Boden unter ihren Füßen zu sinken begann.

Plötzlich schwieg das Geläute. Der Geiger hörte auf zu spielen und mit einem Male versank die Wiese mit Allen in den

Grund, aus welchem unterirdische Wasser hervorströmten, die den Weiher von Lamair bildeten.

Der Geiger war in die Lüfte geflogen, nachdem er sein Instrument an einem Felsen zerschmettert; die Stücke desselben fuhren weithin, flammend und einen starken Schwefelgeruch verbreitend.

Im Grunde des Wassers hörte man noch das ängstliche Rufen und Jammern der bethörten Jugend, welches jedoch durch das höllische Gelächter des Spielmanns übertönt wurde. Es war der Teufel gewesen.

Die Frevler, welche im Jahr 1012 auf dem Kirchhofe tanzten, während der Priester Rupertus in der Magnus-Kirche die erste Christmesse las, mußten ohne Unterlaß ein ganzes Jahr lang tanzen, dabei traten sie die Erde so ein, daß sie bis an die Knie und später sogar bis an die Hüften darin standen. *Trithemius*, Chron. Coenobii hirsaug., p. 47.

161.

Die Riesentochter von Nideck.

Diese liebliche Sage, seitdem von mehrern deutschen Dichtern (Rückert, Chamisso, Streckfuß, A. von Nordstern, Langbein u. A.) bearbeitet, wurde von Frau Ch. Engelhardt, der Tochter des berühmten Straßburger Hellenisten, zuerst aufgefunden und von ihr in Straßburger Mundart in Verse gefaßt, deren Mittheilung sie mir im Elsässischen Sagenbuche, S. 226, gestattete. — Die Brüder Grimm theilen sie auch in ihren Deutschen Sagen, I, S. 24, mit.

Das zertrümmerte Schloß Nideck liegt in einem Seitenthale des Breuschthals, auf einem hohen Felsen, zu dessen Füßen ein wilder Wasserfall herabtost.

Zu den Zeiten, da das mächtige Geschlecht der Riesen, welche einst, nach allverbreiteten Sagen, das Elsaß bewohnten, schon begann in Verfall zu gerathen, lebte auf der Burg Nideck ein Ritter, der ein Riese war und dem das Thal und die zunächst an dessen Ausgange gelegene Ebene unterthänig waren.

Seine Tochter, welche noch nie zu dem verwachsenen finstern Thale herausgekommen war, wanderte an einem heitern Frühlingstage kecklich aus ihrer Wildniß hervor und befand sich mit einemmale in der weiten, sonnigen Ebene, von der sie früher keine Ahnung hatte. Da gewahrte sie zu ihren Füßen winzigkleine Wesen, die sich hin- und herbewegten. Es war ein Bauersmann, der ein Paar muntere Rößlein vor seinem Pfluge hertrieb. Das däuchte die Riesin wunderbar. Sie bückte sich zu Boden, um sich die Dinger näher zu betrachten, und in ihrem kindischen Sinne, Alles zu haben, was ihr gefiel, breitete sie ihre Schürze aus und strich das zappelnde Gespann sammt dem Führer hinein.

Mit einigen Schritten war sie wieder im Schlosse, trat in des Vaters Gemach und leerte den Inhalt der Schürze auf den ungeheuern Tisch aus.

„Sieh, Vater," rief sie lautjubelnd, „was ich mir da unten für ein hübsch lebendig Spielzeug geholt habe!"

Der Vater zog die Stirne kraus, hob den Finger auf und sagte: „Thöricht Mägdlein, schnell trage mir den armen kleinen Mann mit seinem Pfluge und seinen Rößlein wieder zu seiner Arbeit hin, und laß dich nimmer gelüsten, die Menschen, seien sie auch noch so klein und schwach, als Spielwerk anzusehen. Denn wisse, wir mächtige Riesen wären in unsern Felsenschlössern übel daran, wenn diese kleinen Wesen uns nicht durch ihren Fleiß mit Geld und Brod versehen würden."

Ueber Riesensagen im Elsaß vergleiche S. 88, 97, 129, 183, 194.

Der Grund der Sage vom Schlosse Nideck wiederholt sich auch in einigen deutschen Sagen, die z. B. in Hessen, im Odenwalde, im Harz, bei Rudolstadt, im Badischen bekannt sind; auch in den wallachischen Mährchen (herausgegeben von den Brüdern Schott, Stuttg. und Tüb. 1845, S. 283) fand ich eine ähnliche Sage.

Gemeinsam ist ihnen der Zug, daß die Ausbildung des Ackerbaues bei den Menschen als die Hauptursache von dem allmähligen Verschwinden der Riesen angegeben wird. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist folgende finnische Volkssage:

Eine Riesenjungfrau nahm in ihren Schooß Pferd, Pflüger und Pflug, trug sie ihrer Mutter hin und fragte: „Was für ein Käfer mag das sein, Mutter, den ich da fand in der Erde wühlen? — Die Mutter sprach: „Thu's weg, mein Kind, wir müssen fort aus diesem Land, und sie werden hier wohnen." S. J. Grimm, deutsche Mythol., S. 506 u. ff.

162.

Sankt Florentius.

Nach Schilter-Königshoven's Chronik, S. 235. Vergl. *Louis Schneegans,* l'église de St. Thomas à Strasbourg, 1842, S. 158 u. ff. — Fr. K. Heitz, die St. Thomaskirche in Straßburg, 1841, S. 5 u. 95 u. ff. — *(Louis)* histoire de la vie et du culte de St. Florent, Strasbourg 1772. — Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 272 u. ff.

Sankt Florentius fing jung an Gott zu dienen. Er verließ Schottland, seine Heimath, mit vier Gesellen: Arbogast, Fidelis, Theodatus und Hidolfus.

Als sie nun in's Elsaß gekommen waren und in das schöne Thal, welches die Breusch durchströmt, gefiel der Ort dem heil. Florentius so wohl, daß er zu seinen Gesellen sagte, da wolle er bleiben. Sie schieden also von ihm.

Florentius aber nahm seinen Stab und schritt durch das Gewälde am Haselbache hinauf, und da, wo später das Dorf Ober-Haslach gebaut wurde, machte er sich eine Hütte, grub die Bäume aus und pflanzte Korn und Kraut zu seiner Nothdurft. Allein die wilden Thiere, so damals in der Gegend herum hausten, Rößlein, Eber, Bären und Elenthiere, fraßen ihm sein Korn und sein Kraut ab. Da steckte er vier Gerten um sein Feldstück und gebot dem Gewilde, nicht über dies Ziel hinaus zu gehen, und sie ließen davon ab. War er von der Arbeit erhitzt, so zog er seinen Linnenmantel aus und hängte ihn an einen Sonnenstrahl auf.

Zu diesen Zeiten hatte der fränkische König Dagobert II. (gest. 716) eine Tochter, die war blind geboren und auch stumm. Da nun der König von Florentius hörte und von seiner Heiligkeit und seinen Wunderthaten, sandte er ehrbare Boten zu ihm und ein Roß mit vergüldetem Gedecke, daß er zu ihm käme.

Aber St. Florentius war demüthig und wollte das Roß nicht nehmen, säumte sein Eselein und ritt zu dem Könige.

Und da er noch ferne von der Burg war, that die Königstochter die Augen auf und begann zu reden, und ihre ersten Worte waren: „Sehet Alle, wie St. Florentius dort herkommt; seiner Heiligkeit wegen hat mich Gott sehend gemacht.“

Da erschracken der König und die Königin von Wunder und von Freuden, und alles Volk lief aus gegen dem heiligen Manne und empfingen ihn gar ehrwürdig und fielen ihm zu Füßen, von des Zeichens wegen, das Gott durch ihn gewirket hatte.

Und Dagobert schenkte dem Heiligen das Gelände und die Stätte, wo Florentius wohnte und nun Haslach gebauet ist, und gab ihm noch sein Besitzthum zu Kirchheim.

St. Florentius bat aber den König, er möge ihm sein Eigenthum begränzen, damit er wisse, wie weit und breit es ihm gehöre.

Da sprach der König: „Was du mit deinem Eselein magst umreiten, bis ich aus dem Bad komme und meine Kleider anlege, das soll alles zu dir und deiner Wohnung gehören.“

Nun wußte Florentius wohl, wie lange der König Gewohnheit hatte im Bade zu sitzen, und eilte hinweg mit seinem Eselein und ritt über Berg und Thal, viel mehr und weiter, als Einer mit einem schnellen Pferde in zweimal so langer Zeit gethan hätte. Und kam nun wieder zum Könige in der Zeit, als es abgeredet war.

Und als nach dieser Zeit St. Arbogast, der Bischof zu Straßburg, gestorben war, da wurde St. Florentius einhellig von allem Volk, Laien und Pfaffen, zum Bischof erwählt, und vollbrachte viel guter Werke und richtete sein Volk zu aller Tugend. Und starb zuletzt in Straßburg, im Jahr 676 (7. November).

Abbé Grandidier setzt das Todesjahr des Heiligen auf 693.

Die Reliquien desselben befanden sich früher in der St. Thomaskirche, wurden aber von da nach der Kirche von Nieder-Haslach verlegt. S. die lateinische Urkunde darüber von Bischof Burkard, 1143; bei *Schneegans*, S. 300 u. ff.

Das Erscheinen der Boten Dagoberts bei Florentius, inmitten seines Gewildes, beschreibt sein Biograph Abbé *Louis* also: »Dans

ce tems-là le roi Dagobert (second du nom), qui résidait alors dans son palais de Kirchheim, envoya ses gens chasser dans cette forêt; ils y allèrent avec leurs chiens, parcourant tous les bois et toutes les montagnes, sans que leurs chiens rencontrassent, ni lançassent aucune bête. Enfin ils arrivèrent à la cellule du Saint, où voyant un grand nombre de bêtes fauves ramassées devant sa porte, et aussi immobiles que si elles avaient été toutes enchaînées (S. 10).« . . . »les animaux sauvages ont non seulement quitté leur férocité devant le Saint, mais lorsqu'ils étaient poursuivis, ils se sauvèrent auprès de sa cellule, comme dans un asile, d'où les chasseurs du Roi ont pris occasion de le regarder comme un magicien et de le maltraiter (S. 13).« In der S. 321 folgenden Litanei des heil. Florentius heißt es: »St. Florent, à qui Dieu a soumis les animaux les plus féroces, priez pour nous.« Vergl. Heitz, S. 95 und 96.

Ein Basrelief, welches sich in der St. Thomaskirche, links vom nördlichen Portal und bei der ehemaligen St. Blasienkapelle befindet, stellt Florentius unter den Thieren vor. S. *Schneegans*, S. 158 u. ff.

Die Begränzung des Eigenthums durch Umreiten, oder auch Umgehen, Umackern mit einem Joche Ochsen, kömmt in der ältern Rechtsgeschichte öfters vor. Unserer Sage ganz ähnlich lautet folgende: „König Waldemar aus Dänemark schenkte dem heil. Andreas in Slagelse im Jahr 1205 so viel Land, als er auf einem neun Nächte alten Füllen, während er im Bade sitze, umreiten würde. Der Heilige ritt nun so scharf, daß die Hofleute den König ermahnen mußten, schnell aus dem Bade zu steigen, sonst umreite der Heilige das ganze Reich." — Als Gränze des Bremer Gebietes bestimmte eine Gräfin die Wegstrecke, welche ein hinkender Bettler mit seinem Stelzfuße in einem Tag umgehen würde. — Ebenso schenkte ein Herzog von Braunschweig einer außerordentlich dicken Burgfrau einen so großen Theil seines Forstes, als sie in einer bestimmten Frist würde umgehen können. Vergl. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 1172 u. ff.

163.

Das Grab der heiligen Petronilla.

S. Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 280. Vergl. *Schœpflin*, l'Alsace illustrée, II, S. 279 u. III, S. 124.

„Die sogenannte Dom=Peterkirche (oder Dompeter), zwischen Molsheim und dem Dorfe Avolsheim, ist eine der ältesten des Elsasses. In dieser Kirche war lange ein altes Grab zu sehen, welches man für das der heil. Petronilla, vorgeblichen Tochter des heil. Petrus, hielt, die daselbst, man weiß nicht durch was für einen Zufall, gestorben sein soll. Die mit dem Fieber behafteten Personen legten sich in dasselbe nieder, in der Hoffnung, ihre Genesung zu erhalten. Man hat aber endlich entdeckt, daß es der Sarg einer römischen Dame war, Namens Terentia Augustula. Der Kardinal Rohan gab ihn Schöpflin zum Geschenke, und hierauf nahm das Wallfahrten ein Ende."

Die ältern Schriftsteller schreiben die Erbauung dieser Kirche dem heil. Maternus zu. S. S. 142.

164.

Die Kapelle St. Armuth.

Nach der mündlichen Sage bearbeitet von D. Hirtz, im Elsäss. Sagenbuch, S. 258.

In Dachstein, an der Breusch, war ein Mord begangen worden und als Thäter ein Jüngling festgenommen, auf welchen starker Verdacht gefallen war. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Er wurde, in Begleitung einer großen Volksmenge, zu dem auf einem nahgelegenen Hügel errichteten Rabensteine geführt.

Nochmals bat er seine Richter um Schonung und rief zuletzt einen furchtbaren Fluch wider den eigentlichen Mörder aus, indem er Gott zum Zeugen seiner Schuldlosigkeit nahm.

Siehe, da stürzte ein Mann aus der Menge, der, in seinem

Gewissen getroffen, sich des Mordes schuldig erklärte, sich der gerechten Strafe bietend.

Zum Danke für seine Rettung ließ der Jüngling an der Stätte, wo er den unverdienten Tod erleiden sollte, eine Kapelle bauen, welche, noch jetzt unter dem Namen St. Armuth bekannt, von den gläubigen Umwohnern häufig besucht wird.

Es ist ein erfreulicher und oft vorkommender Zug der Volkssage, daß sie sich als die Retterin der Unschuld, als die Vertreterin der Gerechtigkeit Gottes erweist. Unsere Sammlung gibt davon schon mehrere Beweise und wird deren noch einige aufzuführen haben.

165.

Die Entstehung des Sulzbades.

Nach einer mündlichen Sage bearbeitet von Adolf Stöber, im Elsäss. Sagenbuch, S. 263.

Vor langen Zeiten herrschte in dem Lande eine böse Seuche, welche alles Vieh wegnahm. Da war Wunders, daß eines armen Bauern einzige Kuh nicht von dem Uebel ergriffen wurde, sondern in großem Gedeihen stand. Der Mann bewohnte ein armselig Häuschen, auf einem Wiesengrunde, unweit dem Dorfe Sulz, am Mossigbache.

Diese seltsame Erscheinung bei dem allgemeinen Elende fiel den Umwohnern auf, und selbst der arme Bauersmann wußte sich's nicht zu erklären, warum die schlimme Seuche allein seine Kuh verschonte.

Da folgte er derselben eines Tages und sah, wie sie gierig Wasser aus einer Ritze soff, welche der Blitz vor einiger Zeit in die Wiese geschlagen, und welche sich seitdem vergrößert hatte und vom Volke nur das Donnerloch genannt wurde.

Kunstverständige Männer fanden bald, daß dieses Wasser heilkräftiger Natur sei, und es entstand also später das Sulzbad.

Ueber weisende Thiere vergleiche S. 90, 95, 153, 159, 178, 185.

166.

Petrus und die Bergknappen [1].

Mündlich.

Als eben in den Rebgegenden des Elsasses der neue Wein ausgeschenkt wurde und überall alles voller Jubel war, gingen der Herr Jesus und der Apostel Petrus einem Dörfchen zu, und schon von Weitem hörten sie das Jauchzen und Singen, das aus der Schenke erschallte. Da juckte es Petrus gewaltig, von dem neuen Tranke zu kosten und die frohen Gesichter der Leute zu sehen, und er sprach zu Jesu: „Meister, so du es vergönnest, so trete ich hier ein, um mich an einem Gläschen Neuen zu letzen, er soll heuer besonders wohl gerathen sein.“

Der Herr lächelte und gewährte ihm die Bitte; im Fortgehen drehte er sich aber noch einmal gegen den Jünger um und sagte, indem er den Zeigefinger in die Höhe hielt: „Siehe dich vor, zu wem du dich gesellest.“

Petrus hörte jedoch nur halber auf die Worte des Meisters und eilte der Schenke zu.

An allen Tischen saßen Bergknappen, denn in der Umgegend des Dörfchens waren reiche Erzgruben. Sie zechten tüchtig, schwatzten und sangen laut durcheinander und waren guter Dinge.

Als der Apostel Petrus nun auch gemüthlich hinter seinem Schöppchen saß, trat einer der Gäste zu ihm hin und sagte: „Du, mit deinem langen Barte, mach' uns doch Eins auf, damit wir tanzen können!“

---

[1]) Diese originelle Volkslegende wird in der Umgegend von Buchsweiler in einigen alt-hanauischen Ortschaften erzählt, ohne jedoch an einem bestimmten Orte zu haften. Ich habe sie vor die drei nachfolgenden Stücke gesetzt, welche in und um Wolxheim her bekannt sind, um mit denselben diese eigenthümliche Gestaltung der Volkssage in unserm Lande zu vertreten. Einige allgemeine Bemerkungen über die Bedeutung und die Quellen derselben sollen nach der letzten Legende zusammengestellt werden.

Petrus, der eben gut gelaunt war, sagte: „Wartet, ich will euch Eins aufmachen," und — machte ihnen die Thüre auf.

Die Bergknappen verstanden sich aber schlecht auf den Witz, griffen nach ihren Stöcken und schlugen auf den armen Petrus los, daß er sein Heil in der Flucht suchen mußte.

Keuchend und jammernd kam er bei dem Herrn an, der ihn vor dem Dorfe, auf einer Steinbank sitzend, erwartete.

Nachdem er ihm nun sein Ungemach erzählt hatte, hob Jesus den Zeigefinger wieder auf und sagte: „Hab' ich dich nicht gewarnt: Sieh dich vor, zu wem du dich gesellest!"

— „Allerdings," erwiederte der Jünger, „hätte ich deinen weisen Rath befolgen sollen und bin tüchtig gestraft worden, daß ich es nicht gethan. Allein, gestehe, Herr, diese groben Gesellen, die meinen unschuldigen Spaß nicht verstehen wollten, verdienten wohl auch ihre Strafe."

„Nun," sagte der Herr Jesus, „ich weiß sie nicht ärger zu strafen, als daß sie hinfüro des Sonntags vertrinken müssen, was sie die Woche hindurch mit sauerm Schweiße verdient haben, und das soll so lange fortdauern, bis sie wieder höflicher werden gegen fremde Leute."

Die elsässischen Bergknappen sind aber nun schon lange höflicher geworden gegen die fremden Leute, und damit hat auch ihre Strafe aufgehört. Sie lassen's jetzt am Sonntage bei einem oder zwei Schöpplein bewenden und sparen das übrige verdiente Geld für Weib und Kind und für ihre alten Tage auf.

167.

Wie Petrus in die Ernte ging.

Nach der mündlichen Erzählung, mitgetheilt von Gustav Mühl, in den Elsäss. Neujahrsblättern für 1846, S. 224 u. ff., sowie die beiden nachfolgenden aus einer Sammlung von Elsäss. Volksmährchen und Volkslegenden des befreundeten Verfassers gezogen.

Dem Herrn Jesu nahte einst Petrus und sprach: „Meister, wolltest du mir nicht erlauben, auf zwei Tage mich von dir zu verabschieden? bei uns zu Hause ist jetzt Ernte, und da möchte ich doch auch wieder einmal dabei sein." Der Herr Jesus antwor-

tete ihm: „Geh', aber nach zwei Tagen sei wieder hier." Petrus ließ sich solches nicht zweimal sagen, machte so schnell, wie möglich, sein Bündel und lief seinem Dorfe zu.

Zwei Tage vergingen; wer aber noch nicht zurückgekehrt, war Petrus. Endlich nach fünf Tagen traf am Abend spät der Jünger wieder bei seinem Meister ein und war ganz müde vom Gehen, wie aber auch vom lustig und guter Dinge sein. Der Herr ließ ihn so lange sitzen, bis er etwas abgekühlt war, endlich aber wandte er sich zu ihm mit einem leichten Vorwurfe, doch sanft und versöhnlich: „Nun, Petrus, du batest mich bloß um zwei Tage, ich gestattete sie dir, und du kommst erst nach fünfen."

— „Ach, lieber Meister," hub jetzt Petrus an, „es war auch nicht möglich, früher fortzukommen. Wärest du mit mir gewesen, du hättest auch nicht eher fortgekonnt; ja, wenn du nur mitgegangen wärest! eine prächtige Ernte! und da war aller Orten ein Lachen, Jubeln, Springen und Tanzen, es war herrlich."

„So," erwiederte der Herr; — „haben sie da wohl auch meiner gedacht?"

— „Deiner? ... deiner? ...." versetzte Petrus etwas verlegen, „das gerade nicht. — Aber das künftige Jahr, da mußt du mit, da wirst du sehen, was das für ein lustiges Leben ist!"

Der Herr Jesus lächelte wehmüthig und schwieg.

Des andern Jahres, als die Erntezeit wieder gekommen, war keiner flinker als Petrus, um wieder einen Urlaub — und zwar ebenfalls nur von zwei Tagen — zu begehren.

Der Herr antwortete auch jetzt wieder: „Geh', aber," fügte er dießmal hinzu, „vor fünf Tagen komme nicht zurück, so will ich's." — Petrus, innerlich froh, machte jedoch dabei ein recht gehorsames Gesicht. D'rauf schnürte er eiligst sein Bündel, nahm Abschied und — fort war er.

Aber dieses Jahr hatte es den ganzen Sommer über geregnet und gehagelt, und die Ernte fiel deßhalb gar kümmerlich aus, so daß der gute Petrus, wo er auch hinkam, auf's Feld, in die Scheuern, oder Abends in die Wohnstuben, immerfort nur klagen und beten hörte: „Ach Herr Jesus! Hilf, lieber Herr Jesus!" — Ungeduld und lange Weile machten ihn daher bald so verstimmt, wie er es zeitlebens noch nie gewesen.

Wie gerne würde er noch vor dem Ende des zweiten Tages die Gegend verlassen haben, hätte ihn nicht das ausdrückliche Ge-

bot seines Meisters zurückgehalten, fünf ganzer Tage im Dorfe zu bleiben. — „Aber warum denn auch fünf Tage?" frug er sich zuletzt, „was mag wohl der Meister damit beabsichtigt haben?" — Doch obgleich das Lachen und Jubeln dieses Jahr ihm so ziemlich viel Zeit übrig ließ, dieser Frage nachzuhängen, so gelang es ihm in der ersten Zeit keineswegs, eine gescheidte Beantwortung derselben herauszubringen.

Indessen aber stellte sich das Unglück dieser Leute mit jedem Tage auf eine traurigere Weise heraus, so daß es endlich auch dem guten Petrus recht nahe zu Herzen ging und er nun selbst in die beständigen Ausrufungen des Namens Jesu einstimmte.

Da erwachte aber auch wieder in seinem Gedächtnisse die Frage, welche der Meister bei seiner Rückkehr aus der glücklichen Ernte im vorigen Jahr an ihn gestellt hatte, nämlich: „Haben sie auch meiner gedacht?" — und er verstand jetzt die tiefere Bedeutung jener Worte und begriff, daß einzig, um ihn zu dieser Erkenntniß zu bringen, der Meister ihn dießmal länger in seinem Dorfe bleiben hieß.

Als aber der sechste Tag angebrochen war, nahm er sein Ränzlein wieder auf den Rücken und kehrte still zu seinem Meister zurück.

168.

Christus und die beiden Weiber.

Mündlich; mitgetheilt von G. Mühl, Elsäss. Neujahrsbl. 1846, S. 226 u. ff.

Auf einer seiner Wanderungen klopfte einmal spät am Abend der Herr Christus ungekannt und als ein Bettler an die Thüre des Hüttleins einer alten, armen Wittwe, welche am äußersten Ende eines reichen und schönen Dorfes wohnte; er begehrte demüthiglich ein Obdach für die Nacht. Die Frau lag schon im Bette, aber sie sprang sogleich auf, gewährte ihm seine Bitte, zündete ihr Oellämpchen wieder an und als sie den müden Mann erblickte, nöthigte sie ihn an den Tisch, lief in die Küche, um Alles, was sie an Speisevorrath noch besaß, zusammenzusuchen, und bereitete ihm in Eile ein kräftiges Mahl. Auch hatte sie im Keller ein Fäßchen mit Wein, welchen fromme Leute schon vor längerer Zeit

ihr geschenkt hatten, von dem sie nur an Sonn- und Festtagen ein Gläschen genoß; jetzt aber füllte sie das Krüglein mehr als sonst und stellte es vor den Herrn Jesum hin. Und während der Herr am Tische saß und sich erlabte, zog sie ein Maträtzlein aus ihrem Bette hervor, trug es in die Nebenkammer, um daselbst dem Gaste ein Lager zu bereiten, schaffte noch ein Kissen und eine wollene Decke herbei; dann aber setzte sie sich dem Fremdlinge gegenüber und suchte auf jedmögliche Weise ihn zu unterhalten.

Als der Herr sich hinlänglich erquickt und noch allerlei schöne Reden mit der Frau geführt hatte, zog er sich in die Kammer zurück.

Des andern Morgens früh nahm er Abschied und dankte nochmals seiner frommen Wirthin, welche ihn inständig bat, noch ein Morgenessen anzunehmen, aber er schlug es freundlich aus, und schied zuletzt mit den Worten: „Das Erste, was ihr thun werdet, liebe Frau, soll gesegnet sein."

Die arme Wittwe hatte sich jedoch diese letzten Worte weniger zu Herzen genommen, als viele andere schöne, die der fremde Gast gesprochen hatte, und als derselbe fort war, wußte sie just nichts Besseres zu thun, als den Wein, den der Herr im Krüglein gelassen hatte, in den Keller zurückzutragen und in's Fäßlein zu gießen. Aber siehe! es war doch eigentlich nur wenig Wein im Krüglein gewesen und jetzt wollte dasselbe nicht leer werden! Und es kam, daß der Wein durch ein Wunder des Allerhöchsten sich noch immer im Krüglein ersetzte, als das Fäßchen bereits gefüllt war; so daß die gute Frau sich zuletzt viele große Fässer verschaffen mußte, welche sie alle mit Wein auffüllte. Und da der wunderbare Segen des Krügleins nimmerdar ausgehen wollte, so gelangte die Frau in kurzer Zeit zu einem recht ansehnlichen Vermögen. Bei alledem blieb sie aber treu auf Gottes Wegen und nie versäumte sie, dem Herrn Christus — denn keinen Andern erkannte sie jetzt in ihrem Gaste — mit demüthiglichem Herzen zu danken und den größten Theil ihres Gutes ihren ehemaligen Schicksalsgenossen, den Armen und Bedrängten, zuzuwenden.

Unterdessen erregte dieser Vorfall, wie man sich leicht denken kann, weit und breit ungemeines Aufsehen, und was noch natürlicher ist, großen Neid im Herzen mancher Menschen.

Aber der reichen und eben so habsüchtigen Müllerin, welche eine Strecke außerhalb des Dorfes wohnte, war vollends gar, seit

diesem Ereignisse, der Schlaf aus den Augen gewichen, so daß sie endlich zu der beglückten Wittwe hinüberging und sagte: „Hör', wenn der Herr Christus wieder zu dir kommt, so schick' mir ihn doch auch."

Die Wittwe versprach es ihr, und bald traf es sich, daß der Herr, aber diesmal nicht im Bettlerkleide, wieder bei seiner ersten Wirthin einkehrte. Die Frau warf sich ihm zu Füßen und dankte ihm unter tausend Thränen für alle die Wohlthaten, die er ihr, der unwürdigen Magd, zugewendet hatte, und erzählte ihm endlich auch, wie sehr die Müllerin im Dorfe sich nach ihm sehnte, wie gerne sie ihn in ihrem Hause aufnehmen möchte.

Christus, der das Herz jenes Weibes wohl kannte, beschied sich jedoch alsobald zu ihr.

Das war eine Geschichte, als er dort ankam! Die Müllerin lief die Stiege hinab, ihm entgegen, dann schnell hinauf in die Küche, und nun wurden Tauben, Hühner geschlachtet, Kuchen gebacken, zehn Feuer auf einmal angezündet, kurz, da mußte herhalten: Herz, was begehrst? — Und dann wurde ein großer Tisch mit vielen köstlichen Speisen bedeckt, wie man das nur in den größten Städten, bei den reichsten Leuten sieht. Was unser Erlöser bei alle dem dachte, kann man sich freilich leicht einbilden, auch berührte er, trotz aller Aufforderungen, welche das Weib beständig an ihn ergehen ließ, nur Weniges, und verabschiedete sich nach kurzer Zeit.

In ängstlicher Spannung begleitete ihn die Wirthin bis zur Schwelle der Hausthüre, wo er sich endlich umwandte und die sehnlich erwarteten Worte aussprach: „Das Erste, was ihr thun werdet, soll von reichlichem Uebermaße gefolgt sein."

Wer war jetzt glücklicher als das Weib? ihr heißester Wunsch sollte nun ja in Erfüllung gehen! Schnell sprang sie auf ihre Stube zurück, um dort aus einem Schranke ein Geldsäcklein herauszunehmen, welches sie gleich nach der Ankunft Christi daselbst hingelegt hatte, damit sie unmittelbar nach dessen Entfernung Geld zählen könnte, im Falle der wunderkräftige Abschiedsgruß auch an sie ergehen würde.

Schon war der Schrank offen, das Geldsäcklein ergriffen, aber eben die Hast, mit welcher sie solches herausholte, war Ursache, daß sie damit an eine danebenstehende Wasserflasche stieß und dieselbe umwarf. Ungemein viel Wasser lief alsobald auf den Boden! Die

Frau richtete schnell die Flasche wieder auf, aber es war umsonst; unaufhörlich sprudelte und schäumte das Wasser heraus. Verwirrt erfaßte das Weib zuletzt das Gefäß und stürzte verzweifelnd damit aus dem Hause, aber wo sie hinlief, strömte ihr alsobald ein mächtiger Wasserguß nach. Alle ihre umliegenden Wiesen und Felder bedeckte und verwüstete bald die grimmige Flut, und es wäre noch viel mehr untergegangen, hätte nicht endlich ein frommer Mann die Flasche genommen, an's Meer getragen und dort versenkt.

169.

Christus und der Bauer.

Der Volkslegende nacherzählt von G. Mühl, S. Alsatia, Mülhausen 1851, S. 30 u. ff.

Der Herr Christus war auch wieder einmal draußen auf dem Lande und wurde von der Nacht überrascht. Er sah sich daher auch dießmal genöthigt, im nächsten Dorfe um ein Nachtlager anzusprechen. Dort angelangt, ging er wohl die breite Straße, wo die reichsten und größesten Bauernhöfe lagen, auf und ab; aber da war Alles schon in tiefster Ruhe; auch nicht ein schwaches Lämpchen brannte mehr hinter den geschlossenen Fenstern. Endlich hörte er in der stockfinstern Tiefe eines Seitengäßchens die taktmäßigen Flegelschläge fleißiger Drescher, und er beschloß, sofort jene Richtung einzuschlagen. Bald darauf hatte er den kleinen Bauernhof erreicht, auf welchem noch so spät gearbeitet wurde, und jetzt klopfte er am Thor.

Nach längerem Pochen, welches im Anfange wohl von den hastigen Dreschern wegen des bedeutenden Lärms ihrer Flegelschläge überhört worden, ward der Riegel inwendig aufgeschoben und der Bauer des Hauses trat heraus zu dem Herrn Christus. Dieser erzählte ihm nun, wie er plötzlich von der Nacht überfallen worden und jetzt um ein, wenn auch ganz bescheidenes Nachtlager anhalten möchte. Er fügte auch bei, daß der alleinige Grund, warum er bis an dieses Haus gekommen, in dem Umstande läge, daß sonst überall Alles schliefe und er nur hier noch Leben und Bewegung gefunden hätte. „Es soll euch übrigens nicht gereuen,"

fuhr der Erlöser fort, „und das gute Werk, das ihr an mir thut, wird euch vollen Segen bringen."

Der Heiland drückte ihm jetzt sein Befremden über die späte nächtliche Arbeit aus. „Was soll ich sagen," antwortete da tief-unwillig und klagend der Bauer; „erst vorgestern erhielt ich von einem Schuldherrn aus der Stadt, der ein harter, unbarmherziger Mann ist, einen Mahnbrief, worin er mir mit gerichtlicher Verfolgung droht, wenn ich seine Forderung nicht bis übermorgen entrichtet habe. Ich war in allerletzter Zeit so mannigfach unglücklich in meinem Bauernwesen, daß ich zur Zeit die nothwendige Summe Geldes nicht besitze und auch Niemanden wüßte, der unter meinen heurigen Verhältnissen mir dieselbe vorstrecken wollte. Ich weiß nun kein anderes Mittel, als die wenige Frucht, die ich in der Scheune habe, und die meiner Familie über den Winter hinaus helfen sollte, mit meinen beiden Söhnen in möglichster Eile zu dreschen, um sie übermorgen, troß der zur Zeit so überaus niedrigen Marktpreise, in der Stadt loszuschlagen. Aber wie ich alsdann, von allem Lebensbedarfe so ziemlich entblößt, im nahen Winter mit den Meinigen durchkommen werde, das weiß der liebe Gott!" Und bei diesen Worten fuhr der Mann besorgt mit der Hand über die Stirne und wischte sich zuletzt eine Thräne aus dem Augenwinkel.

Da erbarmte sich der Herr des armen Bauern und sprach: „Seid nicht so verzagt, lieber Mann. Als ich so eben noch bittend vor euerm Hause stand, da sagte ich euch auch, wie meine Aufnahme euch zum Segen gereichen könnte, und jetzt schon bin ich bereit, euch selbiges zu beweisen. Führet mich hinaus nach eurer Tenne."

Der Bauer schauete aber den Herrn mit verwunderten Blicken an, denn er glaubte, daß sein Gast im Sinne hätte, ihm an der Arbeit beizustehen, und doch konnte er solches nicht mit der hohen, nachdenklichen und heiligen Gestalt des fremden Mannes vereinen, die ihm jetzt erst recht auffiel. Der Heiland war aber schon herausgetreten zu den Dreschern auf die Tenne, wo ihn jetzt auch die beiden Söhne des Bauern mit großen Augen anstarrten. Und da ergriff der Herr eine Oellampe und trat mit derselben an den Haufen der in einem Winkel hoch aufgeschichteten Waizengarben, und unter dieselben hielt er jetzt das Licht. Die Bauern schrieen laut auf. Aber, o Wunder! in selbigem Augenblicke, weit entfernt, wie

zu erwarten stund, in Flammen aufzugehen, ergossen die Garben eine solch' erstaunliche Menge schönster und reinster Waizenkörner über die Tenne, daß die drei Bauern tief betroffen, lautlos dastunden.

„Stellt nun euer Dreschgeräthe bei Seite," bedeutete zuletzt sanftlächelnd der Herr, „und erkennet in diesem Wunder ein Beispiel göttlicher Liebe und Erbarmung; da ihr den Armen nicht verstoßen habt, der obdachlos und hungrig an euere Thüre klopfte. Einen verlassenen Bettler hattet ihr aufgenommen und jetzt ist es Christus, der Heiland, der euerer willfährigen Armuth mit Segen lohnet."

Solches sagte ihnen der Herr und verschwand vor ihren Augen.

Aber der Körnerguß aus den Waizengarben nahm während der ganzen Nacht kein Ende; überall schoß derselbe jetzt hervor, daß es fast rauschte, wie ein großes Wasser.

Des Morgens früh, als das Wunder aufgehört hatte, lag die Scheune und auch der Hof so hoch und weit mit dem schönsten Waizen bedeckt, daß die Bauern kaum wußten, wie sie das viele Getreide aufbewahren könnten.

Und auf diese Weise war nicht bloß der augenblicklich drängenden Noth abgeholfen, sondern auch der Grundstein zu einem bis jetzt nie gekannten Glücksstande gelegt.

Der nachmalige Erlös des unendlich vielen Getreides erlaubte dem Vater ein Bauernwesen mit manchen werthvollen Feldern und Wiesen anzukaufen, und da auch in den nächstfolgenden Jahren das Gut, in völligem Gegensatze zu allen umliegenden Grundstücken, einen ganz ungewöhnlichen Ertrag absetzte, so zählte der Bauer bald zu den reichsten Leuten, die weit und breit umher wohnten.

Aber dieser schnelle Reichthum machte jetzt nach und nach die so sehr Begünstigten genußsüchtig und träg, und anstatt die hohe menschenfreundliche Lehre beständig vor Augen zu haben, die ihnen in jenem segensreichen Wunder so liebevoll und augenfällig gegeben war, erwuchs ihnen aus der Gnade des Heilandes nur ein maßloser und finster abstoßender Stolz, denn sie hielten sich jetzt, in Folge ihrer Bevorzugung, für weit besser als alle übrigen Menschen. Vater und Söhne verschleuderten ihre Zeit in üppigem Prassen und Vornehmthun; ihr jetziges Betragen gegen Untergeordnete und Unbemittelte ließ sie ganz vergessen, daß sie selbst ein-

mal in kümmerlichster Mühseligkeit hindarbten, bis der Herr sich ihrer Noth erbarmte.

Darum geschah es aber auch, daß schon nach wenigen Jahren ihr Glücksstand bedeutend zur Neige ging. Doch ihre Hoffart und ihr Hang zur frechen Lustbarkeit nahm noch immer zu.

Da kam auch einmal die Zeit wieder heran, wo die eingebrachten Garben gedroschen werden sollten. Aber die Söhne und ihrerseits die Knechte, längst einer guten Hauszucht entwöhnt, zogen in den Wirthshäusern herum und dachten an Alles eher als an die Arbeit.

Und hinter'm häufig gefüllten Weinkruge zu Hause saß der stolze Vater. Er war allein; er besonders verschmähte seit jener segensvollen Nacht den Verkehr mit andern Leuten. Der Wein hatte ihm aber diesmal nicht bloß den täglichen Rausch beigebracht, sondern mittelst desselben das längst festgewurzelte Gefühl seiner Bevorzugung zu der frechsten und sinnlosesten Höhe hinaufgetrieben. Und so kam's, daß er in plötzlicher Verrückung seiner Geistesfähigkeiten den wahnwitzigen Gedanken faßte, Christus gleichzuthun, und, wie er, ein Licht unter die Garben zu halten, damit durch ein neues preiswürdiges Wunder die Drescher ihrer Arbeit überhoben blieben! Gedacht, gethan.

Eine kleine Viertelstunde darauf stand der ganze reiche Bauernhof des sinnverwirrten Frevlers in hellen Flammen, und ehe noch wirksame Hülfe herbeigekommen, war Alles ein glühender Schutt. Aber auch der größere Theil der Felder und der Wiesen war längst verpfändet, und da weder Vater noch Söhne zu einer andauernden und angestrengten Arbeit fähig waren, so sanken sie bald zu einer Armuth herab, die weit tiefer und bitterer als die frühere war.

* * *

So weit die Geschichte vom übermüthigen und bestraften Bauern. Aber auch viele der übrigen Dorfgenossen hielten ein tadelhaftes Betragen ein.

Schon zur Zeit des Brandes jauchzten laut alle Diejenigen auf, die immer scheel und neidisch nach jedem Glücke hinschauen, selbst da, wo es noch so ehrlich erlangt und vom lautersten Fleiß, von der frömmsten Hauszucht bewahrt wird. Als die Flammen hoch über dem Hause stunden, da stellte sich Mancher unter die

Thüre, oder hinter das Fensterchen, lachte tief in seinem Herzen und dachte kaum daran, Hülfe zu bringen. Der Maurermeister des Dorfes fühlte sich der Glücklichste bei diesem Anblicke. Er kam eben mit seinem Kumpan, dem Barbier, aus der Stadt zurück und beide befanden sich noch auf der Landstraße, als das Feuer ausbrach. „Ha, ha," lachte der Maurer laut auf, „sieh, Brüderchen, wie dort meine Ernte blüht!" — Aber bei diesen Worten, des Weges nicht achtend, fiel er in einen Seitengraben und brach ein Bein. — „Was gilt's, meine Ernte ist schon reif!" versetzte jetzt der Barbier, des neuen Verdienstes froh, und eilte zu dem kläglich Schreienden hinunter.

O Weltgeschichte, dachte ich, als mir das Alles vom tollen Frevler und von seinen Neidern erzählt wurde, wenn einmal die Zeit kommt, wo auch die Bauern dich studiren, so werden sie finden, daß sie im Grunde doch schon Manches davon gewußt haben! — aber noch viel klarer, unverhüllter, hübscher und faßlicher.

Das Herabsteigen der Götter auf die Erde, wobei dieselben menschliche Gestalt annehmen, um die Menschen zu prüfen, die Guten mit allerlei Segen zu erfreuen, die Bösen zu strafen oder in Güte zu besserem Wandel zu ermuntern, ist in den religiösen Mythen der meisten Völker des heidnischen Alterthums bekannt. Abgesehen davon, daß die Götter Homer's öfters unsichtbar oder doch nur von denjenigen bemerkt, denen sie beistehen, mitten im Kampfe erscheinen oder sich unter der Gestalt einer bekannten menschlichen Persönlichkeit verbergen (Poseidon als Kalchas, Hermes als myrmidonischer Krieger, Athene als Mentor), oder auch sonst in Thiergestalten sich hüllen (Jupiter als Schwan, Stier) — erscheinen sie oft einzeln, zu zweien oder dreien, als verirrte oder verspätete Wanderer, welche um Gastfreundschaft bitten, wie Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis. Ebenso reisen bei den Indern Brahma und Vischnu; bei den Skandinaven Odinn, Hönir, Thörr und Loki.

Die christliche Volkslegende, welche sich auch hier, sowie in vielen andern Sagen, an heidnische Mythen anlehnt, indem sie irgend eine biblische Persönlichkeit an die Stelle der alten Götter setzt, hat sich in einer Menge mittelalterlicher Dichtungen ausge-

prägt, deren Nachklänge noch jetzt im Volke forthallen, die aber nach und nach von demselben, je nach seines Herzens Bedarf, ihre tiefpoetische Bedeutung beibehaltend, meistens auf das praktische Lebensgebiet übergetragen worden sind.

Manche derselben führen die darin handelnden höhern Wesen in der ihnen entsprechenden Würde und Heiligkeit vor; andere dagegen rücken sie dem Menschen näher und entblöden sich nicht, den oder jenen Himmelsbewohner als Typus irgend einer menschlichen Schwachheit vorzuführen, den Heiligenschein, der um seine Stirne schwebt, wegzuhauchen und ihn menschlich redend, handelnd, fehlend darzustellen. Die naive Weise, in welcher dies meistens geschieht, der gesunde Humor, der kecke Witz, ja oft die derbe Schalkheit erscheinen dabei dem Unbefangenen keineswegs als Herabwürdigung des Heiligen, als Blasphemie, sondern eben als rohe Folien köstlicher Edelgesteine. Des Volkes kindlicher Glaube bleibt dabei unverloren.

Diejenigen himmlischen Wesen, welche in diesen Legenden, die von den eigentlich kirchlichen völlig verschieden sind, am häufigsten vorkommen, sind: Gott Vater selbst, der nicht nur manchmal ein Fenster des Himmels aufmacht, um auf die Erde herabzuschauen, sondern auch in menschlicher Gestalt zu den Menschen tritt, um sie zu prüfen, zu belehren, zu belohnen oder zu bestrafen. Bedeutungsvoll ist in dieser Hinsicht das wallachische Märchen „die drei Wundergaben" (Gebr. Schott, S. 204), wo ein armer, unzufriedener Bauer mit dem Vorsatze auszieht, an Gott Rache zu nehmen und von Gott dadurch gedemüthigt wird, daß er ihm Gaben verleiht, die ihm Reichthümer bringen können, die er aber nicht zu gebrauchen versteht.

Aus dem alten Testamente erscheinen auch Hiob und vorzüglich Elias, der in deutschen Sagen unverkennbar aus Donar hervorgegangen ist[1] (J. Grimm, D. M., S. 157 u. ff.).

---

[1]) Die heutigen Wallachen sehen in Elias noch jetzt eine Art von Donnergott, wie nachfolgendes Märchen erweist: „Elias ist durch eine Lüge des Teufels verlockt worden, seinen Vater und seine Mutter zu erschlagen. Gott gestattet ihm nun Rache zu nehmen; er aber haust mit seinen Feuerwaffen, Blitz und Donner, so fürchterlich, daß die ganze Welt verginge, wenn Gott nicht seinen rechten Arm lähmte. Katzen und Hunde werden während eines Gewitters nicht im Hause geduldet, weil der Teufel sich gerne in ihnen birgt, und Elias daher seine Blitze nach ihnen schleudert." Gebr. Schott, Wallach. Märchen, S. 281 u. 375.

Maria, die Muttergottes, der strahlende Mittelpunkt vieler epischen und lyrischen Dichtungen des Mittelalters, erscheint ebenfalls tröstend und hülfeleistend in vielen ältern Volkslegenden; später wird jedoch ihre Wirksamkeit mehr auf das Gebiet der kirchlichen Legende und Wunderthätigkeit gezogen.

Christus und sein Apostel Petrus treten jedoch in den Legenden der meisten Völker von allen Himmelsbewohnern am häufigsten auf. Wenn der erstere in denselben, sowie namentlich in unsern vier obigen elsässischen Volkslegenden, seine ganze göttliche Macht und Erhabenheit beibehält und nur der Gestalt nach in menschlicher Erscheinung auftritt, so wird dagegen der Jünger des Herrn seiner Würde gänzlich entkleidet und zeigt sich mit menschlicher Schwachheit, mit menschlichem Gelüste. Es ist, als ob das Volk die dreimalige Verläugnung des Apostels, ungeachtet der völligen Vergebung derselben durch den Erlöser, noch immer nicht vergessen, noch immer fortstrafen möchte [1]). Dazu kommt aber auch noch der rasche, oft unbedachte Charakter Petri in Betracht, dessen Persönlichkeit dem Volke am nächsten gerückt und daher am begreiflichsten erscheint.

Mit der Erzählung Petrus und die Bergknappen hat das wallachische Märchen Gottes Wanderung mit dem heil. Petrus in soferne Aehnlichkeit, daß Gott hier einen Bauern ebenfalls um seiner Grobheit willen bestraft. Derselbe hatte nämlich auf die Frage: „Wirst du heute mit deiner Arbeit fertig wer-

[1]) Wenn manche Volkssagen und Volkslieder Petrus als herrschsüchtig, ungeschickt, träumerisch vorstellen (so auch: Hans Sachs, St. Peter mit der Geis; Göthe's sogenannte Legende u. a.), so machen ihn andere sogar zur Zielscheibe eines oft plumpen Witzes. Um auch diese Gattung nicht zu übergehen, folge eine von den gelindern Sagen derselben, welche in der Nähe von Buchsweiler bekannt ist: Christus und Petrus kommen zur Erntezeit zu einem reichen Pächter und bieten sich an, ihm sein Getreide dreschen zu helfen. Sie werden angeworben, und Abends wird ihnen ein Bett zur Ruhe gewiesen. Da sie jedoch von der Wanderung müde sind, so versäumen sie, des andern Morgens frühe aufzustehen. Der Pächter kommt mit einem Stocke und schlägt den vorne im Bette liegenden Petrus tüchtig durch. Des Abends bittet dieser Christus, er möge ihm doch erlauben, sich heute an die Wand zu legen, was ihm gestattet wird. Des folgenden Morgens verspätigen sie sich abermals und der Pächter erscheint wieder mit seinem Prügel. „Gestern, sagt er, hat der da vorne Schläge erhalten, nun ist die Reihe am Andern," und schlägt damit abermals auf Petrus los, der diesmal der Strafe des hartherzigen Bauern zu entwischen geglaubt.

den?" geantwortet: „Was geht dich meine Arbeit an?" worauf der liebe Gott erzürnte und den Grobian mit einem heftigen Grimmen schlug, so daß er acht Tage lang nicht arbeiten konnte; erst als er nach dieser Zeit wieder freundlichen und höflichen Bescheid gab, hörte die Strafe auf. (Gebr. Schott, S. 204.)

In der zweiten Legende erscheint Petrus als Typus der durch die Weltlust von Christus abgewichenen, durch Unglück aber ihm wieder reuevoll zugeführten Menschen.

Die beiden letzten Stücke mögen wohl, abgesehen von ihrer tiefen, sinnvollen Bedeutung, aus der Erinnerung an die Weinverwandlung zu Cana und die Speisung der Tausende in der Wüste hervorgegangen sein. Sie gehören gewiß zu den herrlichsten Erzeugungen der Volkspoesie.

Ueber die Wanderungen der Götter und ihre Beziehung zu denjenigen christlicher Persönlichkeiten vergl. J. Grimm, Deutsche Mythol., Vorrede S. XXXIV u. ff.; 312; 1195.

Anmerk. des Herausgebers.

170.

Der feurige Mann.

Mündlich.

In Ballbronn saßen Bursche und Mädchen beisammen in der Kunkelstube und spielten Pfänder. Da wurde einem Knaben zur Auflösung seines Pfandes aufgegeben, er solle einen feurigen Mann auffordern, ihn zu küssen. Der Knabe ließ sich nicht lange necken, riß das Fenster auf und rief mit lauter Stimme hinaus: „Feuriger Mann, küsse mich!" Da hörte man's plötzlich mit schwerem Tritte die Treppe heraufkommen und einen heftigen Schlag an die Thüre thun. Und als man sich nach einiger Zeit vom Schrecken erholt hatte und hinausging, um zu sehen, was vorgefallen, bemerkte man die Spuren zweier Hände, welche in d Thüre gebrannt waren.

Ballbronn hieß früher Balbrun und bei Königshoven Baldeburn, Balders Bronn, und kann den von J. Grimm aufgezählten Ortschaften, welche sich auf diesen germanischen Gott beziehen, füglich beigezählt werden.

Auch in Mietesheim befindet sich an dem äußersten Hause gegen die Griesbacher Mühle zu ein Laden, an welchem zwei schwarze Hände eingebrannt sind, die von einem feurigen Manne herrühren sollen; der Eigenthümer hat später ein hölzernes Schieberchen davor gemacht, um sie zu bedecken.

Feurige Männer [1]) sind im Volksglauben die Seelen Solcher, die in ihrem Leben Wittwen und Waisen betrogen, Bannsteine versetzt oder dem Nachbar abgepflügt haben; sie müssen, wie gesagt wird, nach dem Tode feurig gehen. Die Irrlichter werden also genannt und auch als solche Seelen gehalten. Hebel nennt sie füürige Marcher. Bei Fischart, Gargantua, S. 231, heißen sie Zunselgespenster.

Eine andere Art derselben, die nur an den Fronfasten umgehen und nur von Fronfastenkindern (S. 30) gesehen werden, sind ganz schwarz und haben nur an der Stelle des Herzens einen leuchtenden Fleck. Es sind Geister, die erlöst sein wollen, und diejenigen, die sie nicht beachten, durch Schläge auf ihre Gegenwart aufmerksam machen. (Nach der Mittheilung eines in den Advents-Fronfasten Geborenen.)

Feurige Männer können erlöst werden, wenn ihnen derjenige, dem sie zur Nachtzeit leuchten, Dank sagt. Wer jedoch die von ihnen dargereichte Hand ergreift, dem brennt sie schwarze Male in die seinige.

S. J. Grimm, Deutsche Myth., S. 869 u. ff. — Sagen zur Vergleichung geben u. A. Schnezler, Bad. Sagenb. I, S. 159; II, 337; 404. — Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV, S. 135; 231. — A. Kuhn, Märkische Sagen, S. 98; sie heißen hier Lüchtemännekens. — H. Harrys, Sagen Niedersachsens, I, S. 33.

---

[1]) Im Münsterthale heißen die rothen Klatschrosen (papaver rhoeas) fyrigi Männer.

171.

Der Rohracker.

Mündlich.

Der Rohracker ist ein unfruchtbarer, feuchter Riedplatz, mitten in den Wiesen bei Westhoffen. An der Stelle desselben soll vor alten Zeiten ein Kloster gestanden haben, dessen Mönche ein gottloses Leben geführt. Nachdem sie nun einst an einem Freitage einen Klosterbruder, nach Andern eine Magd, ausgeschickt hatten, um Fleisch einzukaufen, versank plötzlich das Kloster in den Grund, nur hörte man noch tief unten den Hahn krähen.

S. das versunkene Kloster zu Rheinau, S. 141. Der Sagen von versunkenen Klöstern, Schlössern, Dörfern, Städten gibt es unzählige; beinahe sämmtliche halten dies Versinken für Strafe des Himmels, wegen zügellosem Leben oder Trotz und Lästerung gegen Gott.

Vergl. namentlich: A. Schnetzler, Bad. Sagenbuch, I, S. 237. — Temme, Sagen von Pommern und Rügen, S. 205, 206; 210 u. 211. — A. Kuhn, Märkische Sagen, S. 81, 140, 166, 209, 221. — H. Harrys, Sagen Niedersachsens, I, 1, 26; II, 11, 81. — K. Simrock, Rheinsagen, 2te Aufl., S. 183. — Die badische Sage, welche mit der unsrigen am meisten Aehnlichkeit hat, lautet also: „Nach der allgemeinen Volkssage der Umgegend (Nonnenmattweiher im Wiesenthal) soll vor Zeiten auf der Stelle, wo jetzt der Weiher ist, ein Nonnenkloster gestanden haben, und auf dem zwei Stunden davon liegenden Stockberge ein Mönchskloster. Die Bewohner des letztern pflegten jene Nonnen öfters in allerlei gottesdienstlichen oder ökonomischen Geschäften zu besuchen, welche aber auch zu einem gar vertraulichen und ärgerlichen Umgange führten, so daß das Nonnenkloster einst mitten in einer üppigen Schwelgernacht plötzlich mit Mönchen und Nonnen in die Erde versank und ein kleiner See dafür an dessen Stelle trat, auf dem sich eine aus Torf, Wurzeln, Laub- und Mooswerk bestehende grüne Insel bildete, auf der man ohne Gefahr herumwandeln konnte." Kreisrath Gysser, Freiburger Unterhaltungsblatt 1819, S. 816 u. ff.

172.

Die weißen Katzen.

Mündlich.

Auf der Gartenmauer des ehemaligen Freihofs zu Wangen bemerkt man vom Nachtläuten an bis zur Morgenglocke zwei große weiße Katzen, welche einander gegenübersitzen und außerordentlich hell in die Nacht hinein glänzen.

Die Erzählerin fügte hinzu, daß nicht wohl eine ältere Person in Wangen sein dürfte, welche diese Katzen nicht gesehen hätte.

Wangen liegt am Fuße des Wangenberges, der als Sammelplatz der Hexen und Aufenthalt irreführender Geister berüchtigt ist.

173.

Der Dorfhammel.

Mündlich.

Das Stadtgespenst von Wangen heißt der Dorfhammel, obgleich es nicht die Gestalt eines Hammels hat, sondern eine unbestimmte, plumpe Thierform, „mit langen Schlappohren" darbietet. Es kauert am häufigsten in engen Gäßchen, zwischen Gartenmauern.

Ueber Gespensterthiere vergl. S. 15, 28, 30, 46, 86, 124.

174.

Das Weinbrünnlein.

Mündlich.

In einem Keller in Wangen ist eine Quelle, die jedesmal fließt, wenn der Wein das folgende Jahr gerathen soll. Sie heißt deßwegen das Weinbrünnlein.

Vorzeichen eines guten oder schlechten Herbstes kennt die Volkssage des Elsasses viele. Vergl. die Bemerkungen zum Weingeigerlein von Brunnstatt, S. 14.

Die Hungerbrunnen, die nur dann fließen, oder wenigstens viel mehr Wasser geben, als gewöhnlich, wenn ein Fehljahr bevorsteht, sind schon S. 100 und 167 besprochen worden.

175.

Der König Dagobert und Neu-Troja.

Nach Schilter-Königshoven's Chronik, S. 233; vergl. 593 u. 609. Vergl. B. Hertzog's Edelsasser Chronik, I, S. 8.

Nach König Lothars Tode folgte ihm sein Sohn Dagebrecht oder Dagobert der Große, gewaltiger König über die Lande Burgund, Austrasien und Frankreich (Francia occidentalis, Neustria).

Dieser Dagobert war ein „furchtsamer", d. i. furchtbarer, mächtiger König, und machte guten Frieden in allen Landen. Er bezwang die Sahssen (Sachsen) und tödtete alle Knaben, die länger waren als sein Schwert.

Dagobert wohnete viel in deutschen Landen und allermeist im Elsaß, zu Ruffach, in einer Veste, genannt Isenburg.

Zu Kirchheim, bei Marlei (Marlenheim) bauete er aber eine schöne Burg, die nannte er Neu-Troja, die sollte so fest und gewaltig werden, als vordem Troja war, aus welcher die Sage nicht nur sein königlich Geschlecht, sondern auch das Volk der Franken herleitet.

Des Schwertes Länge galt oft als Maß für die Gefangenen, die der Sieger hinrichten lassen wollte. So sehen wir später in umgekehrtem Verfahren, als dasjenige Dagobert's, Karl den Großen, 792, zu Regensburg sein Schwert in die Erde stoßen, um alle Sachsen, die an der von seinem Bastardsohne Pipin dem Höcker angesponnenen Verschwörung Theil genommen hatten und dasselbe überragten, dem Tode zu weihen.

Unsere alten Chronikschreiber leiten beinahe sämmtlich das Volk der Franken von den Trojanern ab. So sagt auch B. Hertzog: „Demnach vber viel hundert jar als man ward zahlen nach Gottes Geburt CCCCXX. da giengen die Römer ab an gewalt vnnd Reichthumb, also daß die Francken oder Frantzosen, das waren die geschlecht, die von Troia als dieselb zerstöret, kommen waren in diß Land, auff mit jhren Königen an Ehren, gewalt vnnd Reichthumb, also daß der Franken König den man jetzt nennet auß Franckreich, mehr Land vnnd Leut in Teutschen Landen hatte, als der Keyser, oder die Römer, darumb zogen die Francken wiederumb auß, bezwungen Cöllen, Meintz, Wurmbs, Straßburg vnd Basel, vnnd alles Teutschland mit einander von Aquitanien biß in Baiern, vnd liessen sich in den Stätten nieder, sie bezwungen, erschlugen vnd vertrieben auch die Vögt vnd Amptleut die von der Römer wegen, vber diese Land waren gesetzt. Also wurden die Teutschen Francken vnnd Edlen Troyer vnter einander vermischet, daß man alle Teutschen bei dem Rhein heisset billich Francken, Also hat das Elsaß vnd gantz Land bei dem Rhein seinen vrsprung vnd anfang, erstlich von den von Trier, vnd wurden hernach mit den Troyanern vnd Francken vermischet."

Wimpheling, ohne sich weiter über diese in älterer Zeit allverbreitete Sage einzulassen, bestätigt wenigstens die noch zu seiner Zeit bekannte Benennung Kirchheims als Trovia quasi Troja nova: »Deinde Rex (Dagobertus) locum istum, quem primo sibi in helvetia (sc. Alsatia) inhabitandum elegit, et aedificium quod amoenitate loci captus apud *Troviam* quasi *Trojam novam*, nunc *Kirchheim* dictam, miris impensis construxerat, et (Florentio) in retributionem donavit.« Catal. Episcop. Argent. cap. VII.

Auch J. Gebwiler spricht von Dagobert's Sitze: »in arce *Troje* quam vulgo Kirchheim .... vocant.« In ältern deutschen Dichtungen führen auch die Rheinfranken ihre Abkunft auf

die Trojaner zurück; so heißt es im Kleinen Heldenbuche (Walther und Hildegund, VII) von Werinhard, „er sei trojischer Art entstammt.“ — Desgleichen die Ostfranken, die Nachbarn der Thüringer. S. Bechstein, der Sagenschatz des Thüringerlandes, II, S. 4, und desselben: Fränkischer Sagenschatz, I, S. 21.

In den Anmerkungen zu Königshoven's Chronik weist jedoch Schilter nach, daß Kirchheim nicht Troja nova, sondern, wie dieß auch Wimpheling bezeugt, *Trovia* oder Trowe genannt wurde, „das ist eine Burg der Treue, castrum fidelitatis gleich wie das Geschlecht von Trojen im Ertzstifft Cölln, nicht von dem alten Troja, sondern von der Treue genennt worden.“ S. 593. — Nach Beatus Rhenanus endlich soll der Ort schon unter den Römern bestanden und *Tronium* geheißen haben. Rerum German. Lib. III, pag. 314.

176.

Die weißen Schafe.

Mündlich.

Wenn die Mädchen in Marlenheim Nachts aus den Kunkelstuben gehen, so sehen sie oft weiße Schafe vor sich. Wenn sie denselben nachfolgen, so laufen sie an den Bach und blöcken auf eine seltsam lockende Weise herauf. Wer den Spuk nicht kennt und sich verleiten läßt, der wird in's Wasser gezogen.

S. über die Gespensterthiere im Elsaß Neujahrs-Stollen f. 1850, S. 34 — 68.

Vergleiche in dieser Sammlung S. 15, 28, 30, 46, 86, 124, 225.

Wir haben hier auch einen letzten, unklaren Nachhall von Sagen, die sich an Wassergeister knüpfen.

177.

Das Marienbild in der Kapelle zu Marlenheim.

Mündlich.

Ein frecher Dieb war Nachts in die Kapelle gedrungen, welche auf dem Rebhügel oberhalb Marlenheim steht, um das kostbare Halsband zu stehlen, welches die heil. Maria schmückt. Als er aber den Arm darnach ausstreckte, um es zu ergreifen, blieb ihm derselbe in der gehobenen Richtung stehen, bis des andern Morgens Leute kamen, den Uebelthäter festnahmen und dem Gerichte überlieferten.

Frevel an dem Heiligen, Kirchenraub, Spott und Lästerung läßt die Volkssage oft sogleich am Thäter bestrafen. Ein schwedischer Fähndrich, welcher 1631 in die Klosterkirche von Amorbach einbrach, um daselbst das kostbare blaue Damastkleid des Madonnenbildes zu stehlen, um es seiner Geliebten als Kriegsbeute mitzubringen, erblindete plötzlich mit derselben; beide erhielten das Licht der Augen erst dann wieder, als der Frevler das gestohlene Gut reuevoll der heil. Jungfrau zurückbrachte. S. Schnezler, Bad. Sagenb. II, S. 624. — Ein Amtmann von Stettin vergaß sich, während eines über acht Wochen anhaltenden Regens, wobei seine Felder litten, drei Schüsse nach dem lieben Gott gen Himmel zu schießen; beim dritten aber versank er bis mitten an den Leib in die Erde hinein und mußte jämmerlich sterben. S. Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen, S. 311. — Ein muthwilliger Bube, der im Bernrainischen Walde bei Konstanz Reisig gesucht, ging mit andern in eine Kapelle, griff dem Bilde des Erlösers am Kreuze unter die Nase und sagte: „Herr Gott, laß dir die Nase schneuzen, so küss' ich dich desto lieber!" Augenblicklich erstarrte ihm die Hand und dieselbe blieb unbeweglich an der Nase des Bildes angewachsen und konnte nur durch Fürbitte vieler geistlichen und weltlichen Personen, die sich in Prozession zur Kapelle begaben und Gottes Barmherzigkeit für den jungen Verbrecher anflehten, wieder vom Bilde abgelöst werden. Bad. Sagenb. I, S. 21.

178.

Die Spukthiere im Kronthal.

Mündlich.

Im Kronthale, zwischen Marlenheim und Wasselnheim, aus dessen schönen Steinbrüchen der größte Theil der zum Baue des Straßburger Münsters nöthigen Steine genommen wurde, spuken allerlei Thiere.

Ein schwarzer Hund sitzt in einem Steinhohl und hütet einen Schatz.

Am Mossigbache, welcher durch's Thal fließt, hört man in stillen Nächten oft ein leises, feines Singen. Es rührt von den schönen Schlangen her, welche am Ufer liegen, und man kann ihre goldenen Kröndchen aus dem Grase hervorschimmern sehen.

Ein weißes Rößlein läuft zur Nachtzeit durch's Thal; manchmal allein, zuweilen aber steht ein Mann auf demselben, der einen Säbel in der Hand hält. Er soll einst vor vielen Jahren den Eingang des Kronthals ganz allein gegen ein großes Kriegsheer vertheidigt haben, aber wegen einer dabei begangenen Sünde hieher gebannt sein.

Thieren in Steinbrüchen, auf Bergen, in Thälern, besonders Drachen, werden oft vom Volke Krankheiten und Seuchen zugeschrieben, welche durch das Errichten eines Kreuzes, den Bau einer Kapelle u. drgl. ein Ende nehmen.

Vergleiche die Bemerkungen zu Nr. 176.

Auf der nördlichen Seite des Kronthals stand vor Alters das Schloß Kronenburg, welches, der Sage nach, von Dagobert erbaut wurde.

179.

Die Spille.

S. *Schœpflin*, Alsatia illustrata, I, Fol. 530. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 104. — H. Schreiber, die Feen in Europa, S. 20.

In dem an römischen und celtischen Alterthümern so reichen Lande Dabo oder Dachsburg, etwa eine Stunde von den Schlössern Ochsenstein, erhebt sich ein einundzwanzig Fuß hohes Felsstück, in der Mitte viel dicker, als an den Enden, welches wegen seiner Gestalt die Spille oder Kunkel genannt wird und welches einst von den Feen hier aufgepflanzt wurde.

Die Spille ist wahrscheinlich ein aus der Druidenzeit herrührender menhir. Aehnliche Steine gibt es viele in der Bretagne und in Burgund, wo sie quenouille de la fée, quenouille à la bonne femme genannt werden und ebenfalls vom Volke behauptet wird: »c'était la *Fau* (fée) qui l'avait porté sous son bras et qui l'avait plantée là.« — Ein Spilstein, Spindelstein, eine Spiel steht auch bei Rendrisch; eine andere bei Blieskastel (beide im baierischen Rheinkreise), welche letztere jedoch Goldenstein genannt wird. Den Spilstein in einem Walde westwärts vom Schlosse Lichtenberg nennt Schweighäuser unrichtig Spitzstein, pierre pointue.

Das Land Dabo oder Dachsburg hat seinen Namen von dem also genannten Schlosse, welches die Grafen von Egisheim-Dachsburg von der Abtei Andlau zu Lehen trugen, bis es, nach dem Aussterben dieser Familie, an die Grafen von Leiningen kam. Die ältesten Besitzer von Dachsburg bewohnten aber gewöhnlich ein anderes, zwei Stunden westlicher gelegenes Schloß, welches auch das St. Leoberger Schloß heißt, da aller Wahrscheinlichkeit nach Papst Leo IX., aus der Familie Egisheim, daselbst geboren wurde (S. 73). Das Land ist durchaus gebirgig und Freunden wildromantischer Gegenden zur Durchwanderung anzuempfehlen. In den dichten Waldungen bemerkt man hie und da Mauerreste, celtische Grabhügel, sowie Felsstücke, welche ebenfalls auf den celtischen Kultus hinweisen und worunter außer der merkwürdigen Spille noch die Druidenkanzel und die Frohn-

kanzel, sowie die auf Cassini's Karte château égyptien, von den Bewohnern aber Heidenschloß genannten Burgtrümmer. Jetzt zählen beinahe alle zur ehemaligen Grafschaft gehörigen Dörfer, Höfe und Waldungen zum Murthe-Departement; sie gehörten in frühern Zeiten zum untern Elsasse.

180.
Die eisernen Ringe und die Schätze bei Wudenthal.

Schriftliche Mittheilung von Pf. Ringel.

„Ein alter Förster aus dem Dachsburger Gebirge erzählte mir, als ich für Professor Schweighäuser die römischen und celtischen Alterthümer dieser wilden Gegenden aufnahm, Folgendes: Auf Befehl meiner Vorgesetzten ließ ich nebst meinem Sohne, der gleichfalls Förster ist, im Wudenthale, das von sehr hohen Felsen eingeengt ist, einen Holzweg aushauen, der sich längs einer steilen Felswand hinzieht. Die Arbeiter fanden daselbst, etwa vier bis fünf Fuß tief in dem sandigen Boden, zwei große Klumpen rostgelber Erde, von denen der erste in Stücke zerschlagen wurde, der andere aber im Mittelpunkte die etwas verwitterten Ueberreste eines starken eisernen Ringes zeigte und der für weniges Geld an einen Juden verkauft wurde; dieser ließ sich ihn wieder von einem Alterthums-Liebhaber in Saarburg theuer bezahlen. Auch an andern Felsen sind zur Zeit solche Ringe gesehen worden, an welchen einst, der hier allverbreiteten Sage zufolge, „reiche Kaufleute" ihre „goldenen" Schiffe befestigten, wenn sie durch's Wudenthal fuhren.

„In der Nähe befindet sich eine Ruine, hart am Rande des Felsens, von der man erzählt, sie enthalte große eiserne Kisten, die mit Gold und Silber angefüllt sind."

Der Name Wudenthal oder Wodanthal, wie es auch genannt wird, erschien Prof. Schweighäuser als ein Nachhall aus den altgermanischen Mythenzeiten (Wodan).

Ueber die Schiffringe auf den Vogesen vergl. S. 180, der

Männelstein und des Verfassers Aufsatz: Temps fabuleux de l'Alsace, d'après la tradition populaire, im Februarhefte 1851 der *Revue d'Alsace*.

181.

Die weißen Jungfrauen bei Haselburg.

Mittheilung von Pf. Ringel.

Haselburg, nach Schweighäuser ehemals Asenburg, ist ein auf einem Berge gegen Pfalzburg zu gelegenes Dorf. Daselbst geht die Sage, daß man kurz vor einem großen Unglück im Lande ein lautes Wehklagen im Berge vernehme. Jungfrauen in weißen Kleidern treten sodann Nachts aus demselben hervor und fliehen singend in die nahen Waldungen. Oefters jedoch hört man sie jetzt jammern. Sie sollen schon seit undenklichen Zeiten ein Kleinod im Walde, aber immer vergeblich, suchen.

Die Sage knüpft sich unverkenntlich an den einst in diesem Theile des Landes besonders verbreiteten Dienst der Druidinnen und ihre nächtlichen Ceremonien; später sind aus denselben Feen und endlich weiße Jungfrauen geworden. Vergl. die Bemerkungen zum Feengarten und der Feenbrücke im Breuschthale, S. 192.

182.

Die Belagerten vom Schloß Dachsburg.

S. *Ch. G. Klein,* Saverne et ses environs, Strasb. 1849, S. 166.

Zur Zeit der Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich, in den Siebziger Jahren des 17ten Jahrhunderts, war das alte Schloß Dabo oder Dachsburg, das auf dem St. Leoberge liegt, von seinem damaligen Besitzer, dem Grafen Emmich von Leinin=

gen, beinahe ganz verlassen und diente herumstreifenden Truppen zum Aufenthalte.

Im Jahr 1677 schickte General Monclas eine Abtheilung Soldaten aus, um das Schloß zu erobern. Allein bei ihrer Annäherung zog sich ein Häuflein Wilddiebe in dasselbe, welche es während mehrern Tagen vertheidigten.

Dieser Erfolg machte die Belagerten so kühn, daß sie in muthwilligem Selbstvertrauen eine todte Ziege auf die Feinde herabwarfen. Sie hatten derselben eine Spindel zwischen die Vorderfüße gebunden und folgenden Reim darein geschoben:

So wenig ihr die Geis lehrt spinnen,
So wenig werdet ihr Dachsburg gewinnen.

Durch diesen Spott aufgereizt, nahmen die Franzosen die Belagerung mit größerem Ernste vor, und es gelang ihnen, sich des Schlosses zu bemächtigen.

183.

Ein Müllerknecht wird in einen Esel verwandelt.

Mündlich. Mittheilung von Herrn Professor Ohleyer.

In der Nähe von Zabern steht eine Mühle, die vor noch nicht sehr langer Zeit einer Wittwe angehörte. Ein junger Bursche, der darin als Müllerknecht diente, fand Gefallen an der Meisterin einziger Tochter und glaubte, daß das Mädchen auch ihm zugethan sei, da es manchmal in die Mühle kam und ihm bei der Arbeit zusah oder von ferne seinen Liedern lauschte.

Nun hatte der Müllerknecht schon seit einiger Zeit bemerkt, daß Mutter und Tochter oftmals während der Nacht abwesend waren und sich erst in der Morgenfrühe wieder in der Mühle befanden, ohne daß er wußte, wie sie hinaus- und wieder hereingekommen.

Von Neugierde und Eifersucht getrieben, versteckte er sich eines Nachts unter das Bett der Müllerin und gewahrte bald, daß die Meisterin einen Wandschrank öffnete, einen kleinen Topf daraus

nahm, mit dessen Inhalt sie das Mädchen und sich selbst bestrich und dazu einige Worte murmelte. Hierauf gingen beide in die Küche und er hörte nichts mehr von ihnen. Eiligst schlich er aus seinem Verstecke hervor, untersuchte den Topf und fand eine graue Salbe darin, womit er sich die Hände rieb und dazu sprach: „Obenan und nirgends wider," die einzigen Worte, die er verstanden hatte. Er begab sich nun ebenfalls in die Küche und wurde plötzlich mit Gewalt zum Schornstein hinausgezogen, fort durch die Lüfte, in Sturmesflug, daß ihm Hören und Sehen verging.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich auf dem Gipfel des ihm wohlbekannten, oberhalb Buchsweiler sich erhebenden Bastberges, der als Versammlungsort der Hexen im ganzen Lande berüchtigt ist. Unter der Menge derselben, die in dieser Nacht eben ihren Sabbat begingen, bemerkte er auch seine Meisterin und seine Geliebte. Wild fuhren die teufelischen Weiber über den zitternden Burschen her, und die allgemeine Stimme war, ihn auf der Stelle zu tödten, damit er ihr Geheimniß nicht verriethe.

Nur mit Mühe gelang es der Müllerstochter, Gnade für ihn zu erhalten; jedoch zur Strafe verwandelten die Hexen ihn in einen Esel.

Bevor die Versammlung sich trennte, flüsterte ihm das mitleidige Mädchen zu, daß er die Verwünschung aufheben könne, wenn es ihm gelänge, Weihwasser zu trinken.

Des andern Morgens fand ein Bauer den Esel und führte ihn nach Hause. Er mußte nun in zwei Hotten Mist tragen, Rebpfähle und Gras. Oftmals wollte er seinem Herrn und andern Leuten seinen Jammer klagen, allein, obgleich ihm seine menschlichen Gedanken geblieben waren, so schrie er doch eben wie ein rechter Esel und bekam dafür tüchtige Schläge.

Beinahe ein Jahr verblieb er unter dem Zauber der Hexen; da gelang es ihm endlich, nach manchem vergeblichen Versuche, zur offenstehenden Thüre einer Kirche hinein nach dem Weihkessel zu kommen, woraus er auch sogleich einen tüchtigen Schluck nahm und wieder zum Menschen ward.

Nach dem Berichterstatter lebte der Müllerknecht in der That, erkaufte sich später eine Mühle und erzählte seine Geschichte oftmals in vollem Ernste bei Familienfesten. Jedenfalls war er, wann er dies that, immer wieder in seine frühere Eselsverwandlung zurückgekommen.

Im Märchen vom Krautesel, Grimm, Kinder- u. Hausmärchen, II, N. 122, wird ein junger Jäger in einen Esel verwandelt, wenn er von einem gewissen bösen Salate ißt, und wieder entzaubert, wenn er von einem andern, guten, genießt.

In einem sächsischen Märchen hört die Verwünschung auf, sobald der in einen Esel Verwandelte Lilien ißt. Grimm, ebendaselbst, III, Anmerk. zu N. 122.

Verwandlungen in Eselsgestalt sind schon durch den goldenen Esel des Apulejus bekannt. Der heil. Augustin, De civitate Dei, Lib. XVIII, Cap. 18, französ. Uebersetz. 1818, III, S. 205 u. ff., berichtet, daß er, während seines Aufenthaltes in Italien, gehört habe, es gebe in diesem Lande Wirthinnen, die ihre Gäste in Saumthiere verwandeln und sie zu allerlei Diensten verwenden. Er setzt jedoch hinzu, daß diese Erzählungen entweder falsch, oder daß die vorkommenden Fälle so selten seien, daß man wohl daran thue, ihnen keinen Glauben beizumessen. — Andere Beispiele findet man in Philo's Magicon, Augustæ Rauracorum, 1675, S. 581 u. ff.

Ueber Thierverwandlungen s. Neujahrs-Stollen f. 1850, S. 34 u. ff., und Curiosités des Traditions etc. S. 4 u. ff.

184.

Die gebannten Helden im Schloß Groß-Geroldseck.

S. Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, Th. II, S. 32.

„In dem wir nun überzwerchs zuruck durch den Wald, auff die Matten kommen, erkante ich mich also bald, daß wir nicht weit, vnd nechst bey Geroltz Eck, einem alten Schloß auf dem Waßgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzehlen hören: daß nemblich die vralte Teutsche Helden, die Kö-

nige Ariovistus, Arminius, Witichindus, der Hürnin Siegfried vnd viel andere, in demselben Schloß zu gewisser Zeit deß Jahrs gesehen werden; welche, wan die Teutsche in den höchsten Nöthen vnd am vndergang sein werden, wider da herauß, vnd mit etlichen alten Teutschen Völckern denselben zu hülff erscheinen solten."

In einer spätern Stelle, S. 769, nennt Moscherosch die Burg abermals: „Bey Elsaßzabern ligt ein zerstört alt Schloß zwischen zweyen andern, das wird genant Geroltz Eck am Wassigin, vnd das Land so hinder selbigem Gebürg vnd im Gebürg ligt, bis auf Weissenburg, wird geheyssen das Waßgaw."

Ueber gebannte Helden und Kriegsheere vergl. S. 17, 43, 44, 122.

185.

Chronik-Sage von den Schlössern Groß-Geroldseck und Lützelhart.

S. B. Hertzog, Edelsäss. Cronick, Buch V, S. 120 u. 121. Von Pfeffel benützt und erweitert in seiner Erzählung Walther von Geroldseck, Prosaische Versuche, V. — Dramatisch bearbeitet, unter dem Titel: Schloß Lützelhardt, von C. Fr. Hartmann, Straßb. 1836.

„Es melden die Historien vnd Geroltzeckischen Chronicken, es hab ein Herr bei Geroltzeck auff dem Schloß Lützelhart gewohnet, welcher vom stammen vnd Geschlecht Geroltzeck herkommen, der sey dem Herren von Geroltzeck, so derselben Zeit Hohengeroltzeck bewonet gehabt, heimlich neidig vnnd aufffetzig gewesen, der ließ den Herren von Geroltzeck auff einer Jagt vnverwart, heimlich fahen, vnnd jhnen etlich Tag vnnd Nacht mit verbundenen Augen inn dem Wald hin vnnd wider führen, zu nacht inn verborgenen Hülen vnd Felsen legen, und da gemelter Herr von Geroltzeck lang vmb geführet worden, das er vermeynt er were einen fernen Wege auß dem Land geführt worden, da wurde er also mit verbundenen augen, inn das Schloß Lützelhart geführt, vnd in einen

Thurn gelegt, vnd wuste das Gesinde inn dem Schloß nicht anderst, dann dieser Herr von Geroltzeck were weit hinweck geführt.

„Nun lag gedachter Herr von Geroltzeck zwey Jar inn dem Thurn, daß er nie darauß kame, vnd wußte auch nit, wo er was. Als aber etlich mal das Loch ob dem Thurn offen stunde, damit der gestanck zum theil auß dem Thurn gehn möchte, hat der gefangen Herr zuzeiten ein groß Horn hören blasen, darumb ließ er sich beduncken, er hette deßgleiche zuuor mehr gehöret, vnnd auff ein Zeit fragt er den Knecht, so des Thurns hüter was, vnnd jhme zu essen brachte, wo das groß Horn geblasen wurde, vnd wie wol der Thurnhüter solches nit sagen wolte, verstunde der Herr von Geroltzeck, so viel auß des Hüters reden, vnd auß anderen zufelligen vrsachen, daß er sich beduncken ließ, er wußte, wo er gefangen lege. Vnd auff ein andere Zeit fragt der gefangen Herr mit geschickten worten, den Thurnhüter, von wannen er doch were, vnd wie er hieß. Vnnd noch vielen worten sagt der Thurnhüter, er were auß dem Lützenthal, so gehn Geroltzeck gehörig, vnnd wurde er vnnd sein Vatter genent die Rubeln. Da erkant der Herr von Geroltzeck, wo er gefangen lege, vnnd daß gemelter Rublin sein leibeigen Mann was. Darumb gab sich der gedacht Herr von Geroltzeck zu erkennen, vnd vermanet jenen bei seiner pflicht vnd eyde, mit vieler vertröstung, daß er jhme außhülffe, welches auch jhme vnnd seinen nachkommen gehalten worden, dann jhnen besondere Freyheiten geben wurden.

„Als nun gedachter Thurnhüter vername, das er seines Herrn, so lang inn gefängnuß doch vnwissent gehütet hatte, sprach er zu seinem Herrn, dieweil er sein natürlicher Herr were, so wolt er jhme außgehelffen, wo das nit were, wolt er sonst kein gut nemmen, das er jme auß hülffe. Vnd auff einen heyligen tag vnd Fest, da der mehrer theil auß dem Schloß Lützelhart gehn Selbach in die Kirch gangen waren, auch der Herr von Lützelhart nicht anheimisch was, da halff Rublin seinem Herren auß dem Thurn. Vnnd stigen beide an Hasengarnen vber die Mauren hinauß, vnd kamen für die Porten zu Hohengeroltzeck.

„Dieser Herr von Geroltzeck hett vier Söhn, vnd sein Ehlich Weib in leben. Da beschickt bemelter Herr seine Sön, er hett mit jnen allein zu reden. Als nun die Sön zu jrem Vatter für die Porten kamen, eröffnet er jhnen, daß er jhr Vatter were, vnnd wie es jhme inn gemelter Zeit ergangen. Er was aber inn den

zweien Jaren in der gefängknus so gar vngestalt, vnd verandert worden, das jnen seine Sön nicht kanten, vnnd vermeinten er gieng mit betrug vmb, vnnd sagten jhr Vatter were lengst todt. Als nun der Vatter sahe, daß jhn seine Sön nicht erkanten, da begert er das jr Mutter, sein Gemählin, zu jhm keme, als auch geschahe; vnd wiewol sein gestalt sich gar geändert, das jnen sein Gemahl an der Gestalt nit erkennen konte, sagt er doch jr so viel heimliche warzeichen, das sie jnen erkant, vnnd fiel jhme vmb den Halß, mit grossen Freiden, dann sie nit anderst vermeinte, er were lengest todt gewesen. Darnach wandte sich die Fraw zu jren Sönen, vnnd sprach, jr sollent warlich wissen, das diser ewer leiblicher Vatter vnnd mein Gemahl ist.

„Als nun solches die Sön vernamen, fielen sie jrem Vatter zu füssen, vnd baten vmb verzeihung, vnd nach etlichen tagen, schriben die gemelten Herren jrer Freundtschafft, Lehemannen, verwandten vnd zugehörigen, erzehlten vnd klagten jnen, wellher gestalt der Herr von Lützelhart gehandlet, vnd den alten Herren von Geroltzeck in gefängknus gehabt, in meinung das er nimmermehr ledig werden, sonder inn gefängknus sterben solte. Darumb zogen die Herrn von Geroltzeck mit jren verwandten für das Schloß Lützelhart, gewonnen vnnd zerbrochen das, wie man solches noch an der Burgstall, so die Herrn von Geroltzeck inhaben, sicht.“

Die meisten elsässischen Geschichtschreiber (Specklin, Silbermann, Friese, Schweighäuser, Strobel) führen diese Sage als eine den Schlössern Groß-Geroldseck und Lützelhart, bei Zabern, zugehörige an. B. Hertzog, nach dessen Chronik sie mitgetheilt ist, versetzt sie nach den gleichnamigen Burgen bei Lahr, wo auch das in seinem Berichte vorkommende Dorf Selbach liegt. Schöpflin und nach ihm Schweighäuser bezweifeln sogar die Verwandtschaft des elsässischen Geschlechtes der Geroldsecker mit dem überrheinischen; jenes hätte seit der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, dieses schon einige Jahrhunderte früher geblüht.

Hertzog, dem jedoch nur mit großer Vorsicht zu folgen ist, leitet beide Geschlechter von Gerold, Herzog von Schwaben, dem Bruder von Karls des Großen Gemahlin, Hildegardis, ab, und

zählt folgende sechs Hauptstämme: „1. Die Herren von Geroltzeck im Walgaw. 2. Die H. von G. im Wasichgin. 3. Die H. von G. vnd Lare. 4. Die H. von G. vnd Schwanaw. 5. Die H. von G. Graffen zu Veldentz. 6. Die H. von G. vnd Sultz.

Vom elsässischen Schlosse Lützelhart fand Silbermann im Jahr 1757 noch einige wenige Ueberreste.

186.

Der Brudermörder.

Diese Sage ist getreulich nach der mündlichen Erzählung des zu dieser Zeit ältesten Mannes von Zabern abgefaßt. Gefällige Mittheilung von Herrn Professor Ohleyer.

Auf den drei Schlössern bei Zabern hausten vor alten Zeiten drei Brüder: der älteste saß auf Hoh-Barr, der zweite auf Groß-Geroldseck, der jüngste auf Klein-Geroldseck. Der älteste war ein wilder, habgieriger Geselle, der nach dem Gut seiner Brüder trachtete, und was er nicht durch böse List an sich bringen konnte, durch Gewalt zu erringen strebte.

Er beschloß, damit zu beginnen, seinen zweiten Bruder aus dem Wege zu räumen, doch also, daß er jeden Verdacht von sich entfernte. Als sie nun eines Tages mit einander auf der Jagd waren, brachen plötzlich einige im Dickicht verborgene Kriegsknechte hervor, stürzten auf den Herrn von Groß-Geroldseck los, banden ihm die Augen zu und führten ihn gefesselt nach Hoh-Barr. Hier ließ ihn der grausame Bruder vermittelst eines Haspels in einen tiefen, wasserleeren Brunnen versenken. Der Koch des Schlosses hatte den Auftrag, ihm da jeden Tag ein Stück verschimmeltes Brod und einen Trunk stinkenden Wassers zu bringen.

Die Gattin des unglücklichen Gefangenen, eine Edle von Wangen, fragte umsonst nach ihm bei ihren Schwägern, ließ umsonst, sowohl auf den benachbarten als auf den entferntern Burgen des Landes, nach ihm forschen, und hielt sich endlich für eine betrübte Wittwe.

Der älteste Bruder wurde unterdessen schleunigst in das kaiserliche Heerlager berufen, um wider die Ungläubigen zu kämpfen.

Während der Abwesenheit seines Herrn wurde der Koch von Gewissensbissen gequält und fühlte ein tiefes Erbarmen mit dem armen Gefangenen. Er reichte ihm bessere Kost und frisches Wasser, auch ließ er ihm einen mit Laub gefüllten Korb in den Brunnen hinab, damit er sich ein weicheres Lager bereiten könne.

So fristete er ihm sein elendes Leben während dreier Jahre. Da lief die Nachricht ein, daß das Heer, in welchem sein Herr diente, bald zurückkehren werde, und er beschloß, den schon so lange unschuldig Leidenden zu befreien. In einer finstern Nacht ließ er einen starken Korb in den Brunnen und rief dem Gefangenen zu, sich in denselben zu setzen. Glücklich brachte er ihn an die so lang entbehrte freie Luft, schor ihm Haupt und Bart und ließ noch in selbiger Nacht seine Gattin auf das Wiederfinden ihres Mannes vorbereiten, und bald lag er, wiewohl von Gram und Leiden geschwächt und entstellt, in ihren Armen.

Das siegreiche Heer war zurückgekehrt und mit ihm der Ritter von Hoh-Barr.

Seine Rückkehr zu feiern, ließ er gleich des folgenden Tages ein großes Mahl veranstalten, wozu er Nachbarn und Freunde, sowie auch seinen jüngsten Bruder einlud.

Nachdem nun über dem Imbiß viel von dem glücklich bestandenen Kriege, sowie von den auf der Reise vorgefallenen Abenteuern gesprochen worden war, kam die Rede auch auf das Verbrechen des Brudermordes, und ein Ritter, der um des Herren von Hoh-Barr's böse That wußte, fragte ihn, welche Strafe er einem Brudermörder zuerkennen würde. „Ich würde ihn auf der Stelle durchbohren," sagte dieser. — „Ihr habt Euch selbst gerichtet," rief der Ritter, zog sein Schwert, ein Gleiches thaten auch die andern Gäste, und der Unglückliche fiel von allen Seiten verwundet todt zur Erde nieder.

Diese Sage klingt sowohl an die vorhergehende, als besonders auch an eine nachfolgende Sage „Die Bruderrache" an, welche sich auf das Schloß Lichtenberg bezieht, und ist vielleicht aus beiden entstanden. Daß der sich unentdeckt glaubende Uebelthäter selbst die Strafe angibt, die sein Verbrechen verdient, ist ein Zug, welcher in vielen Volkssagen vorkömmt.

187.

Die Horn-Bruderschaft auf Hoh-Barr.

S. *Ch. G. Klein,* Saverne et ses environs, S. 116 u. ff.

Im Jahre 1586 stiftete der Bischof Johann von Manderscheidt auf dem Schlosse Hoh-Barr eine Zechergesellschaft, welche den Namen Horn-Bruderschaft führte. Als Mitstifter gesellte er sich zu: Heinrich von Bobenhausen, Großmeister des deutschen Ordens, Friedrich, Herzog von Sachsen, die Grafen von Salm, von Nellenburg und einige andere. Später kamen noch dazu: die beiden Pfalzgrafen Reinhard und Georg Johann, Leopold von Oesterreich, der Bischof von Straßburg, die Grafen von Fürstenberg, Ortenberg, Lichtenstein, Limburg.

Wer in den Orden aufgenommen werden wollte, mußte ein großes Ur-Horn voll Wein in einem Zuge austrinken. Dieses Horn, welches, nebst dem Namensverzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft, noch bis zur ersten Revolution in Zabern aufbewahrt wurde, war mit drei künstlich gearbeiteten kupfernen Ringen umgeben.

Auf dem ersten derselben stand folgende Inschrift: India remota cornu dedit, da Deus præsens præsidium huic arci, tuoque favore cornu illius evehe.

Auf dem zweiten: Reperi destitutum, reliqui munitum, maneat tibi tuta custodia.

Auf dem dritten: Non minor est virtus, quam quærere, parta tueri.

Der Herzog von Bassompierre berichtet in seinen Memoiren, daß ihm die Bruderschaft auf Hoh-Barr dergestalt mit ihrem Horne zugesetzt, daß er fünf Tage lang in Zabern krank darniederliegen mußte und während zwei Jahren keinen Wein trinken, ja nicht einmal den Geruch desselben ertragen konnte. Später scheint ihm jedoch dieser Abscheu vor dem edeln Getränke wieder vergangen zu sein, denn er erzählt selbst, daß er wieder auf dem Schlosse war und mit den Brüdern tüchtig zechte.

Die letzten Mitglieder der Horn-Bruderschaft wurden den 19. September 1635 aufgenommen.

188.

Die Panduren auf Hoh-Barr.

S. *Klein*, Saverne et ses environs, S. 120.

Der Tod Kaiser Karls VI. (20. Oktober 1740) verursachte einen Nachfolgekrieg, an welchem mehrere europäische Staaten betheiligt waren. Es handelte sich darum, ob Maria Theresia, Karls Tochter, oder Karl Albrecht, Churfürst von Baiern, den Thron von Oesterreich besteigen sollten. Frankreich gewährte dem letztern Hülfe an Geld und Truppen und wurde somit in den Krieg verwickelt.

Das Elsaß wurde nun mit Kriegsschaaren besetzt. Marschall Coigny zog sich im Jahr 1744 mit seinem Heere nach Hagenau und von da nach Straßburg.

In demselben Jahre kamen der berüchtigte Panduren-Obrist, Baron von Trenck, und General Nadasti, welche Zabern einnahmen.

Die Panduren besetzten den Hoh-Barr, welchen die Franzosen hatten verlassen müssen. Alles war bei ihrem Erscheinen entflohen; nur der Sohn des Pächters, ein junger, beherzter Mann, blieb zurück. Er hatte den höchsten Felsen vermittelst einer Leiter erstiegen und dieselbe nachher hinaufgezogen. Eine Ziege, welche er mitgenommen, nährte ihn mit ihrer Milch. Er war auf seiner Felsenhöhe vor den Geschossen der Feinde geschützt und konnte doch mit Steinwürfen mehrere derselben verwunden.

Nach einigen Tagen hielten es die Panduren für unnöthig, den kecken Jüngling länger zu bekämpfen und verließen das Schloß.

Die Zeit der Besetzung des Elsasses durch die Panduren ist noch jetzt unter dem Namen des Panduren-Lärms bekannt. Auch ist die Benennung „wilder Pandur!" im Volke geblieben, und sowie man die Kinder früher mit den Hunnen, den armen Gecken, den Schweden einschüchterte, so schreckte man sie später mit der Drohung: „Wart, der Pandur kömmt!" Vergl. weiter unten Trenck's Mantelsack, Nr. 199. — Eine Stelle auf der sogenannten Zaberner Steige, wo gewöhnlich die Vorspannpferde zurückgeschickt werden, heißt noch jetzt der Pandurenschlag.

189.

Der St. Veits-Tanz.

S. Schilter-Königshoven, Anmerk. zur Chronik, S. 1085. — Vergl. Ennemoser, Gesch. der Magie, Leipz. 1844, S. 874 u. ff. — Daumer, die Geheimnisse des christlichen Alterthums, I, S. 229. — L. Bechstein, Thüring. Sagenschatz, III, S. 131.

Der sogenannte St. Veits-Tanz, eine heftige Nervenkrankheit, deren Entstehung dem Einflusse des Teufels zugeschrieben wurde, zeigte sich bei einzelnen Eremiten und in Klöstern schon nach dem 5ten Jahrhundert.

Den 15. Juni 1237 wurden zu Erfurt bei tausend Knaben und Mädchen plötzlich von dieser seltsamen Tanzwuth ergriffen, daß sie vier Stunden weit von der Stadt unaufhaltsam forttanzten und am andern Tage von ihren Eltern auf Wagen zurückgebracht werden mußten.

Im Jahr 1374 brach die Tanzlust in den Niederlanden aus und zeigte sich 1417 und 1418 auch im Elsaß.

Die Kranken geriethen dabei in krampfhafte Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche sie unwillkürlich zum Springen und Tanzen antrieb, was sie so lange fortsetzten, bis sie erschöpft niederfielen.

In Straßburg überfiel diese Krankheit im Jahr 1518 besonders die Weiber. Sie nahm so sehr zu, daß mehrere Hunderte davon befallen wurden. Der Magistrat öffnete ihnen einige Säle, damit sie darin ihre Lust desto bequemer büßen konnten. Sodann führte man sie auf großen Wagen nach der St. Veits-Kapelle bei Zabern. Hier tanzten sie um den Altar und erwarteten davon ihre Heilung.

Noch jetzt pilgern Personen, welche an der fallenden Sucht leiden, zu dieser Kapelle. Manche derselben stellen, nachdem sie zu St. Veit gebetet und ihm geopfert haben, ihre Stöcke an den Weg, in der abergläubischen Meinung, daß Derjenige, der den Stock wegnimmt, auch die Krankheit mit sich fortnehme. (Vergl. auch weiter unten Hürtigheim.)

Hysterische und unfruchtbare Weiber opfern dem Heiligen eiserne Kröten.

In seinen Deutschen Sprichwörtern, Nro. 497, erklärt es Agricola folgender Weise, wie St. Veit der Patron der von der Gicht befallenen Tänzer wurde.

„In deutschen Landen sind der Plagen viel gewesen, so wurden etliche Leute geplagt, daß sie tanzen mußten oft Tag und Nacht aneinander, oft zween und drei Tag und Nacht. Es ist nun eine Fabel, St. Veit, der 14 Nothhelfer einer, habe (bei seinem Martertode) Gott gebeten, da er jetzt den Hals solle hinreichen, so wünschte er, daß die an seinem Abend fasten und seinen Tag feiern, vor demselben Tanz bewahrt seyn möchten, und alsbald ist eine Stimme vom Himmel kommen: Vite, du bist erhört!"

Fr. Nork, Festkalender, S. 397 u. ff., bringt St. Veit, Sankt Vitus, mit dem slawischen Sonnengotte Swantewit (Swanto-wit, das heilige Licht) zusammen und setzt hinzu: „Wie die schwindelnden Rundtänze der Druiden den Kreistanz der Sterne um die Sonne verbildlichen sollten, und schon bei den Gallenen die Tänze zu Ehren der Sonne oft in „heilige Raserei" ausarteten, wovon die Mänaden im Bacchuscult den Namen erhielten, so dürfte es nicht übertrieben sein, den Veitstanz von den Tänzen zu Ehren Wit's abzuleiten."

Reime aus Kleinlawels über den Veits-Tanz; Straßb. Chronik, S. 130:

Ein Seltzam sucht ist zu der Zeit
Vnder dem Volck umb gangen,
Dan viel Leut auß Vnsinnigkeit
Zu Dantzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag vnd Nacht
Ohn unter laß getrieben,
Biß das sie fielen in ohnmacht,
Viel sind Todt drüber blieben.

Eine andere handschriftliche Straßburger Chronik hat folgende Reime:

Viel hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und springen, Fraw und Mann,
An offnem Marck, Gassen und Strassen,
Tag und Nacht ihren viel nicht assen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
Sankt Vits Tantz ward genant die Plag.

Die Verwünschungsformeln: „Daß dich der St. Veitstanz ankäme!" — „Gott geb' dir St. Veltlinsplag!" kommen in den elsässischen Schriftstellern des 15ten und 16ten Jahrhunderts häufig vor, oft mit denjenigen: „Daß dich der Ritt oder Rito (das böse Fieber) schütt' oder angehe!" Der Barfüßer Joh. Pauli verwechselt oft beide mit einander: „Daß Got dem kargen Schelm den Rito gebe, und er nicht um den Altar gehe."

Die Schilderung des St. Veitstanzes in den Niederlanden gibt Schilter in der XXI. Anmerkung zu Königshoven, nach dem Chronicon Belgicum Magnum, pag. 319. Sie scheint mir merkwürdig genug, um sie dem Leser nicht vorzuenthalten:

„Im Jahr 1374 unter Bischoffslicher Regierung des Ehrwürdigen Herrns Johansen von Arckel Bischoffs zu Lüttich, im Monat Julio, am morgen des Fests der Apostelthеilung sind gesehen worden Täntzer am Reihen, die hernach auf Mastricht, Lüttich, Tongern und andere Orte dieser Lande im Herbst-Monat kommen seyn. Diese Teuffelische Pest hat an gemelten und benachbarten Orten Mann- und Weibspersonen, vornehmlich aber die armen und Leuthe von schlechtem Ruff zu aller grossen Schrecken anfahen zu plagen, wenig aber von Geistlichen und Reichen. Sie trugen Käntze auf den Köpffen, umb den Leib und Nabel bunden sie sich mit einem Tischtuch, und eim Backel, da sie dann nach dem Tantzen hinfielen und hefftig gemartert wurden, und damit sie nicht zerborsten, wurden sie mit den Füssen getreten, oder bunden sich mit dem Backel in das Tischtuch gantz harte, und liessen sich mit der Faust stossen, Etliche schrien, sie scheuten sich vor den Schnabeln an den Schuhen, dahero diselben zu Lüttich verboten wurden. Sie nahmen mit ihren tantzen die Kirchen ein, und nahmen an der Zahl vom Herbst-Monat biß in Oktober sehr zu. Es wurden überall Umbgenge und besondere Messen gehalten. Zu Lüttich fienge ein Schuljunge zum heiligen Creutz am Abend der Kirchweih, mit dem Rauchfaß an zu spielen, und nach der Vesperzeit hefftig zu tantzen, als er von vielen ermahnt wurde, ein Vater Unser zu beten, wolte er nicht. Deßgleichen den Glauben hat er gesagt: Ich glaube an den Teuffel. Als der Caplan solches gesehen, hat er sich seinen Habit lassen langen, und beschworen mit der Tauffs-Formul, da hat er alsbald gesagt: Siehe der Schüler weicht mit dem kurtzen Rock und den Schnabelschuhen. Da sagt

jener: Sprich das Vater Unser, und den Glauben. Das hat er beedes gesprochen, und ist vollkömmlich zu recht wieder worden.

„Bey dem Harstalle sind des morgens vor Aller Heiligen ihrer viel zusammen kommen, und berathschlaget, daß sie zugleich kommen und alle Thumherren, Priester und Geistliche zu Lüttich niedermachen wolten. Ein Thumherr Simon im Kloster zu Lüttich in der Capell zur Seligen Jungfrauen, hat sich in Gott gestärket und einem eine Leiter auf den Halß geworffen, und das Evangelium: Im Anfang war das Wort, über ihn gesprochen, und ist dadurch davon wieder befreyet, und wegen solchen Wunderwercks die Glocke alsbald geleutet worden.

„Zu St. Bartholomei zu Lüttich hat in beyseyn vieller Leuthe der Satan einem Beschwerer geantwortet: Ich wil gern außfahren. Warte, sagt der Geistliche, ich wil mit dir reden. Und nachdem er etliche andere curiret gehabt, hat er zu ihm gesagt: Nun rede leibhafftig und antworte mir. Da hat der Satan allein geantwortet: Unser waren zwo, allein mein Gesell, der schlimmer ist als ich, ist vor mir außgefahren, ich habe so viel leiden müssen in diesem Leibe, wenn ich drauß were, wolte ich nimmermehr in ein Christen-Leib fahren. Da hat ihn der Geistliche gefragt, Warumb bist du in die Leiber dieser Menschen gefahren? Er geantwortet: Die Geistlichen und die Priester sprechen so schöne Wort, und so viel Gebete, daß wir in ihre Leibe nicht fahren können. Wann man noch fünff oder vier Wochen gewartet hätte, so wären wir in der Reichen Leiber gefahren, und darnach in der Fürsten, und über die hätten wir die Geistlichen niedergeworffen. Dieses haben daselbst ihrer viel gehört und hernach erzehlt. Diese Pest hat in einem Jahre ziemlich über hand genommen, hernach aber in drey oder vier Jahren gäntzlich auffgehört."

Daß hier auch religiöser Aberglaube, religiöse Schwärmerei mit unterliefen, liegt außer Zweifel und könnte durch eine Menge einzelner Beispiele genugsam bestätigt werden. Wer aber dabei den christlichen Moloch erkennen will, der möge sich bei Daumer (I, S. 231) Raths erholen, der in den Sagen von diesen und ähnlichen Tänzen „die Notiz von alt-christlichen Menschenopfern und damit verbundenen heiligen Tänzen" aufbewahrt wissen will, „sowie sie auch im Kultus der alten Mexikaner, der wunderbarer

Weise so viel Aehnliches mit dem des christlichen Alterthums hatte, gebräuchlich waren."

190.

Die Dame von Greifenstein.

Mündlich. Mittheilung von Herrn Professor Ohleyer.

In Zabern lebt noch jetzt ein Glaser, welcher seit langen Jahren gewohnt war, jeden Sonntagmorgen auf das westlich von der Stadt, am Eingange des schönen Zornthals gelegene Schloß Greifenstein zu gehen. Er setzte sich dort auf einen Felsen, zog ein Flaschenett heraus und fing an ein Liedchen zu spielen. Siehe, da erschien mehrere Male gegen ihm über auf dem zertrümmerten Thurme eine weißgekleidete Dame, die ihn auf der Flöte begleitete.

Der Glaser war wohl Anfangs über diese seltsame Erscheinung betroffen, allein er gewöhnte sich nach und nach daran, so daß er einmal, als er die Dame wieder am schwindelnden Rande des Thurmes erblickte, den Muth faßte, derselben zuzurufen: „Gebt doch Acht, daß Ihr nicht herunterfallt!" — „Wollte Gott," seufzte die Dame, „ich könnte mich in die Tiefe des Thales stürzen, um meinem Leiden ein Ende zu machen." — „Seid Ihr denn so unglücklich?" fragte der mitleidige Glaser. — „Mehr als Ihr Euch's vorstellen könnt," entgegnete die Gestalt, „ich habe im Grab keine Ruhe. Als ich noch auf der Welt war, war ich eitel und habgierig; ich häufte Schätze auf Schätze und verbarg sie in dieser Burg; auch brachte ich auf ungerechte Weise die Wiese an mich, die man von meinem Namen Helena noch jetzt Helematt nennt. Allein meinem Leiden kann ein Ziel gesetzt werden. Der Fluch des Himmels verwandelt mich um meiner Sünden willen jeden Freitag in eine häßliche Kröte; wer den Muth hat, mich in dieser Erscheinung zu küssen und den goldenen Schlüssel, den ich im Mund habe, zu nehmen, der erlöset mich; ihm gehört ein Drittheil von den reichen Schätzen, die in den Felsenhöhlen verborgen sind; die beiden andern muß er zu milden Stiftungen verwenden." — Diese Worte und der ängstlich flehende Blick, welchen die Dame auf ihn warf, bewogen den Glaser, ihr zu versprechen, den nächstfolgenden Freitag ihre Erlösung zu unternehmen.

Er erschien auch in der That zur angezeigten Stunde. Als er aber die häßliche, ungeheure Kröte mit ihren funkelnden Glotzaugen auf dem Felsen erblickte, verlor er allen Muth und lief in ängstlicher Eile den Berg hinab.

Seit jenem Tage ging er nicht wieder auf das Schloß Greifenstein, und spielte auch nicht mehr auf seinem Lieblingsinstrumente.

Ueber die Erscheinungen weißer Damen vergl. S. 11, 21, 28, 36, 89. — Die Kröte als Teufelsthier oder Verwünschungsgestalt, s. Neujahrs-Stollen f. 1850, S. 51 u. ff. u. 63 u. ff. — Der Kuß eines Lebenden kömmt häufig als Erlösungsbedingung vor. Vergl. Grimm, Deutsche Myth. S. 921.

191.

Der Karls-Sprung.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 117.

Auf der Berghöhe der Zaberner Steige, unweit der Gränzscheide zwischen Elsaß und Lotharingen, befindet sich ein steiler Fels mit einer Grotte. Man nennt denselben den Karls-Sprung, von einem lotharingischen Herzoge, welcher in der Hitze des Jagens mit seinem Pferde über den Fels hinabgesprungen und unverletzt im tiefen Abgrunde angekommen ist. Noch zeigt man am Felsen die Spuren der Hufeisen des Pferdes.

Dom Calmet, hist. de Lorraine, II, S. 1163, nennt den Herzog Anton.

192.

Die Gräfin von Lützelburg.

Mündlich und *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 125. — Vergl. Kathol. Kirchen- und Schulblatt für das Elsaß, 1847, S. 173 u. ff.

Frau Itta, die Gattin des Grafen Peter von Lützelburg, war eine böse Hexe, die ihrem Manne das Leben sauer machte. Des vielen Uebels müde, das sie ihm schon angethan hatte, ließ sie Peter endlich in das tiefe, finstere Burggefängniß sperren. Allein es gelang ihr bald, sich aus demselben zu befreien. An einem Sommertage war plötzlich eine solche schwüle, drückende Hitze ausgebrochen, daß Menschen und Thiere lechzten, die Blätter an Bäumen und Blumen verdorrten. Herr Peter wollte verschmachten. Da ließ ihm Frau Itta sagen, sie wolle ihm Kühlung verschaffen und einen frischen Luftzug herbeizaubern, wenn er sie einige Augenblicke aus ihrem Verließ in's Freie treten lassen wollte.

Der Graf war es zufrieden und gestattete ihr, sich auf den Schloßsöller zu begeben. Kaum war sie aber daselbst angekommen, so ließ sie einen so gewaltigen Sturm und furchtbares Hagelwetter entstehen, daß die ganze Umgegend davon verheert wurde.

Auf die Klage der benachbarten Ortschaften, deren Felder dabei gelitten hatten, mußte ihnen der Graf bedeutende Rechte in seinen Waldungen einräumen.

Für das Seelenheil seiner Gattin stiftete er später, im Jahr 1126, die Abtei St. Johann.

Wir haben hier wieder eine jener Erklärungs-Sagen, welche das Volk so gerne gibt, wenn es die Entstehung eines Gebäudes, eines Ortes, eines Gebrauchs, eines Rechtes nicht kennt und darüber kein Dokument vorhanden ist. Letzteres ist (wahrscheinlich) der Fall hinsichtlich der Waldrechte, welche einige Ortschaften in den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Lützelburg genossen. Die Geschichte gibt keine andere Veranlassung zu der Sage. Die Stiftungs-Urkunde der Abtei St. Johann hat Frau Itta mitunterschrieben. Allein im Volksglauben gilt sie noch

immer als Hexe und sogar als Meisterin derjenigen Hexen, welche sich bald in einer Felsvertiefung unweit der St. Michaels-Kapelle, bald auf dem Gipfel des Bastbergs bei Buchsweiler versammeln.

193.

Das Muttergottesbild in Monsweiler.

Mündlich. — Vergl. *J. Baquol*, l'Alsace ancienne et moderne, p. 161.

Die Wallfahrtskirche zur Muttergottes von Monsweiler oder Munolsweiler bei Zabern ist weitberühmt. Nachdem sie von den Schweden in Brand gesteckt worden war, fand man mitten im Aschenhaufen, unversehrt, das hölzerne Muttergottesbild, welches sich noch jetzt in der, an die Stelle der ältern getretenen, neuen Kirche befindet.

An allen Marienfesten kommen hier zahlreiche Wallfahrer zusammen, besonders aber am Samstag zwischen Pfingsten und dem Dreifaltigkeitstage, wo eine Prozession, der große Kreuzgang genannt, gehalten wird.

Vergl. das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren, S. 96. — Aehnliche Sagen kreisen in Menge. Auch den Römern waren sie nicht unbekannt. Julius Obsequens, ein römischer Schriftsteller, welchen Einige in den Anfang des 1sten, Andere in's 4te Jahrhundert n. Chr. Geb. setzen, erzählt in seinem unvollständig erhaltenen Buche De Prodigiis, daß im Jahr 604 der Erbauung Rom's unter dem Konsulat des Spurius Postumius und des L. Piso eine große Feuersbrunst in Rom ausgebrochen sei, welche selbst den alten Königspalast verzehrte. Nur die Kapelle (sacrarium) und einer der beiden heiligen Lorbeerbäume seien unbeschädigt geblieben (Kap. 78). — Unter den Konsuln L. Sylla und Q. Pompejus (664 — 667 d. E. R.) steckte C. Fimbria die Stadt Ilium in Brand, wobei auch der Tempel der Minerva in Asche verwandelt wurde. Da man aber nachher das alterthümliche Bild der Göttin unversehrt in dem Schutte fand, knüpf-

ten die Einwohner an dieses Wunder die Hoffnung der baldigen Wiedererbauung ihrer Stadt (Kap. 116).

194.

Die redenden Bilder Christi und Mariä.

Nach einem alten Volksliede auf fliegendem Blatte, mitgetheilt in Scheible's Schaltjahr, Th. IV, S. 228.

In der Kapelle zu St. Johann, nördlich von Zabern, unweit dem Dorfe Eckartsweiler, befand sich vor Zeiten ein hölzernes Christusbild, auf dem Schooße der Jungfrau Maria ruhend. Nun geschah es im September des Jahres 1626, daß man mehrere Nächte nach einander in der Kirche, die doch leer und verschlossen war, reden hörte. Endlich faßte man den Entschluß, die Thüre zu öffnen, und nun hörte alles Volk mit Erstaunen, wie die heiligen Bilder Christi und Mariä ein Gespräch mit einander führten, wobei der Erlöser sagte, daß er die sich immer mehr anhäufenden Sünden der Welt mit Krankheiten und andern Plagen strafen müsse. Darauf fieng das Bild an Blut zu schwitzen. Das Volk, so in die Kirche getreten war, fiel aber auf die Knie nieder und betete. Die folgenden Tage bekehrten sich Alle, zogen in die Kirche, beteten und beichteten ihre Sünden, um das angedrohte Unheil von sich abzuwenden.

Vergl. die Sage von den Bildern der Muttergottes und des Evangelisten Johannes in Sigolsheim. S. 102.

Das Reden, Blutschwitzen, Thränenvergießen, sowie andere sichtbare oder hörbare Zeichen, welche an den Bildsäulen ihrer Götter oder Helden bemerkt wurden, nahmen die Griechen und Römer für warnende Vorbedeutungen. „Kurz vor der Schlacht von Leuktra bekamen die Lacedämonier eine wichtige Vorbedeutung. In dem Tempel des Herkules fiengen die Waffen von selbst an zu erklingen und das Bild des Herkules von vielem Schweiß zu triefen. Zu derselben Zeit sind auch zu Theben, wie Kallisthenes erzählt, die Schlösser und

Riegel in dem Tempel des Herkules aufgesprungen, und die Waffen, welche fest an den Wänden hielten, sind auf dem Boden gefunden worden." S. Ennemoser, Geschichte der Magie, S. 143.

Hier, zur Vergleichung, noch einige Stellen aus Valerius Maximus, Lib. I, Cap. VI: De Prodigiis quæ evenere Romanis, und Cap. VIII: De Miraculis quæ contigere Romanis; sowie aus dem oben angeführten Buche De Prodigiis, von Julius Obsequens. Auch bei Livius sind eine Menge hieher gehöriger Stellen zu finden.

Reden von Götterbildern: „Nach der Eroberung der Stadt Veji, durch Furius Camillus, befahl dieser Feldherr seinen Soldaten, die Bildsäule der Juno Moneta, welche von den Vejern besonders verehrt wurde, nach Rom zu bringen. Als man nun damit beschäftigt war, dieselbe von ihrem Fußgestelle herabzunehmen, fragte ein Soldat die Göttin im Spaße (per jocum), ob sie nach Rom wandern wolle (an Romam migrare vellet); darauf antwortete das Bild: Ja (*velle se* respondit). Dieses Wort verwandelte den Scherz in Bewunderung. Nun glaubten sie, nicht das Bild, sondern die aus dem Himmel herabgestiegene Juno selbst mitzunehmen. Mit großer Freude stellten sie das Bild an demjenigen Theile des Berges Aventinus auf, wo wir noch jetzt der Göttin Tempel erblicken." V. Max. I, 8.

„Man versichert, daß das Bild der Fortuna Muliebris, in der via latina, viertausend Schritte von Rom, wo es nebst dem Tempel, in dem es aufgestellt ist, zu der Zeit eingeweiht wurde, als die Thränen seiner Mutter Coriolan von der Zerstörung Rom's abhielten, — nicht einmal, sondern zweimal — folgende Worte gesprochen habe: Matronen, Ihr habt nach heiligem Religionsgebrauche gesehen und eingeweiht!" V. Max. I, 8.

Auch das Reden der Thiere, namentlich der Opferthiere kömmt häufig als vorbedeutend und orakelgebend vor. „Während der Kriege unter dem Konsulat des P. Volumnius und des Ser. Sulpicius begann ein Ochse zu reden. Dieses Wunder erfüllte Alle, die dies hörten, mit Entsetzen." V. Max. I, 6.

„Im zweiten punischen Kriege rief der Ochse des Cn. Domitius: Nimm dich in Acht, Rom! (Cave tibi Roma!)" V. Max. I, 6.

„Im Jahr d. E. R. 618, unter dem Konsulat des P. Africanus und des C. Fulvius, redete ebenfalls ein Ochse und wurde von Stund' an auf öffentliche Unkosten ernährt. Jul. Obs. Cap. 86.

Merkurs Bild schwitzte im Jahr 659 n. E. R. Jul. Obs. Cap. 112.

Zwei Schilde schwitzen Blut. Val. Max. I, 6. Vergl. Jul. Obs. Cap. 86.

Thränenvergießen: „In Lanuvium vergießt das Bild der Juno Sospita Thränen, J. 570 d. E. R." Jul. Obs. Cap. 60.

„Im Jahr d. E. R. 622, unter dem Konsulat des Appius Claudius und des M. Perpenna, weinte das Bild Apollo's vier Tage lang. Die Wahrsager verkündeten den Untergang Griechenlands, woher das Bild gebracht worden war. Die Römer opferten und brachten Geschenke in den Tempel." Jul. Obs. Cap. 87.

Andere Zeichen: Der Kopf einer Bildsäule des Apoll fällt von selbst ab. Val. Max. I, 6.

Götterbilder drehen sich um. Val. Max. I. 6.

Wasser fließt aus einer ehernen Bildsäule. Jul. Obs. Cap. 71.

In Cephalonia erscheint am Himmel eine Schaar singender Personen. Jul. Obs. Cap. 73.

In einem während zwei Tagen verschlossenen Tempel der Juno Regina hört man eine Kinderstimme [1]. Jul. Obs. Cap. 86.

Das Bild der Göttin Isis schleudert Blitze. Jul. Obs. Cap. 112.

---

[1]) Vergl. in den Straßburger Münstersagen: Der singende Knabe auf der Uhr, von L. Schneegans.

195.

Die Hexenschule.

S. *Schweighæuser,* Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 125. — Kathol. Kirchen- und Schulblatt für das Elsaß, 1817, S. 173 u. ff.

Oberhalb der Abtei St. Johann liegt auf einer hervorragenden Bergspitze, wo man eine der herrlichsten Aussichten auf die gesegneten Gefilde des Elsasses hat, eine dem heil. Michael geweihte Wallfahrtskapelle. In einiger Entfernung davon befindet sich in der Felsenplatte, auf welcher sie steht, eine kreisförmige Vertiefung von vierzehn Fuß im Durchmesser, mit einem bis zwei Fuß Tiefe. Manche wollen darin einen Druidenkreis sehen, Andere halten dieselbe für jüngern Ursprungs und einfach deßhalb gemacht, um den zahlreichen Pilgern, welche auf den Berg wallen, bequemere Ruheplätze zu verschaffen. Unter dieser Felsplatte befindet sich eine Höhle, in welcher sich früher Einsiedler aufhielten; vor derselben ist ein in den Felsen gehauenes Grab von alterthümlicher Form. Den letzten Einsiedler fand man vor mehr als achtzig Jahren im Walde ermordet.

Der Volksglaube macht diese Stelle zu einem Versammlungsort der Hexen und nennt den Kreis die Hexenschule oder das Hexenloch. Die Hexenmeisterinnen und ihre Schülerinnen setzen sich im Kreise der Felsvertiefung herum; die strafbaren Hexen werden in die Höhle eingeschlossen. Von hier aus fliegen sie, Frau Itta an der Spitze, zu dem gegenüberliegenden Bastberge.

Schweighäuser bezweifelt, daß die Vertiefung in der Felsplatte dem druidischen Kultus ihren Ursprung verdanke. Die einfache Betrachtung der ganzen Oertlichkeit, sowie die geschichtliche Entwicklung des religiösen Volksglaubens, sprechen unbestreitbar gegen ihn. Zuerst bot die Lage: Berghöhe gegen die Ebene zu, Felsplatte, Nähe einer Felsgrotte, dem druidischen Kultus hier eine Stelle dar, wie sie ihm die ganze Umgegend nicht wohl bieten konnte. Der Kreis im Felsen war offenbar eine Opferstätte, ein nächtlicher Versammlungsort der Druidinnen; die Höhle bot die Natur; das alterthümliche Grab mag spätern Ursprungs sein. Bekanntlich entwickelte sich nach dem Verschwinden des celti-

schen Religionsglaubens aus den Druidinnen im Mittelalter der Glaube an Feen, aus welchem sodann, als deren Zerrbilder, die Hexen entsprangen [1]). Dr. H. Schreiber hat in seiner Monographie: Die Feen in Europa und in seinem Histor. Taschenbuch für 1846 unbezweifelbar nachgewiesen, daß beinahe sämmtliche sogenannte Feendenkmäler (Schlösser, Hütten, Höhlen, Hügel, Kreise, Steine u. s. w.) sich an Orten befinden, wo früher druidischer Kultus im Schwung war. Auch die Druidinnen waren, wie die Hexen, Zauberinnen; „Pomponius Mela weiß von einem Orakel auf der Insel Sena (Sein, gegenüber von Quimper), mit neun wundersam begabten Jungfrauen als Vorsteherinnen. Diese verständen es, durch Zaubergesänge Meer und Stürme aufzuregen, sich in jedes beliebige Thier zu verwandeln, zu heilen, was anderswo unheilbar sei, und die Zukunft zu verkünden u. s. w. Auch auf dem Belenus-Berge bei Dol, Departement Ille und Vilaine, geht bis auf den heutigen Tag die Sage, daß daselbst ein Kollegium von Druidinnen auf ähnliche Weise, wie auf der Insel Sena, bestanden habe. Später wurde der Berg mit einer Kapelle des Erzengels Michael, des Siegers über die höllischen Mächte, gekrönt und derselben eine Benediktiner-Abtei beigegeben ... Allenthalben in Armorica führen Denkmale und Sagen auf die Druidinnen und deren edlere und verschönerte Form, die Feen, und zwar in Versammlungen zurück.“ Schreiber, die Feen in Europa, S. 13.

Nach all' diesem ist hoffentlich der alte Druidenkreis bei St. Johann wieder in sein Recht eingesetzt. Er und die nach dem Volksglauben auf seiner Stelle gehaltenen Hexenversammlungen erklären demnach auch bei uns, wie auf dem Belenus-Berge, den Grund des Daseins einer St. Michaels-Kapelle.

---

[1]) In Frankreich werden Feen und Hexen häufig verwechselt: „Die auf Zauberei angeklagte Jungfrau von Orleans wurde gefragt: Si elle sçait rien de ceux *qui vont avecq les fées?*“ Grimm, D. Myth. S. 1013, Note.

196.

Entweihe das Brod nicht!

Mündlich.

„Ein altes, gebrechliches Bettelmenschel“ (so drückte sich die Berichterstatterin aus), welches zur Zeit von Dettweiler herüber nach Buchsweiler und den umliegenden Ortschaften kam, erzählte oftmals folgende Geschichte:

In Dettweiler lebte ein reicher Bürger, welcher großen Ackerbau trieb und viel Vieh in den Ställen hatte. Er war aber hart und geizig, gönnte dem Gesinde den sauer verdienten Bissen kaum, und gab den Armen nicht das Geringste von seinem Ueberflusse. Wenn sie halb verhungert an der Thüre standen und nur von den übrigen Brocken Brodes vom Tische begehrten, so wies er sie mit Fluchen ab und gebot, die Reste des Brodes in den Schweintrog zu werfen.

Nach seinem Tode nun war es im Hause nicht geheuer. Oft hörte man auf der Treppe und im Vorhause ein Grunzen und ein schweres Auf- und Ablaufen, wie von einem Schweine. Wenn die Hinterbliebenen am Tische saßen, vernahmen sie ein Schlürfen und Schmatzen am „Saukübel“; kam aber Jemand in die Küche, so war weder ein Schwein noch irgend ein anderes Thier zu sehen.

Dieser unheimliche Spuk ängstigte die Familie so sehr, daß sie einen in der Umgegend berühmten Geisterbeschwörer kommen ließ. Derselbe beschwor den Geist, welcher bekannte, daß er der verstorbene Hausherr sei, und einen neuen Trog im Schweinstalle haben müsse, wenn er nicht mehr im Hause gehen solle. Dieser Trog wurde sogleich gemacht. Allein nun hatten die Schweine keine Ruhe mehr im Stalle und tollten wild in demselben herum. Man ließ den Beschwörer abermals kommen, welcher den Geist nun an einen entlegenen Ort im Feld bannte, wo er noch bis zu dieser Stunde die Vorübergehenden durch sein Schmatzen und Grunzen ängstigt.

Brod ist Gottesgabe; es darf nicht entweiht werden. Krumen darf man den Hühnern vorwerfen; Stücke Brods den Pferden geben; nicht aber den Schweinen, die ein unreines Thier

sind; dies ist Sünde. Brodentweihung wird in den Volkssagen immer gestraft: das Brod des Hartherzigen, der es im Ueberfluß hat und nicht mit dem Darbenden theilen will, wird in Stein verwandelt; — Buben auf dem Unterharz verfluchten ihr Brod, traten es mit Füßen und peitschten es, da floß Blut aus demselben, die Erde öffnete sich und verschlang die Gottlosen allzumal. S. L. Bechstein, Thür. Sagensch. III, S. 23.

197.

Der spukende Mönch bei der Kirche von Bischheim am Saum [1].

Mündlich.

Zu gewissen Zeiten sieht man um die Mitternachtstunde einen gespenstigen Mönch die Stufen des Kirchhofes von Bischheim am Saum herabsteigen. Sein Gang ist schwer; wenn er um die Kirche herumwandelt, so hört man den Kies unter seinen Füßen knarren. Manche sahen ihn baarfuß und ein Lämpchen in der Hand tragend, mit trauriger Miene. Andere Male ruft er die spät nach Hause Gehenden bei Namen und wirft ihnen Steinchen und Sand nach.

Bischheim, eine halbe Stunde unterhalb Straßburg gelegen, trägt den Zunamen am Saum zum Unterschied von Bischheim am Berg, bei Rosheim.

---

[1] Der geographischen Lage nach hätten die Straßburger Sagen schon gleich auf diejenigen von Wasselnheim und der Umgegend folgen sollen; ihre Zahl ist aber so bedeutend, daß diese zweite Lieferung verhältnißmäßig zu stark geworden wäre; sie sollen daher die dritte Lieferung beschließen. Von Bischheim a. S. ab wenden wir uns nun wieder nord-westlich und gelangen so an die auf dem Abtheilungstitel angegebene Sagengränze.

198.

Die St. Veits-Kirche in Hürtigheim.

Nach schriftlicher Mittheilung von Herrn Pfarrer Schneider.

Die Kirche, klein und baufällig, steht auf einem runden Hügel. Ueber dem Thurme ist ein viereckiges Häuschen, das Zeichen eines Wallfahrtortes. Vielleicht hat diese Anhöhe auch, sowie der dicke, feste Thurm, als Zufluchtsstätte gedient bei plötzlichen feindlichen Ueberfällen.

Die Kirche stammt aus dem 11ten oder 12ten Jahrhundert; sie ist dem h. Veit oder Valentin gewidmet und besaß dreißig Acker, die später zu Erblehen verfielen.

In einer Nische im kleinen Chor stand ehemals eine hölzerne Statuette des Heiligen, welche zur Zeit der ersten Revolution vom Thurme herabgestürzt und sodann, nach Einigen, vergraben, nach Andern, verbrannt wurde.

Nach dem Glauben der umwohnenden Katholiken soll seine Fürbitte sehr wichtig sein gegen die Gichter der Kinder. Man brachte, wenn ein Kind in Gichtern lag, eine schwarze Henne, die unter Gebet vor den Altar gesetzt wurde. Früher wurden auch Zwiebeln auf den Altar gelegt und einige Sols. Das Geld nahmen die Kinder, welche in die Schule läuteten; die Zwiebeln wurden weggeworfen, die Henne gewöhnlich von dem Schullehrer nach Straßburg verkauft. Er selbst wollte sie nicht verzehren, weil man glaubte, daß derjenige, welcher dieselbe esse, die Krankheit überkomme. Es ist jetzt sehr selten, daß Hennen gebracht werden, doch geschieht es noch manchmal; der Wächter nimmt sie in diesem Falle und verkauft sie. Geld und Zwiebeln werden nicht mehr geopfert.

„St. Vitus, in Heiligenbildern als Kind oder Jüngling in fürstlicher Kleidung dargestellt, hat den Hahn in der Regel neben sich, und noch bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts brachte das böhmische Landvolk diesem Heiligen alljährlich an seinem Gedächtnißtage (15. Juni) in dem Dom zu Prag einen Hahn. S. Panzer, Beitrag z. deutsch. Myth., S. 317. Vergl. S. 124.

Auch dem böhmischen Swantewit war der Hahn heilig,

sowie er bekanntlich dem Sohne Apollo's, dem Aeskulap, beigegeben wurde.

Vergl. oben S. 244, der St. Veits-Tanz.

Ueber das in Hürtigheim gefeierte Sommerfest Lundibol s. des Verfassers Aufsatz: Volksthümliche Gebräuche u. s. w. im Elsaß, in der Alsatia für 1852.

199.

Trenks Mantelsack.

Nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Konsistorial-Präsidenten Heitz in Vendenheim. Abgedruckt in der Alsatia, 1851, S. 62 u. ff.

Zu Mittelhausen, im Schlosse des Herrn von Weitersheim, befand sich Trenk mit mehrern seiner Panduren. Plötzlich kam Befehl zum Aufbruch. Es war eine stockfinstere Nacht. Die Pferde wurden gesattelt, mit schweren, meist Raub und Kriegsbeute enthaltenden Mantelsäcken beladen.

Dies bemerkte ein Knecht des Herrn von Weitersheim; er benützte die durch den eiligen Befehl zum Aufbruche verursachte Verwirrung und machte sich etwas an Trenks Mantelsack zu schaffen. Unbeachtet lockerte er die Riemen, welche den schweren Mantelsack hinter dem Sattel befestigten, so daß dieselben sich bei der ersten raschen Bewegung vollends lösen mußten.

Im Galopp sprengte Trenk mit seinen Panduren davon. Der Knecht folgte dem Troß zu Fuße nach und fand gar bald den verlornen Mantelsack, den er sogleich in einen Sumpf versenkte, und kehrte sodann wieder unbemerkt zum Schlosse zurück.

Allein Trenk, dessen gemeine Raubsucht und Habgier bekannt ist, gewahrte bald den Verlust seines reichbeladenen Mantelsacks und kam wieder mit einigen seiner Panduren und einem seiner Reitknechte in's Schloß geritten. Haus, Hof, Stallung, Alles wurde durchsucht, aber der vermißte Mantelsack blieb unentdeckt. Da fiel Trenks Verdacht auf den Reitknecht, welcher ihm das Pferd gesattelt hatte, und er gebot, ihn ohne weiters an einem im Schloßhof stehenden Baum aufzuhängen.

Vergebens betheuerte der arme Reitknecht seine Unschuld, und sprach in seiner Todesangst den schrecklichsten Fluch gegen den unbekannten und unbestraften Thäter aus. Das strenge Urtheil des Obersten wurde vollzogen und der eigentliche Dieb wohnte der Hinrichtung des unschuldigen Reitknechtes bei.

Nachdem sich der Kriegslärm verzogen hatte und wieder Frieden und Ruhe im Elsaß hergestellt waren, verließ der schuldige Knecht seinen Dienst bei Herrn von Weitersheim und kaufte sich nach und nach im Laufe der Jahre 1745 und 1750 mehrere Grundstücke in der Gemeinde an, ohne daß Jemand ahnen konnte, woher ihm das Geld dazu geworden war.

Später verheirathete er sich auch, und sein äußerlicher Wohlstand schien immer mehr zuzunehmen. Allein es war, als ob der Fluch des unschuldig Hingerichteten in Erfüllung gehen sollte. Seine Kinder mißriethen und verursachten ihm viele Sorge. Sie verschwendeten Hab und Gut, und starben alle arm und verachtet.

Vor seinem Tode bekannte der Knecht, wie er selbst sagte, um Ruhe zu bekommen, seine Schuld.

Der Baum, an welchem der Reitknecht seinen Tod gefunden, stand noch vor einigen Jahren im Schloßhof.

Ueber Trenk und den Pandurenkrieg im Elsaß vergl. oben S. 243: Die Panduren auf Hoh-Barr.

Ueber die Macht der Verwünschung und Verfluchung hat Nork merkwürdige Thatsachen zusammengestellt in den Sitten und Gebräuchen der Deutschen, S. 523 u. ff. Vergleiche auch unten Nr. 228.

200.

Stiftung des Klosters Stephansfelden, bei Brumat.

S. Silbermann, Historische Merkwürdigkeiten des Elsasses, S. 148 u. ff. — Schilter-Königshoven's Chronik, S. 164, b.

Silbermann erzählt die Geschichte der Stiftung des Klosters Stephansfelden mit folgenden Worten:

„In der Mitte des zwölften Jahrhunderts reiste Stephan, Graf von Egisheim, und damals Landvogt von Elsaß, nach Rom, um seinen Sohn, der unter dem Namen Leo IX. die päbstliche Krone trug, zu besuchen. Während seinem Aufenthalt daselbst fand ein Fischer zwey neugeborne Kinder in der Tiber und brachte sie dem Pabst mit der Bitte, der heilige Vater möchte doch Sorge tragen, daß nicht mehr so viele arme Kinder von gottlosen Müttern zu Grunde giengen, wie man sie jetzt lebendig und todt auf den Gassen der Stadt und im Wasser fände. Durch diesen Vorfall gerührt, baute Landgraf Stephan nach seiner Zurückkunft das Kloster Stephansfeld bey Brumat zu einem Spital für Findelkinder, und begabte es mit großen Einkünften. Die Pfleger und Vormünder dieser Kinder waren Geistliche aus dem Hospital- oder Heiligen Geistes-Orden, und die Grafen von Lichtenberg, auf deren Grund und Boden das Kloster lag, waren Kastenvögte."

Dieser Bericht ist durchaus irrig, denn der Vater Leo's IX. lebte nicht um die Mitte des zwölften, sondern schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts; auch hieß er nicht Stephan, sondern Hugo IV., Graf des Nordgau's oder des untern Elsasses und Herr von Egisheim. Der Sohn Bruno, später Leo IX., wurde im Jahre 1002 entweder auf dem Schlosse Drei-Egisheim geboren, wovon ein Thurm den Namen Dagsburg trägt, oder, nach neuern Forschungen, auf dem an der nordwestlichen Gränze des Elsasses gelegenen Schlosse Dagsburg oder Dabo, und starb zu Rom den 19. April 1054. Das erzählte Ereigniß hatte nicht unter seiner Regierung, sondern unter derjenigen des Papstes Innocenz III., 1216, statt.

In frühern Zeiten scheint die Einrichtung des Findelstiftes zu Stephansfelden eine höchst mangelhafte gewesen zu sein. Für alle Kinder, denen nicht wenigstens hundert Thaler hinterlegt werden konnten, war die Aufnahme sehr schwer. Vor dem Thore stand eine steinerne Wiege oder Triller, in welche man solche Kinder legen konnte; allein sobald die Schelle klingelte, ließ man große Hunde los, ein Knecht schwang sich auf's Pferd und verfolgte die, welche das Kind hingelegt hatten; holte er sie ein, so gab man ihnen das Kind zurück oder sie mußten die bestimmte Taxe bezahlen.

Das jetzige Gebäude entstand im Jahr 1768. Das Findel-

haus bestand daselbst bis 1821; seitdem wurde es in eine Irrenanstalt verwandelt.

201.

Störe die Ruhe der Todten nicht!

Mündlich.

In Mommenheim war eine Jungfrau begraben worden und die Bursche und Mädchen, die ihr das Grabgeleite gegeben hatten, saßen desselben Abends beisammen in der Spinnstube. Da kam das Gespräch auf das Fürchten, und vor Allen that sich ein Mädchen hervor, das behauptete, sich vor nichts zu fürchten, es seie, was es wolle. Die Andern fragten es, ob es sich wohl zu dieser Zeit getraue, allein auf den Kirchhof zu gehen. Warum nicht, sagte es, und ich will Euch, zum Zeichen, daß ich dort gewesen, das Kreuz mit den Kränzen bringen, das wir heute der Fränzel auf's Grab gesteckt haben. Die Andern waren über diese Keckheit erstaunt, und das Mädchen ging auch in der That ohne Licht und ohne Begleitung fort. Allein, da es immer und immer nicht wiederkam, wurde man unruhig. Einige Bursche nahmen eine Laterne und begaben sich auf den Kirchhof. Da fanden sie nun das Mädchen auf dem Grabe sitzend, eine Hand am Kreuze; es war todt, und der Kopf war ihm nach dem Nacken gedreht.

Das Umdrehen des Kopfes nach dem Nacken wird gemeiniglich dem Teufel zugeschrieben oder dem wilden Jäger, wenn man ihm ruft oder auf sein Rufen Antwort gibt.

202.

Das Schellenmännlein von Ettendorf.

Mündlich.

Zur Zeit der Rebenblüte hört man oft, in der warmen Sommernacht, auf den Ettendorfer Hügeln ein Klingen, bald leiser,

bald lauter. Es rührt vom Schellenmännlein her, das mit hellen Silberglöcklein durch die Rebgelände wandelt und guten Wein verheißt. Man hat es wohl auch schon gesehen, wie es, an eine Weinlaube gelehnt, eine Traube in der Hand hielt und sie in eine Schale preßte. Geräth der Wein nicht, so hört man nur ein seltenes, leises Klingen und das Schellenmännlein sitzt mit leerer Hand und trauriger Miene auf dem Raine und blickt die Vorübergehenden schüchtern an.

Vergl. S. 14: Das Weingeigerlein von Brunnstatt und S. 226: Das Weinbrünnlein in Wangen.

203.

Die Gespensterkutsche.

Mündlich.

Ein ehemaliger Maire von Zäbersdorf, Namens Wendling, kam eines Nachts vom Buchsweiler Markte zu Fuß zurück und setzte sich, vom Gehen ermüdet, an einem Rebstaden nieder, in geringer Entfernung vom Riegerischen Garten und von der Stelle, wo sich die Wege von Buchsweiler, Geisweiler, Prinzheim und Bosselshausen kreuzen. Als er eine geraume Zeit dagesessen hatte, kam eine große, schwerrollende Kutsche die Buchsweiler Straße daher und hielt ihm gegenüber stille. Sie schien ganz voller Personen. Sowie sie sich wieder in Bewegung setzte, sprang Wendling hintenauf, in der Meinung, eine Strecke weit gegen seinem Dorfe mitzufahren. Allein plötzlich fühlte er, daß die Kutsche vom Boden aufgehoben wurde. Er rief über den Kutscher, daß er herabspringen wollte, allein er erhielt keine Antwort, blieb wie festgenagelt auf seinem Sitze und verlor alles Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, lag er mit zerrissenen und kothbedeckten Kleidern mitten im Bewald oder Bienenwald, acht Stunden von dem Orte entfernt, wo er sich auf die Kutsche gesetzt hatte.

Wendling, setzte der befreundete Erzähler hinzu, war einer der größten Männer der Gegend, und so stark, daß er mit jeder Hand

ein Viertel Waizen aufheben und eine Zeitlang emporhalten konnte. Es wurde einst eine Glocke im Dorfe selbst gegossen, und nachdem mehrere der stärksten Bursche vergebens versucht hatten, dieselbe miteinander in die Höhe zu heben, sagte Wendling: „Weg, Ihr Lecker, Ihr könnt Nichts!" Er nahm sie mit einer Hand am Henkel, nachdem er sich auf das Gerüste gestellt, und schwenkte sie mehrere Male hin und her.

Ueber Teufels- und Gespensterkutschen vergl. S. 106, 115 und 267.

Noch weiter als Wendling läßt eine badische Sage einen Schneider aus Wössingen, im Kraichgau, durch eine solche Kutsche versetzt werden. Als derselbe nach seiner unwillkommenen Fahrt wieder zu sich gekommen war, befand er sich an einem öden Meeresufer, woselbst ihn Schiffe nach Ostindien brachten. Dort lebte er, von den Seinigen todt geglaubt, während zwanzig Jahren; kam sodann wieder in sein Dorf zurück, kehrte aber, da er seine Frau an einen seiner frühern Lehrjungen verheirathet fand, mit zwei Söhnen nach Ostindien zurück, von wo er nichts mehr von sich hören ließ. Mone's Anzeiger für 1839.

204.

Der Riegerische Garten.

Mündlich.

Der sogenannte Riegerische Garten, von welchem schon in der vorigen Sage die Rede war, ist eine große, von hohem Dornzaune und hundertjährigen Eichen umgebene Wiese, welche zwischen den Dörfern Bosselshausen, Geisweiler und Prinzheim liegt. Auf dieser Stelle hatte vor dem dreißigjährigen Kriege ein Bauer einen großen Hof, zu welchem viele Aecker, Wiesen und Rebstücke gehörten. Alles war mit einer großen Mauer umgeben, wovon jetzt nur noch hie und da einzelne Steine übrig geblieben sind, sowie auch eine starke Vertiefung den weitläufigen

Keller andeuten soll. Der Bauer war so reich, daß er mit einer silbernen Pflugschar zu Acker fuhr. Er selbst wird oft in seiner alterthümlichen Bauerntracht, auf der Wiese hin- und hergehend, oder über den Zaun blickend, gesehen. Auch andern Geistern dient die Wiese zum Sammelplatz; sie schrecken die Leute, wenn sie Nachts vorübergehen, und führen sie irre.

205.
Das Gänsbrückel.

Mündlich.

Zwischen Bosselshausen und Kirrweiler führt ein Fußweg über ein Brückchen, welches von den Umwohnern das Gänsbrückel genannt wird; weil man daselbst eine große weiße Gans, nach Einigen eine Schneegans, sehen will, welche den Leuten nachgeht und sie zur Nachtzeit irre führt. Manche sind hier schon irre gegangen, selbst ohne daß die Gans ihnen erschienen wäre.

Ein Mann von Kirrweiler hatte eine kranke Frau in Bosselshausen besucht und wollte gegen Abend wieder zurückkehren. Es war im Winter und gerade frischer Schnee gefallen. Er war zu Pferde gekommen, und als man ihm dasselbe vorführte, begann die Kranke unruhig zu werden in ihrem Bette und fragte ihn endlich beim Abschied, welchen Weg er denn einschlagen wolle. „Ei, den nächsten,“ entgegnete er, „über's Gänsbrückel, denn es ist schon spät!“ — „Ach,“ sagte die Frau, „thut mir doch den Gefallen und reitet der Straße nach, Ihr wißt ja, daß es dort nicht geheuer ist und die Leute oft die ganze Nacht in der Irre herumgeführt werden.“ Sie hielt so inständig und so lange an, bis der Freund es ihr versprach und davon ritt.

Als er an eine Stelle kam, wo es sich zu entscheiden hatte, welchen Weg er nehmen wolle, dachte er: ich habe mich nun länger aufgehalten, als ich sollte; meine Leute daheim sind vielleicht in Angst über mein Ausbleiben. Er gab dem Pferde die Sporen und ritt unangefochten über das Gänsbrückel.

Obgleich die Nacht finster war, so geleitete ihn doch das Schneelicht eine Strecke weit auf dem wohlbekannten Pfade hin.

Plötzlich aber kam er an einen Graben, den er noch nie daselbst wahrgenommen hatte. Er setzte hinüber; es kam ein zweiter Graben; er sprengte auch über diesen; es kam ein dritter, ein vierter und noch mehrere, so daß der einsame Reiter zu stutzen begann und sein Pferd über und über mit Schweiß bedeckt war. Es kam ihm vor, als ritte er immer im Kreise herum, von einem Graben zum andern. Endlich trieb er das Pferd stärker an, so daß es geradeaus lief. Er sah bald Häuser vor sich liegen; Alles war aber bereits stille und kein Licht brannte mehr. Er klopfte an's Fenster des ersten Hauses, und auf seine Frage, wo er sei, antwortete man ihm, — in Bosselshausen. Er war aber oben von Prinzheim oder vom Riegerischen Garten, also in ganz entgegengesetzter Richtung, hergekommen.

Er ließ sich nun von einem Manne mit einer Laterne auf die rechte Straße vorleuchten. Als er gegen Kirrweiler kam, schlug es auf der Kirche Zwei, und es kamen ihm, ebenfalls mit Laternen versehen, Leute entgegen, welche seine Frau ausgeschickt hatte, um ihn zu suchen.

Die Gans kömmt in manchen Volkssagen als gespenstig spukendes Thier vor.

Ueber irrführende Geister vergl. S. 46 und 184.

206.

Die Gespensterkutsche.

Mündlich.

Auf dem Spitzling, einem Hügel, über welchen die Straße von Kirrweiler nach Buchsweiler führt, sieht man oft zwischen zwölf und ein Uhr Nachts eine große, mit zwei Rappen bespannte Kutsche hin- und herfahren; Niemand sitzt darin. Zwei Bürger, die einst zu dieser Stunde nach Buchsweiler gehen wollten, trafen sie an und setzten sich darein. Alsobald wurde die Kutsche in die Höhe gehoben und die Beiden sprangen noch mit Mühe heraus. Sie sahen ihr nach, wie sie immer höher und

höher stieg und endlich in der Luft verschwand. Auch behaupteten sie, es sei eine wunderschöne Musik aus derselben erklungen, die sie noch hörten, als die Kutsche längst verschwundeu war.

Vergl. S. 106, 115 und 264.

Auch in Grussenheim, im Kanton Andolsheim, und in Biesheim, bei Neu-Breisach, fahren Gespensterkutschen, wie ich seitdem vernommen. Diejenige des letztgenannten Ortes ist mit Herren und Damen in alterthümlicher Tracht angefüllt.

207.

Wandelndes Feuer auf dem Spitzling.

Mündlich.

Ein junger Mann von Kirrweiler kam an einem Herbstabende, gegen acht Uhr ungefähr, von Buchsweiler zurück. Als er eben den Spitzling hinaufsteigen wollte, bemerkte er, rechts von einigen Steinhaufen, auf dem schmalern Theile der Straße, welchem die Fußgänger gewöhnlich folgen, in einiger Entfernung vom Boden ein großes, hellflackerndes Feuer hin- und herschweben. Er hoffte, Leute dabei anzutreffen, sah aber Niemanden und wandte sich, unwillkürlich von einem unheimlichen Gefühle ergriffen, auf die andere Seite der Straße. Allein das Feuer schwebte ihm auch da entgegen und als es an ihm vorüberprasselte, war es ihm, als ob sich alle Haare auf seinem Kopfe aufrichteten und von Jemanden in die Höhe gezogen würden.

Gleich dem Wasser galt das Feuer für ein lebendiges Wesen: *τό πῦρ θηρίον ἔμψυχον*, bei den Aegyptern, Herodot, III, 16; ignis *animal*, Cicero, De Nat. Deor. III, 14 . . . Nach der Edda ist das Feuer Bruder des Windes und des Meeres, darum selbst belebt und göttlich. S. Grimm, Deutsche Myth. S. 567 u. ff.

Einsam flackerndes Feuer, glühende Kohlen, zeigen gewöhnlich Schätze an; um sie zu gewinnen, muß man ein Kleidungsstück oder ein weißes Tuch daraufwerfen und sie, ohne zu reden und unbeschrieen, nach Hause tragen.

Von selbst aus der Erde brechendes Feuer galt den nordischen Völkern als feindselig.

208.

Die gespenstigen Kinder im Dunzenbruch.

Mündlich.

Wenn man von Obermodern herauf nach Kirrweiler geht, so kömmt man an eine wannenartige Vertiefung in dem mit Feld bedeckten Hügel, welche der Dunzenbrüch heißt. Ehemals war daselbst eine Wallfahrtskirche, nach Andern soll ein Kloster da gestanden haben. Jedenfalls war die Stelle früher mit Laubholz bewachsen, und auf den noch nicht lange Zeit ausgereuteten Wurzelstöcken alter Eichen wurden Opfergaben niedergelegt; einmal eine Henne mit ihrer Brut; anderemale Kaninchen; oft auch Geldstücke.

Der Ort ist in der ganzen Umgegend als unheimlich verschrieen. Man will schon Mönche da gesehen haben, welche einen bluttriefenden Sarg trugen. Am bekanntesten sind aber die beiden gespenstigen Kinder, welche von da aus bis gegen die Anhöhe von Kirrweiler wandeln und auch schon auf dem Spitzling gesehen worden sind.

Nachfolgendes Begebniß, das ich ohne alle Erklärung und ohne Urtheil darüber treulich mittheilen will, ist mir von einem der beiden Augenzeugen, einem verstorbenen Freunde und Verwandten, und von dem ältesten Sohne des Andern, ebenfalls Heimgegangenen, erzählt worden.

Die beiden Männer, der Eine bereits an Jahren vorgerückt, der Andere ein Dreißiger, beide durch Verwandtschaft verbunden, hatten den Schwager des Letztern in Zutzendorf besucht und waren gegen Abend auf dem Heimwege nach Kirrweiler begriffen.

Es war im Hochsommer und die Luft äußerst warm. Zwei Knaben des ältern Mannes, welche sich in der Moder gebadet hatten und deßhalb früher von Zutzendorf aufgebrochen waren, wollten unterwegs auf sie warten, um mit ihnen nach Hause zurückzukehren.

Nachdem die Männer zuweilen stille gestanden waren, um zu athmen und sich nach den Knaben umzusehen, bemerkten sie endlich, oben auf einer der Biegungen des Hügels, zwei dunkle Gestalten. „Das sind die Buben!“ rief der Vater, „sie sind scheint's des Wartens überdrüssig geworden und ihres Wegs allein fortgegangen.“

Die Wanderer giengen weiter, im Gespräche über Dies und Jenes, und hatten darüber die Knaben vergessen; als sie plötzlich die vorhin bemerkten Gestalten, von der Höhe von sechs- bis achtjährigen Kindern, auf derselben Stelle, wie zuerst, hin- und hergehen sahen. Kaum hatten sie aber diese Stelle erreicht, als sie die Kinder laut und lebhaft mit einander reden hörten, wie wenn sie sich zankten; sie konnten aber kein Wort verstehen und es kam ihnen vor, ihr Gezänke führten sie in einer ganz fremden, ihnen unbekannten Sprache. Nun gewahrten sie auch, daß die Kinder nicht giengen, sondern, etwa fußhoch, über der Erde hinschwebten. Einsmals fuhren aber beide, mit einem Geräusche wie von den Flügelschlägen eines Raubvogels, in die Höhe, fuhren fort sich zu zanken und um und über einander hinzubrausen; bis sie endlich im Dunzenbruch, hinter einigen aufgeschichteten Wellen von Bohnenstroh verschwanden.

Die beiden Männer hatten während dieses sonderbaren Vorfalls kein Wort mit einander gewechselt und waren immer fortgeschritten. Als sie endlich auf der letzten Höhe angelangt waren, blieben sie stehen, athmeten auf und Einer erzählte dem Andern sogleich, was er gesehen, wie ihm die ganze Erscheinung vorgekommen und was er dabei empfunden. Beide stimmten in den Hauptpunkten mit einander überein und kamen ziemlich blaß und verstört nach Hause, wo sie im Familienkreise das seltsam unheimliche Ereigniß bis in die späte Nacht besprachen.

Viele Leute wollen die Kinder schon gesehen haben. Sie sind blaß und tragen Bauernkleider. Nach Einigen sind es zwei Knaben, nach Andern ein Knabe und ein Mädchen. Ein alter, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückter Offizier, von

Hochfelden, mit welchem ich vor etwa zwölf Jahren von Straßburg nach Buchsweiler fuhr, erzählte mir, er habe die Kinder Nachts auf dem Spitzling gesehen, sie hätten rothe Brusttücher gehabt und seien „hembärmlig" gewesen.

Der Name Dunzenbruch ist sowohl um seiner Bestandtheile willen, als wegen der Beschaffenheit des Ortes, von dem celtischen Dûn, Hügel, und Brûk, Brûg, Haide, deutsch, mundartlich, Bruch, Mehrheit: Brücher, große feuchte Wiesengründe, abzuleiten, und bedeutet eine sumpfige Bucht, Wanne, in einem Hügel; Dunzen ist die deutsche, euphonische Verlängerung von Dûn. Wenige Stunden von da, im Kanton Hochfelden, heißt auch ein Dorf Dunzenheim.

209.

Die wilde Jagd im Moderer Wald.

Mündlich.

Der zwischen Obermodern und dem zu Buchsweiler gehörigen Reiherwald gelegene Moderer Wald ist wegen vielen bösen Spuks, der die Leute schreckt und irre führt, in der ganzen Umgegend berüchtigt. Zur Herbstzeit aber jagt darin der wilde Jäger. Mit wildem Geschrei und Gebrause fährt er von Norden her über die Wipfel der Bäume, über die Felder hin und läßt seine Thiere an einer niedern, gegen Utweiler zu sich absenkenden Stelle grasen.

Oft soll er selbst über Buchsweiler hingefahren sein und sich das Riedheimer Besch (Wäldchen) als Lagerstätte ausgewählt haben.

Mitten im wilden Brausen und Toben der wilden Jagd hört der einsame Wanderer sich oft beim Namen rufen. Er darf darauf nicht antworten, denn thäte er es, so würde er von den finstern Gewalten ergriffen werden und müßte die ganze Nacht im Walde umherirren.

Ist die wilde Jagd in der Nähe, oder braust sie dem Wanderer schon über dem Kopfe hin, so darf er nur sein Taschentuch, am besten ein weißes, hänfenes oder flächsenes, nehmen und sich daraufstellen, so kann ihm dann von derselben kein Schaden geschehen.

Zu Heilig-Kreuz, bei Kolmar, wird die wilde Jagd das Nachtgejäg genannt. Ich reihe darüber folgenden Bericht hier an, da er mir erst zu Handen kam, als die den Oberrhein enthaltende, erste Lieferung der Sagen schon gedruckt war.

„Das Nachtgejäg nimmt seinen Zug vom Sengenwald aus über das obere Grütt hin, auf die Gleiß und bis zum Storkennest hinab.

Einmal zog so ein Sturm zum Sengenwald aus mit entsetzlichem Braus und Geheule. In der Luft hörte man rufen: „Weiter, weiter! Der Marbacher Hund (die Glocke) billt schon! Wettersweiler zu!"

Ein andermal waren junge Bursche mit ihrem Vieh zu Waid in den Matten. Als es schon spät in den Abend gieng und sie nach Hause wollten, hörten sie sich beim Namen rufen. Einer von ihnen faßte das Herz und gab Antwort. Augenblicklich spürte er Flügel, die ihm hart am Angesicht herumschlugen.

Einst kehrten Knechte und Mägde aus den Reben von Herrlisheim nach Haus. Es war schon finster. Als sie an der Täufermühle vorüber waren, blieb ein Mädchen ein wenig zurück. Alsobald hörte es seinen Namen rufen: „Käthrini! Käthrini!" Es folgte der Stimme, glaubend, es wären seine Gefährten. Allein die Stimme gieng immer weiter und weiter, und es ihr nach. Den andern Tag fand man das Mädchen, eine halbe Stunde von der Täufermühle, bei dem sogenannten Städtlinswäldchen, todt liegen. Es war das Nachtgejäg gewesen, das ihm gerufen. Die Andern hatten das Hußdada! der wilden Jäger wohl gehört.

Man sagt, daß seit dem großen Jubiläum, unter den Konsuln, wenig oder fast nichts mehr so Ungeheures vorgehe, indem da-

mals die spukenden Geister alle erlöst worden seien." Christophorus [1]).

Vergl. S. 29, 89 und 167.

210.

Die böse Bärbel.

Ueber das Geschichtliche vergl. des Herausgebers Aufsatz: Der Buchsweiler Weiberkrieg und die letzten Grafen von Lichtenberg, in der Alsatia für 1851. S. 10—18.

Der Graf Jakob von Lichtenberg, zubenannt mit dem Bart, hatte nach dem Abscheiden seiner Gemahlin, einer Gräfin von Saarwerden, ein Bauernmädchen aus Ottenheim, im Badischen, die schöne oder auch die böse Bärbel genannt, als Kebsweib auf sein Schloß zu Buchsweiler gezogen.

Mit dem Erscheinen dieser Dirne, welche den von Natur gutherzigen, aber äußerst schwachen Mann bethörte, schwand bald das freundschaftliche Einverständniß, welches bis jetzt zwischen dem Oberherrn und seinen Unterthanen gewaltet hatte. Sie wurde frech und übermüthig, und zwang die armen Leute, ihr jede Woche, ohne den geringsten Lohn und ohne daß ihnen nur ein Stück Brod dafür dargereicht wurde, zwei bis drei Tage in der Frohn zu arbeiten. Sie mußten ihr Lein säen, jäten, Lichter machen und spinnen. Zudem befahl sie jeder Hausfrau, ihr jährlich ein Pfund Garn zu liefern, und ließ sich jeden Tag die Sahne der Milch von sämmtlichen Kühen des Städtchens in's Schloß bringen. In ihrer tollen Vermessenheit schickte sie sogar Söldlinge zu den säugenden Müttern und ließ sich von ihrer Milch geben, um sie zu ihren Zaubereien zu gebrauchen. Wer sich weigerte oder nur über die tyrannischen Forderungen murrte, wurde ergriffen und mußte dafür im Thurme büßen.

Neue Erpressungen und Zumuthungen hatten einen Aufstand

---

[1]) Unter diesem Pseudonym verbirgt sich ein ebenso bescheidener als, im Gebiete der elsässischen Geschichte, Archäologie und Sage erfahrener Gelehrter, dessen ernsten und tüchtigen Forschungen unsere Heimat einst viel Schönes zu verdanken haben wird.

zur Folge, an welchem sich zuerst besonders die Weiber betheiligten, weßwegen derselbe in der Geschichte und noch jetzt in der Erinnerung des Volks unter dem Namen des Buchsweiler Weiberkriegs bekannt ist.

Jakob, von allen Seiten gedrängt und in seinem Schlosse belagert, mußte die Dirne von sich thun. Sie begab sich nach Hagenau, wo sie, bald nach dem Tode ihres gräflichen Sklaven, als Hexe eingezogen und öffentlich verbrannt wurde.

Auch Jakob von Lichtenberg scheint sich der Zauberei ergeben zu haben. „Er hatte," wie der Chronikschreiber Bernhard Herzog, Buch V, Fol. 35, sagt, „grosse anmutungen zu den Freyen künsten, verstündt sich auff die Astronomie vnd Nigromancia."

211.

Der Bildhauer Marderstecken.

Mündliche Stadtsage. Das Geschichtliche gibt die nachfolgende Note.

Der Landgraf von Hanau-Lichtenberg, welcher den Schloßgarten in seiner Residenz Buchsweiler anlegen ließ, hatte in seinem Dienste einen deutschen Bildhauer, Namens Marderstecken. Derselbe war nicht sehr kunstbegabt, dagegen aber ein Lüftling und großer Verschwender. Diesen bestellte der Landgraf, um manche von den Bildwerken zu fertigen, von denen jetzt nur noch einige übel aussehende Trümmer vorhanden sind, und setzte ihm eine Zeit fest, an welcher sie sämmtlich vollendet sein müßten, wenn nicht der Bildhauer einen Theil des versprochenen Lohnes einbüßen wollte.

Marderstecken, der lieber den landgräflichen Hofdirnen oder dem Glas Käsberger nachgieng, als sich mit seiner Arbeit zu beschäftigen, ließ eine Woche nach der andern verstreichen, ohne Hand an's Werk zu legen. Als aber die angeräumte Zeitfrist herankam, begab er sich in seine Werkstätte, in welcher er sich Tag und Nacht einschloß. Und von jener Zeit an stand allmorgentlich ein neues Bildwerk auf seinem Postamente.

Man wußte aber wohl, daß er mit dem Teufel einen Bund gemacht hatte, und dieser mit ihm arbeitete. Als das letzte Bild fertig war, führte ihn auch der Böse, dem er seine Seele verschrieben hatte, in den Schloßkeller und erdrosselte ihn daselbst. Dort muß er noch bis zum heutigen Tage umgehen.

Diese in Buchsweiler sehr verbreitete Sage wurde mir während meines fast vierjährigen Aufenthaltes daselbst von dem verehrungswürdigen Patriarchen der Stadt, dem allgemein geliebten Vater Pfersdorff, ehemaligen Offizier der kaiserlichen Gendarmerie, zuletzt Professor am Kollegium (gestorben 1847), mitgetheilt. Als ich ihn 1847 brieflich um nähere geschichtliche und künstlerische Erläuterungen darüber gebeten hatte, schrieb er mir, den 14. Februar d. J., folgende kurze, aber treffliche Notiz:

„Die Bilder der Götter im großen Herrengarten, die Hermen am Eingang des kleinen Herrengartens, die vier Welttheile, die hinten, unter den Kastanienbäumen stunden, sind von einem Franzosen, François Francin, der, dem Geschmack nach, in der Zeit Ch. Lebrun's gelebt haben mag; denn ich erinnere mich noch, daß mir die Schenkel der Götter nicht schlank genug vorgekommen sind. Uebrigens waren sie schön, das Dekorum und die Attribute wohl beobachtet; aber — leider! schon vier- bis fünfmal mit weißer Oelfarbe überstrichen, die dann natürlich die Muskulatur sehr ungleich gemacht hat.

„Der selige Ohmacht hat für Herrn Wagner den Merkur renovirt, der noch izt im Garten des Herrn Bir steht. Er hat den Kopf etwas kleiner und schmäler gemacht, und so sieht er izt mehr den griechischen Verhältnissen gleich.

„Der Teufelsbraten war ein schofler Wicht, hat nichts gemacht als zwei Eulen, die in den Vogelhäußern Wasser in Muscheln gespien haben, um die Kolonisten zu tränken, zwei Sphinxe, die auf dem Geländer am Schloßgraben lagen, fünf Rabougries von Musen und ein Grottenwerk im kleinen Herrengarten, wo Sie die Najaden noch haben sitzen sehen, die Tritonen aber in Herrn Resch's Hof ihren Platz gefunden haben. Item einen Wasser speienden Fuchs im Hühnerhaus, und endlich einen oktogonen Brunnentrog im Waschhaus der Beschließerei.

„Er hieß Mardersteckeu. Es muß in seiner Zeit grausame Kenner gegeben haben, die haben glauben können, daß solche Werke nur mit Hilfe des Gott sei bei uns zu liefern seyen.

„Er hat sich oben im Kellerhals erhängt. Noch drei schöne Block Steine lagen dort zu meiner Bubenzeit, die uns zu gymnastischen Uebungen, nämlich zum Herabspringen gedient haben.

„Wann, wie und warum er sich erhängt hat, habe ich nie gehört. Vermuthlich weil ihn der Teufel gehängt hatte, hat man sich aus Respekt enthalten, davon zu sprechen. Gott schenk' ihm eine fröhliche Urständ! — Er soll sehr schnell gearbeitet haben, — daher der Teufelsbund!" —

Daß Bildhauer, häufiger aber Baumeister, und dies gewöhnlich beim Bau von Kirchen (z. B. der Dome von Aachen, Halberstadt) einen Bund mit dem Bösen gemacht haben, erzählt die Volkssage öfters; meistens aber wird der Teufel durch Unterschieben eines Thieres (Wolf, Ziege, Hahn u. s. w.) um die verheißene Seele des Baumeisters geprellt. — Auch derjenige des Schlettstadter Münsters soll, so lautet die Sage, einen Bund mit dem Satan gemacht und sich, als seine Frist gekommen, von dem Thurme herabgestürzt haben, weßhalb derselbe unvollendet geblieben. (G. Mühl.)

212.

Der Lure-Jerri.

Mündlich.

Gegen Ende Jänner, manchmal früher, oft aber auch erst im Hornung, kömmt unter der katholischen Kirche von Buchsweiler eine wasserreiche Quelle, der Lure-Jerri genannt, hervor und ergießt sich in die Schäferei, einen kleinen Weiher, der zum Waschen dient. Auch füllen sich davon schnell alle Brunnen mit Wasser an. Da vor Ankunft dieser Quelle, wenn nicht gerade anhaltendes Regenwetter eintrifft, die meisten Brunnen schwach fließen, so erwartet man dieselbe in der ganzen Umgegend mit Ungeduld; denn nicht nur Buchsweiler, sondern auch Hattmatt und Imbsheim versorgt sie mit Wasser.

Die Quelle soll oft fremde, unbekannte Baumblätter mit sich führen, so daß die Volkssage sie mit hohen südlichen Gebirgen in Verbindung bringt.

Ein Landgraf von Hanau-Lichtenberg hatte lange vergeblich nachgraben lassen, um ihr weiterhin auf die Spur zu kommen und sie irgendwo zu fassen. Da sie auch die Brunnen, Weiher und Wasserspiele des Schlosses reichlich versorgte, so war er immer auf ihr Erscheinen gespannt, und versprach einst, bei länger anhaltendem Wassermangel, demjenigen, der ihm die Ankunft der Quelle zuerst melden würde, einen neuen Hut, nach Andern eine rothe, goldgeschmückte Mütze.

Ein junger Bursche, Namens Georg (Jörge, Jerri), lauerte Tag und Nacht und brachte endlich dem Grafen die erwünschte Kunde, daß die Quelle angekommen sei.

Da nun dieser Jerri so lange und so begierig auf diese Quelle gelurt (gelauert) hatte, so nannte man sie den Lure-Jerri.

So erzählt die allgemeine Volkssage.

Nach einer andern Deutung soll der Name vom heil. Ludogarius, im Volksdialekte Luddegari, dem Patron der katholischen Kirche, herkommen.

213.

Warum es gewöhnlich am Buchsweiler Jahrmarkte regnet.

Mündlich.

Vor etwa hundert Jahren verschwand in einem Bürgershause zu Buchsweiler ein silberner Löffel. Alle Nachsuchungen waren vergebens; der Löffel kam nicht wieder zum Vorschein.

Die Dienstmagd des Hauses wurde sofort verdächtigt und zuletzt als die Diebin angeklagt. Ungeachtet ihrer Thränen und Unschuldsbezeugungen wurde sie vom Gerichte zum Tode am Galgen verurtheilt.

Der Galgen stand damals auf dem Bastberge, und um den Bewohnern der Stadt und der ganzen Umgegend ein abschrecken-

des Beispiel zu geben, wählte man zur Vollziehung des Urtheilsspruchs einen Jahrmarktstag.

Es war heiteres Wetter, ein wolkenloser Himmel glänzte über der Erde. Die arme Magd fügte sich unter vielen Thränen in ihr trauriges Schicksal. Allein als sie an der Richtstätte angelangt war und der Henker sein grausames Amt vollziehen wollte, hob sie die rechte Hand empor und rief mit lauter, feierlicher Stimme den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld an.

Kaum war sie verschieden, so fielen aus der klaren Himmelshöhe häufige Regentropfen herab.

Die Menge des Volks fieng an wider die Richter zu murren und verlief sich langsam, in schweren Gedanken.

Einige Jahre später erst fand man den verlornen Löffel unter einem Dachziegel, wohin ihn eine Elster getragen hatte.

Aber noch bis auf den heutigen Tag bezeugt der Himmel an jedem Jahrmarktstage, wenn auch nur mit wenigen Regentropfen, oder einem schwarzen Wolkenschleier, der sich um die Sonne hängt, die Unschuld der armen Dienstmagd.

Viele ältere Personen haben diese Begebenheit in ihrer Jugend von ihren Eltern erzählen hören. Sie liegt der bekannten Oper La gazza ladra zum Grunde. Aehnliche Begebenheiten sind auch an andern Orten bekannt, z. B. in Hanau, s. Aug. Nodnagel's deutsche Sagen, Dresden und Leipzig 1836, S. 75; in Merseburg, s. des Drechslers Wanderschaft von D. Hirtz. Straßb. 1844, S. 180; in Ulm, s. Fr. Nork, die Sitten der Deutschen, Stuttg. 1849, S. 530. Alle beruhen auf dem schönen Volksglauben, daß die Unschuld unter dem Schutze des Himmels steht, der sie früher oder später an den Tag bringt.

214.

Das Stadtkalb und das Letzel.

Mündlich.

Das Buchsweiler Stadtkalb liegt am ehemaligen Niederthore, auf der Straßburger Straße. Spät nach Hause Ge-

hende fallen oft über dasselbe; Trunkenen setzt es sich auf den Rücken und sie müssen es bis an ihre Hausthüre tragen.

Ein anderes Nachtgespenst, ein Alp, welches sich den Schlafenden auf das Herz setzt, heißt das Letzel; es hat eine unbestimmte Thiergestalt und endigt sich in einen silbernen Schwanz.

Anstatt: Der Alp hat ihn gedrückt, sagt man: „Das Letzel hat ihn geritten."

Von Kindern, welche nicht gedeihen, heißt es: „Das Letzel säuft an ihnen."

Ueber Dorf- und Stadtthiere vergl. S. 15, 31, 86, 124, 225, 228.

In Illzach heißt das Letzel: Doggele, S. 30, und Fronfastenthier, S. 30; im Münsterthale ist es das Schrätzmännel; in Straßburg wird es ebenfalls Letzel, oft auch Rätzel genannt.

Die Römer glaubten an Nachtfrauen, Lamiæ, Empusæ, welche die Kinder aus den Wiegen stahlen, um sie zu fressen. Sie verehrten daher eine besondere Wiegengöttin, Cunina, der sie große Ehre erwiesen, damit sie die Kinder vor den Nachtfrauen und vor Zauberei und Verwechslung beschirme. *Lactantius*, De falsa religione, I, 20. Vergl. *Philo's* Magiologia, das ist: Christlicher Bericht von dem Aberglauben und Zauberey, Augustæ Rauracorum, 1675, S. 671. (Mülhauser Stadtbiblioth.)

215.

Gespensterthiere im Freihof.

Mündlich.

In der Herrengasse, in Buchsweiler, steht ein altes, sehr hohes Haus, welches ehemals ein Freihof war, und noch jetzt diesen Namen führt. Es sollen darin schon seit undenklichen Zeiten Geister von verschiedenen Gestalten, besonders aber Gespensterthiere, ihr Wesen treiben. Unter andern eine große Katze, welche, wenn man auf sie zukömmt, in die Mauer springt, die sich von selbst vor

ihr öffnet und wieder schließt, ohne daß man die geringste Beschädigung an ihr bemerke. Ebenso läßt sich zuweilen in den Zimmern, auf den Gängen und Treppen und auf dem Gesimse der Fenster ein Hahn von ungewöhnlicher Größe sehen, der mit den Flügeln klatscht und seltsam kräht.

Vergl. S. 46, 225 und 230.

216.

Der Bäckerbursche in der Herrengasse.

Mündlich.

In der Herrengasse geht um Mitternacht ein weißgekleideter Bäckerbursche. Er trägt einen Korb voll Brod auf dem Kopfe, hält immer die Mitte der Straße, und wenn er an einem Ende derselben angekommen ist, so kehrt er wieder um und beginnt seinen Weg von Neuem. Er thut Niemanden etwas zu Leid, geht aber auch Keinem aus dem Wege.

217.

Der Spuk im Keller.

Mündlich.

In der Hauptstraße von Buchsweiler steht ein Haus mit einem Altane. Es sollen in demselben Schätze vergraben sein. Ein früherer Besitzer hatte, der Volkssage nach, im obern Stockwerke eine leere Kammer, in welche er täglich Geld warf. Ein Handwerksmann, welcher eines Tages im Hause arbeitete, fand die Thüre der Kammer zufälliger Weise offen und erblickte darin einen ungeheuern Haufen Geld, besonders Kupfermünze.

Zu Ende der dreißiger Jahre begab sich der damalige Miethsmann einst Nachts gegen acht Uhr in den Keller, welcher in zwei

Theile, einen vordern und einen hintern, abgetrennt ist. Als er in dem erstern angelangt war, bemerkte er Lichtschimmer in dem zweiten. Er trat hinzu, in der Meinung, es sei ihm Jemand aus dem Hause zuvorgekommen. Allein zu seinem großen Schrecken gewahrte er einen alten Mann mit einem Barte, der auf einem Stuhle saß und in einem großen, auf seinen Knien aufgeschlagenen Buche las; neben diesem stand ein Knabe, der dem Alten mit einer kleinen Ampel leuchtete, und hinter ihm ein Mann, welcher sich auf einen Spaten stützte. Die ganze Erscheinung dauerte nur einige Sekunden und Alles kehrte in Finsterniß zurück.

Vergl. die Erscheinung auf dem Speicher, S. 165.

218.

Die Hexe als Pferd.

Mündlich.

Ein Mann wurde Nachts aus dem Schlafe geweckt durch ein ungewöhnliches Geräusch, das aus dem Stalle zu kommen schien. Er machte sich sogleich auf die Beine und gewahrte zwischen seinen beiden Pferden, welche sich unruhig hin und her bewegten, ein drittes, kohlschwarzes, mit struppiger Mähne. Er wollte es am Kopfe hinausziehen, allein es schlug wider ihn aus und er mußte unverrichteter Sache umkehren. Des andern Tages aber war das fremde Pferd verschwunden.

Einige Zeit darauf hörte er denselben Lärm im Stalle und er fand das schwarze Pferd wieder bei den seinigen. Als er aber bemerkte, daß es keine Hufeisen habe, weckte er schnell den Schmied, der neben ihm wohnte und es sogleich beschlug.

Den andern Morgen hörte man in einem Nachbarhause ein jämmerliches Geschrei von einer Weiberstimme. Als man hinzu kam, fand man die Nachbarin im Bette liegen. Sie hatte Hufeisen an Händen und Füßen.

Vergl. S. 7, 91, 234, 250, 254, sowie die unmittelbar auf obige folgenden Sagen und einige, welche noch später angegeben werden sollen.

Ueber die Thierverwandlungen der Hexen s. des Herausgebers Neujahrs-Stollen, S. 38 u. ff.

219.
Die Hexe als Ente.

Mündlich.

Die Scharwache von Buchsweiler traf in der Mitternachtsstunde eine ungewöhnlich große Ente an, die mit lautem Flügelschlage bald um sie herum, bald vor ihr her flatterte. Einer der Wächter ergriff sie endlich beim Fittig und warf sie zu seinem offenstehenden Kellerladen hinein, daß sie eine Pfote brach.

Als er des andern Morgens nach Hause kam, hörte er inwendig an der Fallthüre des Kellers klopfen. Er machte auf, und — seine Ehehälfte hinkte ihm entgegen und überhäufte ihn mit Schimpfworten und Flüchen.

220.
Die spinnenden Hexen.

Mündlich.

Ein Bursche schaute des Nachts einmal durch einen Spalt des Ladens in die Stube einer Frau, die als Hexe verschrieen war. Da sah er nun dieselbe mit noch einigen andern Nachbarsweibern auf einer Bank sitzen, die sich rings um den Tisch herumzog, und spinnen. Die Spinnräder flogen aber stets mit den Hexen um die Bank herum, dazu sangen diese:

Ich hab' lederne Strümpf,
Zwei und drei sind fünf,
Wenn ich einen verlier',
Bleiben mir noch vier.

221.

Wie man die Hexen erkennen kann.

Mündlich.

Wer die Hexen erkennen will, der nimmt ein Ei, welches in der Charfreitagsnacht gelegt worden ist. Wenn er sich nun in der Kirche durch dieses Ei unter den Gemeindegliedern umsieht, so erkennt er die Hexen daran, daß sie statt der Gesangbücher Stücke Speck in den Händen halten und Melkkübel auf den Köpfen tragen. Er muß aber trachten, noch vor dem Vaterunser-Läuten aus der Kirche zu gehen und das Ei zerschlagen oder zerwerfen, sonst können ihm die Hexen etwas anthun.

Dasselbe Mittel gibt auch Kuhn an, Märkische Sagen, S. 376, mit dem Unterschiede, daß man die Hexen erkennt, wenn man das erstgelegte Ei einer schwarzen Henne in die Tasche steckt; die Hexen tragen kleine Butterfässer auf den Köpfen. „Ein anderes Mittel, um den Auszug der Hexen nach dem Blocksberge mit anzusehen, ist, daß man eine Furche um das Dorf zieht, dann den Pflug in die Höhe richtet und bis zur Dunkelheit wartet; alsdann kann man sie deutlich erkennen. Dasselbe erreicht man auch, wenn man sich unter eine ererbte Egge setzt, doch so, daß die Zähne derselben nach oben stehen." Ebendaselbst.

Andere Erkennungsmittel: Durch Aufsetzen eines Gundermannkranzes (Zaunrübe), s. bei Sommer, Sagen aus Thüringen, I, 58, und besonders bei Grimm, Deutsche Myth. S. 1032 u. ff.

Die Hexen sind auch zu erkennen: An den rotheingefaßten, triefenden Augen; an dem eingefallenen zahnlosen Munde; oder daran, daß sie das Bild oder Kindlein im Auge verkehrt haben (Illzach). Letzteres ist schon alter Aberglaube: „Apollonides gedenkt der Hexen in Scythia und sagt, man nenne sie Bythiæ, vnd seyen daran zu erkennen, daß sie in jedem Augstern zwey Kindlin haben." *Philo*, Magiologia, S. 731.

Sicherungsmittel gegen die Hexen gibt Grimm, S. 1056, an.

222.

Hexenbann, wenn das Vieh veruntreut ist.

Mündlich.

Einem Bauern am Niederthor zu Buchsweiler wurden vor etwa fünfzehn Jahren plötzlich zwei Ochsen und eine Kuh krank und kein gewöhnliches Mittel wollte helfen. Er ließ demnach den Meister von Riedheim kommen, der sogleich erklärte, das Vieh sei verhext. Er traf nun, wie mir von einem Augenzeugen berichtet ward, folgende Vorkehrungen:

Er stellte eine Kohlpfanne an den Eingang des Stalles und zündete darauf verschiedene Kräuter an, worauf er drei schwarze Metallkugeln legte; dazu sprach er einige unverständliche Worte. Kaum drang der Rauch in den Stall und wirbelte daraus wieder in die Luft, so erschien eine Nachbarin, die man schon lange als Hexe im Verdacht hatte, und forderte eine Hacke. Man war nun gewiß, daß diese die Uebelthäterin, und in einigen Tagen war das Vieh wieder gesund.

Einem ehemaligen Hirten von dem nahegelegenen Dörflein Riedheim gieng es aber einmal schlimm bei einer ähnlichen Beschwörung. Als er nämlich seinen Rauch gemacht hatte, kam seine eigene Tochter, die im Dorfe verheirathet war, und wollte ebenfalls etwas im Hause leihen; da er nun von ihr bestimmt wußte, daß sie keine Hexe sei, ließ er Alles im Stiche und glaubte von der Zeit an selbst nicht mehr an seine Kunst.

In einem Dorfe des Münsterthals wurde eine Familie bei derselben Ceremonie dadurch von dem Aberglauben geheilt, daß während derselben die allgemein geachtete, fromme Pfarrfrau erschien.

Gegen das Viehverhexen werden im Elsaß noch viele Mittel angewandt: In Rixheim und der Umgegend legt man Allermanns-Harnisch, Allium victoriale oder victorialis longa,

von den Hirten im obern Wasgau Nienhämmzle genannt, Männchen und Weibchen (wie sie in den Apotheken begehrt werden, nämlich eine größere und eine kleinere Wurzelsprosse), nebst Teufelsdreck, assa fœtida, unter die Stallschwellen; Andere schlagen geweihtes Blei in den Stall; stellen einen neuen Besen, verkehrt, in eine Ecke; halten einen schwarzen Ziegenbock im Stalle, in der Meinung, alles Böse ziehe sich auf diesen herab. Gegen Hexerei in Häusern und Ställen dienen in vielen katholischen Gemeinden auch die sogenannten Agathenzettel, welche an den Thüren angeschlagen sind und also lauten:

Mentem sanctam † spontaneam, honorem Deo † et Patriæ liberationem sur (sic) in ejus vit.

Omnes spiritus laudent Dominum.
Sancta Agatha † ora pro nobis.

Hat man verherte Milch, die entweder blau oder roth ist, oder auch nur spärlich kömmt, so nimmt man davon und kocht sie Nachts zwischen Elf und Zwölf Uhr; sodann wird sie in den drei höchsten Namen mit einer Haselruthe tüchtig gepeitscht (gefitzt). Der Ort, wo dies geschieht, muß aber sorgfältig verschlossen sein und Niemand darf hinein oder hinaus, auch darf zwischen der Zeit das Haus Keinem geöffnet werden. Während des Peitschens hört man Gepolter und Geschrei. Die Hexe, welche die Milch verhert hat, bekömmt alle Streiche, welche man mit der Haselruthe in die Milch thut. (Illzach, Buchsweiler, Oberbronn u. a. O.)

Auch durch sogenanntes falsches Futter kann dem Vieh geschadet werden. Darunter versteht man gewisse Kräuter, welche Manche in der Apotheke holen und damit ihr Vieh füttern; dadurch können sie anderm Vieh den Nutzen wegnehmen und zwar bis in's neunte Haus und auf das ihrige ziehen. Um diesen Zauberschaden abzuwenden, muß man wissen, um welche Zeit und wie viel diejenigen füttern, welche falsches Futter haben, und muß sodann eine Stunde früher und mehr Futter geben als sie; dann gedeiht das eigene Vieh wieder, während das der Andern abgeht. (Stotzheim, Barr und Umgegend, u. a. O.)

223.

Der Baſtberg.

Mündlich.

Der St. Sebaſtiansberg, gewöhnlicher Baſtberg genannt, erhebt ſich oberhalb Buchsweiler mit ſeinen beiden abgerundeten Gipfeln mitten aus dem Hügellande und ſteht in keinerlei Verbindung mit dem noch eine Stunde weſtwärts gelegenen Wasgaugebirge, von deſſen geognoſtiſcher Beſchaffenheit er auch weſentlich verſchieden iſt. Er beſteht aus Lias, auf welchem Jurakalkſtein ruht, der wieder von Süßwaſſerkalkſtein überlagert iſt, und bietet dem Geologen eine reiche Ausbeute von Conchilien-Verſteinerungen. Bis beinahe auf die Gipfel, mit einzelnen Unterbrechungen, die von den ſich immer weiter erſtreckenden Braunkohlenwerken herrühren, iſt er mit Feld und Reben bewachſen. Ob er unter den Römern ganz mit Reben angepflanzt war und Bacchusberg, ſpäter Bachsberg und endlich erſt Baſtberg genannt wurde, iſt möglich; da die im Jahr 1739 in Buchsweiler gemachte Entdeckung einer römiſchen Badſtube und eines weitläufigen, mit wärmeleitenden Röhren umgebenen Gemaches eine römiſche Niederlaſſung außer Zweifel ſetzt.

Die Lage des Berges, ſowie die Beſchaffenheit des höchſten Gipfels und der Umſtand, daß man denſelben im ganzen Unterlande zum Verſammlungsorte der Hexen macht, laſſen auf druidiſchen Kultus auf demſelben ſchließen.

Der ganze Berg iſt wegen vielfältigen Spukerſcheinungen im Lande bekannt.

Auf dem mittlern Abhange, da, wo der Weg rechts nach Griesbach hinabführt, befindet ſich eine Stelle, welche die Schafe immer vermeiden. Wenn ſie der Hirt darüber führen will, ſo werden ſie unruhig und hören auf zu freſſen. Auch die Hunde geben ihr Unbehagen durch Bellen und ängſtliches Umherlaufen zu erkennen.

Die Bewohner der umliegenden Ortſchaften behaupten, zu gewiſſen Zeiten wandelnde Feuer auf dem Berge zu erblicken und feurige Kugeln von demſelben aufſteigen zu ſehen.

224.

Der Schulmeister als Spielmann bei der Hexenrunde.

Mündlich.

Es traf sich einst, daß ein Schulmeister, der sich zu lange auf einem Kindtaufschmause verweilt hatte, nach Mitternacht über den Bastberg nach Griesbach gehen mußte. Als er gegen die Mitte des Berges kam, sah er die Spitze desselben beleuchtet und hörte eine lustige Musik herabtönen. Er stieg weiter empor, und ehe er es vermuthete, befand er sich auf dem Gipfel des großen Bastbergs. Auf demselben standen mit Speisen reichbeladene Tische, auch Flaschen, und, wie es ihm vorkam, goldene Becher blinkten darauf. Auf dem freien Platze, alleroberst, tanzten viele Herren und Damen. Einer aus der Gesellschaft reichte ihm einen Becher, den mußte er austrinken, und hierauf eine Geige, und gebot ihm sich zu den Musikanten zu stellen und ihnen aufspielen zu helfen. Er that es ohne Widerstand und trank und geigte mit ihnen die ganze Nacht hindurch, wiewohl ihn ein Grausen überlief und er gern die Flucht ergriffen hätte.

Als er des andern Morgens vom Hahnkrähen in den Dörfern geweckt wurde, lag er müde und zerrissen auf einem Steinhaufen; zu seinen Füßen gewahrte er einen Pferdehuf, und in der rechten Hand hielt er eine große Katze, die ihn kratzte und biß und sich sodann mit tollen Sprüngen in den Reben verlief.

Vergl. S. 234, wo der in einen Esel verwandelte Müllerknecht ebenfalls auf dem Bastberge einer Hexenrunde beiwohnt. Daß Berghöhen, auf welchen einst druidischer Kultus gehalten wurde, später vom Volksaberglauben zu Vereinigungsorten der Hexen gemacht wurden, ist in den Bemerkungen zur Hexenschule, S. 254, bereits besprochen worden.

Spielleute, welche zufällig in die Nähe eines Hexensabbats kommen, werden häufig von den Hexen zum Spielen gezwungen. Becher verwandeln sich beim Erwachen in Roßhufe; Instrumente in Kuhschwänze; die Spielleute wider Willen erwa-

chen auf Schutthäufen oder unter Galgen; ihr Spiellohn, der ihnen in der Nacht als blankes Gold erschienen, ist zu dürren Blättern, Scherben, Bohnen u. s. w. geworden. Aehnliche Geschichten s. in *Philo's* Magicon, S. 637 u. ff.

225.

Der Geist im Kissel.

Mündlich.

Vergl. Das Lachmännchen in Saar-Union, von K. Candidus, im Elsäss. Sagenbuch, S. 333.

In Buchsweiler war ein Mann gestorben und sollte begraben werden. Der Sarg stand schon vor dem Hause und die Nachbarn wollten ihn eben aufheben, um ihn auf den Kirchhof zu tragen, als der Speicherladen plötzlich aufgieng, und der Verstorbene, wie er leibte und lebte, an demselben erschien und lachend herabrief: „Hann Err 'ne? Hann Err 'ne?" —

Der Sarg wurde nichtsdestoweniger aufgehoben und im Gottesacker beigesetzt. Allein seit dieser Zeit raste und tollte der Geist im Hause herum, so daß Niemand mehr darin bleiben konnte.

Nun ließ man zwei Kapuziner kommen. Diese bannten den Geist in ein Wäldchen an der Kirrweiler Straße, der Kissel genannt, das aber jetzt ausgereutet und in Feldstücke umgewandelt ist. Dort haust er noch jetzt und lacht die Leute aus, die im Felde arbeiten, und wirft die Vorübergehenden mit Steinen.

Ueber das Bannen der Geister durch den Hirten, den Meister, namentlich aber durch Kapuziner, vergl. S. 6, 164, 257; ebenso La vie du v. P. Jean Chrisost. *Schenck*, Capucin, Pourrentruy 1714, Chap. XX, Son pouvoir sur les Démons, S. 77 u. ff., und Ammann, Die Teufelsbeschwörungen, Geisterbannereien u. s. w. der Kapuziner, Bern 1841.

226.

Die schwarze Kuh.

Mündlich.

Wenn man von Obermodern nach Kirrweiler geht, so kömmt man, links von der Buchsweiler Straße und im Gemeindebann dieses Städtchens, an einen Steg, der über den Mühlbach führt. Hier grast noch spät in der Abendzeit die schwarze Kuh mit der silbernen Halsglocke. Die Waidbuben sehen sie oft und gehen ihr aus dem Wege, obgleich sie ihre Art und Sitte kennen und wissen, daß sie ihnen kein Leid zufügt. Verirrten Wanderern, die von ihrem Geläute angezogen werden, nähert sie sich sanft und will ihnen die Hände lecken. Lassen sie solches geschehen, so bleibt sie zutraulich bei ihnen und geleitet sie wieder auf die rechte Straße. Läßt sich aber Einer beikommen, sie zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, so geräth sie in Wuth, nimmt ihn auf die Hörner und schleudert ihn in den Mühlbach.

Die Thüringische Sage kennt eine gespenstige, feurige Kuh, in der Nähe von Eisenach, welche sich zuerst in einen alten Birkenbaum verwandelt, sodann in ein altes Weib mit einer Ofengabel bewehrt. S. Bechstein, Thür. Sag. I, 126.

227.

Der feurige Drache in Riedheim.

Mündlich. Dem Verfasser mitgetheilt von einer, jetzt verstorbenen, Tochter des Schulmeisters.

Es wissen's alle Leute in Riedheim, daß von Zeit zu Zeit in nächtlichen Stunden, wenn Alles im Dörflein schläft, ein feuriger Drache umherfliegt, der zu den Speicherlöchern mancher Häuser hineinfährt und Getreide und sonstigen Vorrath herausbringt, die er sodann auf andere Speicher niederlegt.

Einer der letzten Schulmeister, der zugleich Schreiner war, hatte einst bis tief in die Nacht hinein an der Hobelbank arbeiten

müssen und wollte sich eben, nachdem ihm das Licht ausgegangen war, am Fenster entkleiden, als er den feurigen Drachen, mit langem Leibe, „wie ein Wißbaum groß" und reich beladen, durch den Schornstein des gegenüberstehenden Hauses schlüpfen sah.

Dabei geht der Glaube, daß in den Häusern, welche der Drache besucht, Schätze niedergelegt werden, die aber erst dem zweitfolgenden Geschlechte angehören können. Eine dortige Familie soll in diesem Augenblicke im Besitze solcher Schätze sein.

Vergl. S. 3, Die Schlange im Jura.

Das Geld- oder Getreidezutragen wird auch den Hausgeistern, Kobolden zugeschrieben, s. Grimm, Deutsche Myth., S. 971; Daumer, Geheimnisse des christl. Alterth. II, S. 140 u. ff.; vergl. mit ebendas. S. 135. Aber auch dem Teufel: „Wenn von dem Teufel erzählt wird, der seinen Freunden und Günstlingen Geld oder Getreide zuträgt, so nähert er sich gutmüthigen Hausgeistern oder Elben, und hier ist auch nie von Verschreibung noch von Gottesverläugnung die Rede. Meistens sieht man ihn als feurigen Drachen durch die Luft und in Schornsteine fahren. Die Lausitzer erzählen von einem Korndrachen, der seinem Freunde den Boden füllt, von einem Milchdrachen, der für der Wirthin Milchkeller sorgt, und von einem Reichthum bringenden Gelddrachen. Die Art und Weise, seiner habhaft zu werden, ist folgende: Man findet heute irgendwo einen Dreier liegen, nimmt man ihn auf, so liegt morgen ein Sechser an derselben Stelle, und so steigt nach der jedesmaligen Aufnahme der Werth des Gefundenen bis zum Thaler. Wer nun geldgierig auch den Thaler greift, in dessen Haus findet sich der Drache ein. Er verlangt höfliche Behandlung und gutes Futter (wie ein Hausgeist). Versehen es Wirth oder Wirthin, so steckt er ihnen das Haus über dem Kopf an." Grimm, D. Myth., S. 971.

„Wenn man von den ersten Früchten der Ernte in die vier Winkel der Scheuer etliche Garben über's Kreuz legt, dann kann der Drache nichts davon holen." Hundert Hausmittel u. Bauernregeln u. s. w. von Rabus, 1825, in Panzer's Beitrag zur deutschen Myth., S. 261.

Die

Sagen des Elsasses.

Druck von Scheitlin und Zollikofer.

Die Sagen des Elsasses,

zum ersten Male getreu

nach der

Volksüberlieferung, den Chroniken und andern gedruckten und handschriftlichen Quellen,

gesammelt und erläutert

von

August Stöber.

> Das Rheinthal ist mein Vaterland,
> Das Elsaß drin sein Diamant!
>
> Ehrenfried Stöber.

Mit einer Sagenkarte von J. Ringel.

St. Gallen.
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1852.

An

Jacob Grimm.

Verehrungswürdiger Herr!

Schon die persönliche Dankbarkeit für Alles, was ich an Verständniß und Belehrung aus den schon so lange und immer reicher strömenden Quellen Ihrer Schriften gewonnen habe, so wie für die freundliche Nachsicht mit welcher Sie meine Versuche in ähnlichen Gebieten aufgenommen, hätte in mir den Wunsch rege machen müssen, Ihnen diese Sagen des Elsasses zu widmen, bei deren Behandlung Sie mir stetes Vorbild waren und zu deren Erklärung Sie mir den unentbehrlichen Schlüssel gaben.

Allein auch im Namen meines Heimatlandes, war ich Ihnen ein öffentliches Zeugniß des Dankes und der Verehrung schuldig: denn Sie haben dem Elsasse, — welches in Ottfrieds Evangelienharmonie schon das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie besitzt,

in Gottfried von Straßburg den innigsten Dichter des Mittelalters, in Königshoven den ältesten und vorzüglichsten Chronikschreiber, — nicht nur Heinrich von Glichsenäre als den Verfasser des Reinhart vindizirt, sondern auch einen Theil der elsässischen Weisthümer zuerst bekannt gemacht; Sie haben in Ihrer Deutschen Mythologie Licht auf unsre heimatlichen Sagen und auf die an alte Mythen sich knüpfenden abergläubischen Vorstellungen in unserm Volke geworfen; Sie haben sich durch die mit Ihrem Herrn Bruder Wilhelm herausgegebenen Kinder- und Hausmärchen, von welchen viele auch bei uns forterzählt werden, im Herzen unsrer Jugend ein unzerstörbares Denkmal gegründet. Sie haben sich endlich auch um das größere Land, dem wir politisch angehören, wesentlich verdient gemacht: denn Sie haben, wie dies Ihr geistreicher Bearbeiter, Herr Michelet, in seinen Origines du droit français rühmend bekennt, durch

Ihre Deutschen Rechtsalterthümer auch die französische Rechtsgeschichte auf die richtige Grundlage gestellt.

Nehmen Sie also, verehrungswürdiger Herr, dieses schlichte Buch, dessen Bestandtheile ich seit einer Reihe von Jahren unverdrossen und mit vieler Liebe gesammelt habe, als einen schwachen Beweis tiefgefühlten Dankes an. Das Wahre, Treffende in der Erläuterung der Sagen ist größtentheils Ihr Werk; das Gewagte, Schwankende, Unhaltbare, mein Antheil, soll durch Ihre Zurechtweisung fürderhin mit nichtzubeschwörendem Banne belegt werden.

August Stöber.

Vorwort.

Als ich 1836, zum ersten Male im Elsaß, eine kleine Sammlung unsrer Sagen, mit Beiträgen von meinem Bruder Adolf, unter dem Titel Alsabilder herausgab; sodann 1842 das größere Elsässische Sagenbuch, unter Mitwirkung anderer vaterländischer Sänger veranstaltete: hatte ich mehr das poetische Interesse im Auge; der hohe Werth dieser Ueberlieferungen für die Wissenschaft, war mir nur wenig bekannt. Es freute meinen heimatlichen Sinn an oft durchwanderte Thäler, oft überschrittene Bergspitzen, an liebgewonnene Burgtrümmer, Kapellen, Klöster und andere Denkmäler, Bilder vergangener Zeiten zu knüpfen, dieselben poetisch darzustellen, zu ergänzen, auszuführen, und dadurch die Liebe zur Vorzeit bei den Bewohnern des schönen Elsasses anregen und erhalten zu helfen.

Als ich aber später die deutschen Sagen der Brüder Grimm, so wie deren Kinder- und Hausmärchen, und namentlich die Zeugnisse und Anmerkungen dazu, genauer und nachdenklicher las, und endlich mit Jacob Grimm's merkwürdigem Buche über die Deutsche Mythologie bekannt wurde, so wie mit Mone's, H. Schreibers und Anderer Schriften über celtische Alterthümer und Ueberlieferungen, da gewann ich natürlich über die Erforschung und das Sammeln unsrer Sagen ganz andere Begriffe und machte ernstere Forderungen an derlei Werke.

Vor beinahe zehn Jahren, begann ich sofort nach den Grundsätzen und im Geiste Grimm's zuerst damit alle im poetischen Sagenbuche enthaltenen Stoffe von Neuem in ihrer Entstehung und an ihren Fundorten zu prüfen, alles Zweifelhafte, alle Ausschmückung zu entfernen, alles Unächte schonungslos zu verwerfen, und mich treu, oft ängstlich treu, an die einfache, meistens an sich schon so tiefpoetische Erzählungsweise des Volkes und der Chroniken zu halten, des Meisters Mahnung befolgend: „Wer die Volkssage hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten; in ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüthe, daß er auch unvollständig mitgetheilt, in seinem natürlichen Schmuck genugthut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre.... Nicht einmal soll da, wo sie lückenhaft vortritt, eine Ergänzung vorgenommen werden, die ihr wie alten Trümmern neue Tünche ansteht und mit ein Paar Strichen schon ihren Reiz verwischt." Deutsche Myth., Vorrede, XII und XIII.

Indem ich also durch wiederholte Wanderungen durch's Elsaß am frischfließenden Borne der Volksüberlieferung selbst schöpfte, und auch gleichgestimmter Freunde und Kenner Berichte und Bemerkungen sammelte, trat mir je mehr und mehr der Ernst und die Bedeutung meines Unternehmens vor die Seele. Ich erkannte daß die Sagen sprechende Zeichen und Zeugen des volkseigenen Sinnes, seiner geistigen Entwicklungsgeschichte, fortlebende Denkmäler seien, die denjenigen aus Stein und Erz, welche unsre Alterthumsforscher in ihren Kabineten aufstellen, ihrer Bedeutsamkeit wegen, gering gesprochen, ebenbürtig sind.

Auch alte Volkslieder, so wie die Chroniken, an welchen das Elsaß so reich ist wie wenig andere Provinzen, und neuere Schriften bewährter Verfasser, glaubte ich berücksichtigen zu müssen. Daß namentlich die Chronik-Sagen so vollständig erscheinen, verdanke ich den Mittheilungen meines Jugendfreundes Ludwig Schneegans, Doktors der Rechte, eines der Biblio-

thekare und Stadt-Archivars in Straßburg, der mit seltenem Fleiße und steter Aufopferung, nicht nur viele ältere Druckwerke, sondern auch sämmtliche in das Gebiet einschlagende handschriftliche Sammlungen und Urkunden der Bibliothek und des Stadt-Archivs zum Gedeihen des Buches durchforscht hat, und, in den von ihm bearbeiteten Münstersagen, Vieles bisher Irrige berichtigt und Unbekanntes zu Tage gefördert hat.

Der eine Zeitlang als unrichtig verlassene Ausspruch, daß an jeder Sage eine Sache sei, ist neuerdings wieder zu Ehren gekommen. Die Sache, die an jeder Sage haftet, ihre Entstehung, den Grund, auf dem sie fußet, versuchte ich in den Erläuterungen anzugeben, und mußte dabei bald auf celtische, bald auf römische, bald auf germanische Mythen verweisen, oder noch höher hinauf in's Alterthum greifen, zu den Vorfahren dieser Vorfahren, um die Anknüpfungspunkte zu finden. Daß ich dabei Grimm's und Anderer Forschungen benützt, habe ich immer dankbar angezeigt. Meine eigenen Vermuthungen über einzelne Punkte sind unmaßgeblich, und ich will sie durchaus nicht als abgeschlossene, untrügliche Resultate angesehen wissen, dem Urtheile der Befugten mich gerne bescheidend. Für den Mann vom Fache mußte natürlich manches schon Bekannte und Gesagte mitunterlaufen; denn es war mir bei diesen Anmerkungen hauptsächlich darum zu thun, das Interesse meiner Landsleute an unsern Volkssagen rege zu machen, und ihnen das Wichtige und Lehrreiche anzudeuten, das sie für die Kenntniß der Geschichte, der religiösen Meinungen, der Sitten und Gebräuche im Elsasse haben. Dieses Interesse zu wecken, ist mir auch zum Theil schon gelungen, was die mündlichen und schriftlichen Zusendungen beweisen, mit welchen ich gleich nach dem Erscheinen der ersten Abtheilung von so manchen Seiten erfreut wurde.

Vieles mir seitdem also Zugekommene konnte ich nicht mehr aufnehmen und halte es für eine folgende Nachlese zurück, welche

auch erst eine größere Einleitung nebst einem vollständigen Sachregister enthalten kann.

Die Sagenkarte, die ich gemeinschaftlich mit Pf. J. Ringel, dem einstigen Gehülfen und Reisebegleiter des elsässischen Alterthumsforschers, Prof. G. Schweighäuser, entworfen, und die er mit großer Genauigkeit und sinnigem Geschmacke ausgearbeitet hat, enthält nicht nur alle Oertlichkeiten, welche im Buche berührt sind, sondern auch alle diejenigen, über welche ich seitdem Sagen aufgefunden habe.

Als Ergänzung zu den Sagen können die Aufsätze über elsässische Feste, Gebräuche, Sitten, abergläubische Meinungen gelten, welche ich bereits mit einigen Freunden im Jahrbuche Alsatia zu besprechen angefangen habe, und welche wir weiter fortzusetzen gedenken.

Außer dem schon dankbar erwähnten Freunde Schneegans, bin ich noch vielen Andern für ihre vielfache Theilnahme an dieser Sagensammlung Erkenntlichkeit schuldig, die ich ihnen hier aus freudiger Herzenstiefe öffentlich ausspreche; namentlich den Herren und Freunden: Gustav Mühl, Doktor der Medizin in Straßburg; Ohleyer, Professor am Kollegium zu Zabern; K. Neßler, Pfarrer in Barr; Georg Zetter (Fr. Otte) in Mülhausen; Hugot, Bibliothekar und Stadt-Archivar; Fr. Ehrmann, in Kolmar; J. Ringel, Pfarrer in Illzach, und dem bescheidenen Pseudonymen Christophorus.

Mülhausen, am Osterdienstage,
den 13. April 1852.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Nachtrag und Anhang zu den Sagen aus dem Sundgau und Ober-Elsaß.

II.

Unter=Elsaß.

A.

Seite

III.

Unter=Elsaß.

B.

Straßburger Münstersagen.

Seite

Berichtigungen.

Die Entfernung des Herausgebers vom Druckorte gestattete ihm nur eine Korrektur von jedem Bogen zu machen, ja von manchen der erstern, kam ihm sogar keine zu Gesicht. Er bittet daher den freundlichen Leser minder beträchtliche Fehler selbst zu berichtigen, und begnügt sich mit der Angabe der folgenden, welche beinahe durchgängig Eigennamen betreffen:

S. 29, Nr. 21, Zeile 3 und Note 1. Der Ausdruck bellitscheriren ist nicht sowohl auf „bellen" zurückzuführen und dialektisches frequentativum dieses Zeitworts, als durch „heftig streiten," zu erklären; ob er mit bellum gerere zusammenzustellen sei, wie ein Freund vermuthet, bezweifle ich. Dagegen bringt Scherz, Glossar. fol. 117 eine Stelle, wo belletschier machen offenbar mit listig ausweichen, sich durch geschmeidige Bewegungen einem Verfolger entziehen, zu geben ist. In Fischart's Gargantua, Ausg. 1608, Kap. III, fand ich seitdem auch die Stelle: „Er vermöcht sich nicht deß Bellischierens vnnd Kappenruckens," wo es schmeicheln, Komplimente machen heißt.

S. 44, Nr. 35, Zeile 2, lese man Friedrich I.
" 62, erste Zeile nach dem Strich, statt muens l. munus datum.
" 64, Nr. 51, zweite Zeile nach dem Strich, l. Mone.
" 76, Zeile 5 von oben, l. Wahlenburg.
" 79, " 2 " " l. Coloburg.
" 129, letzte Zeile, l. Kap. III.
" 161, Zeile 5 von oben, l. hätte.
" 170, Note 1, Zeile 2, l. *Moyen Moûtier*.
" 181, zweiter Absatz, vorletzte Zeile, l. Dagsburg, das fehlerhafte Dachsburg ist ebenso S. 231 bis 234, wo es mehrere Male vorkömmt, zu verbessern.
" 182, Note, Zeile 1, l. *Lalaye*.
" 202, Nr. 161, Zeile 3, unter dem Titel, nach dem Worte „Hellenisten", l. Joh. Schweighäuser.
" 219, letzte Zeile des vorletzten Absatzes, l. Thorr.
" 224, dritter Absatz, Zeile 2, l. Temme.
" 332, sechste Zeile von oben, l. lavandières.
" 487, achte " " " l. *Dr.* H. Schreiber.

III.



Unter-Elsaß.

B.

Von den sogenannten deutsch-lotharingischen Ortschaften, Lützelstein, bis an die nördliche Gränze des Elsasses, Weißenburg, mit Einschluß von Straßburg. Anhang: Münstersagen, von L. Schneegans.

228.

Ueberfall der Veste Lützelstein.

S. *Schöpflin,* Alsatia illustrata, II, Fol. 197, weitläufiger erzählt in E. Münch, Franz von Sickingen.

Auf der Bergveste Lützelstein waren, in der Nacht des 1. Novembers 1522, Ritter und Knappen bei Schmaus und Spiel versammelt; auch ertönte manch fröhliches Lied aus ihrer Runde und manche Geschichte aus alter Zeit. So erzählte Einer, daß einst die Ritterschaft des Schlosses, gerade wie heute, sich an Becherklang und Lied vergnügte, als der Feind, die Sorglosigkeit des Wächters benützend, der sich ebenfalls in der festlichen Halle befand, über den Wall stieg und die Veste eroberte.

Das Wort war zur guten Stunde gesprochen, denn der Burgwart machte sich alsogleich auf und hielt es für räthlich, in dieser unruhigen Zeit seinen Umgang um die Wälle zu thun, damit ihn nicht ein gleiches Unbill treffe, wie seinen Vorfahr. Und horch! kaum hatte er sich von den Genossen entfernt, so ertönte durch sein Horn der Ruf: Feinde! Feinde!

Franz von Sickingen, der Grund zu haben glaubte, sich über den damaligen Besitzer des Schlosses, den Churfürsten der Pfalz, zu beklagen, hatte die neblige Herbstnacht benützt und bereits schon mit seiner Schaar einen Theil des Walles erstiegen.

Die Besatzung griff eiligst zu den Waffen und war so glücklich, den kühnen Feind zum Rückzug zu bringen.

Dieser Ueberfall war einer der Hauptklagepunkte, welchen die vereinigten Fürsten vorbrachten, um Franz von Sickingen in seinem Schlosse Landstuhl anzugreifen, bei dessen Belagerung er seinen Tod fand.

Lützelstein (vom mittelhochdeutschen lützel, klein), La Petite-Pierre, Parva petra, entstand im 8ten Jahrhundert und war der Hauptort der Grafschaft gleichen Namens. Es liegt an der Straße von Elsaß nach Lothringen.

229.

Der Fluch des Jesuiten.

Nach einer Mittheilung von K. N.

In der Normandie lebte die große und reichbegüterte Familie Brua, welche zum evangelischen Glauben übergetreten war. Allein durch die unter Kardinal Richelieu gegen die Protestanten Frankreichs angeordneten Verfolgungen eingeschüchtert, waren sämmtliche Mitglieder dieser Familie nach und nach wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

Ein Einziger war standhaft geblieben und wurde, nach damaligem Gebrauche, in's Gefängniß gesteckt. Er erhielt nun jeden Tag den Besuch eines Paters aus der Gesellschaft Jesu, welcher ihn im katholischen Glauben unterrichten und seine Abschwörung bewirken sollte.

Eines Tages, nachdem der Jesuite eindringlicher als je mit ihm gesprochen, es auch nicht an Drohungen hatte fehlen lassen, zog der Gefangene einen Dolch, den er sich hatte zu verschaffen wissen, unter seinem Gewande hervor, ermordete den Jesuiten, hüllte sich in dessen Kutte und entfloh.

Im Sterben aber hatte sich der Jesuite nach seinem Mörder umgewandt und einen schrecklichen Fluch wider ihn und seine ganze Nachkommenschaft ausgestoßen.

Der Flüchtige war unterdessen von Versteck zu Versteck bis in die Grafschaft Saarwerden gelangt, wo er sich den ganzen Gemeindebann des jetzt völlig verschwundenen Dorfes Isch um den Preis eines Lothringer Guldens, vom Acker, ankaufte. Er baute sich daselbst eine Mühle, welche bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Ischermühle bekannt ist.

Die Kirchenregister von Hirschland erwähnen eines seiner Söhne, welcher im Jahre 1662 geboren wurde, und sechszehn

Kinder hinterließ. Er selbst erlebte hundert und zwei Enkel und eine Menge Enkelskinder.

Allein der Fluch des Jesuiten sollte, nach der allgemeinen Volkserzählung, in Erfüllung gehen: Unter den Kindern des Mörders erschien ein Knabe mit brandrothen Haaren. Und ebenso in allen nachfolgenden Geschlechtern, bis auf den heutigen Tag, soll „der Rothkopf" unabweislich vorhanden sein.

Die meisten jetzigen Familien von Hirschland und von mehrern umliegenden Ortschaften stammen von diesem Brua ab.

Ueber die Macht der Verwünschung und des Fluches hat Fr. Nork in seiner Schrift „Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker", Stuttgart 1849, S. 521 u. ff., merkwürdige Beispiele aufgeführt.

230.

Der Graf von Engelweiler und die Fee.

Aus den Curiosités des traditions, S. 409 u. ff., nach Tallemant des Réaux, IV, 195 u. ff.

Ein Graf von Engelweiler, im Lothringerlande, unfern der elsässischen Gränze, hatte zur Ehe eine Gräfin von Kinspein, welche ihm drei Töchter gebar, die er an drei Mitglieder der angesehenen Familien von Croy, Salm und Bassompierre verheirathete. Jeder derselben gab er zum Heirathsgute ein Geschenk von einer Fee mit. Der Herr von Croy erhielt das Gebiet von Engelweiler nebst einem Becher; derjenige von Salm das Land Finstingen und einen Ring; Bassompierre das Besitzthum Rosières und einen Löffel.

Die drei Feengaben waren, während der Minderjährigkeit der Töchter, in drei Abteien niedergelegt: Nivelle hatte den Becher, Remenecourt den Ring, Epinal den Löffel in Verwahrung.

Den Ursprung dieser Schenkungen erzählt die Volkssage folgendermaßen:

Als der Graf von Engelweiler eines Tages, es war eines Montags, von der Jagd zurückgekehrt war, fand er in einem

Gemache, das über dem Schloßthore lag, eine Fee, welche in einem hölzernen, nach dem Geschmacke der Zeit künstlich gearbeiteten Bettgestelle lag.

Während fünfzehn Jahren traf er die Fee jeden Montag an demselben Orte an. Er war schon von lange her gewöhnt, hier über dem Thore zu schlafen, wenn er Nachts spät von der Jagd zurückkehrte, oder wenn er Morgens früh ausritt und seine Gattin nicht wecken wollte; denn es war weit bis zu den Gemächern derselben, die sich auf der entgegengesetzten Seite befanden.

Der Gräfin kam es jedoch auf die Länge seltsam vor, daß ihr Gemahl regelmäßig jeden Montag im Wartthurme schlief und auch jedesmal, selbst bei dem abscheulichsten Wetter, an diesem Tage auf die Jagd ritt. Sie beschloß daher hinter das Geheimniß zu kommen, ließ sich einen zweiten Schlüssel zum Gemache fertigen und überraschte den Grafen, der an der Seite eines überaus schönen Weibes schlief.

Sie trat näher hinzu, nahm die auf einem Stuhle liegende Kopfbedeckung der Fremden weg, legte sie an das Fußende des Bettes und entfernte sich ohne weiters [1]).

Da sich die Fee entdeckt sah, erklärte sie dem Grafen, daß sie ihn jetzt nicht mehr sehen könne, weder hier, noch an einem andern Orte.

Nachdem beide häufige Thränen vergossen hatten, sagte die Fee zum Ritter, ihr Schicksal nöthige sie, sich auf hundert Stunden von ihm zu entfernen. Als Erinnerungszeichen ihrer Liebe überreichte sie ihm einen Becher, einen Löffel und einen Ring; diese sollte er seinen drei Töchtern geben, sie würden ihnen Glück bringen, so lange sie in ihrem Besitze wären; wer eine dieser Gaben entwendete, dem widerführe Unheil.

Die Verheißung der Fee ging in Erfüllung. Ein lothringischer Ritter, Namens Herr von Pange, fand eines Tages den Grafen von Salm vom Weine berauscht eingeschlafen und zog ihm den Ring vom Finger.

Dieser Herr von Pange hatte ein Einkommen von vierzigtausend Gulden, dazu reiche Ländereien und war Oberintendant der Finanzen des Herzogs von Lothringen. Unglück über Unglück

---

[1]) Dieses Umstandes, mit mehrern Abweichungen jedoch, erwähnt auch Bassompierre am Anfange seiner Denkschriften.

kam über ihn. Sein Herr hatte ihn nach Spanien gesandt, um für ihn die Tochter des Königs Philipp II. zu erwerben; allein er konnte diese Heirath nicht zu Stande bringen. Als er zurückkam, fand er seine Gattin von einem Jesuiten verführt; sein ganzes Vermögen war dahin; seine drei Töchter, welche verheirathet gewesen, waren alle drei von ihren Männern verlassen worden. Er selbst starb aus Gram.

Man weiß nicht, aus welchem Stoffe die drei Feengaben verfertigt waren; sie bestanden aus einem rohen, groben, aber unbekannten Stoffe.

Als die Marquise von Havree, aus dem Geschlechte Croy, eines Tages den Becher vorzeigen wollte, ließ sie ihn fallen. Er zerbrach in mehrere Stücke; sie hob dieselben auf und legte sie wieder zusammen in das Futteral. „Wenn ich ihn nicht ganz haben soll, so will ich ihn wenigstens in Stücken aufbewahren," sagte sie. Als sie jedoch das Futteral den folgenden Tag aufschloß, fand sie den Becher darin ganz, wie er vorher gewesen war.

231.

Die Heilwag in der Neujahrsnacht.

Mündlich. Vergl. Alsatia, 1851, S. 104 u. ff.

In Durstel glaubt man, daß der sehr reichhaltige Dorfbrunnen am Neujahrsmorgen großen Segen bringe, es komme nur darauf an, das erste Wasser, die Heilwag, zu bekommen. Deßwegen stehen Viele schon Nachts um zwölf Uhr am Brunnen, um ihr Vieh zu tränken und für sich und die Ihrigen Wasser zu holen.

Der Grund dieser Sitte reicht in das früheste Alterthum unserer Vorfahren, der Allamannen und Franken, welche Flüsse und Quellen verehrten, an ihrem Rande beteten, Lichter anzündeten und Opfergaben niederlegten. „Wasser, zu heiliger Zeit, Mitternachts, vor Sonnenaufgang, in feierlicher Stille geschöpft, führt noch späterhin den Namen heilawâc, heilwâc, heilwaege. In

diesem heilwâc zeigt sich uralte Mischung heidnischer Bräuche mit christlichen. Grimm, Deutsche Myth., S. 551.

Auch in einigen Dorfschaften des benachbarten Mümpelgarder Landes hält man sehr daran, sogleich beim Mitternachtsschlage des neuen Jahres Wasser am Brunnen zu holen; wem es gelingt, hat Glück und Segen aller Art in seinem Hausstande zu erwarten. Dies kann aber nur selten geschehen, denn gewöhnlich liegt schon, wenn man kömmt, auf dem Brunnenstock oder Troge eine frischgebackene Waffel (gaufre), in welcher sich ein Büschel Hanf oder Flachs befindet, zum Zeichen, daß schon Jemand unsichtbar da war, um das erste Wasser für sich zu nehmen. (Mündliche Mittheilung eines Freundes.) — Wir haben hier an die Feen zu denken, die Beschützerinnen der Brunnen; auf sie, die als spinnende Frauen dargestellt werden, weist das Opfergebäcke mit dem symbolischen Hanf- oder Flachsbüschel unverkennbar hin.

Das Sammeln des Heilwassers, welches ebenfalls als Zaubermittel gebraucht wurde, hat auch im Elsaß in der Weihnacht, an Ostern und Pfingsten (wo es Oster-, Pfingstthau genannt wird) statt. — Brunnen und Quellen, wo das früher geschah und welche durch die wohlthätigen Eigenschaften ihres Wassers bekannt sind, heißen noch jetzt Heilebrunnen.

Noch vor einigen Jahren ging der Schullehrer oder sein Gehülfe in Heilig Kreuz, bei Kolmar, mit den Chorknaben, von welchen einer das geweihte Wasser trug und den Sprengel, von Haus zu Haus, besprengte die Anwesenden dreimal und sprach dazu die Worte:

Heiliwog, Gottesgob,
Glück in's Hus,
Unglück drus!

Ueber den Ursprung des Namens Durstel wird mancherlei vermuthet. Einige wollen den Namen von Thors Thal, Andere von Thürgestell, einer Art celtischer Steindenkmäler, ableiten. Thatsache ist es, daß daselbst, sowie in der Umgegend, celtische und römische Alterthümer aufgefunden werden.

232.

Die geraubte Braut.

Familien-Ueberlieferung; nach einer Mittheilung von K. N.

Die Familie Jacquillard, welche in Durstel und auf dem benachbarten Steinbacher Hofe wohnt, stammt von Hugenotten ab.

Zur Zeit, als sie noch das Innere Frankreichs bewohnte, sollte in derselben eine Hochzeit gefeiert werden. Allein als der Zug sich soeben nach der Kirche hinbewegte, kam ein reicher katholischer Nebenbuhler des Bräutigams mit einer Schaar von Bewaffneten und raubte die Braut.

Nachdem sie sich nun lange Zeit geweigert hatte, dem frechen Räuber ihre Hand zu reichen, wußte derselbe sie durch Schmeicheleien und Drohungen, und endlich indem er vorgab, ihr ehemaliger Bräutigam sei gestorben, dahin zu bringen, daß sie seine Gattin wurde.

Er bezog mit ihr eines seiner Schlösser; allein er starb bald darauf, nachdem er sie zur Erbin aller seiner Güter eingesetzt hatte.

Die junge Wittwe hatte ihr Trauerjahr eben vollendet und ihre Gedanken waren immer auf ihren ehemaligen Bräutigam, ihre erste und einzige Liebe, gerichtet.

Da kam eines Tages ein fremder Bettler an's Hofthor und hielt um einen Trunk frischen Wassers an.

Die Wittwe sah ihn vom Fenster herab, und nachdem sie sein Begehren vernommen hatte, gebot sie, ihm einen Becher Wein zu reichen.

Er setzte ihn dankend an die Lippen und ließ, nachdem er getrunken, einen goldenen Ring in den Becher fallen, mit der Bitte, man solle ihn der edeln Frau übergeben.

Als diese in demselben den Brautring erkannte, welchen sie einst dem Geliebten am Hochzeitstage geschenkt hatte, eilte sie in seine Arme und nahm ihn zu sich in's Schloß.

Nun verkaufte sie alle ihre Güter, heirathete ihn und verließ mit ihm das Land.

Sie kauften sich in Durstel und in der Umgegend an, und ihre Nachkommen sind die bis auf den heutigen Tag weitverbreiteten Familien der Jacquillard.

Diese Geschichte klingt romantisch, sogar romanhaft, ist aber nichtsdestoweniger fortwährende Familien-Tradition.

233.

Berg und Thal.

Nach der mündlichen Ortüberlieferung mitgetheilt von August Jäger, Elsäss. Sagenbuch, S. 331.

Das Dörfchen Berg, im Bezirk Zabern, Kanton Drulingen, liegt tiefer als sein Nachbardörfchen Thal. Einst war es, wie auch natürlich, umgekehrt.

Allein die Bewohner beider Orte waren mit ihrer Lage nicht zufrieden. Die von Berg seufzten und klagten, daß sie so hoch hinaufsteigen müßten und dem Wind und Sturm im Winter, der Dürre im Sommer ausgesetzt wären. Die von Thal murrten und jammerten dagegen, daß sie so tief hinabzugehen hätten, unten im Gebüsche versteckt lägen und von Wassersnoth heimgesucht würden.

„O Herre Gott, o Herre Gott!
Du weißest wohl, was ihnen Noth —
Ein's Tag's sind sie erwacht:
Die Berger stehen auf im Thal,
Die Thaler auf dem Berg zumal."

Nahe bei Berg liegt ein Weiler, Bergkirch genannt.

Diese Sage ist ein sinniges Blatt aus der Geschichte der menschlichen Unzufriedenheit, so einfach als möglich, und doch so schlagend, so trefflich ausgedrückt; ein Stück populärer Philosophie vom Volke selbst abgefaßt, besser als es der transcendenteste Gelehrte gemacht hätte. Es erinnert an das gleichfalls in seiner Art klassische, elsässische Volksliedchen:

Der Hans im Schnokeloch
Hett Alles, was er will!
Unn was er will, diß hett er nitt,
Unn was er hett, diß will er nitt,
Der Hans im Schnokeloch
Hett Alles, was er will!

234.

Die versunkene Stadt.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 131, und Fr. Otte, in den Elsäss. Neujahrsblättern für 1844, S. 185.

In den zu Hambach, im Kanton Drulingen, gehörigen Waldungen weisen römische Münzen, die hier in Menge aufgefunden werden und verschiedenen Zeitpunkten angehören, sowie zwei ziemlich weit sich ausdehnende Linien von Mauerstücken, auf der sumpfigen Hochebene, auf römische Niederlassungen hin; sowie auch das einige Stunden nördlicher gelegene Käskastel seinen Namen stolz von Caesaris Castellum ableitet. Am Abhange des Berges werden die beiden Mauerzüge von einem Haufen Steine unterbrochen.

Auf der andern Thalseite, in den zum Dorfe Ratzweiler gehörigen Waldungen, allein näher bei Volksberg, befindet sich auf einer bewachsenen Anhöhe ein ziemlich hoher und neun bis zehn Metres dicker Erdwall. An manchen Orten tönt es hier dumpf und hohl, wenn Pferde über die Haide traben; oft auch weicht der Boden und das weidende Vieh fällt in tiefe, unterirdische Höhlen hinab.

Die Stelle wird vom Volke die Burg genannt, und eine altherkömmliche Sage spricht von einer im Berge versunkenen Stadt. So gibt es auch den Trümmern einer kleinen gothischen Kapelle, welche sich am Rande des Thales erhebt, den Namen Heidenkirchlein.

Weiter südlich erhebt sich der Steinerne Mannsberg, auf welchem sich ein den Merkur, jedoch unvollkommen, darstellendes, auf der Erde liegendes Bas-Relief befindet.

Andere Denkmäler beurkunden es gleichfalls, daß hier die Römer feste Niederlassungen hatten. Mehrere noch, sowie ja auch schon die Namen Durstel und Drulingen, weisen auf celtischen, druidischen Ursprung. Ueberhaupt ist hier, zwischen Lothringen und dem Elsasse, auf der nordwestlichen Wasserscheide des Wasgau's, die Scheidelinie zwischen germanischer und celtischer Bevölkerung scharf gezogen, wie es namentlich auch aus dem Folenden he rvorgehen wird.

235.

Der Spillstein und der Breitenstein.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 131 und 132; Dr. H. Schreiber, Die Feen in Europa, S. 21.

Zwischen dem Steinernen Mannsberg und dem Dorfe Rosteig (Roßsteig), auf dem Wege, der durch dicke Waldungen von Lützelstein nach der Bergveste Bitsch führt, erhebt sich ein obeliskartiger, roh ausgehauener Spill- oder Spindelstein, ein ächter celtischer Menhir, von etwas über acht Fuß Höhe und einem Umfang von zehn und einem halben Fuß am Fußgestelle.

Früher war er ein Gegenstand des druidischen Kultus, wie dies seine ganze Beschaffenheit, sowie diejenige des Ortes, auf welchem er sich befindet, unzweifelhaft darthut. Zur Zeit der Einführung des Christenthums im Lande wurde er wahrscheinlich ein Vereinigungspunkt des Volkes, welchem die christlichen Lehrboten hier, an der von Alters her schon geheiligten Stätte, das Evangelium verkündigten, wie dies, unter ähnlichen Verhältnissen, im Mittelalter häufig der Fall ist.

Der Stein selbst erhielt später eine christliche Bedeutung, indem man auf einer der Seiten desselben eine Nische ausschlug, um darin eine Statuette der Muttergottes anzubringen.

Mauerreste, welche sich in der Nähe des Spillsteines befinden, weisen auf Gebäude hin, welche einst hier gestanden, die wahrscheinlich aber erst nach der Zeit seiner Errichtung aufgeführt worden sind.

Eine starke Stunde nord-östlich von diesem Punkte, in der Richtung des schon zum Moseldepartement zählenden Dorfes Alt-

horn, allein nur etwa dreißig Schritte von der niederrheinischen Gränze, steht ein ähnlicher Menhir, der Breitenstein. Er ist dreizehn Fuß hoch und hat bis zu einer bedeutenden Höhe ebenso viel Fuß im Umfang. Ehemals war er noch höher.

Nach der Sage des Volkes haben ihn in alten Zeiten die Riesen hierher gestellt.

Auch der Breitenstein ist ein Denkmal des druidischen Kultus.

Später wurde ein Kruzifix an der Spitze angebracht und unter demselben die plump gearbeiteten Bilder der zwölf Apostel. Weiter unten befindet sich eine Inschrift aus dem Jahre 1787, welche besagt, daß der heidnische Stein, in Folge eines Gelübdes, welches einige Holzhändler aus der Umgegend gethan, oben abgehauen und mit jenen christlichen Bildstücken versehen worden sei.

Schweighäuser nennt den Spillstein irriger Weise Spitzstein, pierre pointue.

Vergl. die Spille, S. 230.

Daniel Specklin behauptet, beide Steine hätten als Gränzmarken der beiden Völkerschaften der Trevierer und Tribokker gedient, welche zur Zeit der assyrischen Königin Semiramis mit einander in's Land gekommen.

236.

Die Brücke von Herbitzheim.

Ortsage.

Eine Aebtissin des Benediktiner-Frauenklosters in Herbitzheim war so fromm, daß sie von Gott die Wunderkraft erhalten hatte, trockenen Fußes durch die Saar zu dem am entgegengesetzten Ufer gelegenen Weiler Miehlingen zu schreiten. Allein als sie sich eines Tages durch eine Ungerechtigkeit, welche sie an einer Nonne begangen, versündigt hatte, verlor sie die Gabe des Himmels wieder.

Sie bereute alsobald ihren harten Sinn und ließ zur Buße die schöne steinerne, mit sechszehn Bogen versehene Brücke über die Saar bauen, welche noch jetzt besteht und die beiden genannten Ortschaften mit einander verbindet.

In dieser Sage wird die Gabe des Wandelns auf dem Wasser dem reinen Sinne verliehen, eine schon im Alterthume bekannte Idee. Jene reine Vestalin trug Wasser in einem Sieb aus der Tiber auf das Capitol. Unreiner Sinn, Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit ziehen den Verlust dieser Wunderkraft nach sich. Dieselbe Idee liegt der Feuer- und Wasserprobe zu Grunde, in welcher Gott für den Unschuldigen zeugt und den Schuldigen der Macht des Elementes anheim gibt. Hieher gehört auch folgende indische Legende, die Göthe zuerst mitgetheilt: „Die reine, schöne Frau des Bramen schöpft täglich aus dem heiligen Gangesflusse ohne Krug und Eimer, weil sich dem heiligen Herzen, den frommen Händen die bewegte Welle zu krystallener Kugel gestaltet. Aber nur so lange sie rein bleibt: sobald der leichteste Schatten auf sie fällt, nur ein verwirrendes Gefühl die heilige Ruhe ihres Busens trübt, rinnt ihr das Wasser durch die Finger nieder [1].“

Aber auch Vertrauen und Glauben ist dazu erforderlich, um die Himmelsgabe zu behalten: Petrus, der dem Herrn auf dem Meere entgegen wandelt, sinkt unter, sobald er zu zweifeln beginnt. — Die heil. Ritza von Koblenz, Ludwigs des Gutmüthigen Tochter, welche trockenen Fußes über den Rhein nach der St. Kastorskirche, am andern Ufer, wandeln konnte, verlor die Kraft, sobald sie sich auf einen Rebpfahl stützen wollte und nicht mehr Gott allein vertraute. S. Simrock, der Rhein, 2te Auflage, Leipzig 1847, S. 7.

Weitere Entwicklung des Stoffes gibt der Verfasser in dem Aufsatze: Culte du Rhin et légendes populaires qui s'y rattachent, s. Revue d'Alsace, 1851, S. 329 — 342.

---

[1]) Auch Schadenfreude bringt um eine Wundergabe: Drei schöne Fräulein auf Erenbirg, in Oberfranken, hatten die Gabe von Gott, ihre Wäsche nur in die Höhe zu werfen, so blieb sie in der Luft hängen. Eine war schadenfroh, da verloren sie die Gabe. S. Panzer, Beitrag zur deutschen Myth., S. 129.

237.

Der Schatz in der Helferei.

Mündlich.

Der Hafner Franz-Sepp von Ingweiler bewohnte in diesem Städtchen ein Haus, welches auf den alten Kirchhof, ohnweit der Helferei, d. h. dem vom Pfarrhelfer bewohnten Hause, steht. Demselben nun erschien dreimal nach einander im Traume ein ihm unbekannter Mann, der ihn jedesmal bat aufzustehen und ihm zu folgen, indem er ihm sagte, daß in der Helferei ein Schatz vergraben sei, den er schon von Kindheit an zu heben bestimmt sei.

Das drittemal war der Traum so lebhaft gewesen, daß der Hafner d'rüber erwachte, und er sah den Mann deutlich am Fenster stehen und ihm zuwinken.

Er stand leise auf, um seine Frau, die neben ihm schlief, nicht zu wecken, und stieg zum niedern Fensterchen hinaus, über den Kirchhof, der Helferei zu, seinem schweigenden Begleiter folgend. Als er aber im Hausgange angelangt war und Franz-Sepp sich nach ihm umsah, war derselbe verschwunden. Dagegen erblickte er plötzlich einen großen schwarzen Kessel, welcher, wie es ihm vorkam, aus dem Boden heraufgestiegen und ganz mit Geld angefüllt war. Neben demselben stand der nachmalige Besitzer des Hauses, welcher nur unter dem Namen „Schuhmächerle" bekannt war; der rief ihm zu: „Halb Part!" Alsobald versank der Kessel vor seinen Augen mit furchtbarem Gerassel.

Als er wieder nach Hause kam, fand er seine Frau noch im tiefsten Schlafe. Er selbst aber war vom Schrecken einige Tage krank, und behauptete, was er für das Schuhmächerle gehalten habe, sei nichts anders als der leidige Satan gewesen.

Daß Schätze verschwinden, wenn dabei auch nur ein Wort gesprochen wird, ist bekannt. Sie zeigen sich gewöhnlich in Kisten, Töpfen, Kohlpfannen, Kesseln, welche aus der Erde emporsteigen, weßwegen man sagt: der Schatz hebt sich; der Schatz kommt. Veranlassung dazu mag wohl der Umstand gegeben haben, daß schon oft ältere Geldstücke, in größerer oder geringerer Anzahl, in Gräbern, Urnen u. s. w. ausgegraben wur-

den. Hier der Bericht Dr. H. Schreiber's (Taschenbuch f. Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, 1839, S. 173) über die Aufgrabung eines Kessels, welcher aus der celtischen Epoche Badens zu stammen scheint: „Der Kessel stand zu den Füßen eines Gerippes, welches von Osten nach Westen lag und links neben sich noch Bruchstücke einer eisernen Lanze, und in der Lendengegend eine Schnalle von gleichem Metalle hatte. Offenbar das Grab eines Kriegers. Als die Arbeiter auf den Kessel stießen, war nur ein Ausruf: „Jetzt kommt der Schatz! und sie konnten nur mit Mühe zur Schonung und allmäligen Umgrabung des Gefäßes bewogen werden. Um so ärgerlicher wurden sie, als sich Kessel und Schöpfgefäß nur mit Erde gefüllt zeigten, und einer von den Anwesenden machte die Bemerkung: Es wäre wohl anders gegangen, wenn man christoffelt hätte. Auf nähere Erkundigung hierüber erfuhr der Verfasser Folgendes: Es sei allgemein bekannt, daß sich auf solchen Löhbücken, zumal in den heil. Nächten, ein großer schwarzer Hund blicken lasse, welcher kein anderer als der zum Hüter der Schätze bestimmte Teufel selbst sei. Würde nun, bevor man einen solchen Hügel durchgrabe, das Christoffelsgebet (die bekannte Beschwörungsformel) gebetet, so habe der Böse keine Gewalt mehr über den Schatz und müsse denselben zurücklassen. Ohne dieses Gebet aber versichere er sich desselben, bringe ihn an einen andern Ort und lasse den Kessel leer zurück; oft verwandle er auch, zum Spotte, alles Geld in Scherben, wovon dann, in einem solchen Falle, große Haufen umher lägen."

Derselbe Aberglaube, sowie die hier erwähnten Einzelheiten, sind im Elsaß bekannt. In den Zwanziger Jahren wurden, im Unterelsaß namentlich, die Haselruthe und der Erdspiegel zu Aufgrabung verborgener Schätze in Klostermauern und Burgtrümmern häufig gebraucht.

238.

Das Ingweiler Stadtkalb.

Mündlich.

Das gespenstige Stadtkalb wird zur Dämmerzeit manchmal zwischen den letzten Häusern von Ingweiler und der Anhöhe,

auf welcher die mit Akazien umgebene Steinbank steht, Buchsweiler zu, gesehn, oder läßt sich durch schweres Getrampel und Geschnaube hören. Verspätete Wanderer, besonders wenn sie ein Glas über Durst getrunken, müssen es bis zu dieser Stelle auf dem Rücken schleppen.

Zur Nachtzeit liegt es mitten auf der Straße oder unter der Laube des Rathhauses, in einen Klumpen zusammengeballt, den die Leute, die es nicht wissen, für einen Sack nehmen und aufheben wollen.

Vor noch nicht vielen Jahren soll sich das Stadtkalb zur Adventzeit jedesmal dem Schulmeister auf die Schultern gesetzt haben, nachdem er die Neunerglocke geläutet, und nicht eher von ihm gewichen sein, bis er an seinem Hause angelangt war. Da der Spuk gewöhnlich erst nach der neunten Stunde begann, so erwirkte einer der letzten Schullehrer die Erlaubniß, zur Adventzeit die Glocke künftighin eine Viertelstunde früher läuten zu dürfen.

Dem Nachtwächter, wenn er seine Runde macht, erscheinen in der Adventzeit, statt des Stadtkalbs, oft zwei weiße Schäfchen, welche mehrere Gassen durch vor ihm hergehn.

Vergleiche die Seiten 15, 31, 86, 124, 225, 228, 266, 278, 279.

239.

Das Irrkraut.

Mündlich.

Im Schnaizwald, zwischen Ingweiler und Rothbach, wächst das Irrkraut. Wer auf dasselbe tritt, oder wem Samen davon in den Schuh, oder beim Holzlesen auf die Schürze fällt, der verliert plötzlich, und wär's am hellen Tage, den Weg und wird, obgleich der Wald von keiner bedeutenden Ausdehnung ist, an ganz unbekannte Stellen geführt, wo er sich oft stundenlang nicht wieder zurechtfinden kann. Selbst Förster und Waldhüter, „welche den Wald auswendig können wie's Vaterunser," haben es eingestanden, daß ihnen das Irrkraut schon manchen bösen Spuk gespielt habe.

Vor einigen Jahren ging eine Frau von Ingweiler früh Morgens in den Schnaizwald, welcher zu ihrer Gemeinde gehört, um Holz und Reißig zu suchen. Sie hatte bald ein Bündel zusammengelesen, und trat den Heimweg an, in Gedanken mit dem Frühstück beschäftigt, das ihr Mann einnehmen sollte, wenn er von der Morgenarbeit zurückkäme.

Als sie sich nun bald am Ende des Waldes angelangt glaubte, der nur eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt liegt, und eine Strecke weit vor sich hinblickte, wurden die Bäume lichter. Sie befand sich am Saume des Waldes. Aber vor ihr lagen, statt der Ingweiler, die Rothbacher Felder. Sie war also ganz am entgegengesetzten Ende.

„Bin ich denn auf's Irrkraut getreten?" dachte sie und machte sich eilig auf den Rückweg. Allein so sehr sie auch im Walde hin und her lief, den rechten Pfad zu finden, so gelang es ihr doch nicht, und noch zweimal kam sie an's Rothbacher Feld; bis sie sich endlich, am Waldgraben hin, auf die Landstraße begab. Es war aber schon spät im Nachmittag, als sie endlich müde und matt nach Hause kam.

Schnaizwald; Schnaiz heißt eine Waldlücke, ein mitten durch den Wald gehauener Weg.

Das Irrkraut ist auch an andern Orten bekannt. Im Thüringerwalde wird das Farnkraut also genannt. Es heißt daselbst auch Atterkreutich, Otterkraut. Anderswo wird es Walpurgiskraut genannt; vielleicht weil sich die Hexen desselben bedienen, um sich in der Walpurgisnacht ihren Angehörigen unsichtbar zu machen. — „Um das Irregehn zu verhüten oder aufzuheben, muß der Wanderer sich niedersetzen und die Schuhe wechseln, oder wenn es ein Frauenzimmer ist, die Schürze abbinden und umgedreht anbinden; alsobald weiß man wieder den rechten Weg. Man sagt, wer Otterkraut bei sich trage, den verfolgen die Ottern so lange, bis er es wegwerfe." S. J. Grimm, deutsche Myth. S. 1161.

Man erzählt vom Feldstein, einem Basaltfelsen oberhalb des Dorfes Henfstedt, in Franken, „daß auf seiner Höhe in einer kleinern Telle (Vertiefung) eine Pflanze gewachsen sei, die

die Leute Irrkraut nannten, und daß diese Pflanze die wunderbare Eigenschaft gehabt habe, einen Jeden, der sie überschritten hatte, wirr und irr zu machen, so daß er sich nur mit Mühe und Noth, nach langem Irren, aus dem Felsen habe herausfinden können. Gar Vielen ist es so begegnet, daß sie sich nicht zurecht finden konnten nach Ueberschreitung des Irrkrautes; und obwohl sie das Dorf Lengfeld im Thale liegen sahen und ganz genau wußten, wo sie waren und wo der Weg hinausgehe, dennoch mußten sie Stundenlang irr und wirr auf dem Felsen im Kreis herumdrehen, ehe sie den Ausgang wieder zu finden vermochten." S. L. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes, Würzburg, 1842, S. 269. Vergl. S. 286.

240.

Das weiße Lamm am Meißenbach.

Mündlich.

Vergl. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 139 und 140.

Wenn man, von dem unweit Ingweiler gelegenen Meierhofe Rauschenburg, das Thälchen hinaufwandert, bis zur Quelle des Meißenbachs, der sich in die Moder wirft, so erblickt man römische Alterthümer, Reste von Ziegeln, Quadersteine, die oft zierlich ausgehauen sind und es nicht unwahrscheinlich machen, daß hier ein kleiner, der Nymphe des Bächleins geweihter Tempel stand.

Die Hirtenknaben sehn hier oft ein fremdes weißes Lämmchen am Bache trinken oder an der Berghalde grasen; auch ist es einsamen Wanderern oft schon zur Nachtzeit erschienen und hat sie eine Strecke weit bis zur Straße begleitet.

„Der erwähnte Meierhof Rauschenburg steht auf der Stelle des ehemaligen Schlosses gleichen Namens. Ein Mitglied der Familie der ehemaligen Besitzer desselben, Rausch, Ruschius, war der Nachfolger des berühmten Schlettstadter Buchdruckers Mentelin, der von Manchen (neuerdings von Dor-

lan) als Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen wird. Aeltere Schriftsteller verlegen sogar den Muttersitz dieser edeln Kunst nach dem Schlosse Rauschenburg.

241.

Ursprung des Dorfnamens Ueberach.

Mündlich.

Zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes, 1685, kamen mehrere hugenottische Familien aus Frankreich und siedelten sich an der Moder, unweit Pfaffenhoffen, an, wo sie ein Dörfchen bauten.

Da sie, wegen ihrer verlorenen Habe und zurückgelassenen Freunde, sehr traurig waren, auch vom Schmerze des Heimwehs gequält, „Ach! über Ach!" seufzten, so nannte man ihr Dörfchen Ueberach.

Diese Erklärungsweise ist in Ueberach und in der Umgegend verbreitet, wohl aber eine irrige. Der Name kommt her von über, und Ach, d. h. Wasser und bedeutet also: das Dorf über dem Wasser, oder jenseits des Wassers.

Ueberach gehörte bis zur großen französischen Revolution zur Präfektur Hagenau und war, mit noch vier und dreißig andern Dorfschaften, dem Könige von Frankreich lehenspflichtig. Seine Bewohner nahmen später wieder die katholische Religion an; beinahe alle, besonders die alten Familien, haben noch französische Namen.

242.

Das Haberkreuz bei Neuenburg.

Mündlich.

Zwischen dem Dorf Uhlweiler und dem jetzt in Trümmern liegenden Kloster Neuenburg, am Waldsaume, beim Weiher, liegen die Stücke eines steinernen Kreuzes, welches in der Umgegend unter dem Namen Haberkreuz bekannt ist.

Das Volk in den Dörfern Neuenburg, Uhlweiler und Nieder-Altdorf erzählt den Ursprung dieses Kreuzes und seiner Benennung auf folgende Weise:

Ein geiziger und herrschsüchtiger Abt hatte nach und nach mehrere an die Güter des Klosters gränzende Grundstücke, welche den Gemeinden Uhlweiler und Nieder-Altdorf gehörten, durch allerlei List und Ränke an das Kloster zu bringen gewußt. Vergebens klagten die armen Dörfner und forderten ihr Eigenthum zurück. Der mächtige Abt spottete ihrer und wies ihre gerechten Forderungen ab.

Endlich schickten die Gemeinden, ein letztes Mittel versuchend, Abgeordnete an den Abt, mit dem Begehren, er möge, in Gegenwart der Klosterbrüder und der Bewohner der beiden Dörfer, auf den streitigen Grundstücken selbst einen Eid vor Gott, seinem und ihrem Schöpfer ablegen, daß ihm dieselben mit Recht zugehören; sie wollten, wenn er dies könne, jeder Klage ein Ende machen und das Kloster solle fortan im Besitze der Grundstücke verbleiben.

Der Abt nahm den Vorschlag an. Und am anberaumten Tage trat er an der Spitze seiner Mönche, mit Kreuz und Fahnen, auf die Gränzen der geraubten Felder, wohin sich auch ihrer Seits die Bewohner der beiden Dorfschaften begaben.

Nochmals ward er von denselben aufgefordert, entweder die Felder gutwillig abzugeben oder den Eid zu thun.

Da trat er hervor, hob die rechte Hand empor und schwur: „So wahr der Schöpfer über mir ist, stehe ich auf des Klosters eigenem Grund und Boden.“

Entsetzen ergriff die Bauern umher. Allein plötzlich drängte sich ein Klosterknecht durch die Menge, riß dem Abt die Mütze weg, warf ihn zu Boden und zog ihm die Schuhe aus.

„Seht, bei welchem Schöpfer der falsche Pfaffe schwur!“ rief der Knecht, indem er den unter der Mütze verborgenen Suppenschöpfer (Löffel) hervornahm. „Und seht, wie er auf seinem eigenen Grund und Boden stand! Er hatte seine Schuhe mit Gartenerde des Klosters bestreut!“

Kaum waren die Worte gesprochen, als die betrogenen Bauern mit rasender Wuth auf den Abt herfielen und ihn todtschlugen; während die Mönche mit Angstgeschrei davon liefen.

Später wurde der Mord an dem geweihten Manne dadurch ge-

sühnt, daß beide Gemeinden auf der Stelle ein Kreuz errichten und alljährlich an demselben dem Kloster eine beträchtliche Bußabgabe an Haber und anderm Getreide niederlegen mußten.

Dieß die noch jetzt allgemein verbreitete Volkssage vom Haberkreuze.

Die Geschichte nennt den Abt Berthold. Er war, wie ich, zur Zeit, aus den handschriftlichen Bemerkungen eines ehemaligen Geistlichen von Uhlweiler ersah, der Vierzehnte des reichen Cisterzienser-Klosters, welches im Jahr 1128 von Reinhard, dem Sohne Peters von Lützelburg, gestiftet und begabt worden war. Bernhard Hertzog gibt den Vorfall in seiner Chronik, III, Fol. 47, mit folgenden Worten an:

„Bertholdus. Diser ward von des Closters vnderthonen den Bauren von Ulweiler vnschuldig in dem Wäldlin zwischen dem Dorff vnd Closter erschlagen, vnnd an der Walstatt ein steinen Creutz mit solcher schrifft vff gerichtet. Anno Domini 1334. 3. Nonas Januarij, occisus est hic innocenter, Dominus Bertoldus abbas nobilis huius Monesterij cuius anima requiescat in pace, solch Creutz wardt hernach inn dem Nauarischen (navarrischen) durch zug anno 1537 zerschlagen."

Die streitigen Grundstücke lagen in dem Feldbezirke Pferchbruch. Zu Schiedsrichtern waren im genannten Jahre 1334 ernannt Rudolf von Fegersheim und Walther von Brumat, welche dem Kloster Neuenburg den rechtmäßigen Besitz der Feldgüter zusprachen. Zur Abbüßung des Mordes mußten die männlichen Bewohner beider Gemeinden, baarfuß, mit unbedecktem Haupte und brennende Kerzen in den Händen tragend, um das Straßburger Münster Umgang halten. Drei Bursche, welche besonders den Mord begünstigt zu haben angeklagt worden waren, mußten außerdem noch eine Wallfahrt nach Rom machen und durften nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Abts von Neuenburg das Straßburger Bisthum wieder betreten. Zwei andere, als die eigentlichen Mörder bezeichnet, wurden ebenfalls aus dem Bisthume gewiesen und mußten eine Wallfahrt nach Rom und eine zweite nach St. Jago di Compostella machen.

Eine Schweizersage, welche mit unsrer elsässischen verwandt,

der Zeit nach aber wahrscheinlich später fällt, ist am Züricher See bekannt.

Unweit des Ufers, auf einem Hügel, an dessen Fuß der Wampisbach vorüberrauscht, steht ein hölzerner Kreuzstamm, das heilig Stüdli, statumen sanctum, genannt. Hier schwuren einst, ebenfalls bei ihrem Richter und Schöpfer über ihnen, zwei Brüder das Eigenthum einer armen Wittwe ab. Da sich dieselbe fälschlich ihres einzigen Gutes beraubt sah, flehte sie den Gott der Gerechtigkeit an, sie zu beschirmen und ein Zeichen zu geben, das für sie spreche. Alsobald fuhr vom klaren Himmelblau ein Blitzstrahl herab, der die Finger der beiden meineidigen Brüder traf und in hellen Flammen aufflackern machte. Ihre Leiber verbrannten nach und nach ganz und sterbend bekannten sie, der Eine, daß er unter seiner Mütze Richter [1]) und Suppenschöpfer verborgen habe; der Andere, daß er seine Schuhe mit Erde aus seinem Garten gefüllt. Man errichtete später ein hölzernes Kreuz an der Stelle und noch jetzt irren ruhelos die Geister der treulosen Betrüger auf dem Hügel umher. S. Alpenrosen f. 1850, S. 268—270.

243.

Wie die Burg und die Stadt Hagenau erhaben und gemacht worden.

Aus handschriftlichen Anmerkungen zu Könighoven's Chronik, im Besitz des Herrn Aufschlager's in Straßburg. S. Strobel, Gesch. des Elsasses, I, S. 248 u. 249.

„Es kam ein Mal, daß ein Herr in den heiligen Forst auf die Jagd zog mit vielen Dienern, und diese führten mehrere Koppeln Hunde mit sich, große und kleine. Die Hunde kommen plötzlich auf eine Spur, und verfolgen das Gewild: Hirsche, Hindinnen, Rehe und andere Thiere dieser Art; sie erheben dabei ein lautes Gebell, und doch klang der Ton durch die Bäume hindurch so eigen, daß Herr und Diener sich darüber wunderten; denn

---

[1]) In der alten Züricher Volkssprache heißt Richter ein Kamm, zum Zurichten, Ordnen der Haare.

kein Wild ward innerhalb des Hages gefangen, womit ein Theil des Waldes war eingeschlossen worden. Da reiten die Jäger den Hunden nach, um zu sehen, wie das Alles so geschehen könne. Als sie an die Motter (Moder) kamen, die an dieser Stelle vorbeifließt, finden sie ihre Rüden am Wasser stehen; sie bellen, aber durch das Wasser können sie nicht durchkommen. Jenseits des Wassers zeigt sich ein großer Hag, und der Platz, auf dem er sich befindet, bildet ein Eiland. Hier hatte sich das Gewild gelagert, und es war desselben eine große Menge vorhanden.

„Nun aber kamen dem Herrn ganz andere Gedanken ein als die, die Jagd fortzusetzen. An diesem Orte, dachte er bei sich selbst, würde sich eine kaiserliche Veste und Burg nicht übel ausnehmen; denn um sie herum würde die Motter eben so lustig fließen, wie sie um den Hag fließt, den das Gewild zu seinem Schutze auserkohren hat.

„Hienach wurde die Burg erbaut, so königlich und so zierlich, daß man ihres Gleichen im keinem Lande fand, mit Gewölben, Thürmen, Mauren und allerlei Bauwerk, aus großen Quadersteinen artig zusammengefügt. In der Burg stand des Landesherren Ritterhaus; dort hielt er auch Haus und von da aus verlieh er seine Lehen. Und es war ein König an dem Rheine, der auf der Burg säßhaft war, und er errichtete einen Gerichtshof in der Burg, das hohe Gericht genannt, das die Stadt noch lange aufrecht erhielt, und dem der Landvogt als Oberhaupt zugegeben wurde; diesem Gerichte mußten Herren und Edelleute gehorsam sein. Dann wurde im Lauf der Zeit ein Städtlein um die Burg her erbaut, Hagenowe genannt, nach dem Hage, worin das Wild entrann, wie zuvor gesagt worden."

Diese von Königshoven erzählte Sage setzt den ersten Anbau der Stelle, wo sich später die Stadt Hagenau erhob, in's Jahr 1005. Bernhard Hertzog sagt ebenfalls, daß „Herren und Edelleute die Burg sambt dem Dorff Hagenaw, an dem Fluß der Motter, erstlich von wegen des wildts gebawen," daß sodann im Jahr 1115 Herzog Friedrich, der Einäugige, von Schwaben, die Burg und Stadt verbessert und vergrößert habe. Die Burg verwandelte später Friedrich I. Barbarossa,

dessen Sohn, in eine große befestigte Pfalz, wo er oft Hof hielt und der Stadt bedeutende Privilegien ertheilte. Eine Geschichte der Stadt Hagenau dürfen wir, hoffentlich bald, von dem trefflichen Archivar und Bibliothekar Kolmar's, Herrn Hugot, erwarten.

244.

Kaiser Barbarossa ist in der Burg zu Hagenau lebendig verzuckt worden.

S. Bernhard Hertzog, Edelsasser Cronik, IX, Fol. 149. Noch jetzt mündliche Ueberlieferung.

„Der gemein Mann ist beredt worden, man müsse alle nacht disem Keyser Friderico zu Triefeld, auch zu Keyserslautern ein Bett [1]) machen, darinnen er ruhe, dann er sey zu Hagenaw in der Burg lebendig verzucket worden, das ist aber Fabelwerck, dann wie es mit disem frommen Keyser (welcher nit allerdings des Bapsts vnnd der geystlichen Liedlin singen wollen) ein ende genommen, bezeugen die Chronicken vnd Historien, so von jhme geschriben seindt."

Ueber Friedrich Barbarossa betreffende elsässische Volkssagen vergl. die Bemerkungen zu den Seiten 44 und 103. Die von seinem Vater gebaute herzogliche Burg, auf einer Insel der Moder, hatte, wie schon oben berührt, Barbarossa in eine prachtvolle kaiserliche Pfalz umgewandelt, befestigt und mit vier gewaltigen Eckthürmen begränzt. In der Mitte derselben strebte ein fünfter Thurm empor, auf dessen Gipfel der Reichsadler thronte. Ueber dem Eingangsthore erhoben sich, eine höher als die andere, drei Kapellen, geschieden durch Wände von Backsteinen, gepflastert mit röthlichem Marmor; das Ganze von einem Dache gedeckt. S. Strobel, Gesch. d. Elſ. I, S. 414. — Eine Mühle an der Moder, unfern der Stelle, wo sich einst die Burg erhob, heißt noch jetzt die Burgmühle.

Die zuerst in Trifels aufbewahrten, sodann von Frie-

---

[1]) Die mündliche Ueberlieferung sagt, der Kaiser habe ein eisernes Bettstell.

brich I. nach Hagenau gebrachten, im Jahr 1220 abermals nach Trifels verlegten Reichs-Insignien und kostbaren Reliquien sind in folgender Urkunde, vom Jahr 1246, aufgeführt, die Lobstein in seinen historischen Nachrichten über den Trifels, S. 66, mittheilt: „Wir Conrade, Rumische Kunige, thun kundt — daz die Isengard Husfrow Philipsen von Falkenstein, unsers lieben Trossessen — uns geantwortet hat, die Burg Trivelße und die Kaißerlichen Zeichen, mit Namen: unsers Hern Holtz [1]). S. Johann Baptisten Zahn — St. Mauricien Speer — unsers Herrn Nagel — zwey Schwert mit zwey Scheiden — den gulden Appel mit dem Crutz, den kaißerlich Mantel, drü gulden Sporen, ein Albe von wissem Sammet, zwey scharlaken Hoßen (tibialia) und zween Schue (sandalia) mit Steinen gezürit — Anno Domini 1246."

Auch Rudolf von Ems (um 1250, also ein Zeitgenosse Kaiser Konrads) spricht in seiner Welt-Chronik, Straßb. Handschr., mitgetheilt in Graff's Diutiska, I, von diesen Kleinodien:

Och solt ir vil wol wissen daz.
Da zwischent Strasburc als ich las.
Vñ Spire lit drilic berc.
Als vns seit der warheit werc.
Davon er drivels ist ginant.
In allen landen wol irkant.
Wan da sint vffe schone
Dez riches sper. vñ crone.
Die da mit hoiher wirde sint.
Ez ist div crone [2]) die daz kint.
Der megide kint got iesus crist.
Der aller dinge schepher ist.
Der allv dinc in sinen giwalt.

---

[1]) In einer Dissertation von Schlaaf (Epist. Joannis) folgen hier, ebenfalls nach der Urkunde, noch die Worte „mit einem gulden Crütz." Das Uebrige ist gleichlautend mit Obigem. Hr. Coste, Richter in Schlettstadt, hat in der Revue d'Alsace, 1851, S. 441 u. ff., eine interessante Notiz über Trifels gegeben.

[2]) Die Urkunde spricht nicht von dieser Krone. B. Hertzog zählt folgende Insignien und Reliquien auf: „Cron, Schwert vnd Apffel Keiser Caroli Magni, ... sambt einem köstlichen Creutz, auch die Dornen Cron Sper vnd Nägel, darmit vnserem erlöser, vnd Heilandt Jesu Christo die seitten geöffnet worden." IX, Fol. 148.

Beslvizit. junc vñ alt.
Himel. erde. wazzir. stein.
Vñ der helle kruft gemein.
Birihtet er mit siner kraft.
Sin giwalt het ellú dinc bihaft.
Der dise selbi crone trûc.
Der warheit weiz man vil vñ gnvc.

245.

Der Statthalter von Hagenau.

Nach einem Fliegenden Blatte vom Jahr 1626.

Der Statthalter von Hagenau war ein harter geiziger Mann. Da straft ihn Gott, daß er an einem Tag sammt seinem Hausgesind des jähen Todes starb. Als das Volk in die Stube trat, wo die Todten lagen, floß das Blut darin herum, als wären viele Menschen umgekommen.

„Ja Stühl und Bänke schwitzten Blut.
Auch war geschrieben an die Wand
Schön deutsch von lauter Blut zu Hand,
Was dieses mag bedeuten,
Das Wunder sey der Schweiß und Blut
So der Geizhals aussaugen thut,
Wohl von den armen Leuten.“

Dieser jähe Tod war das Vorzeichen Gottes für Reich und Arm, daß er wolle ein Pestilenz schicken, die in vielen Städten und Ländern wüthen solle, bis zum Jahr 1628.

„Wie dann im Würtembergerland,
Ist männiglich wohlbekannt
Viel Menschen sind verdorben,
Bei dreißigtausend an der Zahl,
An Jung und Alte überall,
Sind an der Pest gestorben.“

Das Lied ist abgedruckt in Scheible's Schaltjahr, Stuttgart 1847, IV, S. 493.

246.

Der verzuckte Mönch.

S. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 151.

Ein Benediktiner-Mönch des Klosters St. Walpurgis, bei Biblisheim, hatte sich eines Tages aus dem Kloster in den nahen Wald begeben und lauschte mit solcher Begier dem Gesange der Vögel auf den Zweigen, daß er verzuckt wurde und drei Jahrhunderte lang in diesem Zustande verblieb, während welchem er aller Segnungen des Himmels genoß.

Im Chor der im Jahr 1074 von Thierry I., Grafen von Mousson und Bar, Vater von Friedrich von Pfirt, gestifteten und zwischen den Jahren 1453 und 1456 erneuerten Klosterkirche befindet sich ein steinernes Bas-Relief, welches die Legende darstellt.

Vergleiche die Bemerkungen zur Sage: Der verlorne Bräutigam, S. 23.

247.

Der dreibeinige Hase.

Mündlich.

Um die Dämmerung und zur Nachtzeit sieht man oft in Mietesheim einen dreibeinigen Hasen, welcher um die Bauernhöfe her und durch die Straßen springt. Es ist noch Niemanden gelungen ihn zu schießen oder seiner sonst habhaft zu werden.

In der wilden Jagd erscheinen ebenfalls dreibeinige Hasen, ja selbst zweibeinige Pferde. S. Grimm, Deutsche Myth. S. 804 und 887. — In Straßburg ist das Rößlein mit drei Beinen ein berüchtigtes Stadtgespenst. Vergl. Neujahrs-Stollen, S. 34 u. ff.

248.

Die schwarze Hand am Fensterladen.

Mündlich.

An einem der letzten Häuser von Mietesheim, links von dem Wege, welcher an der Glosheche vorbei, nach der Griesbacher Mühle führt, ist auf einem Fensterladen, welcher stets geschlossen bleibt, ein handbreites Brettchen festgenagelt. Ein Besitzer des Hauses wurde nemlich, vor noch nicht sehr langen Jahren, Nachts beim Heimgange von einem feurigen Manne begleitet, der ihn bis an die Thüre verfolgte und sodann seine feurige Hand auf dem Laden einbrannte.

Vergl. S. 222, der feurige Mann in Ballbronn.

249.

Sagen von der Glosheche.

Mündlich.

Mitten in den Wiesen, zwischen Mietesheim und der Griesbacher Mühle, etwa vier bis fünfhundert Schritt von der Hauptstraße entfernt, welche von Straßburg durch einen Theil des großen Hagenauer Forstes nach Bitsch führt, lag ein Gebüsch, in welchem Ueberreste von altem, der Sage nach aus der Römerzeit stammenden Gemäuer zu sehn waren, welches aber im Frühling 1841 ausgereutet und urbar gemacht wurde. Der Ort heißt noch jetzt Glosheche.

Er ist in der ganzen Umgegend verschrieen.

Wenn man Nachts daran vorbei muß, begegnen Einem allerlei schreckhafte Gestalten, und wenn diese auch ausbleiben, so wird man irre geleitet und stets, oft bis zum Morgengrauen, im Kreise um die Stelle herum geführt.

Der Eigenthümer der Glosheche und der daran stoßenden Feldstücke hatte zum Bau eines Stalles Steine der Grundmauer verwandt; allein die Pferde wollten nicht ruhig bleiben und rasten und tollten so lange darin herum, bis er den Stall niederriß und die Steine entfernte.

Eine andere Sage lautet wie folgt:

Weiber und Jungfrauen von Mietesheim saßen eines Abends in der Spinnstube (hier Maistube = Mädchenstube genannt), beim Rocken, und es fiel das Gespräch auf das Wirthshaus am Waldsaume, das auch auf der Stelle der Glosheck gestanden haben soll und von dem man sich damals viele grausige Mordgeschichten zu erzählen wußte. Ein Mädchen widersprach diesen Anklagen gegen die Wirthsleute, als schändlichen Verleumdungen, und schlug vor, sie wolle noch jetzt, in später Nacht, ganz allein und ungefährdet zur Wirthin, ihrer Pathin, gehn, ein Häflein Sauermilch oder sonst etwas zu holen. Die Andern gingen eine Wette mit ihr ein, und sie machte sich sogleich auf den Weg. Am Wirthshause angelangt, hörte sie Geräusch, Stimmen von fremden Leuten und ein unterdrücktes Aechzen in der Stube. Sie blieb eine Weile stehn und stellte sich auf einen Eckpfosten, um von da aus durch's Fenster zu blicken. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens sprang sie aber sogleich wieder herab, denn sie sah einen Menschen auf dem Tische liegen, der unter furchtbaren Schmerzen, von Messerstichen durchbohrt, mit dem Tode rang. Der Wirth stand mit dem Gesinde dabei und die Pathin fing das Blut in einem Zuber auf. Zitternd an allen Gliedern und todesblaß kam sie in's Dorf zurück und erzählte den schauerlichen Auftritt, den sie mit angesehen hatte. Aber der Schreck hatte sie so gewaltig ergriffen, daß sie einige Tage darauf starb.

Nach einer von meinem Studienfreunde, Fr. Jäger, Pfarrer in Mietesheim, gegebenen Erklärung soll der Name Glosheck von clausura herkommen. Er selbst hat hier einen Stein mit einer unvollkommen erhaltenen Inschrift gefunden. Ferner sind im Jahr 1841 mehrere alte Schlüssel, Beile, eine römische Münze und ein steinerner Widderkopf aufgegraben worden.

Es geschieht noch jetzt häufig, daß in Spinnstuben und andern Abendvereinen auf dem Lande von dem Pfandlösenden ein Gang auf den Kirchhof oder an einen andern Ort verlangt wird, wo es nicht geheuer ist. Manchmal, nach Anhörung einer Spukgeschichte, thut sich ein Beherzter hervor und geht, wie hier das Mädchen, eine Wette ein, den schaurigen Gang zu unternehmen. Statt anderer Beispiele aus dem Elsasse, will ich hier, verglei-

chungsweise, zwei Thatsachen mittheilen, welche mir ein Freund aus dem benachbarten Mümpelgarder Lande erzählte (27. Oktober 1849).

Im Dorfe Magny d'Agnigon, im Bezirk Lure, saßen an einem Herbstabende Mädchen vor der Hanfgrube um's Feuer herum und lösten den Bast vom Hanfe (schleißten, wie man bei uns sagt), während die Bursche die Flamme unterhielten und ihre Pfeife rauchten. Man hatte allerlei Schauermären erzählt, unter andern von dem Hügel La Goutte Djordjo Sòvo, welcher eine kleine Viertelstunde vom Dorfe liegt. Nun forderte man ein Mädchen, das Braut war, und dessen Liebhaber ebenfalls zugegen war, auf, sich auf den Hügel zu begeben und mit lauter Stimme herab zu rufen: »iyoh de lé goutte Djordjo Sòvo i sò!« Wörtlich: „Oben auf dem Hügel Georg Sovo ich bin!" — Das Mädchen war beherzt und nahm die Aufforderung an. Damit ihr aber kein Leid widerführe, schlich sich ihr der Bräutigam unvermerkt nach und stellte sich in einiger Entfernung hinter einen Baum. Nachdem das Mädchen die erwähnten Worte ausgerufen hatte, hielt der Bursche beide Hände hohl vor den Mund und antwortete mit dumpfer Stimme: »Sé te névo pé de poëvre, et de l'ésso dans tes poutsche, te n'y séro poë.« D. h. „Wenn du nicht Pfeffer und Salz in der Tasche hättest, so wärest du nicht da." Bei diesen Worten ergriff das Mädchen die Flucht, kam athemlos bei den Andern an und starb einige Tage darauf.

— In einem andern benachbarten Dorfe wettete in der Spinnstube (veillée) ein Mädchen, daß es um Mitternacht auf den Kirchhof gehen, sich dort auf ein frisches Grab setzen, einige Ellen (coudées) spinnen und sodann, zum Beweis, daß es dort gewesen, seine Spindel auf das Grab pflanzen wolle. Es gieng fort, kam aber nicht wieder, und als man es aufsuchte, saß es leblos auf dem Grabe, der Faden war vom Rocken abgerissen, welcher in dem frischen Grabhügel stak. — Vergl. hiemit S. 263: „Störe die Ruhe der Todten nicht!"

250.

Das Mädchen von Engweiler.

Mündlich.

In dem Thälchen, durch welches sich der Weg von Mietesheim nach Engweiler zieht, und in der Nähe des letztern auf einem Hügel gelegenen Dörfchens, sieht man oft zur Nachtzeit ein Mädchen, ganz in die Tracht des Landes gekleidet, nur daß alle Kleidungsstücke weiß sind. Kommt man ihm zu nahe, so geht es seufzend den Weg vor Einem hin bis zu einer Weide, am Rande der Felder, wo es heftiger und lauter zu schluchzen anfängt und mit der Hand nach dem Engweiler Kirchhofe deutet.

Es hat einst an dieser Stelle sein Kind ermordet und muß da gehen, bis ihm die Stunde der Erlösung schlägt.

251.

Der Erzknappe von Uhrweiler.

Mündlich.

Ein Erzknappe kehrte eines Abends, da es schon finster war, von Engweiler nach seinem Dorfe Uhrweiler zurück. Er war tief in Gedanken, denn er beschäftigte sich im Gehen mit seiner nahen Hochzeit. Als er eben den letzten Hügel überschreiten wollte, gewahrte er einige Schritte von sich ein Licht auf einem mit allerlei Speisen und Flaschen bedeckten Tische, um welchen mehrere ihm unbekannte Männer, von seltsamem Aussehen und Wesen saßen. Sobald er herbeikam, nöthigten ihn dieselben, bei ihnen Platz zu nehmen und, so sehr er sich auch wehrte, aus einem dargereichten Becher zu trinken. Beim Abschied nahm ihn Einer bei der Hand und zerdrückte ihm den silbernen Ring, den er von seiner Braut erhalten hatte. Darauf verschwand das Licht, der Tisch und die unheimliche Gesellschaft. Er raffte sich auf und eilte, von Angst erfüllt, nach Hause, wo man ihm die traurige Nachricht entgegenbrachte, daß seine Braut vor einer Stunde plötzlich gestorben sei.

252.

Helf Dir Gott!

Mündlich.

Ein Mann von Gumprechtshoffen hatte oft darüber gespottet, daß man „Helf Dir Gott!“ sage, nachdem Jemand „genossen“ hat. Nach seinem Tode wurde er unter ein Brücklein gebannt, zwischen Gumprechtshoffen und Zinsweiler. Wer Nachts darüber, oder auf der andern Seite längs der Straße hin gieng, der hörte ihn niesen. Allein Niemand wollte ihn durch ein „Helf Dir Gott!“ erlösen. Endlich gieng einmal ein fremdes Mädchen an dem Orte vorüber, welches nicht um die Sache wußte, und da es auf einmal niesen hörte, rief es, seiner frommen Gewohnheit folgend: „Helf Dir Gott!“ Darauf wurde die arme Seele erlöst.

Geister, welche niesen und nur durch den angeführten Segenswunsch erlöst werden können, kommen in den Volkssagen oft vor. Ein Bauer erlöste dadurch, zwischen Baden und Scheuern, eine schöne, glänzende, weiße Frau, welche schon viele Jahre lang unter eine Brücke gebannt war. — Auf einer Wiese, bei Waldwimmersbach, im badischen Unterlande, geht noch jetzt eine weiße Frau mit einem Bund Schlüssel, deren Erlösung nur alle sieben Jahre dadurch möglich wird, daß man auf ihr dreimaliges Niesen dreimal „Helf Gott!“ antwortet, was jedoch bis auf den heutigen Tag nicht geschehen sein soll. S. Schnetzler, Badisch. Sagenbuch, II, S. 238 und 577, aus Mone's Anzeiger, 1835 und 1838.

Die Gewohnheit, Einem beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist schon so alt, daß selbst Aristoteles den Ursprung derselben nicht mehr anzugeben vermochte. Bei den Opfern sah man das Niesen als eine günstige Vorbedeutung an. Im Mittelalter galt dasselbe als Bestätigung der Wahrheit dessen, was man sagte.

Im Jahre 591 herrschte eine Krankheit in Italien, wobei viele Menschen im Niesen und Gähnen den Geist aufgaben. Königshoven (Chronik, S. 302) sagt davon: „wenne ein mensch niesete so fur die sele von ime und was dot; davon ge-

wonete men zu sprechende in aller der welte wenne man nieset: Got helfe dir. one ze Strosburg getar (darf) men nüt sprechen zu den edeln lüten: Got helfe dir."

Kleinlawel reimt in seiner Straßburgischen Chronik:

Als fünff hundert neuntzig ein Jahr
Man zehlt, ein grosser sterben war,
Also, daß viel Leut in dem gehn,
In Gastereyen, vnd im stehn,
Todt nider filen, vnd das Lebn
Im niessen vnd gienen auffgebn,
Daher kompt (wann man nießt) der brauch,
Daß man sagt helff dir Gott, wann auch
Etliche Leut gienen jetzund,
Machen sie ein Creutz für den Mund.

Ueber das Niesen vergl. J. Grimm, Deutsche Myth., S. 1070.

Bechstein gibt ebenfalls zwei hierher gehörige Sagen in seinem Thüringischen Sagenschatz, I, S. 119 und III, S. 180.

Auch das Danken für einen von einem irrenden Geiste geleisteten Dienst kann denselben erlösen. S. L. Strub, Aus dem bayerischen Hochlande, München 1850, S. 170.

253.

Der Teufelshafer.

Mündlich.

In den Haferfeldern des Dorfes Offweiler soll man, mehr wie sonstwo, schwarze verbrannte Aehren sehen, die man hier Teufelshaber nennt.

In alten Zeiten hatten die Bauern dieser Ortschaft dem Teufel ein Versprechen gethan, dasselbe aber nicht erfüllt; da hat er ihnen den Hafer verflucht.

254.

Sagen vom Selhof, bei Rothbach.

Mündlich.

Bei Rothbach, am östlichen Abhange des Berges, auf welchem sich das Schloß Lichtenberg erhebt, liegen die nur noch aus wenigen Mauerstücken bestehenden Trümmer einer Priorei, welche die Aebte von Neuenburg im Jahr 1175 hatten erbauen lassen. Es steht eine Meierei da, welche noch jetzt den Namen Selhof führt.

Das Wohngebäude selbst und sämmtliche ehemals zum Kloster gehörige Güter stehen beim Volke im übeln Rufe des Geisterspuks. Gespensterhafte Mönche tanzen hier um einen großen Kirschbaum, und im Keller bewacht einer derselben ungeheure Schätze. (Schweighäuser.)

— Ein Bauer kam einst, zu später Nacht, in den Selhof, um nach den Schätzen zu graben. Da trat ihm eine weiße Klosterfrau entgegen, die ihm eine Blume reichte, die solle er auf einen Stein legen, worauf derselbe aufspringen und ihn in den Besitz der gesuchten Güter bringen werde. Bei ihrem Anblicke ergriff ihn aber ein solcher Schreck, daß er seine Werkzeuge im Stiche ließ, nach Hause eilte und bald darauf starb.

— Ein anderer Bauer, welcher zu demselben Zwecke, um Mitternacht, zu dem Orte gekommen war, sah schon die Erde sich öffnen und den Schatz langsam emporsteigen; allein zu gleicher Zeit erblickte er dabei etwas so Schaudervolles, das er nicht einmal seiner Frau und seinen Kindern anvertrauen wollte. Er siechte seit jener Zeit und starb bald nachher.

— Auf dem Meierhofe selbst spukt ein Geist, welcher die Bewohner desselben oftmals beunruhigt. Sie hatten schon viele Geisterbanner berufen, aber noch keinem war es gelungen, sie von dieser Qual zu befreien. Da kam eines Tages ein fremder Mann und erbot sich den Geist zu bannen. Er ließ zu einer bestimmten Nacht die ganze Familie, auch die auswärtigen Verwandten, zusammenkommen; hieß Jedermann sich niedersetzen und zog mitten in der Stube einen Kreis mit Kreide. Nachdem er nun allerlei seltsame Dinge vorgenommen und fremdartige, unverständliche Worte gesprochen, erschien der Geist in gräulicher Gestalt und ver-

langte das jüngste Mitglied der Familie, dann sei er erlöst und werde das Haus nicht mehr beunruhigen. Die Eltern des Kindes wollten dasselbe natürlich nicht hergeben und zogen es vor, die Unruhe noch bis auf die heutige Stunde im Hause zu haben.

Selhof, *sele-hof*, *selehofa*, von *sal*, traditio, heißt im Mittelalter ein Herrenhof, curtis.

In geringer Entfernung vom Selhof, über dem Berge drüben in der Richtung vom Schloß Lichtenberg, liegt ein altes zerfallenes Kirchlein, das von den Umwohnern das Thierkirchlein oder Thürkirchlein genannt wird, daselbst werden neue Reisbesen und Geldstücke geopfert; ich weiß nicht, welchem Heiligen sie gelten; auch sind die darauf bezüglichen Sagen zu haltlos und verworren, um sie jetzt schon mitzutheilen.

Die Blume, welche die Klosterfrau dem ersten Bauer giebt und ihm bedeutet, er solle sie auf einen Stein legen, derselbe werde dann aufspringen und ihm die Schätze zeigen, ist die in deutschen Sagen so oft vorkommende Wunderblume, die der Beglückte zufällig findet, an den Hut steckt und dadurch den Ein- und Ausgang zu den im Berge verborgenen Schätzen gewinnt; zugleich aber auch erinnert sie an die Springwurzel, bei deren Berührung Felsen oder verschlossene Thüren augenblicklich aufspringen. Die Art, wie man sie erhält, giebt J. Grimm, Deutsche Myth., S. 925 u. ff., an.

255.

Bruderrache.

Mündlich. — S. Pfeffels prosaische Versuche, Th. VII, S. 169 u. ff. — *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 141. — *J. Baquol*, Alsace ancienne et moderne, 2. édition, S. 203.

Auf der Bergfeste Lichtenberg hausten zwei Brüder, welche gegen einander so schrecklichen Haß hegten, daß der Eine schwor, seinen Feind vor Durst, der Andere ihn Hungers sterben zu lassen. Nachdem sich Jener des Letztern bemächtigt hatte, ließ er ihn in ein tiefes, unterirdisches Gemach werfen, wo man ihm täg-

lich nur ein trockenes Stück Brod reichte. Der Unglückliche fristete sein elendes Leben dadurch, daß er die trockene Rinde mit der von den Wänden herabträufelnden Feuchtigkeit netzte. Allein er wurde verrathen und in eine obere, den Sonnenstrahlen ausgesetzte Kammer gebracht, wo er bald darauf starb.

Nach seinem Tode empfand jedoch der Brudermörder so heftige Gewissensbisse, daß er sich mit dem Burgkaplan, der ebenfalls um den Mord wußte, zu einem hervorragenden Felsen in's Thal hinab stürzte.

Diese Volkssage, die Pfeffel zu einer größern Erzählung benützte, hat ihren Grund in den Streitigkeiten, welche die Brüder Jakob und Ludwig von Lichtenberg vom Jahre 1462 an bis 1471, wegen der Buhldirne des Erstern, der schönen oder bösen Bärbel (s. S. 273), mit einander hatten. Dazu kommt noch der Umstand, daß in den Fehden, welche diese Brüder, vor ihrer Entzweiung, mit Georg von Ochsenstein und Schaffried von Leiningen führten, Letzterer gefangen genommen wurde und während sieben Jahren in einem dunkeln Verließ des Schlosses eingesperrt blieb; die drei ersten Jahre hindurch sogar mit gefesselten Füßen. Beide Thatsachen hat nun das Volk später mit einander verwechselt und vermengt, und sie auf die Weise umgestaltet, wie es sie noch jetzt in Lichtenberg und der Umgegend dem Wanderer erzählt.

Vergl. die Bemerkung zur Sage vom Brudermörder, S. 240.

An der äußern Mauerseite des obern Stockwerks eines der Schloßthürme (donjon), wo sich jetzt das Pulvermagazin befindet, ist ein Kopf in Stein ausgehauen zu sehen, angeblich derjenige des unglücklichen Ermordeten. Ebenso zeigt man in einem untern Gemache drei solcher Köpfe, von welchen einer immer magerer und schmächtiger ist als der andere, und welche denselben, immer schwächer werdenden Gefangenen, vorstellen sollen.

256.

Lichter auf Hellebarden.

S. Happel, Relat. curios. II, 771, 772; mitgetheilt von den Brüdern Grimm, Deutsche Sagen, I, 368.

„Von dem uralten hanauischen Schloß Lichtenberg, auf einem hohen Felsen im Unterelsaß belegen, wird erzählt: so oft sich Sturm und Ungewitter rege, daß man auf den Dächern und Knöpfen des Schlosses, ja selbst auf den Spitzen der Hellebarden, viele kleine blaue Lichter erblicke. Dies hat sich seit langen Jahren also befunden und nach Einigen selbst dem alten Schloß den Namen gegeben.“

257.

Der Keller im Schlosse Arnsburg.

Mündlich.

Im Schloßkeller von Arnsburg, das eine Stunde von Oberbronn entfernt, in einer Verzweigung des Bärenthales liegt, wo es unter dem Namen Teufelsschloß bekannt ist, sollen, schon seit Jahrhunderten, große Weinvorräthe liegen. Trotz aller Versuche ist es den Lüsternen bis jetzt noch nicht gelungen, die Thüre oder auch nur eine in's Kellergewölbe dringende Ritze zu entdecken. Soll es aber ein gutes Weinjahr geben, so steigt, zur Zeit der Rebenblüthe, ein süßer Weinduft aus dem Boden empor und verbreitet sich rings um den ganzen Schloßraum her.

Die einstigen Besitzer des Schlosses Arnsburg nannten sich Feßler oder Fäsler von Arnsperg und blühten seit dem 13ten Jahrhundert; der letzte des Geschlechts starb zu Straßburg im Jahr 1664. Sie liebten den edeln Traubensaft, und führten in gelbem Felde eine rothe Lilie, auf dem Helm ein gelbes Faß mit rothen Reifen, worauf ein Pfauenschwanz, die Helmdecke war gelb und roth. Vergl. B. Hertzog, Edelsasser Cronik, Buch VI, Fol. 169.

Ueber Weinorakel und Herbst anzeigende Geister im Elsaß vergl. S. 14, 226, 263.

258.

Die Ritter auf Arnsburg.

Mündlich.

In stillen Sommernächten sahen Köhler und Waldhüter oft schon einen hellen Lichtschein um's Schloß Arnsburg und hörten lautes Reden und Klirren. Wenn sie hinzutraten, sahen sie viele alte Ritter auf dem Schloßplane versammelt, die mit silbernen Kegeln spielten; die Kugeln waren von Gold.

Arnsburg ist eine der Burgen des Unter-Elsasses, in welcher, nächst der über Niederbronn gelegenen Wasenburg, in den Zwanziger Jahren die meisten Schatzgräbereien unternommen wurden.

Von silbernen oder goldenen Kegeln, mit welchen die Ritter auf zerstörten Schlössern spielen und zu deren Aufsetzen sie oft Lebende, die sich zu ihnen gesellt, einladen, weiß das Volk allenthalben viel zu erzählen.

Vergl. Schnetzler, Badisches Sagenbuch, I, S. 367: Das goldene Kegelspiel auf dem Schloßberge zu Freiburg; II, S. 244: Das goldene Kegelspiel auf der Yburg. — L. Bechstein, Thüringischer Sagenschatz, Th. IV, S. 36: Der Kegel. — Panzer, Beitrag zur deutschen Mythol.: Der Drachenfels, S. 197.

259.

Der Küfer vom Falkenstein.

Mündlich.

Im Philippsburger Thale, rechts von der großen Heerstraße, die durch den Wasgau in's Lotharingische führt, erhebt sich

die kühn auf einem Felsen erbaute Burg Falkenstein. In eine Vertiefung des Gesteins, die vom Volke das Küferkämmerlein genannt wird, ist ein alter Schloßküfer gebannt, der von Zeit zu Zeit erwacht, die verfallene Kellertreppe hinabsteigt und seinen Küferschlag hell im Thale wiederhallen läßt. Je länger und je kräftiger derselbe ertönt, desto besser und reicher wird die nächste Weinlese.

Das Schloß gehörte ehemals den Grafen von Lützelstein, welche in Urkunden auch Grafen von Falkenstein genannt werden; später kam es an die Grafen von Zweibrücken-Bitsch und Hanau, und ist jetzt Staatseigenthum.

Vergleiche S. 14, 226, 263 und 329.

260.

Der Bickelstein.

Mündlich.

Oberhalb des freundlich gelegenen, von Reben und Kastanienbäumen umgrünten Fleckens Oberbronn befindet sich eine große hervorragende Felsplatte, der Bickel- oder Pickelstein genannt, auf welcher, sowie auf dem nahegelegenen Bergkopfe Daumen und in dem östlich gegenüber gelegenen Walde Froret [1]), die Hexen der Umgegend zusammen kommen.

Seinen Namen soll er von einer Frau Bickel oder Pickel [2]) erhalten haben, welche in einem armseligen Häuschen in der Daumengasse wohnte und nichts als eine Ziege im Vermögen hatte. Diese weidete einst auf der mit Gesträuch umwachsenen Felsplatte und fiel in den Abgrund. Darüber grämte sich die

---

[1]) Auf der großen, vom Kriegsministerium herausgegebenen Karte von Frankreich, in welcher dem Elsaß acht Blätter zugetheilt sind, heißt dieser Wald Frohwald; wahrscheinlich war die ältere Benennung Fro-, Frowen-, d. i. Frauenwald; jetzt wird er manchmal noch Hexenwald genannt; auch durchzieht ihn der wilde Jäger. Vor zehn bis fünfzehn Jahren wurden in demselben römische Alterthümer und Ammoniten von bedeutender Größe aufgefunden.

[2]) Es besteht noch jetzt eine Familie dieses Namens in Oberbronn.

arme Frau so sehr, daß sie sich in ihrer Verzweiflung zum Felsen hinabstürzte.

Auf dem Bickelsteine, dessen Lage und Beschaffenheit, sowie der Umstand, daß er als Herenstätte gilt, einen dem druidischen Cultus geweihten Ort vermuthen läßt, werden oft Freudenfeuer angezündet. Man übersieht von demselben einen großen Theil des untern Elsasses und Badens.

Der Name der Felsenplatte ist wohl älter als die erzählte Sage und hat eine mythische Bedeutung. Er kömmt auch anderswo vor. So heißt bei Gratersdorf, in Niederbayern, ein hoher, platter Berg mit einer Felswand der Büchel- oder Pichelstein, woselbst man zuweilen ein Fräulein auf einer Geldkiste sitzen sah, welches sich die Haare kämmte. S. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 81.

261.

Die weiße Frau an der Waschbach.

Mündlich.

„Die Waschbach," in Oberbronn, ist ein weitläufiges, zum Waschen eingerichtetes Behälter, das am untern Absatze des Berges steht, an welchen sich der Flecken lehnt, und von einer unmittelbar aus dem Felsen sprudelnden Quelle reichlich genährt wird. Darüber ist ein hölzernes, auf Säulen ruhendes Häuschen gebaut, welches aus einer gewissen Entfernung das Ansehen einer Kapelle hat.

Da das Wasser vorzüglich ist, so bringen alle Bewohner des Fleckens, auch von den entlegensten Häusern, ihre Wäsche dahin, und es ist ein lustiges Rauschen und Schlägelgeklopfe und Schwatzen. Oft ist die Anzahl der Wascherinnen so groß, daß sie auf einander warten müssen, um Platz zu haben. Die zuletzt gekommenen arbeiten dann oft bis in die späte Nacht beim Mondlichte oder beim schwachen Scheine ihrer „Luzernen." Da soll sich nun schon seit undenklichen Zeiten manchmal eine fremde, weißgekleidete Frau zu ihnen gesellen, die Niemanden anblickt, noch anredet

und sich still an einer entferntern Stelle niederläßt und Hemden wascht. Und es ist der Glaube verbreitet, daß es Todtenhemden sind, und jedesmal ein Glied aus der Familie der anwesenden Wascherinnen sterben müsse.

Gespenstige Wascherinnen kommen auch im Berry vor, wo sie vom Volke lavendières de nuit genannt werden. S. *G. Sand*, Illustration 1851, S. 373.

262.

Der Heilebrunnen.

Mündlich.

Weiter abwärts und nördlich von der sogenannten Waschbach gelegen, fließt eine andere Quelle, deren Wasser nicht nur wegen seiner Frische und seines angenehmen Geschmackes, sondern auch wegen seiner Heilkräfte schon seit undenklicher Zeit berühmt ist. Sie heißt, wie viele solcher Quellen und Brunnen in Deutschland, der Heilebrunnen.

Ueber Heilbrunnen, Heilwag u. s. w. vergl. J. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 552 u. ff.

Oberbronn hat noch mehrere reichfließende und wegen ihres vorzüglichen Wassers berühmte Brunnen; so soll auch, einer alten Ortsüberlieferung zufolge, die Hauptquelle des Niederbronner Gesundbrunnens im Oberbronner Banne liegen.

263.

Die lüsterne Hexe.

Mündlich.

Eine Frau in Oberbronn, welche eine Hexe war und sehr lüstern nach guten Bissen, aber nicht immer die Mittel hatte

sich welche zu verschaffen, wußte, daß bei dem reichen Nachbar eine „Kindschenk“ (Kindtaufschmaus) gehalten wurde. Sie verwandelte sich in eine Katze und setzte sich in eine Ecke in des Nachbars Küche. Sie sah nun zu, wie die Köchin die Speisen bereitete und merkte auf, wann dieselbe den Rücken verwenden möchte, damit sie einen Griff in den Topf oder die Pfanne thun und sich eine gute Portion herausnehmen könne. Das that die Köchin doch endlich einmal, um nach einem Geschirre oder einem „Döbchen“ Salz zu langen, und husch! fuhr die Katze in den Fleischtopf. Allein die Köchin hatte sie noch zu rechter Zeit ersehen und hieb ihr mit dem scharfen Zulegmesser eine Vorderpfote ab. Des andern Morgens fehlte der bösen Hexe der vordere Theil eines Armes.

264.

Die Kappe auf einem Ohr.

Mündlich.

Eine Frau, welche eine Hexe war, verwandelte sich oft in eine Katze. Jemand erwischte sie einst, als sie eben etwas aus seinem Hause entwenden wollte, und hieb der Katze ein Ohr ab. Von dieser Zeit an trug die Frau immer ihre Kappe stark auf die Seite des fehlenden Ohres hingeneigt, und ward Jungen und Alten ein Spott.

Ueber die Katze, als Hexenthier, vergleiche Neujahrs-Stollen, S. 48 u. ff.

Hexensagen in unserer Sammlung geben S. 7, 55, 91, 105, 234, 250, 255, 273, 280, 281, 282, 284, 286, 332.

Der Glaube an Hexen ist in Oberbronn allgemein verbreitet. Dieser Umstand, sowie die an die Brunnen sich knüpfenden Sagen, die ganze Lage des Ortes und die Beschaffenheit mehrerer Bergköpfe und Felsenplatten oberhalb desselben, machen mir es, aus schon weiter oben entwickelten Gründen (z. B. S. 255 und 256), höchst wahrscheinlich, daß hier einst eine Hauptstelle für den druidischen Kultus im Unter-Elsaß war.

265.

Die Bärenmühle.

Mündlich.

In der Umgegend von Gundershoffen soll eine Mühle stehen, deren bestimmte Lage der Erzähler nicht angeben konnte oder wollte. Dem Müller aber, dem sie angehörte, war es unmöglich, seine Mühlärzte länger als zwei Tage zu behalten; denn ein Bär besuchte sie jede Nacht in der Mühle und jagte ihnen Schrecken ein. Da kam einmal ein starker und beherzter Bursche, der auch von dem Bärenspuk gehört hatte, und bot, um guten Lohn und Kost, dem Müller seine Dienste an. Er trat auch alsobald bei ihm ein und sollte schon in der nächsten Nacht mahlen. Nachdem er, auf des Glöckleins Ruf, gegen Mitternacht wieder frisch aufgeschüttet und einen guten Schluck von seinem Nachttrunk zu sich genommen hatte, legte er sich auf ein paar Mehlsäcke, um auszuruhen. Er war noch zwischen Wachen und Träumen, als die Thüre der Mühlstube aufgieng und ein großer, zottiger Bär daraus hergeschritten kam. Er machte sich zuerst am Beutelkasten zu thun, gieng sodann am Scheidkasten hin und her, die Treppe hinauf an die Trommel, und nahte sich endlich dem Mühlarzte, der, auf den Ellenbogen gestützt, dem Treiben des Ungethüms kaltblütig zugesehen hatte. Kaum reckte dasselbe aber seine Tatze gegen ihn aus, als der Bursche das Mühlbeil ergriff und sie ihm abschlug; worauf der Bär sich mit furchtbarem Heulen davonmachte.

Des andern Morgens, als man sich zur Suppe setzte, fehlte die Müllerin. Sie lag wimmernd im Bette und hatte den rechten Vorderarm verloren. Als der Mühlarzt denselben vorzeigte, erkannte man, daß die Müllerin eine Hexe sei.

Aehnlichen Mühlspuk erzählen B. Baader, in Mone's Anzeiger, 1839, S. 181, und Sommer, Sagen, Märchen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, I, S. 57. In der ersten Erzählung verwandelt die Hexe den Müllerburschen in ein Pferd, das sie reitet; in der letztern erscheint die Müllerin als Katze. — Vergl. S. 234.

Der Bär war bei den alten Deutschen ein mythisches Thier;

er galt ihnen als heilig und als König der Thiere. Der Gott Thorr hieß auch Biörn, d. i. Bär. S. J. Grimm, Deutsche Mythol., S. 633. — In den Volkssagen kömmt er oft vor als Zauber und böse Geister unwirksam machendes Thier. „Ein Bär im Stall schützt das Vieh gegen Beherung." — (Im Elsaß wird ein Bock, ebenfalls Thorr's Thier, zu diesem Zwecke gebraucht.) — S. Nork, Mythol. der Volkssagen u. s. w., S. 314. Der Verfasser theilt hier eine finnmärkische Sage mit, in welcher ein Mann mit einem weißen Bären, den er dem König von Dänemark bringen will, am Weihnachtsabend in einem Hause übernachtet und durch seinen Bären die zu dieser Zeit häufig spukenden Trolle oder Unholde unschädlich macht.

266.

Bestrafte Todtenentweihung.

Mündlich.

Es war ein junger Bursche gestorben und einige seiner Kameraden wachten, wie dieses gebräuchlich, bei seiner Leiche. Den ersten Abend waren sie von dem Verluste ihres Freundes ergriffen und verhielten sich sittsam und ruhig; den zweiten Abend, schon an den Schmerz gewöhnt, sprachen sie dem Weine, den ihnen die Leidleute aufgestellt, fleißiger zu. Als sich nun Einer, um Etwas zu Hause zu holen, entfernt hatte, kamen die Andern überein, den Todten unter das Bett zu legen, und Einer von ihnen sollte dessen Stelle einnehmen, sich in ein Leichentuch hüllen und sodann dem Kameraden, den man bei seiner Rückkehr an's Bett schicken wollte, um nach dem Todten zu sehen, plötzlich an den Hals springen. Er kam bald wieder und trat zu dem Todten. Die Andern lauschten an der Thüre. Da es aber, wider Erwarten, in der Leichenkammer stille verblieb, giengen sie hinein und fanden, zu ihrem Entsetzen, den frevelhaften Todtenentweiher leblos in seiner Vermummung liegen.

Vergleiche die Sage: „Störe die Ruhe der Todten nicht!" S. 263.

267.

Die Burgfrau auf Alt-Winstein.

Mündlich.

Auf dem Schlosse Alt-Winstein, im Jägerthale, hört man oft zur Dämmerstunde wehmüthige Saitentöne erklingen und ein lichter Schein schwebt um die Mauern und Thürme. Es soll eine Burgfrau hier wandeln, aus dem alten, längst erloschenen Geschlechte, dem das Schloß gehörte.

268.

Die Belagerung von Neu-Winstein.

Nach der mündlichen Sage mitgetheilt in *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 163 und 164.

In den Fünfziger Jahren des 16ten Jahrhunderts wurde Ritter Kuno Eckbrecht von Dürkheim in eine Fehde verwickelt, in welcher seine beiden Schlösser Winstein und die Schöneck zu gleicher Zeit angegriffen wurden. Er selbst zog sich in die letztere, eine Stunde nordwestlich von jener gelegene Burg zurück.

Da er sich nun eines Abends auf dem obersten Söller ergieng, sah er zwei Ritter in alten Rüstungen in's Schloß treten. Er glaubte nicht anders, als man habe ihnen aus Verrath das Thor geöffnet, und wollte ihnen entgegenstürzen. Allein da standen sie beide schon vor ihm, und Einer derselben sagte zu ihm: „Mein Sohn, eile mit Hülfe nach Winstein, morgen ist es zu spät!"

Kuno erschrak darob heftig und folgte den Rittern, welche vor ihm vom Söller niederstiegen und in einem der untern Säle verschwanden. Schnell setzte er sich zu Pferde und zog an der Spitze seiner Kriegsleute vor die Veste Neu-Winstein, die schon hart bedrängt war, und trieb die belagernden Feinde in die Flucht.

Noch jetzt soll man zuweilen jene beiden Ritter langsamen Schrittes um die Burg wandeln sehen. Das Volk sagt, sie hüten bedeutende Schätze, welche daselbst vergraben sind.

Das Zwischentreten der Götter vor oder mitten in der Schlacht kömmt im griechischen und römischen Alterthum häufig vor. Man erinnere sich an viele Stellen bei Homer; an die Erscheinungen vor der Schlacht von Marathon und der von Leuktra (vergl. die Bemerkungen zu S. 252). — Als warnende Genien treten besonders die Dioskuren (Kastor und Pollux) auf; sie bewahrten den Dichter Simonides, als das Haus des Skopas, bei welchem er sich befand, plötzlich einstürzen sollte (s. Valer. Maxim. Lib. I, Cap. VIII); sie waren es, welche, auf weißen Pferden reitend, dem P. Vatinius Nachts in Rom begegneten und ihm anzeigten, daß König Perseus Tags zuvor in die Hände Paul Aemils gefallen. Zur selben Zeit sah man sie auch, zum Zeichen, daß sie über Rom's Wohlergehen wachten, sich mit ihren schweißtriefenden Rossen im Juturner See baden; ebenso sprang die Pforte ihres Tempels, der nahe bei der Quelle dieses See's lag, von selbst auf. (Valer. Maxim. ebendaselbst, zu Anfang des Kapitels.)

269.

Irrführende Geister.

Mündlich.

Im Fröschweiler Walde gehen Geister um, welche die Leute in der Irre herumführen. Sie wollen erlöst sein und müssen warten, bis Jemand die auf ihrer Bannung liegenden Bedingungen erfüllt.

Ueber irrführende Geister vergl. S. 46 und 184.

270.

Der erlöste Todte.

Mündlich; mitgetheilt von Gustav Mühl.

Von einem alten Manne, der vor längerer Zeit in Wörth lebte, erzählt man folgende wunderbare Geschichte:

Der Greis bewohnte mit seinem verheiratheten Sohne dasselbe Haus und unterstützte ihn und dessen Familie nach Kräften bei den täglichen Arbeiten. Nun geschah's, daß er oft zu einem seiner Enkel, welcher jeden Abend in der Scheune um ihn war, wo sie kurzes Futter schnitten, die bedeutsamen Worte sagte: „Hier in der Nähe liegt ein Schatz vergraben, welchen du dereinst zu heben vermagst, wenn du zuvor erfüllet hast, was ich dir später angeben werde."

Nach einigen Jahren starb er. Bald darauf, als sich der Knabe Abends wieder in der Scheune befand, erschien ihm der Großvater, half ihm auch jetzt bei der gewohnten Arbeit und kündigte ihm alsdann an, daß die Zeit gekommen sei, wo die Bedingungen endlicher Hebung des Schatzes erfüllt werden könnten. Doch scheint es nicht, daß der Verstorbene schon an diesem Abende selbst auf unverzügliche Bethätigung von Seiten des Kindes drang, ebensowenig ist bekannt, ob er sich jetzt über die geheimeren Gründe und Absichten ausließ, welche er von jeher mit der Hebung des schon bei Lebzeiten beregten Schatzes verbunden hatte. Nach vollzogener Arbeit verschwand der Alte wieder und der Knabe erzählte alsdann seinen Eltern von der seltsamen Erscheinung und den geheimnißvollen Andeutungen und Aufforderungen des Großvaters.

Die Eltern schienen auch durchaus nicht der Willfährigkeit ihres Kindes entgegenzustehen, riethen ihm aber, in keiner Weise des Alten Hand zu berühren, und ihm, wenn derselbe die Rechte hinstrecken würde, ein kleines Reis oder Stäblein zum Erfassen hinzuhalten.

Des folgenden Abends erschien abermals der Verstorbene dem Knaben in der Scheune. Er wollte jetzt die Hand des Kindes ergreifen; dieses aber hielt ihm ein Stäblein entgegen, wie es ihm anbefohlen war. Und dies war wohlgethan; denn als bald nachher der Todte dasselbe wieder losließ, konnte man darauf die schwarzen Brandspuren der Finger wahrnehmen.

Nun aber führte er den Knaben in eine Nebenkammer bei der Tenne und bezeichnete ihm daselbst die Stelle des Schatzes. „Doch mußt du," fügte er hinzu, „um ihn heben zu können, vorerst noch eine andere Bedingung erfüllen: Morgen Abend um diese Stunde mußt du mich nach dem Kreuze bei Surburg tragen, sonst ist alles Nachgraben umsonst."

Bei dem eine Stunde von Wörth entfernten Surburg steht nämlich auf einer kleinen Anhöhe ein altes Kreuzbild, welches aus frühern Zeiten her einen gewissen Ruf der Wunderthätigkeit behauptet, und um welches stets allerlei Gegenstände frommer Widmung, wie Bänder und selbst Kleidungsstücke, aufgehängt zu sehen sind.

Des andern Tages versäumte das Kind die anberaumte Stunde nicht. Auch die Eltern fanden sich ein, denn sie wollten den Knaben und den verstorbenen Alten nach dem Kreuze hin begleiten.

Nachdem sie eine kurze Weile in der Scheune gewartet hatten, sagte plötzlich das Kind, daß es von einem Augenblick zum andern eine schwere Last an seinem Halse und auf seinem Rücken fühlte. Niemand aber, auch der Knabe nicht, konnte nur das Mindeste mit den Augen gewahr werden.

Die Eltern schlugen jetzt den Weg nach Surburg ein. Nur mühsam und keuchend schleppte sich das Söhnlein unter seiner unsichtbaren Last neben ihnen her.

Endlich erreichten sie die Anhöhe, wo das gepriesene Kreuzbild steht. Da schwand mit einem Male der schwere Druck von dem Knaben, und deutlich vernahm man im nämlichen Augenblicke die wohlbekannte Stimme des Verstorbenen, welche also sprach: „Jetzt bin ich ein Kind der Seligkeit, und du wirst es auch einmal werden!"

Darauf kehrten die Eltern mit ihrem Sohne nach Hause zurück.

Das Brennen schwarzer Male in die dargereichte Hand oder andere berührte Theile des Körpers wird in der Volkssage oft dem Teufel, aber auch feurigen Männern und andern aus dem Fegfeuer oder der Hölle entstiegenen Geistern zugeschrieben. Die Erlösung gebannter Seelen durch unschuldige Kinder ist ebenfalls ein häufig vorkommender Zug. Vergl. unter andern die sinnvolle Sage: Vom Söhnlein, das seinen Vater erlöste, erzählt von G. Mühl in den Elsäss. Neujahrsblättern für 1846, S. 230 u. ff.

271.

Der gespenstige Förster.

Mündlich; mitgetheilt von G. Mühl.

Im Gemeindewald von Hatten sehen die Leute, welche Holz sammeln, manchmal einen gespenstigen Förster ohne untere Gliedmaßen über den Gesträuchen hinschweben.

Vergl.: Die Feldmesser auf dem Bölchen, S. 46 und der gespenstige Feldmesser von Stotzheim, S. 156.

272.

Der Geisenmajor.

S. Handschriftliche Zusätze zu Zeiller's Topographie des Elsasses, im Exemplare der Straßburger Stadtbibliothek.

Im Jahr 1635 waren den Straßburger Metzgern 1382 Stück Ochsen und 187 Kühe, nebst anderm Vieh, zu 11,427 Gulden geschätzt, von den markgräflichen Truppen weggenommen worden. Diesen Frevel zu ahnden, schickten die Straßburger einen Major an der Spitze von 600 wohlmundirten Mann, nebst zwei Feldstücklein, einem Mörser und zwei Schanzkörben, gen Beinheim, woselbst sich das markgräfliche Kriegsvolk aufhielt.

Beim Anrücken des Majors zog sich dasselbe, nebst den auf dem Felde arbeitenden Bauern, in das Dorf zurück und verschanzte sich daselbst, und wehrte sich so gut, daß ihnen die Belagerer nichts anhaben konnten.

Beim Rückzug erblickte der Major am Saume des Waldes einen Knaben mit zweien Geislein. Rasch zuckte er seinen Säbel, sprengte auf den Knaben los und jagte ihm seine Thiere ab, um sie, in Ermangelung eines Bessern, als Schadenersatz nach der Reichsstadt zu bringen.

Magistrat und Bürgerschaft empfiengen ihn mit gerechtem Unwillen und jedermänniglich nannte ihn fortan nur den Geisenmajor.

Unsere Geschichtschreiber schweigen von dieser seltsamen Expedition, deren nur ein schalkhafter Annotator von Zeiller, wie bereits oben erwähnt, Meldung thut.

273.

Die Wallfahrt Unsrer Lieben Frauen zur Eich in Görsdorf.

Mündlich. — Nachfolgender Bericht darüber, mir von Gustav Mühl mitgetheilt, ist einer handschriftlichen Note, zu Bernegger's Descriptio particulæ territorii Argent. 1675, Exemplar der Straßb. Stadtbibliothek entlehnt.

„Von einer Wallfahrt zu Unsrer Lieben Frau zur Eich bei Gerstorff (Görsdorf), in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, wird berichtet, daß Anno 1518 ein Hirt daselbst gewesen sey, der angegeben, Unsre Liebe Frau bekäme ihm Abends und ginge hernach in eine hohle Eyche; darauff suchte man in der Eychen, fand allda eine Wachs Kertz und Taffel auf welcher Unser Liebe Frau gemahlet war. Hierauf fiel das gemeine Volk zu, und richtete eine Wallfahrt zu Unsrer Lieben Frau zur Eichen an.

„Solche Wallfahrt zu befördern und ein gut Werk zu thun, hab Graff Reinhard von Zweibrücken und Bitsch mit Hülffe vieler darzu contribuirender Leute eine schöne herrliche Kirch dahin erbauet und haben geb. Graff Reinhard zusammen seiner Gemahlinn Anna, gebohrner Rhein-Gräffin und seinem ältesten Sohn Graff Simon Wecker auf Petri und Paul den ersten Stein daran geleget. Sie ward mit schönen Gewölbern und 14 Pfeilern oder Säulen versehen, daß man weit und breit keine schönere Kirch fand. Die Eyche ließ man in der Kirche stehen und setzte Unsrer Lieben Frauen Altar daran mit einem schönen hohen Chor und gewaltig hohen Thurn. Darauf ist eine solche Wallfahrt angegangen, so nicht zu beschreiben ist, und gefielen große Opffer. Hernach als Graff Jacob der letzte von Bitsch starb, fiele die Herrschaft an Graff Philippßen den Jüngeren von Hanau, der ließ als ein Evangelischer Herr, weil des Laufens kein Ende war, Anno 1580 diese Kirch abbrechen und die Abgötterey einstellen und aus den Maursteinen die Kirch zu Morßbrunn bauen. Lang

hernach ist noch Volck aus Teutsch- und Welschland gekommen und geopffert, so die Bauren aufhuben und behalten."

Im Jahr 1736 wurde die Kirche wieder hergestellt und einigen Franziskanern zur Bedienung übergeben. In den letzten Zeiten lebte ein Waldbruder darin. Jetzt ist die Kirche, nebst den dazu gehörigen Nebengebäuden, sowie einem Wohnhause, ein Privateigenthum.

Ueber Marienbilder in Bäumen vergleiche S. 32, 134 und 153.

274.

Der Maidebrunn.

Mündlich. Vergl. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 170.

Vom Schlosse Hohenburg, bei Lembach, gegen die bayerische Gränze zu, steigt manchmal eine weiße Jungfrau lächelnd bis zu dem am Abhange des Berges gelegenen Meierhofe herab; sie wascht ihre langen schönen Haare in einer benachbarten Quelle und steigt dann wieder, Thränen vergießend, zur Burg empor.

Ueber das Erscheinen und die Bedeutung weißer Frauen vergleiche S. 11, 21, 28, 36, 193 und 248.

Die Familie der Hohenburg war einst sehr reich und mächtig; sie hatte die Herrschaft von Sulz unter'm Wald als Erblehen vom Churfürsten Erzbischof von Köln, so auch das Städtchen Wangen, und später erhielten sie von den Bischöfen von Straßburg Rheinau, Mutzig und einen Theil des Breuschthales. Der letzte Ritter von Hohenburg, Richard, wurde eines schändlichen Verbrechens angeklagt und von Straßburg zuvor in den Stadtbann gethan, später aber, ohngeachtet des Beistandes, den er sich von den Schweizern zu verschaffen gewußt hatte, vor den Thoren der Stadt öffentlich verbrannt. Das Gebiet Hohenburg fiel nachher an die Familie Sickingen.

275.

Der Lindenschmidt.

Nach der mündlichen Ortssage; vergl. zwei alte Volkslieder, mitgetheilt von L. Uhland, in seinen alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern, Stuttg. u. Tüb. 1844, Nr. 139 u. 140. — Ueber das Geschichtliche s. *Schweighæuser*, Antiq. du Bas-Rhin, Fol. 170.

Auf der nördlichen Gränze des untern Elsasses, in kurzer Entfernung von den Schlössern Fleckenstein, Freundsberg, Klein-Arnsburg, Weglenburg, Wasenstein und Hohenburg, liegen die Trümmer des Schlosses Löwenstein, vom Volke Linkschmidt oder Lindenschmidt genannt, welchen letztern Namen es auch auf der großen Cassinischen Karte führt.

Nach der Volkssage, die noch jetzt in der ganzen Umgegend verbreitet ist, war der Lindenschmidt ein allenthalben gefürchteter Raubritter und Wegelagerer, der mit seinem Troß im Lande umherritt und namentlich die Rheinstraße für die vorüberziehenden Kaufleute höchst unsicher machte. Um bei Verfolgung irre zu leiten, ließ er seine Pferde verkehrt beschlagen.

Noch zeigt man auf der Burg ein verschüttetes Felsenthor, aus welchem er zu seinen Streifereien auszureiten pflegte.

Das Volkslied, das man in verschiedener Version und Weise noch oft von den Bauern singen hört, erzählt sein Ende folgendermaßen:

Als dem Markgrafen von Baden einst die Kunde zugekommen war, daß der Lindenschmidt eben wieder am Rhein hin und her streife, forderte er den Junker Kaspar (von Freundsberg) auf, den gefährlichen Nachbar einzufangen und ihm zu überliefern. Kaspar war auch alsbald willig und schickte ein kluges Bäuerlein voran, damit es die Wege und Stege erforsche und dem Lindenschmidt auf die Spur komme.

Das Bäuerlein kam nach Frankenthal, begab sich in's Wirthshaus daselbst und bestellte Essen für die Fuhrleute und Raum im Stalle für die Pferde von dreien Wagen, die wohlbeladen von der Frankfurter Messe ankommen sollten.

Der wirt der sprach dem beurlein zu:
„ja wein und brot hab ich genug,
im stall da sten drei Rosse,

die feind des edlen Lindenschmid,
er nert sich auf freier straßen."

Als der Kundschafter den Bescheid vernommen hatte, ward er frohen Muthes und benachrichtigte alsbald seinen Herren, auf daß er mit seinen Reisigen herbei eile.

Nun hatte des Lindenschmidts Sohn die Sache mit angehört und weckte den Vater, der hinter dem Tische lag und schlief.

„ste auf, herzliebster vatter mein!
dein verräter ist schon kommen."

Es war aber zu spät, denn schon trat Kaspar in die Stube und wollte den Lindenschmidt gefangen nehmen. Dieser griff nach dem Schwerte, um sich zur Wehr zu setzen, wurde aber niedergeworfen und fest gebunden. Nur bat er den Ritter, er möge doch des Sohnes und des Reitknechtes schonen; haben sie Jemanden Leides gethan, sagte er, so hab' ich sie dazu gezwungen.

Junker Casper der sprach nein darzu:
„das kalb muß entgelten der ku,
es sol dir nicht gelingen,
zu Baden in der werden statt
muß im sein haupt abspringen."

Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
sie saßen nit lenger denn eine nacht;
wol zu der selbigen stunde
da ward der Lindenschmid gericht,
sein son und der reutersjunge, ja junge.

Das zweite Volkslied sagt:

Auf einen freitag das geschach
daß man den Lindenschmid richten sach
so ferr auf grüner heiden,
da sach man den edlen Lindenschmid
von guten gesellen scheiden.

Göthe, welcher auf Herder's Veranlassung während seines Aufenthaltes im Elsasse deutsche Volkslieder sammelte, hat das

Lied ebenfalls gefunden; Herder theilt es, jedoch nach einer spätern Auffassung, in seinen Stimmen der Völker mit.

Die Familie Löwenstein hatte das Schloß zur Zeit an Rudolf von Habsburg abgetreten, der es den Ochsensteinern in Lehen gab. Später kam es an die Landenberger und Hohenberger, und von diesen sodann als Erblehen an die Edeln von Sickingen.

Die Geschichte nennt den Lindenschmidt Hans Alb, Herrn zu Niedermoderen und Löwenstein, und giebt ihm, als Genossen bei seinen Räubereien, Heinz Streif von Landenberg. Hans von Lichtenberg griff ihn mit Hülfe der Straßburger an, nahm das Schloß und zerstörte es. Später zog er sich nach Niedermoderen zurück.

276.

Der Riese und die Jungfrau von Frönsberg.

Mündlich; mitgetheilt von Pf. Ringel.

Das Schloß Frönsberg oder Frundsberg liegt südwestlich von Löwenstein, im Katzenthale, auf einem isolirten Kegelberge, der die Gestalt einer Herkuleskeule hat. Unter den Bewohnern der Umgegend geht die Sage, daß einst dort ein ungeheurer Riese als Wächter des Thales aufgestellt gewesen, welcher mit ausgespreizten Beinen auf zwei entgegengesetzten Bergen stand. Mit der Rechten stützte er sich auf eine Keule. Er ließ sich pflegen und ätzen von einer Jungfrau, die auf einer Brücke, so groß und so schön wie ein Regenbogen, zu ihm kam.

Elsässische Riesensagen geben S. 88, 97, 129, 183, 194 u. 202. Charakteristisch für die gegenwärtige ist das Erscheinen der Jungfrau.

Vergl. des Herausgebers Aufsatz: *Temps fabuleux de l'Alsace* d'après la tradition populaire, in der *Revue d'Alsace*, 1851, S. 49 — 59.

277.

Der Krötenstuhl.

Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen, I, S. 304. — Vergl. die Brautschau, ein Mährlein von C. F. W.; Magdeburg 1796. — Fr. Panzer, Beitrag zur deutsch. Myth., S. 196.

Auf dem Schlosse Rothweiler oder Wegelburg, welches einst zum Elsasse gehörte, und hart an unserer nördlichen Gränze liegt, lebte vor alten Zeiten die schöne Tochter eines Herzogs, die aber so stolz war, daß sie keinen ihrer vielen Freier gut genug fand und viele umsonst das Leben verlieren mußten. Zur Strafe wurde sie dafür verwünscht und muß so lange auf einem öden Felsen bei der Burg hausen, bis sie erlöst wird.

Nur einmal die Woche, nämlich den Freitag, darf sie sichtbar erscheinen, aber einmal in Gestalt einer Schlange, das zweite Mal als Kröte und das dritte Mal als Jungfrau in ihrer natürlichen Art. Jeden Freitag wascht sie sich auf dem Felsen, der noch heutiges Tags der Krötenstuhl heißt, an einem Quellborn und sieht sich dabei in die Weite um, ob Niemand nahe, der sie erlöse.

Wer das Wagstück unternehmen will, der findet auf dem Krötenstuhl eine Muschel mit drei Wahrzeichen: einer Schlangenschuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarlocke. Diese drei Dinge bei sich tragend, muß er einen Freitag Mittag in die wüste Burg steigen, warten, bis sie sich zu waschen kommt, und sie drei Wochen hinter einander in jeder ihrer Erscheinungen auf den Mund küssen, ohne zu entfliehen. Wer das aushält, bringt sie zur Ruhe und empfängt alle ihre Schätze.

Mancher hat schon die Merkzeichen gefunden und sich in die Trümmer der alten Burg gewagt, und viele sind vor Furcht und Greuel umgekommen. Einmal hatte ein kühner Bursche schon den Mund der Schlange berührt und wollte auf die andere Erscheinung warten, da ergriff ihn Entsetzen und er rannte bergab; zornig und raschelnd verfolgte sie ihn als Kröte bis auf den Krötenstuhl. Sie bleibt übrigens die Länge der Zeit hindurch wie sie war und altert nimmer.

Als Schlange ist sie am gräßlichsten und nach dem Spruch des Volks „groß wie ein Wiesdhbaum oder Wißbaum," als Krott groß wie ein Backofen und sprüht sie Feuer.

Eine vor mir liegende, vierundzwanzig Seiten umfassende handschriftliche Sage, von einem elsässischen Forscher, stimmt mit der oben erzählten überein; sie ist an Ort und Stelle aufgefunden worden, aber dem ersten Theile derselben liegt wahrscheinlich eine spätere romantisch ausgesponnene Geschichte zu Grunde. Nach der Handschrift hieß das Fräulein Radelgunde, „ihretwegen haben sich zweiunddreißig Ritter die Hälse gebrochen; zwanzig sich selbst erstochen; fünfzig sich langsam abgezehrt." Unter denjenigen, die sie erlösen und ihre Schätze sich aneignen wollten, nennt die Sage einen Ritter Vollrath von Gnadenstein, aus Chursachsen, der, wegen Liebesabenteuern landesflüchtig, in diesen Theil des Wasgau's kam und die Kunde vom verwünschten Fräulein von einem alten, in einer Mooshütte unterhalb des Schlosses wohnenden Mütterlein vernommen hatte, das ihm aus Barmherzigkeit die Hälfte eines Hundestalles zum Lager hingab und ihn mit abgekochten Waldwurzeln einige Tage lang kümmerlich ernährte. Schon hatte er das Burgfräulein in Gestalt der Schlange, die sich um einen Mauerpfeiler des Schlosses geringelt hatte, muthig geküßt, und schon war, als er, beinahe von Sinnen, den Rückzug über den Krötenstuhl antrat, die Schlangenschuppe verschwunden. Auch der Kröte wollte er den nachfolgenden Freitag den Erlösungskuß geben; allein die Erscheinung war so furchtbar, daß er das Abenteuer nicht bestehen konnte und unverrichteter Sache zum Waldmütterchen zurückkehrte, das ihn, unwillig über seine Feigheit, fortjagte. Er kehrte nun wieder in seine Heimat zurück, da er vernommen, daß sein Todfeind seitdem gestorben war, und brachte das Ende seiner Tage einsam auf seinem öden Schlosse zu.

278.

Der Jungfernsprung bei Dahn.

S. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 197.

Der hohe, senkrechte Felsen bei Dahn, das zur Zeit ebenfalls zum Elsaß gehörte und auch Thann genannt wird, heißt Jungfernsprung.

Vor vielen Jahren, geht die Sage, wurde eine Schäferin von einem Jäger verfolgt; sie floh und kam bis an das äußerste Ende der hohen Felswand, wo sie sich nicht anders als durch einen ungeheuern Sprung retten konnte. Da verlieh ihr Gott Schutz, denn sie hatte sich nur am kleinen Finger beschädigt. Aus dem Boden, wo sie niederfiel, entsprang eine Quelle.

Andere sagen: Eine Jungfrau sei zum Tode verurtheilt gewesen und ihr die Wahl zwischen der Todesstrafe und dem Sprung vom Felsen gelassen worden; sie habe den Sprung gemacht und sei nur an einer Zehe beschädigt worden. Wo sie auf den Boden fiel, entsprang eine Quelle.

Ein bekannter Zug der Volkssage, daß die Unschuld in Gottes Hut steht, oder, wie Schiller sagt, „im Himmel einen Freund hat." Vergl. die Sage vom Dorf Thannenkirch, S. 104 und die Legende von der heil. Odilia, welche ein Felsen aufnimmt und gegen den sie verfolgenden Vater und ihren Bräutigam schirmt; auch hier entspringt eine Quelle. S. 173.

279.

Hans Trapp.

Mündlich, und Johann von Dratt, von K. Böse, in den Elsäss. Neujahrsblättern für 1847, S. 251.

Im ganzen Unter=Elsasse heißt der schreckhafte Begleiter des lieblichen Christkindes Hans Trapp. Er tritt vermummt oder mit schwarzbestrichenem Gesichte, einen Stock in der Hand und schellenrasselnd, in die Stube und straft die ungehorsamen Kinder.

Sein Name soll von Hans von Dratt oder Tratten herstammen, einem Hofmarschalle Friedrichs des Siegreichen, Churfürsten der Pfalz, der ihm zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Feste Bärbelstein oder Berwartstein, die früher zum Elsaß gehörte, als Lehen übergeben hatte. Er drängte und drückte das arme Volk im Schlettenbacher Thale über die Maßen, nahm ihm sein Waldrecht weg, verbot ihm seine Früchte nach Weißenburg zu Markt zu tragen, dämmte die Lauter ein, um das Flößen des Holzes und das Mahlen zu hindern, und hatte seine höllische Freude daran, wenn die Unterthanen ob dieser Tyrannei seufzten und klagten.

Er starb im Jahr 1514, und noch lange nach seinem Tode ängstigten die Alten ihre Kinder mit der Drohung ein: „Wartet, der Hans Dratt kommt!"

280.

Weißenburger Stadtgespenster.

Mündlich.

Zur Nachtzeit sieht man an einzelnen verlassenen Punkten, namentlich in der Nähe des Wassers, blaue Flämmchen brennen. Weiße Frauen und schwarze Männer begegnen zu später Stunde dem einsam Wandelnden, oder der weiße Hase springt an ihm vorüber. Im Schatten der Häuser lauert, in einen riesenhaften, unförmigen Knäuel zusammengeballt, das Stadtthier oder Muhkalb.

281.

Das Letzekäppel.

Mündlich.

Wenn man in Weißenburg vom Alpdrücken leidet, so sagt man, das Letzekäppel sitzt Einem auf der Brust.

Eine Stelle unter dem Nußwall heißt bei Jung und Alt „am Letzekäppel." Es geht nämlich hinten am Garten eines

reichen Eigenthümers ein gewölbter Gang unter dem Walle durch, worin die Wasserröhren des im Garten angebrachten Springbrunnens liegen. Dort haust ein zwergartiger Unhold, der sich den Leuten im Schlafe auf's Herz setzt. Er heißt Letzekäppel, weil er sein Käppchen immer verkehrt auf hat, und derjenige, der den Muth hat, ihm dasselbe abzunehmen und recht aufzusetzen, ist augenblicklich von ihm befreit.

Wenn die Nüsse reif sind, so fallen sie gewöhnlich auf dieser Seite in den Graben und lüsterne Knaben wagen sich dann wohl in denselben hinunter, um sie aufzulesen. Sehen sie dann in den dunkeln Gang hinein, so erblicken sie manchmal in der Ferne einen zitternden Schein und sagen: „Das Letzekäppel brennt sein Lichtel."

Vergl. die Bemerkungen zum Letzel von Buchsweiler, S. 279.

Das Käppchen erinnert an die Tarnkappe der Zwerge, die sie unsichtbar macht, wenn sie sie aufsetzen.

282.

Ursprung der Redensart: „Zu Weißenburg, wo man den Bumpernickel in der Kirche singt."

Mündlich.

Frägt man einen Weißenburger, wo er her sei, oder Einen, der aus dieser Stadt kömmt, wo er her komme, so hört man oft die spaßhafte Antwort: „Von Weißenburg, wo man den Bumpernickel in der Kirche singt."

Der Ursprung dieser Redensart soll folgender sein:

In einem ehemaligen Gasthofe zur Krone diente im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Stallknecht, Namens Nickel; derselbe war eine gute, ehrliche, wiewohl etwas blödsinnige Haut, dazu oft durstig, und verschmähte auch die geringsten Bissen nicht, die ihm die Gäste hinter den Ofen reichten, seine Lieblingsstelle, wenn er weiter nichts zu thun hatte.

Fuhrleute aus Frankreich, welche oft da einkehrten, hatten ihren Spaß mit ihm und wenn etwas von ihrem wohlbesetzten Tische abgetragen wurde, so pflegten sie zu sagen: »C'est bon pour Nickel!« woraus ihm bald der Name Bumpernickel zu Theil ward.

Nun hörte aber eines Abends Nickel, der in einem Winkel der Stallung beschäftigt war, wie mehrere übelberüchtigte Gesellen den Anschlag beredeten, in der nächsten Nacht die Herren Benediktiner im weißen Kloster zu bestehlen und umzubringen. Sobald er konnte, schlich er sich unvermerkt davon und berichtete dem Pater Abt im benachbarten Kloster, was er vernommen. Die Spitzbuben wurden auch alsobald vom Magistrate angehalten und erhielten die verdiente Strafe.

Aus Dankbarkeit nahmen nun die Väter Benediktiner den ehrlichen Nickel in ihr Kloster auf und pflegten sein bis an sein Ende. Nach seinem Tode ließen sie sein Bildniß in Stein aushauen, mit der Jahreszahl 1717, über seinem Kopf und rechts und links um ihn stehen folgende Reime:

Hört zu ihr Brüder insgemein
Weil wir alher versammlet sein
Von wunderlichen Dingen
So Bumper Nickel thut singen
Der Bumper Nickel singt
Daß in der Kirch erklingt
Trinkt rum ihr lieben Brüder
Daß es komt bald an mich
Ach ach wie durst es mich
Der Bumper Nickel ist gar Trucken
Drum laßt er hencken sein Zumpen.

Die Weißkirche ist jetzt zum Weißenburger Stadttheater umgewandelt.

Bumpernickel heißt bekanntlich auch das grobe, schwarze westphälische Brod, und soll seinen Namen von einem durchreisenden französischen Edelmanne erhalten haben, dem man es vorgelegt habe, worauf er es seinem Pferde, das Nickel hieß, mit den Worten gab: »C'est bon pour Nickel!«

283.

Das Mädchen vom Pauliner Schlößchen.

Mündlich; mitgetheilt von G. Mühl.

Wenn man zu nächtlicher Stunde am Pauliner Schlößchen vorübergeht, so hört man oft ein leises Seufzen und Weinen. Tritt man näher, so sieht man ein weißgekleidetes Mägdlein, das vor einem Lindenbäumchen kniet, und reichliche Thränen fließen aus seinen Augen.

Die Winzer erklären, daß das Mägdlein sich schwer vergangen und sein neugebornes Kind an diesem Platze getödtet und verscharrt habe; es müsse nun daselbst so lange umgehen, bis die Linde so groß geworden sei, daß man daraus ein Todtenbäumchen für das Kind machen könne und dasselbe in geweihter Erde ruhen würde.

Wohl steht die Linde schon lange, lange Jahre an diesem Orte, allein sie wird immer wieder abgehauen, wenn sie nur ein wenig erstarkt ist, und es schießt dann wieder ein neues Stämmchen aus dem Wurzelstocke empor, und das arme Mägdlein muß noch bis auf den heutigen Tag wandeln.

Die Abtei Weißenburg ließ im zwölften Jahrhunderte zu ihrem Schutze vier feste Thürme auf verschiedenen hohen Punkten in der Nähe der Stadt errichten: St. German, im Westen; St. Paul oder das Paëler-, Pauliner Schlößchen, wie es vom Volke genannt wird, oberhalb der Stadt und gegen Schweigen zu gelegen; St. Remigius, bei der Altstadt und St. Pantaleon, St. Paul gegenüber, in der Nähe von Rott. Das Pauliner Schlößchen, jetzt von dem Eigenthümer wieder hergestellt, ist das bekannteste, ein Lieblingsspaziergang der Weißenburger und reich an Sagen und Spukgeschichten.

Der Umstand in unserer Sage, daß die Erlösung des gebannten Geistes von dem Wachsthum eines Baumes abhängt, steht im Elsasse nicht vereinzelt da; er kömmt auch als Bedingung in der S. 339 erwähnten Sage Vom Söhnlein, das seinen Vater erlöste, vor.

Der Vater, ein Oberster, dem der König als Belohnung für seinen ausgezeichneten Muth im Kriege seine Tochter zur Gattin gegeben hatte, wurde hochmüthig und ergab sich dem Spiele. In einer Nacht verlor er aber all sein Gut; da trat der Böse zu ihm und versprach ihm, ihn wieder in Besitz seiner vorigen, ja noch viel größerer Reichthümer, zu setzen, wenn er ihm sein erstes Kind verschreiben wolle. Der Kriegsmann willigte ein. Allein einem Priester, dem Berather der frommen Königstochter, war in derselben Nacht, in welcher der gottlose Vater sein Kind der Hölle preisgegeben, ein Engel im Traume erschienen, der ihm gesagt, daß des Kindes Seele gerettet werden könne, wenn er es gleich nach seiner Geburt taufen würde. Dieß geschah auch. Bald darauf starb der Vater in Folge schwerer Wunden, die er im Kriege erhalten, in Verzweiflung und Reue über sein Verbrechen. Dies rührte die Gattin und den Priester, und letzterer versicherte, daß das Söhnlein bestimmt sei, einst seinen Vater aus dem Ort der Qual zu erlösen. Nachdem es das zehnte Jahr erreicht hatte, entblößte ihm der Priester die Brust, machte darauf das Zeichen des heil. Kreuzes und schickte es gegen Sonnenuntergang, seinen Vater aufzusuchen. Nachdem es in die Behausungen der höllischen Mächte gekommen, konnten ihm dieselben nichts anhaben, da das Kreuz auf seiner Brust, wie schneeweißes Feuer flammend, es gegen jeden Angriff schützte. Es ging weiter und immer weiter, unaufhaltsam, seinem frommen Erlösungszuge folgend. „Nun befand es sich mit einem Male inmitten einer unermeßlichen Haide, die aber noch weit trauriger und von einem viel trübern Dämmerlichte erleuchtet war als alle, welche es schon durchzogen hatte. Wieder ging das Knäblein einen ganzen Tag lang voran und noch war an kein Ende dieser gottverlassenen Fläche zu denken. Endlich erblickte es in der Ferne ein Bäumchen; unwillkürlich verdoppelte das Kind seine Schritte und eine Stunde später hatte es dasselbe erreicht. Aber am Fuße des Bäumleins, dessen dürftige Krone nur aus einigen gelben, halbdürren Blättchen bestand, lag ein Mann auf dem Angesichte, so daß er das Kind nicht hatte kommen sehen; dabei weinte er so heftig, daß der Boden umher ganz feucht von den Thränen war. Als das Kind ihn grüßend anredete, wandte er sich um und schaute es stumm und verwundert an.

„Was thust du hier an diesem verlassenen, gräulichen Orte?" frug ihn jetzt der Knabe.

„„Was soll ich dir sagen?"" versetzte schluchzend der Mann, „„hier büße ich für eine abscheuliche That, die ich in einer Stunde der Verwirrung begieng. Von irdischen Vortheilen verlockt, verkaufte ich einst mein eigen Kind dem Bösen, und ohne daran zu denken, fiel ich ihm dadurch selbst anheim. Gerne würde ich noch mein Schicksal tragen, könnte ich dem Falschen nur mein Kind entreißen! O meine Augen sind zu Wasserquellen geworden! Vielleicht hat er schon mein Kind in seiner Gewalt, in seiner Hölle! Fort, fort möchte ich, mein Kind zu schützen, aber eine unwiderstehliche Gewalt, schwer wie Blei, hält mich an diesem Boden zurück; dieses Bäumlein muß ich unaufhörlich mit meinen Thränen begießen und vor dem Absterben wahren; nur nach langen Zwischenräumen wird seine Krone etwas grüner, dann wird mein Herz um ein Kleines leichter und der Strom meiner Thränen hält inne, aber bald werden die Blätter abermals welk und dürre, dann frißt der alte, unsägliche Gram auf's Neue tief an meinem Herzen und meine Augen brennen wieder wie von Salz. O mein armes Kind, mein armes, armes Kind!""

„Nun aber hatte eine geheime Stimme dem Knäblein schon gesagt, daß dieß sein Vater seie; es beugte sich zu ihm nieder, küßte und umarmte ihn und erzählte ihm alles, was es von seiner Geburt, seinen Eltern und seiner Sendung in die Hölle wußte.

„Nachdem es ihm alles gesagt hatte, wies es ihm das glänzende Kreuz auf der Brust; im nämlichen Augenblicke ward der Himmel, die ganze Gegend so helle, wie am allerschönsten Frühlingstage, obgleich man keine Sonne sah; und das Bäumlein zierte mit einem Male eine prächtige, grüne Laubkrone.

. . . . . „Als sie aber das Gebirge überschritten hatten, erlosch nach und nach der himmlische Schein des Wunderkreuzes; auch der erlöste Vater war plötzlich verschwunden. Gott hatte seine Seele gnädig angenommen." Gust. Mühl.

Das Zeichen des Kreuzes, welches ja ohnehin schon das Symbol der Erlösung ist, macht die Anfechtungen der Hölle unwirksam; ebenso kann ein schon dem Bösen verschriebenes Kind gerettet werden, wenn man es unmittelbar nach seiner Geburt tauft. Vergl. die Sage vom *Ex voto* in der Kirche zu Alt-Thann, S. 42.

284.

Die weiße Dame vom Pauliner Schlößchen.

Mündlich.

Durch die Reben, unterhalb des Pauliner Schlößchens, wandelt oft zur Nachtzeit, — aber auch schon am hellen Tage ist sie gesehen worden — eine weiße Dame; sie ist von einem langen Schleier umwallt und trägt einen schweren Schlüsselbund im Gürtel. Sie weint und ist traurig anzusehen, kömmt auch nur selten zum Vorscheine, wenn es ein schlechtes Weinjahr geben soll; wird aber der Herbst gedeihen, so ist sie freudig, grüßt die Leute und rasselt mit dem Schlüsselbunde durch die Rebgelände hin.

Ueber weiße Frauen vergleiche S. 11, 21, 28, 36, 192, 248 und 342.

Weinverkündende Geister besprechen S. 14, 226, 263, 328 und 329.

285.

Der schwarze Hund und die unterirdischen Schätze im Pauliner Schlößchen.

Mündlich.

Hinter dem Pauliner Schlößchen, gegen den Berg zu, bei einem Brunnen, ist ein Gang, der stets verschlossen bleibt. Am Charfreitag, zur Mittagsstunde, liegt ein Hund beim Brunnen, der hat den Schlüssel zum Gang im Munde. Wer unerschrocken genug ist und denselben, ohne ein Wort zu reden, nimmt, dem öffnet sich die geschlossene Pforte und führt ihn in den weit und tief in den Berg sich verlaufenden Gang. Der Bevorzugte gelangt endlich in ein geräumiges Gemach mit vielen Waffen umher; in der Mitte aber steht eine Kiste, auf deren Deckel ein großer, schwarzer Hund liegt. Ist der beherzte Unterneh-

mer reines Sinnes und Wandels, so kann er den Hund leicht herabjagen, die Kiste öffnen und von den Schätzen, die sie bewahrt, so viel herausnehmen, als er will.

Ein Winzer, der dem Berichterstatter diese Sage mitgetheilt, versicherte, daß dieß seiner Großmutter, da sie noch ein Mädchen von zwölf Jahren, gelungen sei. Sie hatte an einem Charfreitage, an welchem bekanntlich die Katholiken sich unangenehmen und schweren Arbeiten gerne unterziehen, ihrem Vater das Essen in die Reben zu bringen, war aber vorher am Brunnen vorbeigekommen, hatte die Bedingnisse, von welchen berichtet, alle erfüllt und kam nun, ihren Schurz mit eitel Goldstücken gefüllt, zum arbeitenden Vater. Dieser kehrte alsogleich mit ihr an die Stelle zurück, um der Schätze noch mehr zu gewinnen; allein der Hund saß nicht mehr am Brunnen und auch den Eingang zum unterirdischen Gewölbe konnte er nicht mehr auffinden.

Schätze in unterirdischen Höhlen, in Steinbrüchen, welche von schwarzen Hunden bewacht werden und die man unbeschrieen heben kann, wenn man rein ist an Leib und Seele, kommen oft in der Volkssage vor. Magister Quirsfeld erzählt in seinem selten gewordenen Buche, Historisches Rosengebüsch (Pyrna 1684, S. 318 u. ff.), das ich besitze und noch nirgends angeführt fand, „die Geschichte eines reinen Jünglings, Namens Leonhard, der mit einer geweihten Wachskerze in eine Höhle bei Basel-Augst gedrungen, durch dieselbe in etliche gar schöne und lustige grünende Gärten gekommen, in deren Mitte ein herrlich und wohlgebautes Schloß gestanden, darinnen wäre eine gar schöne Jungfrau, mit menschlichem Leibe bis auf die Scham, die trüge auf ihrem Haupte eine Krone von Gold, ihre Haare aber hätte sie zu Felde geschlagen, unten aber, von der Scham an, wäre sie eine gräuliche Schlange; von derselbigen Jungfrauen wurde er bei der Hand zu einem eisern Kasten geführt. Auf dem Kasten aber ligen zweene schwartze bellende Hunde, also, daß für denselbigen niemand zum Kasten gehen dürffte. Die Jungfrau aber hätte ihm dieselbigen gestillet und in Zaum gehalten, daß er ohne alle Hinderung hinzu gehen dörffen. Darnach hätte sie ein Bund Schlüssel, welches sie

an ihrem Halse truge, abgenommen, und den Kasten aufgeschlossen, und allerley güldene, silberne und andere Müntze daraus genommen. Davon ihm denn die Jungfrau nicht wenig aus sonderlicher Mildigkeit geschenkt, welche er auch mit sich aus der Höle gebracht, wie er denn auch dieselbige gezeiget und sehen lassen. Er zeigete auch an, es hätte die Jungfrau pflegen zu sagen: Sie wäre aus Königlichem Stamm und Geschlecht geboren, und aber also verwünscht und verflucht, daß sie in ein solch Monstrum und Ungeheuer wäre verwandelt worden. Sie hätte auch keine andere Hoffnung, daß sie könnte oder möchte erlöset werden, als wenn sie von einem Jünglinge, der seiner Keuschheit und Jungfrauschafft rein und unverletzt wäre, dreymal geküsset würde. Alsdenn würde sie ihre vorige Form und Gestalt wieder überkommen. Dargegen wolte sie ihrem Erlöser denselbigen gantzen Schatz, so an dem Orte verborgen gehalten würde, geben und überantworten. Er sagte auch, er hätte die Jungfrau allbereit zweymal geküst, da sie sich dann alle beyde mal, für grosser Freude der verhofften Erlösung, mit so greulichen Geberden erzeigt, daß er sich gefürcht, und nicht anders gemeynt, sie würde ihn lebendig zerreissen. Es hat sich aber mitler Zeit begeben, daß ihn etliche in ein Freyhaus mit sich genommen haben, da er sich dann mit einem unzüchtigen Weibe in fleischliche Vermischung eingelassen. Demnach er sich dann nun mit solchem Laster befleckt, so hätte er nunmehr von dem an, niemals den Eingang solcher Hölen finden, viel weniger darein wiederum kommen können. Welches er denn zum öfftern mit weinen beklagt." Quirsfeld hat diese Sage aus Joh. Stumpfius, Chronicon Helvetiæ gezogen, welches sie in's Jahr 1520 setzt. Auch K. Simrock hat sie in seine Rheinsagen aufgenommen.

286.

In Goldstücke verwandelte Porzellanscherben.

Mündlich.

Die Frau eines Rebmanns von Schweigen „graste" (schnitt Gras ab) eines Tages in den Reben, unweit des Pauliner

Schlosses; da sah sie plötzlich am Fuße des Thurmes einige Porzellanscherben, die sehr schön bemalt waren und einen goldenen Rand hatten. Sie steckte einige derselben zu sich und gab sie bei ihrer Rückkehr ihrem vierjährigen Knäblein, dem Konrädel. Das Kind warf dieselben zu Boden, so daß sie hell erklangen, und es freudig ausrief: „Mutter, wo hast du die schönen gelben Batzle her?“ Die Frau nahm sie nun wieder in die Hand und siehe, es waren lauter blanke, funkelnde Goldstücke. Eilig theilte sie ihrem Manne den reichen Fund mit und gieng mit ihm abermals zum Schlößchen, in der Meinung, die andern Porzellanstückchen ebenfalls zu holen; allein sie lagen nicht mehr an der Stelle und sie konnten sie auch nicht finden, so sehr sie darnach suchten.

Scherben, dürre Blätter, Strohhalmen, Kohlen von Geistern den Menschen gegeben, oder gefunden und unbeschrieen mitgenommen, verwandeln sich, nach dem Volksaberglauben, oftmals in Gold. Sie müssen aber sogleich angenommen oder aufgehoben werden; später lassen sie sich nicht mehr auffinden. — Es ist hier noch der schöne Zug zu bemerken, daß die Porzellanscherben erst, nachdem sie in die reine Kindeshand kommen, zu Gold werden. Als Widerspiel verwandelt sich das vom Teufel seinen Hexen gegebene Gold in Scherben, Blätter, Pferdehufe u. s. w. Auch hier ist die ethische Bedeutung hervorzuheben, wobei das Volk den Bösen, trotz seiner Macht, immer wieder als Betrüger erkennt und schildert.

287.

Die Wäsche im Pauliner Schlößchen.

Mündlich.

Als ich, sagt der Berichterstatter, im Jahr 1835 mit meinem Vater an einem Maisonnabend durch den Kastanienwald und am Pauliner Schlössel vorbeigieng, um nach Schweigen zu wandeln, begegnete uns am Eingange der Burgtrümmer ein Mann aus dem Bruche, ein Weber seines Handwerks. „Wo kommst du

her, Scharl (Karl)?“ fragte ihn mein Vater. — „Guten Abend bei 'nand,“ sagte der Angeredete, „ich war da oben auf dem Schlosse, um zu sehen, ob wieder Wäsche drin hängt zum Trocknen.“ — „Hast du denn deine Wäsche da oben?“ — „Nein, aber ich hab' doch einmal vor etlichen vierzig Jahren Wäsche drin hängen sehen und dachte heute gerade daran, ob ich nicht auch so glücklich wäre, wie damals einer meiner Kameraden.“

Unterdessen giengen wir weiter, fuhr der Erzähler fort; der Weber mit uns. Ich war natürlich gespannt und begierig zu erfahren, welche Bewandtniß es mit jener Wäsche habe und fragte deßhalb den guten Mann darnach. Der ließ sich nicht lange bitten und begann:

„Als wir noch Buben waren, da machten wir's eben, wie's alle Buben machen; anstatt Sonntags in die Vesper zu gehen, giengen wir miteinander hinaus, Vogelnester zu suchen. So zogen wir auch einmal an einem Sonntag, Nachmittags, unsrer vier, in den Kästenwald, unten an der Hölle heraus und auf's Pa'l (Pauliner Schloß), grade durch die Wingert.

„Als wir zum Thore hineintraten, waren wir nicht wenig erstaunt, hier, am Sonntage, an ausgespannten Seilen viele Wäsche zum Trocknen aufgehängt zu sehen.

„Wie kommt die Wäsch' daher?“ rief ich aus. — „Ei! die Schweigemer werden sie da aufgehängt und gestern herabzunehmen vergessen haben,“ entgegnete Einer. Wir ließen nun die Wäsche Wäsche sein und giengen auf's Vogelnestersuchen, und waren auch so glücklich, mehrere zu finden. Von da giengen wir nach Schweigen. Nun war der Butimunzi Kannes, wie wir ihn nannten, bei uns; wo der nicht gestohlen, da war er auch nicht. Als wir aber auf den Platz hier kamen, da mitten auf den Kreuzweg, bleibt der Kannes stehen und sagt: „O wie drückt's mich auf dem Buckel, lug einmal, Sepp, was ich hab'!“ — Da reicht ihm der Sepp unter dem Wamms hinauf und bringt einen schönen silbernen Teller heraus. — „Wo hast du den Teller her, Kannes?“ riefen wir Alle verwundert aus. — „Still nur!“ bedeutete dieser, „und kommt wieder mit in's Pa'l.“ Er lief voran; wir hintendrein. Als wir aber ankamen, war die Wäsche verschwunden. Da gestand uns denn der Kannes, daß er vorhin eine Serviette vom Seil gezogen und unter das Wamms gesteckt

habe, und die hatte sich nun in den silbernen Teller verwandelt. Den Teller hat er nachher verkauft und, glaub' ich, vierzig Franken dafür bekommen."

„Das sind Schnaken!" rief ich, setzte der Erzähler hinzu. „Nein," betheuerte der Mann, „das ist so wahr, als ich dasteh', und seitdem war ich schon mehrmals da und bin jetzt wieder deßwegen heraufgegangen; denn so einen silbernen Teller könnte ich in diesen bösen Zeiten gerade brauchen."

Straßburg.

288.

Die Sage von Trebeta und den Triboten.

S. Schilter. — Königshoven's Chronik, Nr. 264 — 266. — *Schæpflin,* Alsace illustrée, trad. par Ravenèz, S. 209 u. ff.

Sowie die Wiege großer Herrscher des Alterthums, mächtig gebietender Völkerschaften, von dem wunderhaften Schleier des Mythus verhüllt ist, und wir an derselben bald die Götter selbst, bald göttliche Thiere als deren Urheber oder erste Ernährer sitzen sehen; so führen auch berühmte Städte ihre Uranfänge gerne über das Gebiet der Geschichte hinaus, auf den zauberhaften, für das kindliche Gemüth und die wundersüchtige Phantasie des Volkes so wohnlichen, heimlichen Boden der Sage. Es ist demnach nichts Außerordentliches, wenn die, Geschichte und Sage verschwisternden Chronikschreiber des Mittelalters, den Ursprung der altehrwürdigen Münsterstadt Straßburg, deren Gesandte einst mit Fürsten zu Tisch und zu Gericht saßen, deren Panier bei den sogenannten Römerzügen unmittelbar auf die kaiserliche Reichsfahne folgte, weit über die celtische Epoche hinaus, fast „in Abrahams gezîten" setzen.

Damals, erzählt unser Königshoven, herrschte in Asien der berühmte König Ninus, Belus Sohn und Erbauer Ninive's; dem hatte sein erst Gemahel, eine chaldäische Fürstin, einen überaus schönen stolzen Knaben Namens Trebeta geboren. Später heirathete Ninus ein männlich streitbar Weib, Semiramis; die bauete die Stadt Babylon und bezwang nach seinem Tode noch manches Land, das Ninus nicht zu bezwingen vermochte.

Semiramis fand Wohlgefallen an dem schönen, stolzen Trebeta und wollte seine Liebe gewinnen; ja sie begehrte ihn sogar zur Ehe. Trebeta aber war fromm und gerecht, und da es ihm unziemlich und wider die Natur schien, seines Vaters Weib zu ehelichen, ließ er ein großes Schiff bauen, setzte sich darein mit vielen Dienern, Speisen und Waffen und fuhr weit über's Meer. Da kam er an die Mündung eines großen Stromes, nämlich des Rheines; fuhr denselben hinauf bis zum Gebiete der Mosel und bauete in einer gar schönen und lustigen Gegend die Stadt Triere, Treviri, also nach seinem Namen, Trebeta, geheißen.

Nun war aber Semiramis, trotz ihrer großen Macht und Herrlichkeit, seit der Flucht ihres Stiefsohnes von tiefem Leid erfüllt und verlangte heftiger nach ihm als je, und konnte es nicht mehr länger tragen; machte sich daher auf mit großem Volke und zog, nachdem sie erforschet und befunden, wo Trebeta sei, nach dem Rheinstrom.

Trebeta hatte ihre Ankunft vernommen, „zogete jr entgegen mit grosser herschaft. und mit phifen. bosunen. und allerhande seidenspil. und enphieng sü gar herlichen." Allein als er sie in die Burg und in seine königliche Kammer geführt hatte, da nahm er das Schwert und erstach sie. Er behielt ihre Hauptleute und das Volk, das mit ihr gezogen war, bei sich und that ihnen „gütlichen das sü in gerne hetten zu eime herren."

„Vnd also sü zusamene worent komen von verren land und von maniger hande sprochen do gebot er vnder dem volke. das sü alleine soltent Tütsche sproche üben und halten und kein ander sproche wan er sü allerliebeste hette. Do noch kam ouch zu ime vil ander volkes von über mer her die do hortent sagen von sinre wisheit und frumekeit und von der genüchtekeit [1]) des landes. und mertent sich von tage ze tage mit kinden und mit zukomende volke. das jr also vil wart das sü zu Triere nüt landes genug hettent von ackern und matten. Do buwetent und erbeitent sü die lant dovmbe je fürbasser. und machtent von tage ze tage jr fürbasser stette und dörfere in disen landen.

„Vnd sunderliche by dem Rine machtent sü nohenander dise fünfe nochgeschrieben nennehaftige stette. Kölle. Menze. Wur-

---

[1]) Genüge, Fruchtbarkeit.

messe [1]). Strosburg und Basel und vil dörfere doby. Doch worent dise fünf stette dozemole nüt also gros und wit und also wol gebuwen als ignote [2]). wan [3]) die stette bessernt sich von tage ze tage. Aber wie lange noch Triere oder zu welre zit dise stat Strosburg und die andern vorgenanten stette wurdent angevangen und gebuwen das vinde ich nüt geschrieben. Doch sint sü vil hundert jor vor Gotz geburte gewesen. Sus [4]) ist Triere die erste und die elteste stat zu Tütschen landen und von dem hertzogen Trebeta gebuwen. also vorgeseit ist. und vormals was kein mensch in diesen landen. und dis lant Elsas und ander lant by Rine sint sither von den von Triere zum ersten geerbeitet. gebuwen und besessen. Ouch sprechent etliche das die stat Zabern in Strosburger bistum wurde von dem vorgenanten hertzogen Trebeta zehant noch Triere gebuwen und darumb sü [5]) Zabern die elteste stat in disem bistum. doch gloube ich das sü von dem keiser wurde gebuwen. disem lande zu helfe und das Strosburg elter sy."

Diese Sage haben nicht nur die Chroniken des Mittelalters, wie diejenige von Königshoven, die Chronique de St. Denys, die (gereimte) Weltchronik von Rudolf von Ems, um 1250; sondern auch noch spätere Schriftsteller, wie Aeneas Sylvius, Trithem, Münster u. A., aufgenommen. Sie wurde zuerst von dem umsichtigen, gelehrten Beatus Rhenanus (Bild, von Rheinau) bestritten, dessen unumstößlicher Kritik jedoch ungeachtet sie die so oft unzuverlässigen Daniel Specklin, Oseas Schadäus und Bernhard Herzog wieder hervorbrachten.

Die ersten Bewohner jener Rheingegenden benennt Königshoven immer mit dem gemeinschaftlichen Namen „die von Triere," später machte man daraus die Triboten und sogar die Triboker oder Tribocher. (Ueber die drei Buchen s. die Münstersagen.)

Bei dieser Gelegenheit sei auch daran erinnert, daß Königshoven und Andere das Volk der Franken von den Trojern ableiten: „Die Franken sint also edel also die Römere. wan die

---

[1]) Köln, Mainz, Worms. — [2]) jetzt. — [3]) denn. — [4]) sonst. — [5]) sei.

Franken hant iren namen und vrsprung von den edeln Troyern die mit den Tütschen wurdent vermüschet und von eime keisere wurdent Franken genant." S. Chron. S. 231; vergl. S. 268; 466; — ebenso: L. Bechstein, Der Sagenschatz des Frankenlandes, I, S. 21. Vergl. auch die Bemerkungen zur Sage S. 227.

289.

Straßburgs Namen.

S. *Schœpflin*, Alsace illustrée, trad. par Ravenèz, I, S. 129 u. ff. — Strobel, Geschichte des Elsasses, I, S. 79. — *Herrmann*, Notices historiques etc. sur la ville de Strasbourg, 1817, I, S. 2 u. ff.

Die Erklärungen, welche die Chronikschreiber und die ältern Geschichtschreiber von den Namen gegeben haben, die Straßburg nach und nach getragen, sind ebenso abenteuerlich, wie diejenigen seines Ursprungs.

Der erste Schriftsteller, der ihrer Meldung thut, ist Ptolemäus (histor. Lib. III, 3); er nennt sie Ἀργέντορα; Ammian sagt Argentoratus, ein celtischer latinisirter Name, der wahrscheinlich eine Stadt am Durchgang oder Uebergang (d. h. eines Flusses) bezeichnet, die ältesten deutschen Namen sind Strazzeburg, Strateburg oder Stratiburg, über welchen letztern Strobel (a. a. O.) folgende Notiz gibt: „Merkwürdig ist die älteste Ableitung dieses Wortes, die sich in einem alten Manuscript auf Pergament in der Bibliothek der Königin Christina in Rom befindet. Dieser zufolge ist Strati ein fränkisches Wort und bedeutet Silber, so daß Stratiburg eine Uebersetzung des falsch verstandenen Wortes Argentoratus, Silberstadt hieße." Andere leiten Argentorat von dem Bache Argo, Aergers, Ergers ab, der sich oberhalb Straßburg in die Ill ergießt; Cluver macht daraus eine deutsche Benennung und behauptet, es heiße An der Argen Straten.

Der ungenannte Verfasser (ich halte ihn für Julius Leichtlin) der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse am Rhein, unter den Römern (Freib. im B. o. J.), S. 60 sagt: „Stras ist aus Torat, Durchgang, Uebergang entstanden; Argen fiel

weg, wie **Arial** bei **Arialbinum** (Binningen, bei Basel) und **Argento** bei **Argentovaria** (Horburg). Diese von unsern elsässischen Schriftstellern übersehene Erklärungsweise scheint mir höchst annehmbar.

Als Curiositäten mögen nun folgende drei gereimte Stücke dienen, welche sämmtlich als Straßburgs Namenssagen gelten können.

1. Aus der Weltchronik von Rudolf von Ems, um's Jahr 1250.

Darnah bi dem rine [1]) hin.
So lit [2]) als ich bewiset [3]) bin.
Ein schoinv wnneclichv stat [4]).
Strasburc si den namen hat.
Si ist gezeirit schone.
Si ist dez landis krone,
Bi der stat vil nahe bi.
Vbir [5]) cleinir raste dri [6]).
Ligent silberberge rich [7]).
Groz. hoih [8]). vñ wnneclih.
Dz silber dz da wirt gigrabin.
So ez wirt gibrant. so wirts irhabin.
Vñ wirt gifoirit [9]) in die stat.
Zi Strasburc davon sie vil sat.
Ist von silber vñ her [10]).
Davon nah der boiche [11]) lere.
Strasburc in lingua latina.
heizit argentina.
In túschi [12]) ein silberstat ginant.
Durc dz. wan ellv [13]) dúschen lant.

---

[1]) Rhein. — [2]) liegt. — [3]) berichtet. — [4]) Eine schöne, wonnigliche Stadt. — [5]) über. — [6]) raste, eine Strecke Wegs, nach dessen Zurücklegung der Soldat Rast hält; étape. — [7]) Es sind hier die Silbergruben von Mariakirch gemeint. — [8]) hoch. — [9]) geführt. — [10]) Nach Schilter wäre der Name Argentina in Argentorariorum actus, Fabrik der Silberarbeiter, aufzulösen; er stimmt also mit dem Verfasser der Weltchronik darin überein. — [11]) Bücher. — [12]) In deutscher Sprache. — [13]) weil alle.

Beidv. hie da. vn dort.
Den vil keisirlichen hort [1]).
Antwrtent dar. vñ sie wr baz.
Zi rome. da der Keisir saz.

---

2. Aus J. Fischarts Gedicht auf Straßburg, welches der Descriptio Particulæ Territorii Argentoratensis beigegeben ist.

Der jenig, so beweisen that,
Das Straßburg etwann gheissen hat,
Trautburg, vnd solchs sehr fein abnam,
Aus Archentraut, dem alten Nam.
Der traff es recht, weil alts und new,
Hierin zusamen stimmen frey.
Seit einmal sie vor Christi geburt,
Tribarch vnd Treuborg genennet wurd.
Welchs beides eben so vil laut,
Als Trautenburg vnd Burgentraut
Darnach als die Allmannen kamen,
Setzten sie, wie ir brauch, zum Namen.
Ein S, darauß dann Straßburg worden,
Welchs sie bedaucht stärcker von worten.
Dieweil es gleichsam Streitbar weißt,
Daß man sich wider die Römer sträußt,
Vnd für die Traute Freyheit streit,
Vnd kein frembds Römisch joch nicht leid.

Fischart macht hier Wortspiele mit den Namen, zu Ehren der ihm so werthen Stadt; sowie er dies bekanntlich oft und gerne thut, z. B. in seinem Glückhaften Schiff, wo er die Raurachen „Trautracher und Treuwackre" nennt;

---

[1]) Unklar; Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache, I, S. 449, vermuthet, es soll heißen: die deutschen Völker geben den Hort, Schatz, nach Straßburg, weil er daselbst besser aufgehoben sei als zu Rom. Ein alter Volksspruch nennt Cöln das eiserne, Straßburg das silberne, Mainz das goldene. — Obige Stelle ist noch von keinem elsässischen Schriftsteller angeführt worden.

den Breisgau „Preisgau, vom Preisen“ u. s. w. — Auch in einem kleinern Gedichte: „Erlustigung ob der Geheimniß der zusamen einigung der Gotthartischen dreyströmigen Arl, vnd ihrer drey Töchter (nämlich der Aar, der Limmat und des Rheins),“ V. 145 — 150, spielt er mit den Namen Trautburg und Archentraut.

---

3. Aus Kleinlawel's Gereimter Straßburgischer Chronik, 1625. S. 2 u. 3.

Gleichfalls stimmen auch nicht zusamen,
Die Scribenten mit der Statt namen,
Theils nennen sie Treybocher Statt,
Wie Julius Cæsar g'than hat,
Auch soll sie von Trebeta sein,
Trebisburg genant worden sein.
Darneben ist an andern orten
Sie auch Tyrasburg genant wordn:
Sonst kompt jhr nam Argentina
Daher, weil die Römer allda,
All Zinß, vnd Renthen namen ein,
Die jhn fielen am gantzen Rhein,
Vnd das man allda thet belohnen,
Die am Rhein ligend Garnisonen,
Der nam Straßburg soll jhr allein,
Von Tyrasburg entsprungen sein,
(Wie etlich davon g'schriben hab'n)
In dem die alten den Buchstabn
Ypsilon, von dem Wort gethan,
Und ein S fornen g'setzt daran,
Sey jhr der nam Straßburg geplibn:
Dar gegen haben andre g'schribn,
Als Attila der groß Tyran,
Diese Statt auch mit Sturm gewan,
Ließ er ein Creutz straß dardurch brennen,
Vnd befahl sie Straßburg zu nennen.

290.

Straßburgs Stadtwappen.

S. *Herrmann*, Notices historiques etc. sur la ville de Strasbourg, II, S. 64.

Straßburgs Wappen ist ein von zwei goldnen Löwen gehaltenes Silberschild, über welchem ein offener Helm und über diesem eine goldene Krone sitzt, zu deren beiden Seiten Schwanenflügel stehen; schief über das Schild läuft eine rothe Straße.

Nach den ältern Chronikschreibern und der mündlichen Sage deutet das Silberschild auf den Namen Argentina, Silberstadt, und die rothe Straße entweder auf die von Attila durch die Stadt gemachte Blutstraße (s. Kleinlawels Reime, S. 367), oder, nach Andern, auf das von den Bürgern für die Religion und das Reich vergossene Blut.

Grandidier, hist. de l'Eglise de Strasbourg, II, S. 108, berichtigt diese Ansichten dahin: »Strasbourg doit ses armoiries à ses évêques. Ceux-ci s'étant engagés dans les croisades, sur la fin du douzième siècle, portèrent sur leur bannière des armoiries qui pussent les faire distinguer des autres prélats.« Dies ist nun in so ferne zu ergänzen, daß das Wappen der Bischöfe ein rothes Feld mit einer Silberstraße bot, welche die Stadt sodann in umgekehrter Ordnung angenommen hätte.

291.

Eine alte Weissagung von Straßburg.

Mitgetheilt von Ludwig Schneggans.

Uralten Prophezeiungen zufolge, deren Nachklänge bis auf uns gekommen, soll einmal bei Straßburg eine furchtbare, blutige Schlacht geschlagen werden.

Bestimmter lautet eine andere Sage, daß es der König von Frankreich sei, der einst bei Straßburg in einer äußerst blutigen Schlacht besiegt werden wird.

Dieser alten Weissagung geschieht namentlich Meldung in Dr. Martin Luther's Tischreden, wo die Erinnerung an dieselbe dem Magister Melanchthon in den Mund gelegt wird.

Künast, in seinem handschriftlichen Werke Argentoratum sacro-profanum, S. 479, erwähnt derselben, sowie auch der Stelle in den Tischreden, folgendermaßen:

„Sonsten befindet sich in den Tischreden Dr. Martini Lutheri, edit. Islebiana de Anno 1566, Cap. LXXVII. fol. 602a. tit. Von Landen und Stätten, Art. Von einem geizigen tyrannischen Edelmann, eine Prophezeihung von der Statt Straßburg, wenn daselbsten also stehet: Dieß und dergleichen sind vorbereiter und vordraber zum Schlachtbanck, entweder durch den Türcken oder den Kaiser. Da sprach M. Phil. M. (Melanchthon): Es ist ein sehr alte Prophecey, daß der König von Fr. (Frankreich) für Straßburg soll geschlagen werden, und ist der Wahrheit ähnlich, dann diese Statt ligt an der Gräntz und im ersten Anlauff, ist eine Vestung, dieselbige wird der Kayser und Franzoß zum ersten angreiffen andern zum exempel."

Bekanntlich ist auch die Kaiser Karl dem Fünften zugeschriebene Rede Straßburgs halber. Wenn, so soll der politisch weit aussehende Monarch sich einst geäußert haben, wenn er zu gleicher Zeit die Nachricht erhielte, der Türke belagere Wien und der Franzose überziehe Straßburg, so würde er für den Augenblick Wien seinem Schicksale überlassen und Straßburg schleunigst Hülfe bringen. Und wahrlich, Karl V. urtheilte nicht unrichtig: die Geschichte hat seine Ahnung bewiesen.

Es ist bemerkenswerth, daß jene alte Weissagung, die große Völkerschlacht betreffend, die einst bei Straßburg geschlagen werden soll, sich noch hie und da im Lande erhalten hat. Noch lebt sie namentlich bei dem Volke in der Pfalz, und sonderbarer Weise ist Melanchthon, welcher derselben in seinen Unterredungen mit Luther gedenkt und aus einem Kron-Weissenburger Geschlechte stammt, in der Gegend geboren (Bretten), wo noch jetzt diese Sage geht [1]).

---

[1]) Auch in Buchsweiler ist sie bekannt, wie mir's zur Zeit der ehrwürdige Vater Pfersdorff versicherte; er selbst sagte mir mehrmals: Am Rheine, zu Straßburg, würde einst das Schicksal Europa's für lange Zeit hin entschieden werden. Der Herausgeber.

Erst vor Kurzem noch hat meinem Freunde Gustav Mühl ein Pfälzer Bauer zu Landau eben diese Prophezeiung mündlich mitgetheilt. Er setzte hinzu, daß nach der vom Vater auf den Sohn in seiner Heimat sich forterbenden Sage bei der furchtbaren mörderischen Feldschlacht solche Ströme Blutes fließen, daß die Rosse bis an die Kniee in demselben stehen werden. Diese Prophezeiung, behauptete der Bauer, habe er in seiner Jugend oft gehört, sie habe in einem alten großen Buche gestanden, das leider verloren gegangen sei.

Gelegentlich jenes Buches und der darin enthaltenen Weissagung dürfte wohl folgender Anhang Künast's [1]) hier eine geeignete Stelle finden:

„In einem Buche," fügt er hinzu, nachdem er den Text aus Luther's Tischreden mitgetheilt, „in einem Buche, welches in der abgebrochenen Carthauß ohnweit Straßburg gefunden, und vor 200 jahren geschrieben, so nachgehends verschleudert und anderstwohin transportirt, in Anno 1703, 3ten Martij aber zu Ingweiler, Gräfflich Hanauisch-Liechtenbergischer Herrschafft, unter alten Brieffen und andern Scripturen wider angetroffen worden, und zum Vorschein gekommen, stehet noch folgende sowohl die Statt Straßburg, als andere Stätte, und das Land Elsaß, angehende Weißsagung, mit diesen Worten abgefaßet:

Eigennutz, heimlich Neyd, kindischer Rath,
Rom und Troja verstöret hat.
Wann 's Colmar, Landau und Weißenburg übel geht,
So seh zu Hagenau, wie es um dich steht,
O! Rath zu Straßburg siehe zu,
Und hüt' dich, mach dein Thür wohl zu;
O! Römisch Reich, sieh wohl für dich,
Damit der Bund nicht von dir wich,
Dann
Deß Königs von Frankreich Mantel
Deß Pfaltzgraffen Hosen,
Deß Churfürsten von Cöllen Rock

---

[1]) Beschreibung der Stadt Straßburg. Manuscript, 4°, Straßb. Stadtbibl.

Und deß Bayerfürsten Bruch [1])
Sind all' gemacht von einem Tuch."

Wie schön klingt hierauf, was der redliche Wimpheling in seiner Germania cis Rhenum, überfließend von Liebe, zur Ehre und zum Ruhme Straßburgs, preisend und erhebend, aber auch warnend und ernst mahnend singt:

Argentina tuas ut serües inclyta vires,
Religio, virtus, ars, bona scripta, fides etc. etc.

Erwähnen wir nun noch schließlich folgender Angabe, welche Künast in seinem handschriftlichen Buche, S. 302, nach der Beschreibung der Dreizehner Stub auf der ehemaligen Pfalz, als eine Anzeige der baldigen Uebergabe Straßburgs an Frankreich, eingetragen hat:

Omen vor *occupirter* Statt.

„Sonsten solle 3 Tag vorher ehe die Statt Straßburg sich dem König in Frankreich submittirt, der Ofen in dieser XIIIer Stub, an 3 orten versprungen sein."

292.

St. Amandus, Bischof von Straßburg.

Vergl. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 489, 491, 1141, 1158, 1160 u. ff. — *Grandidier,* Dissertation sur l'existence de St. Amand, premier évêque de Strasbourg, u. s. w., wieder abgedruckt in *Schœpflin,* Alsace illustrée, II, S. 293 u. ff. — Hunkler, die Heiligen des Elsasses, S. 250—261.

An der Spitze der Bischöfe Straßburgs steht ein h. Amandus, dessen Lebensgeschichte jedoch völlig unbekannt ist; gewiß nur ist, daß er in den Jahren 346 und 347 den Bischofssitz von Straßburg einnahm. (H.)

Mit diesem Amandus aus dem 4. Jahrhunderte wurde von den spätern Geschichtschreibern, namentlich auch von Königs-

---

[1]) Femoralia, Hosen; belg. *broecke;* pars corporis humani bifida, ubi pudenda . . ., vestis illam tegens. S. *Scherz,* Glossar. fol. 189.

hoven, ein anderer, im 7. Jahrhunderte lebender Amandus verwechselt, welches Lebensumstände und Wunderthaten bekannter waren, nun aber auf den ersten Amandus übergetragen wurden, dessen Reliquien die Kirche zum Alten-St. Peter in Straßburg aufbewahrt.

Dies berichtet auch Schilter in seinem Anhange zu Königshoven, S. 1160 u. ff., indem er in den bereits gerügten und von Grandidier mit bestimmten Gründen widerlegten Irrthum verfällt. Er sagt:

„Ferner ist in dem Chor zum Alten St. Peter dem Amando zu Ehren, sein Leben kurtz beschrieben und abgebildet worden, wie die beigefügten Außlegungen mit mehrerm melden:

Amandus edel gelert, jung Gott erkant,
Verlies sin Eltern gut und Vaterlant.
Gebot dem Schlangen gros das er bald wich.
Sucht Rom. Petrus erscheyn jm sichtechlich.
Darnach ging er in Dagobertus lant,
Do ward er erster bischof zu Strasbourg (sic) genant.
Deuft (tauft) Sigebertum jung, der Amen sprach.
Vil Wunder gros tet er in Gottes gewalt.
Vnd starb do man viC und xl zalt."

Nach Harigerus wäre dieser Amandus im Jahr 571 in Aquitanien geboren und sein Vater Serenus, seine Mutter Amantia gewesen; nicht allein in der Welt von hohem Stande, sondern auch gar christliche Leute. — Die Schlange, von welcher die Reime sprechen, ist ihm auf der Insel Ogia begegnet; er hat sie durch sein Gebet und das Zeichen des Kreuzes bezwungen. — Petrus erschien ihm in einer Wolke und befahl ihm, nach Frankreich zu ziehen und daselbst das Evangelium zu predigen, was er auch that, die Götzenbilder zerbrach und daselbst viele Wunder vollbrachte.

293.

St. Arbogast, Bischof von Straßburg.

Gest. 678.

Nach Schilter-Königshoven, Chronik, S. 233 u. ff.; 272; 1141. — Vergl. Hunkler, Gesch. der Heiligen des Elsaß., S. 126 u. ff.

Sankt Arbogast, aus Aquitanien, welcher der sechste Bischof von Straßburg war, kam in große Huld und Vertrautheit mit König Dagobert (II.), der nichts begehrte als Arbogast's Reden und weisen Rath.

Einmal geschah es, daß des Königs Jäger und Sigbert, des Königs Sohn, jagten in den Büschen und Waldungen an der Ill, da, wo jetzt Ebersheimmünster steht. Sie trafen auf einen großen Eber, dem jagten sie nach mit ihren Hunden, Einer hin, der Andere her.

Da kam's nun, daß Sigbert, der Knabe, ganz allein ritt und ungewarnt auf den Eber stieß. Das Roß scheute, daß der Knabe herabfiel und im Stegreif hangen blieb; und das Pferd trat ihn, daß er für todt da lag. Also fanden ihn nun des Königs Diener, huben ihn auf, mit großem Leide und großer Betrübniß, führten ihn heim und er starb am andern Tage.

Wie groß Jammer und Leid der König und die Königin hatten, davon wäre viel zu sagen.

Da wurde aber Dagoberten gerathen zu Sankt Arbogast zu schicken.

Der kam auch alsobald, und nach viel Rede und Klage kniete er vor der Leiche und rief Unsre Frauen an: seit sie das Leben aller Welte geboren hätte, so sei sie ja so allgewaltig und könne auch dem Knaben sein Leben wieder erwerben. Da ward der Knabe wieder lebend und stand auf in seinen Todtenkleidern; die zog man ihm aus und legte ihm königliche Kleider an. Da fielen König und Königin und alles ihr Gefolge dem heiligen Arbogast zu Füßen und dankten ihm seiner Gnaden.

Und da er weder Gold noch Silber annehmen wollte, gab der König, auf seinen Rath hin, die Stadt Ruffach, mit Aeckern, Wäldern und Waide, an Unser Frauen Münster zu Straßburg, dazu noch viele andere Güter.

Darnach lebte Sankt Argobast noch manches Jahr und führte ein göttlich, selig Leben.

Da er aber an das Alter kam und krank wurde, sprach er zu seinen Unterthanen: Da unser Herr Jesus Christus gemartert worden, gestorben und begraben worden ist auswendig Jerusalem's, an der Stätte, wo man böse Leute verderbet, so solle er unserm Heilande nachfolgen und wenn er verführe (sterbe), so solle man ihn auswendig Straßburgs begraben, bei dem Galgen, an der Stätte, wo man die bösen Leute hinrichtet. Dieß mußten ihm seine Unterthanen geloben zu thun.

Also ward er nach seinem Tode begraben auf Sankt Michels Bühel (Hügel), das war dazumalen der Henkersbühel und stand der Galgen da. Dieß geschah nach Gottes Geburte sechshundert und achtundsechzig Jahr. Nachher aber, zu Sankt Arbogast's Ehren, riß man den Galgen ab, und bauete an denselben Ort die Kapelle zu Sankt Michael. Hier lag er viele Jahre lang leibhaftig, bis das Kloster zu Sankt Arbogast, bei Straßburg, und das Stift zu Surburg erbaut worden; sodann vertheilte man den Leib und die Gebeine des Heiligen in diese zwei Klöster.

Ueber das Ruffacher oder obere Mundart, siehe S. 62. In Wimphelings Catalog. episcop. argent. kömmt Argobast als der 6te Bischof von Straßburg vor; bei Guillimann, Hist. episcop. Arg. ist eine Lücke zwischen Amandus und Arbogast, und dieser wird als der zweite Bischof bezeichnet; Grandidier, hist. de l'église de Strasbourg und das Rituale argentinense setzen ihn als den neunzehnten; letzteres gibt als sein Sterbejahr 679 an; Hunkler nimmt den 21. Juli 678 an; Königshoven irrt sich daher um zehn Jahre.

Die St. Michaels-Kapelle, welche ehemals ohnfern des Augustinerklosters oder des jetzigen Gasthofs zur Stadt Nanzig, in der Weißenthurmstraße, stand, wurde von dem elsässischen Pabste Leo IX., im Jahr 1049, eingeweiht.

Das St. Arbogast-Kloster, in welchem Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, eine Zeitlang lebte, liegt an der Ill, vor dem Weißenthurmthore, und ist jetzt das Wirthshaus zum Grünen Berg. Von den Reliquien des heil. Arbogast ist nichts mehr vorhanden. (Hunkler.)

294.

St. Arbogast und der Sohn der Wittwe.

Nach Specklin's handschriftlichen Collectaneen (Straßb. Stadtbibl.). — Vergl. Straßb. Geschichten, Sagen u. s. w., S. 24.

Im Jahr 676, als St. Arbogast krank darnieder lag, begehrte eine arme Wittwe flehentlich, vor den heiligen Bischof gelassen zu werden, um ihm ein Anliegen, das sie schwer niederdrückte, zu offenbaren.

Gerne gewährte Arbogast, der Vater und Beschützer der Wittwen und Waisen, die Bitte der armen Frau und ließ sie vor sich an sein Krankenlager treten.

Da erzählte sie ihm nun unter vielen Thränen, daß ihr einziger Sohn fälschlich eines Diebstahls angeklagt worden und auf dem Henkerbühl wie ein Verbrecher sein Leben lassen mußte. Der eigentliche Thäter sei aber bereits gefunden und ihres Sohnes Unschuld demnach, leider zu spät, an den Tag gekommen. Nun bitte sie den heiligen Bischof, er möge doch befehlen, daß die Ueberreste des unschuldig Gerichteten, die unter dem Galgen lägen, ausgegraben und in geweihter Erde beigesetzt würden.

Huldvoll nahm Arbogast diese rührende Erzählung der tiefbetrübten Mutter auf und tröstete sie mit den Worten: „Kümmere dich nicht mehr um deines Sohnes willen, du gutes Mütterlein, ihm soll geholfen werden, denn bald werde ich mich selbst an der Seite deines Sohnes niederlegen."

Zwei Jahre darauf starb Sankt Arbogast; er ließ sich, wie oben erzählt, unter dem Galgen auf dem Henkersbühl begraben; allein auf der Gerichtsstätte erhob sich später die St. Michaels-Kapelle, und somit gieng der frommen Wittwe Wunsch in Erfüllung und lösete sich des Bischofs gegebenes Wort, daß ihr Sohn an seiner Seite und in geweihter Erde liegen werde.

Der Bühel, Hügel, auf welchem die St. Michaelskapelle stand, wurde, nebst der Kapelle selbst, im Jahr 1766 abgetragen.

295.

Die heilige Attala.

Aus der Historia Lombardica, s. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 520 u. ff. — Vergl. Hunkler, Gesch. der Heiligen des Elsasses, S. 292 u. ff.

„In den ziten des küniges Hilderici wart in dem lande Eilsas geboren eine maget Athala genannt, der vatter hies hertzoge Adelbreht, und ir muter Gerlindis und worent von den edelsten geslehten [1]) us welschen landen. Adelricus, der sant Ottilien vatter der was sant athalen grossevatter. wenne [2]) nu jr vatter und jr muter gereht worent, do lertent sü jre tohter athalen und jr zwo swestern Eugenia und Gundelinda das sü das Gottes wort soltent gerne hören und sich soltent üben in allen guten werken und jr ougen keren von allen üppigen dingen. Do sant athala und jre swestern hortent sagen wie jre base sant Ottilia so göttliche lebete und wie ordenliche sü den Conuente [3]) zu hohenburg hielte, so liessent sü fründe und gut und koment zu sant Ottilien, by der woltent sü byzeichen [4]) nemen wie sü sich götlichen soltent halten und arm und demütig sin. Doch sant athala und sant ottilia lebent vür die andern heilicliche und gereht. In denselben ziten wart sant athalen vatter zu rote also Got wolte das er sime vatter solte nachfolgen der das closter zu hohenburg gebuwet hette Gotte und siner lieben muter zu eren und fing ouch an ein closter zu buwende in der stat zu stroßburg neben der brüschen [5]) und mahte das drissig frowen und vier tumherren [6]) soltent in dem closter sin und soltent Gotte dienen und det es wihen [7]) in sante Steffans ere [8]) und gap vil eigens derzu und bestetigete es mit küniglichem gewalt. Do noch wart sant athala in dasselbe closter gefüret zu sant Steffan und wart von allen frowen des Conuentes zu einer eptissin erwelet über [9]) jren willen. Sü fleiß sich [10]) wie sü allen swestern undertenig möhte gesin [11]) und übete sich vaste [12]) mit fastende und mit bettende [13]). Sü versmohete [14])

---

[1]) Geschlechtern. — [2]) da, weil. — [3]) Convent, conventus, couvent, Kloster. — [4]) Beispiel. — [5]) an der Breusch; Straßburg liegt an der Ill, in welche sich die Breusch oberhalb der Stadt ergießt; beide Flußnamen sind celtisch und bedeuten fließende Wasser. — [6]) Domherren. — [7]) thät es weihen. — [8]) zu St. Stephans Ehre. — [9]) gegen, wider. — [10]) Sie befleißigte sich. — [11]) sein. [12]) sehr. — [13]) mit Fasten und Beten. — [14]) verschmähte.



alle üppiekeit der welte. Das selbe ermanete sü ouch jre swestern und lerte sü wie sü mit singende und mit lesende Gotte soltent dienen. Dernoch starp jr muter do det sü den licham [1] erwurdeclichen begraben zu sant steffan also sü wol würdig was. Do noch über lange zit nam jr vatter eine jungfrowen zu der E [2], Bathilda genannt und lebetent so scliclıche mittenander das alle welt sü vür liep und wert hilt. Do noch unlang ging des hertzogen liebesten diener einer der also jme die bösen hettent geroten und schos dem hertzogen adelbreht hündert wert [3]) in sin houbet [4]), das er sere wunt wart und geriet die wunde von tage zu tage wahsen [5]), das er wol merckete das er sin muste sterben. Do mahte er alles sin eigen gut an das closter zu sant steffan mit willen und gunsten siner husfrowen und starp zu hant [6]) do noch und wart in demselben closter erwürdeclichen begraben. Do noch starp sine frowe ouch und wart geleit zu gerlindis sant athalen muter. Zu jüngest fur sant Ottilia zu Cristo in die ewige ruwe [7]). by der begrebden [8]) was sant athala mit jren swestern. Ouch hielt sü sich so demüteclichen in jrme closter wiewol sü eptissin was und das closter mit aller gülte [9]) von jrme vatter der [10]) was kumen das überhup sü sich nit [11]) und wolte allewegen die mineste [12]) under jn allen sin. Sü virsach [13]) die frowen alle liplichen und geistlichen nit alleine mit eime guten bilde [14]), ouch mit eime guten bilde das sü für jn trug. Do noch famete [15]) sü alle jre frowen und hies sü erwelen was regelen sü woltent entpfohen. obe sü woltent beslossen nunnen [16]) sin oder obe sü woltent ein offen closter haben. Do sprochent sü alle das solte an jre ordenunge [17]) ligen. Do sprach sü Jch erkenne uch alle in Gotte das jr wol ein beslossen strenge leben so fürtent. So förchte jch und weis jch das unser nachkumen die hertikeit nit mügent erliden und wurde in das ein fluch das uns ein heil solte sin. Dovon ist mine begirde das wir under der offenen Regeln blibent. Das gefiel den

---

[1]) Leichnam. — [2]) Ehe. — [3]) unverständlich,? wert. — [4]) Haupt. — [5]) geriet .... wahsen, wuchs. — [6]) bald. — [7]) Ruhe. — [8]) Begräbniß. — [9]) Güter, namentlich solche, welche bestimmte Jahrzinse an Geld oder Naturalien abwerfen. — [10]) der, Druckfehler, st. her. — [11]) dieß überhob sie nicht, machte sie nicht stolz. — [12]) geringste. — [13]) versah, versorgte. — [14]) Zuerst: Lehre, monitum, das zweitemal: Vorbild, Beispiel. — [15]) berief; von fam, fama. — [16]) reclusæ; anderswo: beslozzene vrouwen. — [17]) Anordnung.

frowen allen wol. also nam sü in allen tugenden zu und übete sich in grossen Gottes wercken. Dovon wolte sü unser Here us den erbeiten [1]) erlidigen [2]). Do sü das enpfant das die zit ire hinefart [3]) nohete wenn sü grossen siechtagen [4]) hette, do empfing sü das sacramente und enpfal sich in jre swestern gebette und fur in die ewige fröide. O wie sere do jre swestern und die priester frowen und manne weinetent vor jrme tode. Sü behiltent den licham in der kirchen zu sante steffan fünffe gantze wuchen und übetent sich vor dem heiligen libe mit singen und mit lesende und mit allen guten wercken. In denselben Ziten wurdent logen [5]) dem heiligen libe geleit. wenne es was eine eptissin zu hohenburg genant werendrut [6]) die het vil früntschaft mit sant athalen do sü lebete, davon wuste sü wol das sü heilig was und do sü von jrme tode horte sagen, do gedohte [7]) sü O möhte dir üt [8]) werden von sant athalen heiltum du werest jemer deste seliger. Also sante sü einen künen botten genant wernher zu sant steffan in die kirche. Der ging eines nahtes zu der boren [9]) do sant athala ufflag und warff das gedeckete [10]) abe jr. Do bot sü jme die rehte hand [11]) die erwüschete er und hup sü herte [12]) untz [13]) er sü abegsneit [14]). Do verbarg er die hant heimelich und jlete zu der kirchen us vnd wande heim gen hohenburg louffen. So er also gelöffet [15]) untze man metten gelütte, do kam er wider in die kirche zu sant steffan und wonde [16]) er were zu hohenburg und hup die hant uff vor jn allen und sprach. sehent. sehent das wir begerent hant das hant wir ignotes [17]). Do das die frowen zu sant steffan sohent do verwunderte es sü und vingent den diep und noment jme die hant und leitent sü wider zu dem libe und frogetent jn wie es ergangen were. Do seite er wie jn sin frowe die eptissin von hohenburg hette dargesant und wie es jme des nahtes ergangen was. Do lies man den diep gon. wenne von dem rehten sol man keime nit tun, der do heiltum von liebe

---

[1]) Arbeiten, Mühseligkeiten, Leiden. — [2]) befreien. — [3]) Hinfahrt, Hinscheiden. — [4]) Krankheit. — [5]) loge, louge, Fallstricke, insidiæ; Zeitwort logen. — [6]) Werentrud oder Warentrud, die dritte Aebtissin des St. Odilienklosters, st, 741. — [7]) dachte sie. — [8]) etwas. — [9]) Bahre. — [10]) Decke. — [11]) Daß Heilige selbst Theile ihres Leibes hergeben, haben wir schon oben, S. 37, bei Theobald's Daumen gesehen. — [12]) fest. — [13]) bis. — [14]) abgeschnitten hatte. — [15]) gelaufen. — [16]) wähnte, glaubte. — [17]) jetzt.

stilet [1]). **Do die fünff wochen uskoment do ward sü andehtic**lichen in dem vorgenanten kloster begraben do sü zwentzig jor was eptissin gewesen und vier und fünfftzig jor alt was. In derselben kirchen zu sant steffan wircket unser Herr grosse wunder und zeichen obe irme grabe ane gebresthaften mönshen [2]) die seine gnade anerugent [3]) in sant athalen ere. Es was einer fünffzehen jor blint gewesen und enpfing sine gesiht obe irme grabe. Es was ein kint ertrunken das leite man uff ir grap und wart wider lebende. Es was ein lamer, der rutschete uff shemelen zu irme grabe und wart do gereht [4]) und warff sine shemel enweg. Also kam sü manigem zu helffe. Do also sant athalen Zeichen also gröslich erschinnent das jedermann zu irme grabe lieff, do wart die kirche zu sant steffan also rich von oppferunde da sü alle ander kirchen an richthum und an würdekeit übertraff. Zu disen ziten was ein bischoff zu strosburg widerolff genant, den mute [5]) faste, das die kirche zu sant steffan also faste zuname an eren und an gute und das es sime stifte zu dem münster vil schate. Do gedoht er wie er sant athalen möhte genidern [6]) und sin münster erhöhen. vnd also gewann er zwölffe geraden [7]) manne, die swurent jme das se soltent sant athalen lip denne [8]) nemen und anderswo in den grunt versencken. Des wart gewar ein ewengelier [9]) genant trutman. der ging eines nahtes der und verdalp [10]) den anderswohin heimelichen hünder eime alter [11]). Do nu der bischoffe und die sinen den lip sant athalen nint [12]) entfundent, do sprochent sü su hettent das heiltum in die erde versencket. und nam der bischoff dem closter vil gutes und bslos es und treip die nunnen us. Do kam doch zu hant Gottes roche über jn und wart das fleisch sines libes shmackende [13]) das würme do inne wuchssent. vnd das noch seltzener ist die müse und raten bissen jn und möhte jn niemand geweren. Also floch er in eine schiffe uff das wasser. Do swument die müse zu jme und nugent [14]) sin lebende fleische. Do erkante er sine sünde und veriach [15]) das er es an sante athalen hette vershuldet das er also von den

---

[1]) Ein merkwürdiger Grundsatz, der zu jener Zeit sogar ein Rechtsgrundsatz gewesen zu sein scheint. — [2]) bresthafte, kranke Menschen. — [3]) Druckfehler, st. anerufent. — [4]) gerade, aufrechten Ganges. — [5]) mühete, schmerzte. — [6]) erniedrigen. — [7]) wohl berathene. — [8]) dort. — [9]) Diacon. — [10]) vergrub. — [11]) Altar. — [12]) nirgends. — [13]) stinkend. — [14]) nagten. — [15]) bekannte.

müsen sterben muste [1]). Do zwüschent det sant athala vil zeichen. Eines moles an jre hochgezit [2]) stach sich eine frowe mit einer spillen [3]) durch jre hant und ein gerwer sneit jme selber einen finger abe, die wurdent bede gesunt do sü sant athalen aneruff-tent. Sü vertreip eines moles den bösen geiste von einer frowen. Sü erlidigete [4]) die lüte von manigerhande gebresten. Do roch [5]) by den ziten also eine eptissin was genant Reht und ein bischoff zu strosburg was genant Rudolff und wart geleit an eine erwürdige stat [6]) do jr heiliekeit noch dicke [7]) erschinet von der gnoden des allmehtigen Gottes."

In seinen Anmerkungen, S. 523, fügt Schilter hinzu: „Von dieser heiligen Aeptissin sind annoch vornehmlich zweyerley zu sehen und billich zu veneriren, das eine ist die abgeschnittene Hand, darvon oben Meldung geschehen, das ander ist das Pallium [8]), das Sie selbst noch geführt haben soll, und noch bey einer Aeptissin Wahl und Inthronisirung gebraucht wird. Die bemelte Hand ist in Agtstein eingefasst, wie die beygefügte Figur außweiset, die dabey befindliche Schrifft verstehe ich, wie folgende Außlegung besaget.

GOTHE FRIT GOTHEFRIT. CIDE
Gottes Fried, Guter Fried: Zeiten-
LERE DöDA.
Lehre tödtet.
DEI PAX. BONA PAX. SECVLI DOGMA occidit"

Ich übergehe die nun folgenden langen Erläuterungen dieser Inschrift und verweise über dieselbe, sowie über die Legende der heiligen Attala und den Reliquienkasten, der die Hand enthält, auf eine gründliche Arbeit, welche mein Freund Ludwig Schneegans in der Alsatia mittheilen wird.

---

[1]) Die Sage von Wilderolf folgt S. 381. — [2]) Fest. — [3]) Spille, Spindel. — [4]) befreite. — [5]) unverständlich; den besten Sinn gibt vielleicht die Bedeutung curare, welche das alte Zeitwort rochen hat, geruchen, geruhen; der Satz ist jedenfalls unvollständig. — [6]) d. h. der Leichnam der Heiligen wurde an eine ehrwürdige Stätte gelegt. — [7]) öfters. — [8]) Es war ein schwarzer, wollener Mantel. (Hunkler.)

Die Hand der heiligen Attala befindet sich in der St. Magdalenen-Kirche zu Straßburg und wird den 3. Dezember daselbst der Verehrung des Volkes ausgesetzt.

296.

Bischof Wilderolf wird von den Mäusen gefressen.

S. Schilter-Königshoven's Chronik, S. 241; vergl. 515, 523, 571.

„Wilderolf. disen essent [1]) die müse noch Gotz geburte M. jor. und das kam also. Zu disen ziten det sant Attala zu sant Stephan zu Strosburg also grosse Zeichen das jedermann zu irme grabe lief und gros opffer darbrocht. darzu besattent [2]) ouch riche lüte ire hengeste. harnesch. und ander gut an sant Stephans kirche. also men vormols det an vnser Frowen werg zum Münster. und sant Stephans Münster gieng vf an eren und an richtumb das sü alle andere kirchen übertraf. Nu stund dozumole vnser Frowen werg und das Münster in eins bischoues gewalt, das ein bischof det und lies mit allem gute das zum Münster gehorte [3]). Nu verdros diesen bischof Wilderolf das ime abe ging an opphor und selgerete [4]) zu sime Münster. Dovon trug er an mit etlichen sinen dienern das man sant Atteln [5]) lip heimelichen solte vsdelben [6]) und anderswo in den grunt versencken vf das men nüt me opphor und gut gebe an sant Stephans kirche. Dis bevant [7]) ein Ewangelier zu sant Stephan und verbarg sant Atteln lip das jn der bischof noch sine dienere nüt kundent vinden. Do nahm der bischof dem closter zu sant Stephan vil Gutes und begieng grosse hochfart. Donoch zuhant kam Gottes roch über den bischof das müse und ratten jn bissent und jn möchte nieman geweren [8]). Also floch er in ein schif vf das wasser. do swumment [9]) die müse

---

[1]) aßen. — [2]) Neuere Form: besetzten, vermachten durch ein Testament, legabant. — [3]) Daß er mit dem zum Münster gehörigen Gute nach Willen schalten und walten könne. — [4]) Seelgeräth, Vermächtniß, fromme Stiftung, zum Heil der Seele. — [5]) St. Attala. — [6]) ausgraben. — [7]) fand, entdeckte. — [8]) bewahren, beschützen, retten. — [9]) schwammen.

zu jme und nugent[1]) sin lebende fleisch. Do bichtet er das er es an sant Atteln hiltum[2]) hette wol verschuldet und starp."

Königshoven setzt Wilderolf nach Baldus und läßt ihn im Jahr 1000 sterben; Wimpheling nennt ihn als den 44sten der Bischöfe Straßburg's; Guilliman giebt ihn auch als den Nachfolger des Baldus an, setzt ihn aber den 36sten; bei Grandidier fehlt er; das Rituale Argentinense nennt ihn nach Erkenbaldus (den W. vor Baldus setzt), als den 38sten Bischof, schreibt seinen Namen Wideraldus und Widerolfus, und gibt das Jahr 999 als sein Todesjahr an.

Die ältern Chronikschreiber (B. Herzog ganz nach Königshoven) erzählen sämmtlich die Legende; Kleinlawel verschweigt die Freventhat an Attala's Reliquien und sagt bloß:

Wilderolfus nams Bistumb ein,
Diser Bischoff soll (wie wir lesen)
Stoltz vnd hoffärtig sein geweßn,
Darumb seyen in grossen Summen,
Ratten vnd Mäuß vber jhn kommen,
Die jhn zernagt, zerkratzt, zerbißn,
Daß Fleisch an seinem Leib zerrißn,
Damit er fristen möcht sein Lebn,
Hab er sich in ein Schiff begebn,
Und führen lassen auff den Rein,
Doch schwamen sie zu jhm hinein,
Frassen vnd plagten ihn dermaßn,
Daß er das Leben drob must lassn,
Ward jhm also der stolz vertribn,
Im Jahr neun hundert neuntzig sibn,
Nachdem er Siebenzehen Jahr,
Dem Bistumb vorgestangen war.

In der Erklärung des Bildes, welches Wilderolf mit den Mäusen vorstellt, sucht Wimpheling die dem Bischofe angethane Schmach abzuwenden; Schilter wiederholt diese Erklärung in

---

[1]) nagten. — [2]) Heilthum, auch Heltum, Heltumb, Reliquie.

seinen Anmerkungen zu Königshoven, S. 571: „Man siht noch heut zu tag ein alt Gemälde auf der linken Hand des Heiligen Creutzes im Eingang des Münsters, da ein Bischoff auf einem Schiff ist, und Mäuse um ihn herum schwimmen: Es ist glaublich, daß solche Gemälde auff's beste zu deuten, und nicht zur Schande: weil des Bischoffs Haupt mit einem Schein von Sonnenstrahlen erleuchtet, und die heilige Gertraude gleichfalls bey den Mäusen zu sehen, auch sonst bekant, daß der Wiederolff Busse gethan, welches dann auch von dem Ertz-Bischoff (Hatten) zu Meintz billig zu vermuthen."

Die Sagen des Alterthums führen die Mäuse öfters als Boten des Todes oder als Werkzeuge des Verderbens an: Als der assyrische König Sanherib oder Senacherib Aegypten mit einem Einfalle bedrohte, flehte der Priester-König Sethos zu seinem Gotte Phtha-Vulkan, und siehe, derselbe sandte in der Nacht ein Heer von Mäusen, welche die Bogensehnen der Assyrer dergestalt zernagten, daß sie unbrauchbar wurden und die Feinde sich zurückziehen mußten. Nach Herodot, der die Ueberlieferung erzählt, hält die Bildsäule, welche Sethos zur Erinnerung an diese Begebenheit errichtet wurde, eine Maus in der Hand. — So sendet auch Apoll, auf das Gebet seines Priesters Krinis, Mäuse in das feindliche Heer, wie er auf dasjenige des Chryses den Griechen die Pest schickt (Nork). Apoll selbst wurde ja in Troas als Smintheus, d. h. als Mausgott, verehrt.

In obigen Sagen aus dem Alterthume treten die Mäuse als von den Göttern geschickte, einer Partei gegen die andere helfende Wesen auf. Im Mittelalter kommen sie in mehrern Sagen als Frevel rächende vor; „der Fürst Popiel (II., ein polnischer Fürst, im 9ten Jahrhundert) führte ein lasterhaftes Leben und lud endlich, auf Einrathung seiner Gattin, seine sämmtlichen Oheime, die Theilfürstenthümer besaßen, zum Besuche in die Stadt Kruszwic, wo er sie verrätherisch ermordete. Allein aus den todten Körpern der Erschlagenen erzeugte sich eine ungeheure Menge Mäuse, die den Popiel mit seinem ganzen Geschlechte in einem Schloß in Goplosen auffraßen." Bulgarin, aus dessen Geschichte Rußland's, übersetzt von Brackel (I, S. 341), diese Stelle gezogen, nimmt die Mäuse sinnbildlich für die Qualen des Gewissens (Mittheilung von G. Mühl). — Eine ähnliche Ge-

schichte führt Lykosthenes (Prodigiorum ac ostentorum Chronicon, S. 345, 367 und 379) von einem Hofmanne des Kaisers Heinrich III. an. — Bekannt ist die mit Wilderolf's Sage am meisten zusammenstimmende vom schon oben berührten Erzbischof Hatto von Mainz und dem Mäusethurm bei Bingen. — Auf dem Bilde Wilderolf's sind die Mäuse vielleicht als ein Symbol des Todes zu nehmen; sowie auch das Schiff auf den Uebergang in ein anderes Leben gedeutet werden kann.

297.

Bischof Werner's II. Tod.

Nach Trithem's Hirschauischer Chronik, mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Werner II., Bischof von Straßburg, ein Sohn des schwäbischen Grafen Rudolf von Achalm, sowie sein Bruder, Graf Egino von Achalm, zählten zu den treusten Anhängern des unglücklichen Kaisers Heinrich IV.

Beide nahmen lebhaften Antheil an den unheilvollen Kämpfen, welche Kaiser Heinrich gegen die Päbste und den von dem römischen Stuhle gegenübergestellten Gegenkaiser zu bestehen hatte. Deßwegen wurden sie auch in die furchtbaren Zerwürfnisse verwickelt, welche diese Streitigkeiten hervorriefen, und welche den größten Theil von Deutschland mit Strömen Menschenblutes tränkten und allenthalben mit Schutt und Trümmern bedeckten.

Beide Brüder giengen in den Kriegen zwischen dem Pabst Gregor VII. und dem Kaiser Heinrich IV. jammervoll zu Grund, der Bischof zumal auf die schrecklichste Weise.

Die Mönche der reichen schwäbischen Benediktiner-Abtei Hirschau hielten mit dem Pabste gegen den Kaiser. Der heil. Abt Wilhelm, der Erbauer des prachtvollen Klosters, weigerte sich, den vom Bannstrahle getroffenen und hierdurch feierlich aus dem Schooß der Kirche und aus der Zahl der Gläubigen ausgeschiedenen Kaiser fernerhin als des Reiches rechtmäßiges Oberhaupt anzuerkennen.

Als Heinrich dies erfuhr, entbrannte er in Zorn gegen das ihm widerstrebende Kloster und befahl auf einer Versammlung

seiner Fürsten und Anhänger, das Kloster, welches Abt Wilhelm im Jahre 1082 zu erbauen angefangen hatte, von Grund aus zu zerstören, dessen Güter und Gefälle einzuziehen und sie, als Sold, unter die ihm treugebliebenen Diener und Krieger zu vertheilen.

Bischof Werner wurde beauftragt, des Kaisers Willen zu vollstrecken.

Ohne Verzug machte sich der Bischof auf; allein die unter seinem Befehle stehenden Truppen weigerten sich, seinem und des Kaisers Gebote zu folgen; sie wollten durch die Zerstörung des Gotteshauses und die Beraubung seiner Güter keine Schuld auf ihr Gewissen laden.

Werner ließ sich dadurch aber nicht irre machen.

Er zwang die Kriegsleute, ihm zu folgen, um des Kaisers Willen Genüge zu thun, ritt gewappnet, mit zahllosen Drohungen wider den Abt und das Kloster, an der Spitze des Trosses und feuerte den Muth der Schwankenden an.

Immer mehr trieb er sie an; immer heftiger wurden seine Drohworte; als mit einemmale der Bischof auf seinem Schlachtrosse laut zu schluchzen und zu winseln begann; Finsterniß umgab seine Augen; er wankte; stürzte, laut schreiend, vom Pferde herab und verschied auf der Stelle, vom jähen Tode getroffen.

Schnell, als hätten Gottes Schrecken sie ergriffen, wandten sich die sonst so muthigen Krieger um und kehrten, reumüthig, daß sie sich durch Gewalt zu kirchenräuberischem Frevel hatten bewegen lassen, in die Heimat zurück.

Des Kaisers Schmerz über den jammervollen Tod seines treuen Freundes und Rathgebers war unsäglich; er konnte ihn nie vergessen, und bis zu seinem eigenen kläglichen Ende nährte er den tiefsten Haß gegen den Abt von Hirschau und sein Kloster, die dem Pabste so unverbrüchlich angehangen und in deren Augen Bischof Werners Tod als ein sichtbares Zeichen erschien, daß Gott mit ihnen und dem Pabste sei.

Diese Begebenheit theilt Trithem, der berühmte und gelehrte Abt von Spanheim, in seiner Hirschauischen Chronik mit, woraus sie seitdem in viele andere Schriften übergieng.

Bei der Geistlichkeit, welche beinahe durchgängig dem Pabste anhieng gegen den vom Bannstrahle getroffenen Kaiser, war Werner II., Heinrichs Parteimann, allgemein verhaßt. Aus dieser Ursache geschah es auch, daß er von seinen Gegnern auf alle mögliche Weise verunglimpft wurde, ja selbst angeklagt, er habe sich den Straßburgischen Bischofssitz dnrch Simonie zugesichert. Daher kam es auch, daß selbst die Mönche des vom Grafen von Achalm gestifteten, aber von Hirschau abhängigen Klosters Zwiefalten, weder des Bischofs noch des Grafen Egino's, seines Bruders, Namen nach dem Tode derselben in ihre Gedächtnißbücher eintrugen; denn nur die Jahres- oder Gedächtnißfeste der rechtgläubig Verstorbenen, welche in ihrem Leben dem Pabste gegen den Kaiser beigestanden, feierten die Mönche und zeichneten sie in ihre Bücher auf. So weit gieng der Haß, daß Viele sogar Bischof Werner II. nicht in die Reihe der Straßburger Bischöfe eintrugen, obgleich er den bischöflichen Stuhl während zehn Jahren besessen hatte.

Das Rituale Argentinense gibt ihn jedoch; es nennt ihn als den dreiundvierzigsten Bischof und setzt sein Todesjahr auf 1079.

Plötzliche, unnatürliche Todesfälle, besonders wenn sie Feinde der Kirche oder Widersacher der päbstlichen Gewalt treffen, werden als Strafe des Himmels angesehen.

298.

Bischof Otto's IV. Gesicht.

S. Straßburger Geschichten, Sagen u. s. w., S. 161.

Seit kurzem erst war Bischof Otto IV. aus dem gelobten Lande heimgekehrt, wo er mit Gottfried von Bouillon und den andern Glaubenshelden gekämpft hatte, siegreich in Jerusalem eingezogen war und am Grabe des Herrn gekniet hatte.

Sinnend und in Träumen versunken saß er eines Abends und gedachte seiner frommen Mutter Hildegardis und seiner Brüder, mit welchen er gemeinsam die Kirche des heiligen Glaubens zu Schlettstatt [1]), nach dem Vorbilde des heiligen Grabes zu Jerusalem, gestiftet und reich begabt hatte.

---

[1]) Vergl. Die Kirche und das Kloster St. Fides, S. 130.

Da umschwebte es ihn mit einem Male, leise und geheimnißvoll, wie Geisteswehen.

Und als der Bischof aufblickte, siehe! da stand vor ihm Graf Konrad, der geliebte Bruder, der in der Blüthe seiner Jahre dahingeschieden war.

Glänzend, in verklärter Gestalt, stand er vor Otto, nahte sich ihm und kündigte ihm seinen nahen Tod an, zugleich aber auch die künftige Erhöhung ihres Bruders Friedrich, der über alle frühern Grafen von Hohenstaufen würde erhoben werden.

Tief bewegt und freudig erschrocken zugleich stand Otto vor dem brüderlichen Geiste, der ihm voller Liebe und Wehmuth in's Auge blickte.

Damit der Bischof aber nicht späterhin wähnen könne, daß irgend ein Betrüger, zum Spotte oder zur Aengstigung, sein böses Spiel mit ihm getrieben habe, trat der Geist näher zu ihm und raunte ihm einige Geheimnisse in's Ohr, die nur den drei Brüdern bekannt waren. Er erinnerte ihn an jenen Tag, wo sie alle drei zu Aachen, auf dem Grabe Karls des Großen gestanden, und wie Einer von ihnen zu den Andern gesagt habe: „Sehet, ihr meine Brüder, hier ist ein tapferer Deutscher, der fürtreffliche Karl, begraben! O, daß auch wir von seinem Geblüte und von seiner Tapferkeit wären!" — Und wie sodann er, der verstorbene Konrad, erwiedert habe: „Friedrich's Stamm müsse auf Kaiser Karl's abgehauenen Stamm gepflanzet werden!"

Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung.

Der Bischof erkannte, mit voller Gewißheit, daß es sein Bruder gewesen und bewahrte alle seine Worte im tiefsten Herzensgrunde.

Bald darauf starb Otto noch jung an Jahren, wie vor ihm Konrad.

Nachdem nun Friedrich, der weise und tapfere Graf von Staufen, des Kaisers Heinrich IV. Eidam geworden, — der das Herkommen seines Geschlechts von Karl dem Großen und von Chlodwig ableitete — wurde, wie es Konrad vorhergesagt hatte, Friedrich's Stamm auf Karl's des Großen Stamm gepfropft, wie solches auch in der Inschrift des Helmes am Thurme bei Waiblingen eingeschrieben wurde. Und bald hernach wurde Friedrichs Geschlecht in seinem heldenmüthigen Sohne auf Karls des Großen

Kaiserthron erhoben, und weithin durch ganz Europa und in der ganzen Christenheit glänzte kein Könighaus erlauchter als dasjenige der schwäbischen Grafen von Staufen.

Diese Sage, welche in manchen Punkten mit der oben schon angeführten Schlettstadter Legende über die Stiftung des Klosters St. Fides zusammenstimmt, erzählt Crusius im ersten Theile seiner Schwäbischen Chronik, S. 479.

299.

Des Ammeisters Sohn.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Zu einer Zeit, welche die Sage nicht anzugeben weiß, jedenfalls vor mehrern hundert Jahren, lebte zu Straßburg ein wegen seiner Tugend und Gerechtigkeit allgemein beliebter und verehrter Ammeister. Derselbe hatte einen Sohn, der war gerade im ersten Jünglingsalter, voller Unbesonnenheit, voll Uebermuthes.

Eines Tages sprengte der Jüngling, trotz des scharfen, oft wiederholten Verbots, das der Rath gegeben hatte, auf einem wildschnaubenden Hengste durch die Straßen der Stadt und fand seine Freude daran, zu sehen, wie Alles, Jung und Alt, davonstäubte.

Da geschah es aber, als er eben in strengem Laufe durch eine Gasse ritt, daß er ein harmlos spielendes Kindlein niederritt. Dasselbe wurde leblos aufgehoben und seinen Eltern hineingetragen.

Nun war der leichtsinnige Uebermuth des Jünglings gebrochen; Schmerz und Verzweiflung erfaßten ihn, und zerrissenen Herzens ritt er in's Vaterhaus zurück.

Allein bald darauf führten die unglücklichen Eltern des Kindes harte Klage wider dessen Mörder.

Der Ammeister bestieg den Richterstuhl und erkannte zu seinem Schrecken in dem Angeklagten den eigenen Sohn.

Vergebens rang der Jüngling die Hände und bat um Gnade; vergebens flehte für ihn die Menge des Volkes; vergebens selbst der Vater des getödteten Kindes! — Der Ammeister drängte die Stimme im Vaterherzen gewaltsam zurück und sprach, unbeugsam, wie Brutus, den Tod über den eigenen Sohn aus.

Zum Andenken an diese Begebenheit wurde oben am Speierer- oder Bischofs-Burgthor das Bild des Ammeisters auf dem Richterstuhle ausgehauen, und neben dem Thore dasjenige des getödteten Kindes; und am Zollthore stellte man den auf seinem Rosse einhersprengenden Jüngling dar.

Der Berichterstatter verdankt diese Sage der mündlichen Mittheilung des um die elsässische Geschichte und Literatur so vielverdienten, sel. Professors A. W. Strobel. Sie bezieht sich auf das bekannte Bild des Bischofs Konrad von Hüneburg, welches an dem ehemaligen, gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts abgebrochenen Speierer- oder Bischofs-Burgthore ausgehauen war; auf ein anderes Bildwerk an demselben Thore, welches einen unter einem Unthiere liegenden Menschen, und auf ein drittes am Zollthore befindliches Bild, das einen auf einem Löwen reitenden Menschen darstellte. Die Sage ist nichts Anderes als die Auslegung dieser drei Bilder, deren Gegenstände sich das Volk nicht mehr zu erklären wußte.

300.

Der Marschall von Hüneburg und die Stiftung von St. Johann zum grünen Wörd.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans, nach Rulmann Merschwin's Buch über St. Johann.

Sein ganzes Leben lang war Herr Wernher von Hüneburg, der bischöfliche Marschall, ein roher, wilder und grausamer Kriegsmann gewesen, oder, wie der mittelalterliche Erzähler, der

uns seine Geschichte aufbewahrt hat, sagt: „gar ein wunderlicher Harster und Wütherich.“

Straßburg in's Besondere hatte keinen grimmigern und unversöhnlichern Feind als den Marschall.

Herr Wernher ritt und kriegte auf die Stadt und beschädigte sie und die Ihrigen, so oft und so sehr er es nur vermochte.

Da wollte aber der milde, barmherzige Gott seine Gnade unverdienter Maßen in des harten Ritters Brust gießen und seine Liebeswerke unwillkürlich durch diesen Wütherich ausüben lassen. Gleichwie er einst mit dem heiligen Paulus gethan, gab er mit einem Male dem bischöflichen Marschall „einen kräftigen Ker [1]) von allen Sünden und machte aus einem grimmen Wolfe ein sanftes Schaf.“

Plötzlich änderte Herr Wernher sein Leben; sanftere Regungen erfüllten das sonst so wilde Gemüthe; er verspürte aufrichtige und tiefe Reue ob seiner vielen und schweren Sünden und suchte sein Heil in Gott.

Nachdem er sich also mit Gott versöhnt hatte, söhnte er sich auch mit der Stadt Straßburg aus, und um die ganze Wahrheit und Innigkeit seiner Reue recht wirksam zu machen, stiftete und erbaute er, außerhalb der Ringmauern der Stadt, ein Kirchlein sammt einem Kloster, zur Ehre Gottes und zum Lobe der heiligen untheilbaren Dreieinigkeit.

Die von Straßburg vergaßen auch ihrer Seits des Marschalls früherer Ungerechtigkeiten und feindseliger Verfolgungen.

Als Zusteuer und Beihülfe seiner Stiftung gab der Rath Herrn Wernhern die Hofstätte, auf welcher er sein Kirchlein erbaute, sammt dem Allmende auf beiden Seiten und darum her, bis an die Breusch. Jene ganze Gegend war dazumal ein wilder hagiger Wörd, voller Hurste und Wilgenbäume [2]). Auch wurde dasselbe später, nachdem das vom Marschall gestiftete Gotteshaus den Johanniter-Rittern von Jerusalem war übergeben worden, Jahrhunderte hindurch noch St. Johann zum grünen Wörd genannt.

Nachdem das Kirchlein vollendet war, ließ es Herr Wernher

---

[1]) Bekehrung, Buße.

[2]) Der ursprüngliche Ausdruck, womit man im Mittelalter die Weidenbäume benannte.

am Freitage nach Ostern, acht Tage nach dem Charfreitage, zu Ehren Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit einweihen.

Bis zu seinem Ende blieb Herr Wernher von Hüneburg Gottes und der Stadt Straßburg bester und unverbrüchlicher Freund. Und als er hingeschieden war mit reuigem und gottversöhntem Herzen, wurde seine Leiche feierlich in dem von ihm gestifteten Kirchlein, vorn am Altare, beigesetzt.

Diese Sage erzählt Herr Rulmann Merschwin in seinem äußerst merkwürdigen Buche über St. Johann, über die Gottesfreunde und seine eigene Bekehrung.

Auf dem Grabe des Marschalls las man folgende Inschrift:

»Do man zalte von der geburt Christi MCLXVI ior, starp vñ wart har begraben der edele wolgeborne herre, her marschalck Wernher von hüneburg der disse kirch mit irm kor zu allererst het gedon buwen vñ wihen in ere der heiligen driwaltekeit zu der zit als man zalte MCL ior, bitten Got fur in.«

S. *Mieg*, Monumenta in eccles. et monast. argent., Manuscript, S. 477.

Der Sprachlaut und die Abfassung dieser Inschrift, und noch mehr das Wappenbild, das auf dem Steine ausgehauen war, bezeugen hinlänglich, daß dieselbe nicht gleichzeitig mit dem Tode des Marschalls fällt, sondern einer spätern Zeit angehört. Es wird dieselbe somit unrichtig als eine der ältesten, in deutscher Sprache abgefaßten Inschriften gerühmt. (S. Strobel, Gesch. des Elsasses, Bd. I, S. 401.)

Herrn Wernher's Grabschrift zufolge hätte die Stiftung der von ihm zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit erbauten Kirche im Jahre 1150 stattgefunden. Königshoven hingegen, im Register seiner lateinischen Chronik, setzt die Entstehung dieses Gotteshauses einmal in das Jahr 1227 und dann wieder in das Jahr 1233. Andere Geschichtschreiber geben dafür sogar erst das Jahr 1240 an. Diese spätern Daten beziehen sich aber offenbar auf die Wiederherstellung jenes Klosters in dem zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts; denn die Gründung desselben in der zweiten Hälfte des zwölften ist urkundlich erwiesen.

301.

Der Kinder Kreuzzug.

S. Strobel, Geschichte des Elsasses, I, S. 472 u. ff.; nach Specklin's handschriftlichen Collectaneen, Fol. 83a. Vergl. L. Bechstein, Thüring. Sagenschatz, III, S. 54.

Im Jahr 1212 erschien in mehrern Theilen Frankreichs und Deutschlands ein schöner, unbekannter Knabe, der saß auf einem mit glänzenden Fahnen geschmückten Wagen, durchfuhr die Lande und rief überall die Kinder auf, nach Jerusalem zu ziehen und das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu retten. Allenthalben schlossen sich die Kinder an, wie sehr auch Eltern, Verwandte und Obrigkeit sich widersetzten. Sie behaupteten, Gott habe sie dazu berufen, und wenn sie in stets wachsenden Schaaren durch Stadt und Land zogen, sangen sie das Kreuzfahrerlied, daraus eine Strophe lautete:

Nu wallet hin geliche
Daz wir das Himmelriche
Erwerben sicherliche
Bei duldiglicher Zehr [1])
Gott will mit Heldes Handen
Dort rächen seinen Anden [2])
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geist hehr.

Auch ältere Personen gesellten sich zu ihnen. Aus Straßburg allein zogen über sechzehnhundert mit, die sich um ein, bei dieser Gelegenheit aufgerichtetes Kreuz versammelt hatten.

Die deutsche Kinderschaar zog über die Alpen nach Italien, um sich daselbst einschiffen zu lassen. Unter der Anführung eines Knaben waren auf diese Weise, Männer und Weiber mitgerechnet, siebentausend in Genua angelangt. Viele waren schon während der beschwerlichen Reise über die Schweizergebirge umgekommen; andere wurden in der lombardischen Ebene von den Bewohnern als Knechte und Mägde zurückbehalten. In Rom sahen sie das

---

[1]) Von dulten, mhd., festlich begehen; dult-lich, festlich. — Zehr, Zêr, Zier, Schmuck. — [2]) and, ande, mhd., Zorn, Rache; seinen Anden rächen, tautologisch verstärkend für: rächen.

Zwecklose und Thörichte ihres Unternehmens ein; die Kinder und Greise wurden von ihrem Gelübde losgesprochen und zogen elendiglich in ihre Heimat zurück. Die Erwachsenen mußten jedoch ihr Versprechen halten.

Von denen, die das Meer erreicht hatten, sah keines sein Vaterland wieder: Schiffer nahmen sie zwar auf, um sie angeblich nach Palästina zu führen, schifften aber mit ihnen nach Afrika und verkauften sie dort als Sklaven.

Königshoven gedenkt ebenfalls dieses Kinderkreuzzuges, Chron. S. 400: „Mervart was von kinden vnd dorechten lüten M. cc. xij." und Closner, Chron. S. 80, sagt: „Do man zalte M. cc. xij. do hettent dorechte kint ein merfart uf geleit, unn woltent über lant mit trucken fuszen gen Iherusalem sin gevarn."

302.

Der tödtliche Sprung.

S. Straßb. Geschichten, Sagen u. s. w., S. 94.

Unter den Fürsten, Herren und Städten, welche sich mit den Erzbischöfen Gerhard von Mainz und Wichbald von Cöln, mit dem König von Böhmen und sämmtlichen andern Churfürsten — den Erzbischof von Trier und den Pfalzgrafen bei Rhein, König Adolf's Tochtermann, ausgenommen — wider diesen König und zu Gunsten Herzog Albrecht's von Oesterreich, König Rudolf's I. Sohn, verbanden: befanden sich Bischof Konrad von Lichtenberg und die Stadt Straßburg, sammt andern Grafen und Herren vom elsässischen Adel; unter diesen die Grafen von Zweibrücken und Leiningen, die Herren von Ochsenstein und Lichtenberg.

Nachdem der Erzbischof von Mainz Herzog Albrecht nach Mainz berufen hatte, mit dem Versprechen, König Adolf abzusetzen und ihn selbst an dessen Stelle zum römischen König erwählen zu lassen, brachten Albrechts Anhänger ein Heer von zehntausend Mann zusammen, mit welchem der Fürst den Rhein hinab zog, um an dem bestimmten Tag zu Mainz zu erscheinen.

Bischof Konrad von Straßburg, der dem Hause Habsburg treu ergebene Freund, hatte ihm achthundert gewappnete Reisige, alle gleich gekleidet, zugeführt. Die Stadt Straßburg hatte ihrerseits Herzog Albrecht mit großen Ehren empfangen und ihm eine Schaar von viertausend Mann Hülfstruppen, zu Fuß und zu Roß, zugesandt.

In der Zahl der edeln Straßburger, welche diesem Kriegszuge sich anschlossen, befand sich Junker Konrad Bock, ein Urenkel Ruprecht Bock's, des Stammvaters dieses edeln Geschlechtes, und einer der ausgezeichnetsten jungen Männer Straßburgs.

Konrad Bock hieng mit unverbrüchlicher Treue an dem österreichischen Herzog und war einer der Edeln, welche Albrecht am Tage seiner Wahl, am St. Johannisabend 1298, zu Mainz, feierlich zu Rittern schlug und denen er mit eigener Hand den ritterlichen Schmuck umhieng.

In der Schlacht bei Geilheim, wo Albrecht seinen Gegenkönig besiegte; wo König Adolf, Viele behaupten, von Albrecht mit eigener Hand, erschlagen und sein Sohn wohl mit sechzig Grafen und Landesherren gefangen wurde, bewies Junker Konrad Bock sich der ihm verliehenen Auszeichnung würdig und bewährte seinen längst erworbenen Ruf der Tapferkeit.

Es gieng in alter Zeit die gemeine Rede, daß alle Fürsten und Herren, welche wider König Adolf zusammen geschworen hatten, eines gewaltsamen Todes sterben mußten. So erzählen auch die gleichzeitigen Chronikschreiber:

Erzbischof Gerhard von Mainz, ein geborner Graf von Nassau, Adolf's Vetter, dem er früher zum Throne verholfen hatte, und der sodann der Haupturheber seines Sturzes wurde, starb jählings auf einem Sessel sitzend.

Der Graf von Haigerloch wurde erschlagen.

Herr Otto von Ochsenstein, Albrechts Vetter und oberster Bannerherr, erstickte vor Hitze und Anstrengung in seinem Harnisch in der Schlacht bei Geilheim.

Der Graf von Zweibrücken ertrank in der Bließ.

Bischof Konrad von Straßburg wurde vor Freiburg im Breisgau von einem Metzger erschlagen.

Der Graf von Leiningen wurde vor seinem Ende unsinnig.

Albrecht selbst wurde meuchlings von seines eigenen Bruders Sohn erschlagen [1]).

Auch Herr Konrad von Bock fand einen gewaltsamen und höchst sonderbaren Tod: er wurde todt gesprungen. Es geschah dies nämlich auf folgende Weise:

Herr Konrad war ein schön gewachsener, kräftiger Mann, von ritterlichem Sinne und ritterlichen Handlungen. Von früher Jugend an hatte er sich im Ringen und Springen und allen Leibesübungen ausgezeichnet und eine solche Stärke, Gewandtheit und Muskelkraft gewonnen, daß er von ziemlicher Höhe herab einem Andern, der sich der Länge nach auf den Boden legte, wie ein alter Chronikschreiber es bezeugt: „so leichtlich auf den Leib sprang, daß er von rechter geringkeit vnd geradene, sich in dem sprung enthielte vnd wider von ihme hinweck schupffte."

Eines Tages befand sich Herr Konrad Bock mit andern adeligen Herren auf der Ritterstube zum Mühlstein. Wie oft schon, war auch diesmal wieder die Rede von seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit im Springen, und alsobald wurde er aufgefordert, eine neue Probe derselben zum Besten zu geben. Marr von Eckwersheim, ein Edelknecht, erklärte sich nicht blos bereit, sich Herrn Konrad zum Sprunge hinzulegen, sondern erbot sich sogar noch es ihm gleich zu thun. Zu seinem Unglücke entschloß sich Konrad, des Eckwersheimers Vermessenheit Genüge zu leisten.

Alles drängte sich nun heran, die kühnen Springer zu bewundern.

Herr Konrad that den ersten Sprung. Er stieg auf einen Tisch; Herr Marr legte sich rücklings auf den Boden, und Konrad sprang, wie er es schon oft gethan, so leicht und gewandt, daß kaum seine Fußspitzen den Leib des Eckwersheimers berührten und er sich sogleich mit der ganzen Wucht seines Körpers in einem zweiten Schwunge vom Edelknechte hinweg auf den Boden schob.

Rauschender Beifall erscholl ringsum in der Trinkstube.

Nun kam die Reihe an Marr. Behend war er auf den Tisch gesprungen, und Herr Konrad hatte seine Stelle auf dem Boden eingenommen. Er schwang sich; allein unfähig, seinem Körper

---

[1]) B. Herzog, Edelsaß. Chronick, Buch II, S. 51, fügt hinzu: „Es seind nach dieser niderlag, allen Graffen vnnd Herrn, so bey Adolpho in der Schlacht gewesen, ihre wappen geendert worden."

eine schnelle Seitenwendung zu geben und vorher den auf dem Rücken liegenden Ritter leicht mit der Fußspitze zu berühren, sprang er demselben mit seiner ganzen Schwere auf den Leib, daß jener augenblicklich des Todes war.

Allgemeine Bestürzung ergriff die Zuschauer.

Herr Marx von Eckwersheim war trostlos.

Nachdem sich das Gerücht von diesem unglückseligen Sprunge in Stadt und Land verbreitet hatte, klagten Manche den Edelknecht an, er habe aus Neid und Haß den Ritter Konrad mit Fleiß zu Tod gesprungen. Er betheuerte aber seine Unschuld auf's Feierlichste und wies diese schändliche Beschuldigung immer mit lautem Unwillen ab.

Konrad von Bock's unglückliche Gattin war Frau Gisela von Staufenberg; sein einziger Sohn, Simon, that sich nachher durch seine tüchtige Gesinnung, seine Liebe zur Vaterstadt und ausgezeichnete Fähigkeiten im städtischen Regimente hervor und erhielt des Vaters Andenken in Ehren, der wegen seines offenen, ritterlichen Wesens und seiner Tapferkeit allgemein gerühmt und geehrt war.

303.

Die Wunderthaten der Geißler.

S. Schilter-Königshoven's Elsäss. Chronik, S. 297 u. ff., und besonders Closner's Chronik im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, 1843, 4°, I, S. 136 u. ff.

Der Schluß der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts war für den größten Theil von Europa mit vielfältigen Schrecknissen erfüllt.

Den 25. Jänner 1348 erschütterte ein furchtbares Erdbeben alle Lande: Berge stürzten ein; Städte und Dörfer versanken; die Erde spaltete sich, Wasserfluthen drangen daraus hervor und giftige Dünste und verpesteten die Luft. Unzählige Heuschreckenschwärme hatten sich auf die Gefilde niedergelassen und alle Saat

aufgefressen, wodurch Mißwachs und Hungersnoth und andere Leiden erzeugt wurden.

Zudem kam auch noch, zum Theil durch jene außerordentlichen Naturerscheinungen bewirkt, eine große Pest, der schwarze Tod genannt, die sich schon im Jahr 1347 in einzelnen Seehäfen des Mittelmeeres gezeigt hatte, und raffte Millionen von Menschen in unserm Welttheile dahin. Sie wüthete namentlich in den Jahren 1348 und 1349 und verschwand erst drei Jahre nachher völlig, nachdem ihr noch, in der einzigen Stadt Thorn, im Jahr 1352, über viertausend Opfer gefallen waren. „Daz sterben waz so gros," sagt Closener, „daz gemeinlich alle tage in iegelichem kirspel [1]) liche worent vij oder viij oder ix oder x oder noch danne me, one die man zu klöstern begrub, unn ohne die man in den spital drug, da waz als unzellich vil daz man die spitelgrube bi bi der kirchen stuute muste in einen witten garten setzen, wan die alte grube zu enge und zu klein waz. Die lute die do sturbent, die sturbent alle an büllen [2]) unn an drüsen die sich erhubent under den armen unn obenan an den beinen, unn wen die büllen ankoment, die do sterben soltent, die sturben an dem vierden tagen, oder an dem dirten [3]), oder an dem andern. Eteliche sturben ouch dez ersten tags. Es erbet ouch eins von dem andern [4]). Do von in welhes hus daz sterben kam, do hort es selten uf mit eime. Men lute ouch alle obende etwie manigeme mit der groszen glocken. Die summe wie manig werbe [5]) mitte [6]) gelütet wart die waz in einre wochen lxiij werbe."

Als Ursächer des schwarzen Todes wurden die Juden beschuldigt; sie hätten nämlich, lautete die allgemeine Sage, die Brunnen vergiftet und angesteckt, und somit die Pest in die Christenheit gebracht; denn ihrerseits starben verhältnißmäßig weit weniger. Die Juden wurden nun überall verfolgt, eingezogen, gefoltert und zu Tausenden verbrannt.

Obgleich der schwarze Tod Straßburg erst im Sommer des Jahres 1349 traf, so war doch schon das Jahr zuvor von verschie-

---

[1]) Kirchspiel. — [2]) Beulen. — [3]) dritten. — [4]) Die Chroniques messines, S. 89 u. ff., sagen sogar, daß die Pest durch den blosen Blick ansteckte: „Que non pas seulement par la demeure ou communication, mais aussi par le *regard* l'ung (l'un) recevait la peste de l'autre" — [5]) wie viel mal. — [6]) damit.

denen Seiten die Aufforderung an den Rath gemacht worden, gegen die in der Stadt ansässigen Juden mit Feuer und Schwert zu verfahren. Die Lauheit, womit derselbe jedoch, nach der Meinung der Judenfeinde, wider sie verfuhr, bewirkte einen Aufruhr in der Bürgerschaft, und in Folge desselben eine Aenderung im Stadtregimente. Unter der Verwaltung des neuen Rathes nun wurden den 14. Hornung, an St. Valentinstag, 1349, auf ihrem eigenen Kirchhofe, an der nördlichen Gränzseite der Stadt, zweitausend Juden verbrannt [1]).

Am Johannistage desselben Jahres erst brach der schwarze Tod in Straßburg aus.

Vierzehn Tage darauf kamen mehrere hundert Geißler aus Brabant, Flandern und dem Hennegau, den Rhein herauf, in's Elsaß und nach Straßburg. Sie trugen auf ihren Mützen und Schultern rothe Kreuze. Vor dem Zuge her, der sich unter Glockengeläute durch die Straßen bewegte, wurden mehrere Fahnen, aus kostbaren Seidenstoffen, getragen. Sie sangen durch die Straßen; in den Kirchen fielen sie auf die Knie, geißelten sich selbst und wurden von dem Meister auf den Rücken geschlagen, während ein Vorsänger die Worte sang:

Nu hebent uf die üweren hende
Daz got dis grosze sterben wende.
Nu habent uf uwer arme
Das sich got über uns erbarme.

Nachdem je Einer vom Meister gegeißelt worden, rief dieser ihm zu:

Stant uf durch der reinen martel ere
Unn hüte dich vor der sünden mere.

Ihre Regel und Lieder oder Leisen, so wie eine Predigt und einen vorgeblich von einem Engel in Jerusalem auf eine Marmortafel geschriebenen Brief theilt Closener am vollständigsten mit. In diesem Briefe werden die Sünden der Menschen, namentlich die Entheiligung der Sonn- und Feiertage, als Ursachen der Erdbeben, der Theurung und der Pest angegeben und alles Volk

---

[1]) Die Straße, in welcher der Judenbrand geschehen, heißt noch heutiges Tages die Brandgasse.

zur Buße aufgefordert. Ueberall strömten die Leute ihnen zu, ließen sich von ihnen bekehren, beherbergten und beschenkten sie. In Straßburg wuchs ihre Zahl zuletzt auf über tausend Mitglieder an, die in zwei Schaaren das Land auf- und abwärts zogen.

Die Geißler gaben auch vor, mancherlei Wunder zu vollbringen. Closener berichtet einige derselben in seiner naiven Weise und mit höchst ungläubigem Sinne:

„Die bruder noment sich ouch an groszer heilikeit, unn sprochent es geschehent grosze zeichen durch iren willen. Zum ersten sprochent sü, ein bider man hette in geben trinken, us eim vasze mit wine, unn wie vil sü drus gedrunkent, so waz es alles vol. Sü sprochent ouch ein martelbilde zu Offenburg geswitzet hette, unn unser frowen bilde zu Strosburg hette ouch geswitzet. Sülich me seittent [1]) sü vil die alle gelogen worent. Sü sprochent ouch die rinder hettent zu Ersthein gerette [2]). Daz kam alse us. Einre der waz zu Ersthein der hies Rinder, der waz alse swach von siechtagen, daz er one sprechen lag. Nu kam es, die wile die geischeler do worent, daz sich der siche beszert unn redent wart. Do seit eins dem andern Rinder ist redende worden. Do sprochent die geischeler, die rinder in den stellen werent redend worden. Daz erschal als wit daz lant waz, daz einveltig lute wondent [3]) es wer alſo. Sü noment sich ouch an die beseszenen lute zu beswerende [4]). Do sprach ir einre, do er eins beswur: Du versniter [5]) dufel, du mus herus, unn soltestu ioch [6]) dine muter gesnien. Mit den heiligen worten hettent sü e E dufel in eins broht [7]), denne sü einen mohten han uszer im broht. Sie trugent ouch ein ertrunken tot kint uf der owen [8]) umbe iren ring [9]) do sü sich geischeltent, unn woltent es lebendig han gemaht. Es geschach aber nüt."

Nach und nach erkaltete jedoch der Eifer für die Geißler; geistliche und weltliche Behörden sprachen wider sie, und endlich machte ein päbstliches Verbot dem Unwesen ein Ende.

---

[1]) sagten. — [2]) Vergl. S. 251 — 254. — [3]) wähnten, glaubten. — [4]) beschwören. — [5]) verworfener, rejectus. — [6]) auch. — [7]) gebracht. — [8]) Aue. — [9]) Kreis.

Vergl. Strobel, Gesch. des Elsasses, II, S. 279 u. ff. Er theilt folgende Strophe aus einem französischen Geißler-Liede mit:

Or avant, entre nous tous Frères,
battons nos charognes bien fort,
en remembrant la grant misère
de Dieu et sa piteuse mort,
qui fut pris en la gent amere
et vendus et traïs à tort
et battu sa char vierge et dère ....
Au nom de ce, battons plus fort.

Die von L. Bechstein, Thüring. Sagenschatz III, S. 70 u. ff., mitgetheilten Leisen weichen in manchen Strophen von denjenigen unserer elsässischen Chronisten ab und sind lange nicht so vollständig wie die von Closener aufgezeichneten.

304.

Die Sage von dem Ursprunge der beiden Ammeistergeschlechter der Varpfenning und der Leimer in Straßburg.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Straßburg ein Kaufmann, Namens Rulin, der gewöhnlich Rulin der Krämer[1]) geheißen wurde. Er war ein reicher, allgemein geachteter Mann, der zu zweien malen, 1353 und 1361, zu Straßburg die höchste Würde, das Amt eines Ammeisters, bekleidete.

Dieser Rulin hatte einen Bruder, Johannes, der äußerst gastfrei, oder, um den altstraßburgischen Ausdruck unserer Chronikschreiber zu gebrauchen, äußerst kostfrei war. Johannes hielt, wie es scheint, gern offene Tafel für Alle, die sich ihm freundlich nahten. Da geschah es aber oft, daß er des Geldes mangelte. Allein in solchen Verlegenheiten wußte sich der heitere Kostfreie immer trefflich zu helfen. Wußte er doch, daß seines ernsten, soliden Bruders Geldkiste immer wohl gefüllt war.

[1]) So nannte man früher auch größere Kaufleute.

Jedesmal also, wenn er Mangel an Geld verspürte, gieng er geradeswegs zu Rulin und sagte zu ihm: „Bruder, leih mir!“

Und dieß that auch Rulin jedesmal ohne Widerrede, denn auch er war gutmüthig und theilte gerne Andern mit, wie Johannes [1]).

Weil aber der Bruder Kostfrei gar oft wieder kam und es endlich ruchbar wurde unter den Leuten, so hieß man im Volke denjenigen der beiden Brüder, der dem Andern immer aushelfen mußte, bloß den baaren Pfenning, Baarpfenning [2]), und den immer wiederkehrenden Borger den Leih merr! Leimer [3]).

Diese Namen blieben fortan den beiden Brüdern und giengen von ihnen auf ihre beiderseitigen Nachkommen über.

Zur Anzeige, daß sie eines Geschlechtes und Herkommens, führten die Barpfenning und die Leimer dasselbe Familienwappen: ein nach der Länge getheiltes, dreifach verschränktes Schild, schwarz und gelb oder golden, jedoch mit verschränkten Farben, zur Unterscheidung der beiden Linien. Die Barpfenning führten links Gold, rechts Schwarz, und so fort verschränkt; die Leimer hingegen hatten links oben Schwarz und rechts Gold, und so fort verschränkt.

Diese nette Familiensage erzählt Specklin in seinen handschriftlichen Collectaneen, Bd. I, Fol. 225 b, zum Jahre 1353:

„1356. Do wardt zu Ameyster erwöhlt H. Rulin kremer.“

So schreibt Specklin, Fol. 226 a. — Auf dem vorhergehenden Blatte holt er ergänzend nach und fügt hinzu:

„Diser Rulin oder Rudolff Kremer was ein wolhabener man, hatt ein bruder hieß Hanß, der was Costfrey, also wan er gelt bedorffte kam er alwegen zu seinem bruder Rulin vnd sagt bruder ley mir, dawil sin bruder vil bare pfenig hatt vnd

---

[1]) Nach Specklin hingegen wäre Rulin geizig gewesen und hätte seinen Brüdern das Ihrige vorenthalten. Die ganze Haltung der Sage streitet aber gegen Specklin's Behauptung.

[2]) In einer Urkunde von 1356 wird er also eingeführt: „Der bescheiden man Rülin von Vtwilre (Utweiler, bei Buchsweiler), genant Bärpfenning, ein burger zu Strasburg.“

[3]) Leih mir; Straßb. Mundart: merr statt mir.

seinen brüdern nichts ließ, kam im der name Barpfenig wie auch seinen nachkomenten, aber seinen bruder Hanß hieß man nuhr den Leimir, wie auch seine nachkomenten. Der leste Barpfenig auff S. Elisabettengaß ist gestorben 1550, vnd der leste Leimer h. Jörg Leimers des ammeisters son, Carle genandt, am Roßmarkt, ist in Frankreich [1]) gestorben im Jar 156 [2]), vnd also beder geschlecht mansstam gestorben."

Etwas weitläufiger, doch augenscheinlich aus derselben Quelle schöpfend, wie Specklin, erzählt Oseas Schadäus diese Sage in seiner handschriftlichen Chronik, S. 51 b.

In den Jahren 1386 und 1392 wurde zum Ammeister erwählt Heinrich Leimer, wahrscheinlich des kostfreien Johannis Sohn.

Einem jüngern Rulin Barpfenning, ohne Zweifel des ältern gleichnamiger Sohn, widerfuhr die seltene Ehre, daß er sechsmal zum Ammeister ernannt wurde. Als solcher spielte er im Jahre 1419 nebst dem Alt-Ammeister Hugo Dreyzehen eine Hauptrolle in dem Streite der Bürgerschaft Straßburgs mit dem städtischen Adel, welcher das Regiment der Stadt wieder an sich reißen wollte.

Dieser jüngere Rulin Barpfenning war Ammeister in den Jahren 1399, 1405, 1409, 1413, 1419 und 1426.

305.

Die Sage vom Ursprung des Wappenschildes der Maler.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als Meister Ulrich von Ensingen, der berühmte Stammvater des Künstlergeschlechtes der Ensinger, den Thurmbau des Straßburgischen Münsters leitete, stunden ihm die drei Junkherren von Prag hülfreich an dem Baue bei [3]).

---

[1]) Schadäus sagt in Valenz, Valence.

[2]) Specklin ließ die Jahrszahl unausgeschrieben. Es soll heißen 1571, wie es aus dem Berichte des Chronisten O. Schadäus erhellt.

[3]) Specklin, in seinen handschriftlichen Collectaneen, Bd. I, Fol. 366 b;

Dieselben waren nicht minder berühmt als Meister Ulrich. Als Bildhauer, Baumeister, Maler und Formschneider glänzen sie in der ersten Reihe der gefeiertsten Künstler ihrer Zeit und des fünfzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen. Ihnen verdankte Straßburg namentlich das vielgerühmte traurige Marienbild. Dieses schenkte Meister Konrad von Frankenburg, des Frauenwerks Balier, im Jahre 1404 dem Werke oder dem Münster, und es wurde hernach mit großen Ehren in der durch Meister Erwin von Steinbach erbauten prachtvollen Marienkapelle unter ein kunstreich ausgehauenes Tabernakel gesetzt, das allein bei sechzig Pfund Pfenninge Straßburger Währung kostete. Dieses Bild wurde seiner Traurigkeit halber im Volke für heilig gehalten und bis zur Reformationszeit hoch verehrt und viel dabei geopfert.

Von dem Einen der drei Junkherren von Prag rührte auch höchst wahrscheinlich das ebenfalls hochberühmte traurige oder kreuztragende Christusbild her, welches im Jahre 1410 inwendig an dem großen Münsterportale, der sogenannten Schapelthüre, aufgestellt wurde [1]).

Von diesen drei Junkherren von Prag nun wird der Ursprung des Zunftwappens der Maler hergeleitet und derselbe folgenderweise von der Sage erzählt:

Es geschah eines Tages, daß die Herren von Rappoltstein

---

und Guilliman, in seinem Werke De episcopis argentinensibus, S. 58, haben das Andenken der drei Junkherren von Prag und dasjenige ihres Antheils am Thurmbaue des Münsters aufbewahrt; und noch bezeugt eine Medaille vom Jahre 1565 die geschichtliche Richtigkeit ihrer Aussage. Auf der einen Seite dieser Medaille sieht man die westliche Haupt-Façade des Münsters, sammt dem Thurme, oben herum mit der Inschrift: TVRRIS. ARGENTORATENSIS., und auf der andern Seite die drei Junkherren selbst zu Pferde, mit der Inschrift: DIE. DREI. IVNCKHERN. VON. BRAG., und der Jahrszahl 1565.

[1]) Höchst wahrscheinlich sind auch die trefflichen, in den Thürmchen an den beiden dem Wächterhäuslein zugekehrten Wendeltreppen aufgestellten kleinern Statuen, meist Apostelbilder, von der Hand der Junkherren. Der Ort, wo diese Bilder sich befinden, würde wenigstens mit dem denselben zugeschriebenen Wirkungskreise am Münsterthurme übereinstimmen, und die Schönheit dieser Statuen ihrerseits vollkommen dem hohen Rufe dieser Künstler entsprechen. — Ueber das im Texte erwähnte traurige Christusbild sehe man in der nachfolgenden Sammlung der Münstersagen des Verfassers, die auf dieses, leider mit dem traurigen Marienbilde zu Grunde gegangene Meisterstück bezügliche Sage, nebst den beigefügten Anmerkungen.

mit denselben in Streit geriethen und sie auf die gröbste Weise beleidigten.

Die Junkherren aber nahmen diese Entehrung nicht stillschweigend hin. Mit gerechter Klage kamen sie bei Kaiser Sigmund ein, der sie gar hoch hielt wegen ihrer Kunst und ihres adeligen Herkommens, und zur Strafe der Beleidiger ertheilte der Kaiser den Junkherren von Prag das Recht, fortan die Geschlechtswappen der Herren von Rappoltstein, jedoch mit verschränkten Farben, drei weiße oder silberne Schildlein in rothem Felde, zu tragen.

Und von den Junkherren von Prag soll hernach dieses Schild und Wappen, roth und weiß, auf die Malerzunft von Straßburg, und von dieser auf sämmtliche Maler-Zünfte des deutschen Reiches übergegangen sein.

Diese angebliche Entstehungsweise des bekannten Zunftwappens der Maler erzählt Chr. Lazius, doch ganz summarisch nur, in seinem gehaltreichen Werke: De migrationibus gentium, Lib. VIII, pag. 515, Ausgabe von Basel 1572, in dem auf die Herzoge von Urselingen und die Markgrafen von Schiltach bezüglichen Abschnitte: »Genealogia Ducum de Vrsplingen et Marchionum de Schiltach, qui a spoletanis Marchionibus exulibus descendebant, quemamodum et barones de Rapoltensteyn, et Barones de Vüinsperg.« — *Habebant*, schreibt Lazius, in insignibus albis tres rubros minores clypeos, quæ et Vüinspurgenses et Rapoltensteynenses gerunt, sed inüersis coloribus, qualia passim üidemus pictores arma siüe insignia artis usurpare, ab insignibus illis pictoribus artificio transmissa, quos ante patrum memoriam üocabant die junckhern von Prag, qui extremam manum turri argentoratensi indidere, et quibus ab ignomiam quandam a dominis a Rapoltensteyn irrogatam, gentilicia familiæ Rapoltensteynensium illa ipsa insignia Sigismundus Imperator confirmaüerat.

Crusius, in seiner Schwäbischen Chronik (Vol. I, Th. III, 4tes Buch, 3tes Cap., S. 89) und Zeiler, in seinem Reisbuch (Th. I, S. 214), haben seitdem mit denselben Umständen diese Sage nacherzählt. Auch sie, gleichwie Specklin und Guilli-

man, erwähnen des Antheils, den die Junckherren von Prag an der Vollendung des Straßburger Münsterthurmes genommen haben.

Die von Lazius aufgestellte Behauptung hinsichtlich des Ursprunges des Wappenschildes der Maler kann jedoch geschichtlich nicht auf die Weise, wie er sie mittheilt, begründet sein; denn der Ursprung dieses Schildes reicht offenbar über die Zeit der Junckherren von Prag hinaus.

Ohne Zweifel war dieses Malerwappen, das auch, wie schon gesagt, bei den übrigen Malerzünften in Deutschland verbreitet war, ein sogenanntes sprechendes, des armes parlantes, wie die Franzosen sagen. Höchst wahrscheinlich war es ein uraltes. Schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts führte, erweislich, die Zunft der Schilter oder Maler zu Straßburg die drei Schildlein, drei und eins gestellt, in ihrem Wappen. Es mag daher seinen Ursprung genommen haben, daß die ältesten mittelalterlichen Maler, deren Kunstübung sich hauptsächlich auf das Bemalen der Schilde beschränkt zu haben scheint, aus dieser Ursache unter dem Namen der Schilter, d. h. der Schildmaler, bezeichnet wurden.

Auf einem noch vorhandenen Ordnungsbuche der Straßburger Malerzunft, welche späterhin, von ihrer Zunftstube, auch die Zunft zur Stelzen geheißen wurde, vom Jahre 1456, ist auf beiden Seiten des Einbandes das Wappen mit den sogenannten drei Maler-Schildlein gemalt; diese letztern zwar weiß oder silbern, wie immer, hier aber in blauem Felde und das große Schild mit goldnem Rande eingefaßt. Auf Malereien vom Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts habe ich bis jetzt ausschließlich das rothe Schild getroffen, mit den drei weißen oder silbernen Schildlein, von dem die von Lazius mitgetheilte Sage spricht, jedoch durchgängig ohne Einfassung oder Bordüre. Auf Malereien des siebzehnten Jahrhunderts hingegen kömmt, merkwürdig genug, das blaue Schild wieder nebst dem rothen vor; doch auch hier beide wieder ohne Einfassung. Dieses doppelfarbige Bild ließe sich vielleicht dadurch ganz leicht erklären, daß das blaue, wie ich zu vermuthen alle Ursache habe, dasjenige der eigentlichen Kunstmaler, und das rothe hinwiederum dasjenige der ältern Schilter und nachherigen Wappenmaler gewesen sein dürfte.

Auch außerhalb Straßburgs, wie bereits bemerkt worden, findet sich das Malerschild mit den drei kleinen Schilden, roth und weiß, als Zunftwappen vor, und zwar ebenfalls schon vor der Zeit der Junkherren von Prag. So namentlich in einem gemalten Glasfenster des vierzehnten Jahrhunderts im Münster zu Freiburg im Breisgau, auf der nördlichen Abseite.

Nichts desto weniger aber mag dennoch der von Lazius mitgetheilten Sage irgend ein historisches Ereigniß zu Grunde liegen. Als ausgezeichnete Maler mögen die Junkherren von Prag, gleichwie andere Künstler dieses Faches, gar wohl das Malerzunftwappen vorzugsweise vor ihrem angestammten adeligen Wappen geführt und hierdurch einerseits zu dem in der Sage berührten Streite mit den Herren von Rappoltstein Anlaß gegeben haben, und andererseits aber auch viel dazu beigetragen haben, dieses Künstlerwappen immer mehr in Aufnahme zu bringen. Auf diese Weise ließe sich vielleicht obige Sage ganz natürlich auf die reine historische Wahrheit zurückführen.

306.

Kaiser Sigismund und die Straßburger Edelfrauen.

S. B. Herzog, Edelsasser Cronik, Buch II, Fol. 86; vergl. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 144 u. ff.

Sigismund, König von Ungarn und Böhmen, welcher den 21. Juli 1411 zu Frankfurt von den Churfürsten auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden war, hatte sich 1413 und 1414 die Gunst Straßburgs dadurch erworben, daß er ihr nicht nur das Recht jährlich eine große Messe zu halten, bestätigte, sondern dieselbe auch, nach ihrem Wunsche, vierzehn Tage vor und ebenso viele nach Johannis verlegte; zudem erhöhte er auf ihr Begehren den Rheinzoll, was ebenfalls für sie von bedeutendem Gewinn war. Dafür empfieng ihn auch die Stadt auf das Glänzendste, als er, aus Italien zurückkehrend, aus der Schweiz kam und durch den Rheingießen in ihre Mauern einfuhr.

Es geschah dies den 7. Juli 1414, Abends. Sowie der Magistrat die Kunde erhielt, daß der Kaiser auf zwei Stunden von

Straßburg entfernt war, ließ er mit allen Glocken läuten; zahlreiche Schiffe fuhren ihm entgegen und begleiteten ihn bis an die neue Brücke, wo er anlandete, zu Pferde stieg und von der ganzen Geistlichkeit, dem Adel, dem Magistrate und den Zünften mit lautem Jubel empfangen wurde. Vor ihm her und hinter ihm trug man Stangkerzen. Er ritt nun mit seinem zahlreichen Gefolge, in welchem sich auch Amadeus, Graf von Savoyen, der bei sechshundert Pferde mit sich führte, befand, dem Münster zu; und so groß war die Menschenmenge, welche sich auf dem Platze vor demselben versammelt hatte, daß er, wie Bernhard Hertzog versichert, „vor dem getreng des volcks nicht in das Münster kommen konnte," sondern in seine Herberge, den Lohnherrenhof, oder den jetzigen Lurhof, in der Brandgasse, begleitet wurde. Erst nach dem Nachtims, nachdem die Menge sich verlaufen, führte man ihn sodann in das Münster.

Die Stadt schenkte dem Kaiser „drey fuder Weins, ein rottes vnd zwey weiß fuder, ein silbern übergült Gießfaß, 200 gulden wehrt."

Der Bischof, der Magistrat, die Bürgerschaft und der Adel stritten sich um die Ehre, dem Kaiser seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Damals lag Bischof Wilhelm mit dem Domstifte und der Stadt in Streit, und Sigismund hatte während seines Verweilens in Straßburg vollauf zu thun, beide Theile von ihren Feindseligkeiten abzubringen und zur Aussöhnung zu bereden.

Ebenso dauerten die Zwistigkeiten, welche schon lange zwischen den beiden angesehenen adeligen Familien Zorn und Mülnheim herrschten, noch immer fort und ließen unruhige Auftritte befürchten. Dieß Alles machte, daß der Magistrat an den Thoren und auf den Thürmen strenge Wache zu halten befahl; auch ließ er durch zwei Schaaren Kriegsleute, bei jeder sechzig Mann zu Pferd und hundert zu Fuß, mit brennenden Schwefelringen vor und hinter dem Zuge, jede Nacht die Straßen bewachen.

Allein ungeachtet dieser Spaltungen, die in der Stadt herrschten, und der Aufregung, welche dieselben mit sich brachten, war Sigismund heitern, manchmal sogar ausgelassenen Sinnes. Die schönen Frauen und Jungfrauen besonders hatten sich seiner Huld und Liebenswürdigkeit zu erfreuen.

Schon hatte sich der Kaiser auf dem Mühlstein, der Trinkstube derer von Mülnheim, bei Gelag und Tanz weidlich vergnügt; als eine Deputation von Frauen der Zornischen Familie ihn für den folgenden Tag auf ihre Stube zum Hohensteg einlud. Gerne, gab er ihnen scherzend zur Antwort, wolle er kommen, allein er wisse den Weg nicht, sie müßten ihn wohl abholen und dahin geleiten.

Diese Worte ließen sich die Edelfrauen nicht umsonst gesagt sein. Des folgenden Morgens, „zu Primen zeitt" (um sechs Uhr), pochte es plötzlich an des Kaisers Schlafzimmer in des Lohnherren Hofe. Sigismund erwachte davon, sprang auf und stand bald, nachdem er schnell einen Mantel um sich geworfen hatte, baarfuß vor einer festlich geschmückten Schaar von bei hundert der schönsten Frauen und Jungfrauen, die ihn, an sein gestern gegebenes Versprechen mahnend, einluden, ihnen zum Hohenstege zu folgen.

Der galante Kaiser empfieng die Damen mit freundlichem Lächeln, und um sie nicht warten zu lassen, eilte er mit ihnen in dem Aufzuge, in welchem er sie eben empfangen, baarfuß und mit dem leichten Mantel bedeckt, die Treppe hinab.

Beim Klange der Pfeifen und Trommeln bewegte sich der lustige Zug, der Kaiser voraus, umgeben von seinen lieblichen Begleiterinnen, singend und tanzend durch die Brandgasse und die Münstergasse zum Münster. In der benachbarten Korbergasse kauften die Frauen dem Kaiser ein Paar Schuhe „vmb 7. Creutzer," zogen sie ihm an, hörten sodann mit ihm die Frühmesse, und brachten ihn endlich auf die Stube zum Hohensteg, wo er sich erst völlig ankleiden konnte.

Sieben Tage hatte Kaiser Sigismund in Straßburg zugebracht, in welchem damals ein außerordentlicher Zusammenlauf von Fremden war, „dann," sagt Königshoven, „vf die zeit waren in der Statt 3 hertzogen von Peyeren gebrüdere, und der hertzog von Lottringen und der Margraff von Baden, und der Margraff von Röttell und auch Jr. Ludwig von Liechtenberg, und 3 von Blanckenburg, und der Bischoff von Trier, und herr Margyse von Verone, und der Baschan von Soffey, und viel andere Fürsten, Freyen, Graffen und Herren, das ihr 62 was, ohne andere Ritter und Knechte der was ohne zahl in der Statt. und die Statt bezalt was der König vff die zeit kostet hett. und was der König 7.

tag zu Straßburg, und daß die Statt dem Könige Schenckte und allen Fürsten und herren also viel ihr was, das kostet 1500 fl."

Beim Abschied schenkte der Kaiser den Frauen, welche ihn so gastlich empfangen hatten, zum Andenken hundertfünfzig goldene Fingerringe; so viel nämlich, als er damals in der Stadt aufkaufen lassen konnte. Da aber diese Zahl nicht hinreichte, um sie alle damit zu beglücken, so versprach er, die fehlenden nachzuschicken, was er auch getreulich hielt.

Die adeligen Frauen hatten, wie es scheint, so großes Wohlgefallen an dem galanten Kaiser gefunden, daß sie stets um ihn waren, wenn er nicht gerade in Geschäften war; sie hatten ihn noch zu Schiff, eine Meile weit unterhalb Straßburg, begleitet und mit ihm auf einer grünen Au, wo man hielt, ein Abschiedsmahl genossen.

Seinerseits war ihnen aber auch der Kaiser noch lange nachher huldvoll und freundlich zugethan. Denn, als „Sigismund im Jahre 1416 in den Angelegenheiten der Kirche nach Frankreich reiste und eben seit dem 1. März in Paris anwesend war, kam der Stadtschreiber von Straßburg, Ulrich Meiger von Wasenecke, am 3. desselben Monats zu ihm, um vor ihm, der Angelegenheiten mit dem Bischof wegen, im Namen der Stadt einen Vortrag zu thun. Nicht ohne Absicht gab Herr Meiger zuerst einen Brief ab, den die Straßburgischen Damen an den Kaiser geschrieben hatten. Sogleich wurde Sigismund heiter, ließ ihn den Brief laut vorlesen und bezeugte sein Wohlgefallen an demselben. Dann überreichte ihm der Stadtschreiber, ebenfalls in der Frauen Namen, eine reich verzierte goldene Kette, die sich auch Sigismund sogleich um den Hals hieng. Hierauf ließ der Kaiser seine Gesellschaft in der Kammer tanzen, und versprach den Geberinnen, aus England, wohin er sich begeben werde, allerlei hübsche Dinge zu schicken oder selbst zu überbringen [1]). Jedermann sagte, man hätte den Kaiser auf der ganzen Fahrt noch nicht so lustig gesehen. Auch in Aachen, wo dieser Fürst am 25. Dezember eintraf, war die erste Frage, welche er an den Straßburgischen Gesandten, Ritter Goße Burggrat, richtete, die nach den Frauen. Worauf er die höfliche Antworf erhielt: „Gnädiger Herr, sie haben ein groß

[1]) Er kam auch in der That 1418 wieder nach Straßburg.

Verlangen nach Euch." S. Strobel, Geschichte des Elsasses, III, S. 107, Note 2; nach Wencker, Coll. Arch. S. 158—160.

Der Umstand, daß Sigismund von den Frauen in der Morgenfrühe abgeholt wurde, mit denselben baarfuß durch die Straßen getanzt und von ihnen mit einem Paar Schuhen begabt worden sei, wurde von verschiedenen Schriftstellern in Zweifel gezogen. Schilter, der Herausgeber von Königshovens Chronik, sagt, Hertzog thue demselben Unrecht, daß er ihm diese Erzählung aufbürde; sie stehe weder in der Chronik, noch in einer der Fortsetzungen derselben; Königshoven, der Zeuge der Festlichkeiten war, welche Straßburg dem Kaiser gab, hätte es nicht gewagt, eine solch alberne Mähr von ihm zu erzählen; man könnte hinzusetzen, daß auch die Anwesenheit der Kaiserin, seiner Gemahlin, dieselben zu bezweifeln veranlassen könnte. Allein im Exemplar von Hertzog's Chronik, Bibliotheca Schœpflinia, fand ich bei der besprochenen Stelle folgenden handschriftlichen Zusatz: »In continuatione quam Ms. a. habet, habentur ea quæ B. H. allegat.« Auch hat sich die Sage seitdem in Straßburg noch immer im Volke erhalten.

Die Scene, wie die Edelfrauen den Kaiser in die Korbergasse vor eine Schusterbude führen, hat der ausgezeichnete Straßburger Maler Klein in einem von Th. Schuler trefflich gestochenen Blatte, in den Umrissen zu meinem poetischen Sagenbuche, dargestellt.

307.

Die Sage von den ersten Zigeunern, welche in das Elsaß und nach Straßburg kamen.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Unsere ältern elsässischen Geschichtschreiber haben das erste Erscheinen der Zigeuner oder Zigäuner im Elsasse, im Jahr 1418, mit mehr oder weniger Ausführlichkeit in ihren Chroniken berichtet. Diese Erzählungen gehören zwar der Geschichte an, enthalten aber manches rein Sagenhafte, so daß zwei derselben hier wohl eine geeignete Stelle finden.

Trausch schreibt in seiner handschriftlichen Straßburgischen Chronik, Th. II, S. 36b:

„Die ersten Zeyginer kommen gohn Straßburg."

„Disses Jahr (1418) kahmen die ersten Zeyginer gahn Straßburg vndt in alle Landt. Der waren auff 14,000 hien vndt her zerstrewt. Sie sagten es müsste alle 7 Jahr ein Rott außziehen vndt Buß thun, dieweihl sie vnsser liebe Fraw nicht haben beherbergen wollen [1]). Sie waren auß Epiro, der gemein Mann nandts auß Klein Egipten. Die hatten Geldts genug, zahlten Alles, thaten Niemandts kein Leydt, zogen durch alle Landt. Ihr Obrister nandte sich Hertzog Michael, hatt auff 50 Pferdt bey ihme. Nach den 7 Jahren hatt man in 50 Jahr keine mehr gesehen. Allein seither haben veihl bösse Lecker in solchem Sinne solchs auch für genommen, ist aber ittel Betrug mit ihnnen. Es schreibt Aüentinus sie seyen des Türcken Verräther. Sie werden außführlichen beschriben beim Münstero, Fol. 603."

Hier die Stelle von Münster, nach einer andern Ausgabe seiner Cosmographie:

„Von den Züginern, oder Heyden. (Drittes Buch, Cap. V, Fol. 385 und 386, Ausg. Basel 1550.) Als man zalt von Christi geburt tausent, vierhundert vnd siebenzehen, hat man zum ersten inn Teutschlandt gesehen die Züginer, ein vngeschaffen schwarz, wüst vnn vnfletig Volck, dz sonderlich gern stilt, doch aller meist die Weyber, die also jren mannen zutragen. Sie haben vnder jnen ein Grauen [2]) vnd etlich Ritter, die gar wohl bekleidet, vnd werden auch von jnen geehrt. Sie tragen bey jhnen etlich Brieff vnd Siegel, vom Keyser Sigmund vnd andern Fürsten gegeben, darmit sie ein Geleit vnn freyen Zug haben durch die Länder vnd Stett. Sie geben auch für, dz jne zu Buß auffgelegt sey, also vmbher zu ziehen in Bilgerweiß, vnd das sie zum ersten auß klein Egypten kommen seyen. Aber es seind Fablen. Man hat es wol erfarn, dz diß ellend Volck erboren ist, in seinem vmmschweiffenden ziehen, es hat kein Vatterland, zeucht also müssig im Land vmbher, ernehret sich mit stelen, lebt wie die Hund, ist

---

[1]) „Sie stammten von den Aegyptern ab, welche den Eltern Jesu bei ihrer Flucht nach Aegypten keinen Aufenthalt gestatten wollten." Wursteisen, Basler Chronik, S. CCXL.

[2]) Grafen.

kein Religion bey jnen ob sie schon jre Kinder vnder den Christen lassen Tauffen. Sie leben ohne sorg, ziehend von einem Land in das ander, kommen vber etlich jar herwider. Doch theilen sie sich in viel Scharen, vnn wechßlen jre zeug in die Länder. Sie nemen auch an Mann vnn Weyb in allen Ländern, die sich zu jnen begeren zu schlahen. Es ist ein seltzams vnn wüst Volck, kan vil Sprachen, vnd ist dem Bawrßuolk [1]) gar beschwerlich. Dann so die armen Dorffleut im Feld seind, durchsuchen sie jhre Heuser, vnnd nemmen was jnen gefalt. Jhre alte Weyber begehend sie mit Warsagen, vnnd dieweil sie den fragenden antwort geben, wie viel Kinder, Männer oder Weyber sie werden haben, greiffen sie mit wunderbarlicher behendigkeit jnen zum Seckel, oder zu der Täschen, vnnd lären sie, daß es die Person deren solches begegnet, nicht innen wirt.

„Es ist mir Munstero vor etlich vergangnen jaren bey Heydelberg begegnet, daß ich mit jhnen zu Eberbach in ein gespräch kam, vnd von jhren Obersten zu wegen bracht, zu lesen einen Brieff, deß sie sich berhümten, vnnd das was ein Vidimus, so sie von Keyser Sigmunden zu Lindaw hetten erlangt, inn dem stünd, wie jhre vorfahren in klein Egypten etliche jar lang vom Christen glauben weren ab gefallen. Und als sie sich widerumb bikerten, ward jhnen zu Buß auffgesetzt, das sie oder etliche von den jhren also vier jahr soltend im ellend vmbher ziehen, vnd Buß wircken, so lang sie im Vnglauben waren gelegen. Aber nach außweisung solches Brieffs, ist die Zeit jhres vmbher ziehens vor viel jharen außgewesen, vnnd vber das schweiffend sie noch im Land härumb, vnd ernehren sich mit stelen, liegen, triegen vnd Warsagen. Vnnd als ich jhnen solches fürwarff, gaben sie mir zu antwort, es were jhnen der Weg verschlagen, das sie nicht köndten in jr Vatterland kommen, ob schon die Zeit der Buß vor langem hinüber. Und da ich weiter sie rechtfertiget, es stünd im Brieff das sie solten Buß wircken, das thäten sie nicht, dann sie hetten mit Weybern zu schaffen, vnd nemen den Leuten das jr u. s. w. Antworten sie, sie hetten sonst nichts zu schaffen."

---

[1]) Bauersvolk.

Moscherosch, in den Wunderlichen wahrhafftigen Gesichten Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, Th. II, S. 633 u. ff., theilt unter dem Titel Feld-Sprach ein kleines Wörterbuch mit, welches der Zigeunersprache oder dem sogenannten Rothwälsch, wie es auch genannt wird, entnommen ist; es ist um einige Ausdrücke reicher als das im Anfange des 16ten Jahrhunderts erschienene, selten gewordene Büchlein: *Liber Vagatorum* der Biller Orden.

Es leben jetzt noch einige hundert Zigeuner im Unter-Elsaß, namentlich in der Gemeinde Reipertsweiler, bei Lichtenberg.

Anmerk. des Herausgebers.

308.

Hansen's von Westhausen Geist erscheint auf dem Hohensteg.

S. Kleinlawel, Gereimte Straßb. Chronik, S. 89, und Friese, Vaterländ. Geschichte, Th. II, S. 30.

Der wackere Ritter Hans von Westhausen, der gar oftmals mit seinen Genossen den vollen Becher in der Trinkstube derer von Zorn, zum Hohenstege genannt, geschwungen hatte, war im Jahre 1417 gestorben. Acht Tage nach seinem Tode saßen zweiundzwanzig Edelleute zu später Nacht in derselben Zunftstube; da gieng plötzlich die Thüre auf und der verstorbene Hans erschien an derselben, auf einer Ziege reitend.

Bei diesem Anblicke erschraken die Ritter so heftig, daß alle zweiundzwanzig erkrankten; acht davon starben des andern Tages, und bald darauf noch mehrere andere.

309.

Die Inschrift am Weißenthurmthore.

Nach einer Mittheilung von Ludwig Schneegans.

Wenn man zum Weißenthurmthore hinausgeht, so bemerkt man, gleich nachdem man durch den ersten Bogen gekommen, zur rechten Hand, in einer gewissen Höhe, folgende alte Inschrift:

Gottes barmhertzigkeit
Der pfaffen grytikeit
Und der bauren Bosheit
Durchgründet niemanß
Uf minen eit. 1418.

Schadäus erzählt den Ursprung dieser Worte in seiner Chronik nach dem mündlichen Berichte eines ältern Straßburgers, »ex relatione cujusdam senioris,« auf folgende Weise:

Seit undenklichen Zeiten gehörte der Zehende des vor der Stadt gelegenen Königshofer Bannes der Kirche zu St. Aurelien. Seitdem aber Bischof Rachio, im Jahr 942, diese Pfarrkirche sammt den ihr zuständigen Zehenden und andern Einkünften dem Stifte St. Thomä geschenkt hatte, genoß dieses Stift den bedeutenden Zehenden von Königshofen; ein Drittheil nur blieb mehrere Jahrhunderte hindurch dem Leutpriester oder ewigen Kaplan von St. Aurelien vorbehalten, bis zum Jahr 1471, in welchem Bischof Ruprecht die Kaplanei dieser Kirche ebenfalls St. Thomä einverleibte und somit auch der ganze Zehende diesem Stifte anheimfiel.

Es war nun ein uralter Gebrauch, daß jedes Jahr, nach eingebrachter Ernte, die Stiftsherren den Gärtnern, die zur Pfarrei St. Aurelien gehörten, und den Königshofern „ein gemeine Zech von Brodt und Wein ausrichteten." Allein diese Gewohnheit, zu welcher sich die Stiftsherren nicht verpflichtet glaubten, wollten dieselben im Jahre 1418 abstellen, obgleich die Ernte reichlich ausgefallen war. Darüber ergrimmten die Bauern und steckten den auf dem Felde aufgeschichteten Zehenden in Brand.

„Nachdem aber," sagt Schadäus, „die Pfaffen sich zu dieser Zeit geweigert, ohngeacht durch Gottes Barmhertzigkeit

eine reiche Ernd und Zehent gefallen, hat die Bosheit der Bauren verursacht, daß durch böse Buben der Zehent, so noch auf dem Felde lag, mit Feuer angesteckt und verderbt worden."

310.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans, nach Daniel Specklin.

Im Jahre 1440, dem Jahre, nachdem der Münsterthurm vollendet worden war, wurde zu Straßburg die herrliche Kunst der Buchdruckerei erfunden durch Johann Mentelin, am Fronhof zum Thiergarten. Sein Schwager Peter Schöffer und Martin Flach verlegten seine Werke.

Aber Mentelins Diener, Johann Gensfleisch, nachdem er seinem Herren die neue Kunst genugsam abgestohlen hatte, entfloh nach Mainz, seiner Heimat. Dort brachte er sodann durch den Gutenberg, der sehr reich war, Alles noch besser in Ordnung.

Wegen dieser schändlichen Untreue seines Dieners bekümmerte sich Mentelin so sehr, daß er starb vor Leid. Zu Ehren seiner Kunst wurde er in's Münster begraben und eine Druckpresse auf seinem Grabsteine ausgehauen.

Hernach aber „strief" Gott des Mentelin Diener, den Gensfleisch, für die an seinem Herren begangene Treulosigkeit, daß er des Lichtes beraubt wurde und blind bis an sein Ende.

Lange Zeit bewahrte man noch zu Straßburg die erste Druckpresse des Erfinders, sammt den ersten Buchstaben, deren er sich bedient hatte. Daniel Specklin, der berühmte Baumeister und Geschichtschreiber, erzählt, daß beide noch zu seiner Zeit vorhanden gewesen, und daß er sie mit eigenen Augen gesehen. „Ich habe," sagt er, „die erste Preß, auch die Buchstaben gesehen, wahren von Holtz geschnitten, auch gantze Wörter vnd Sylaba (Sylben), hatten Löchlen, vnd fast man ahn ein Schnur nach einander mit einer Nadel, zoge sie dann, nach den Zeillen, in die Lenge. Es ist Schad das man solches Werck (welches das allererste in aller Welt gewessen ist), hatt lassen verloren werden."

Andere Ueberlieferungen in unsern alten Chroniken bestätigen Specklins Bericht. Eine derselben sagt:

„Im Jahre 1440, als Herr Niklaus Schanlit, von der Küeferzunft, zum dritten male Ammeister erwählt worden war, und Herr Burkhardt von Mülnheim, Ritter, Kuno zum Trübel, Hans Balthasar von Endingen und Walther Spiegel Stättmeister waren, da wurde die herrliche und höchst nützliche Kunst der Buchdruckerey erstlichen offenbar und allhier zu Straßburg an den Tag gebracht und erfunden durch Johann Mentelin, wohnhaft zum Thiergarten am Fronhof."

Die erste Presse hat ein Drechsler, Namens Conrad Sahspach, im Krämergäßlein, gemacht, es war dieselbe, welche Specklin noch gesehen.

In der oben erzählten Sage von der Erfindung der Buchdruckerkunst schimmert die sonderbar entstellte und verwirrte historische Wahrheit noch durch. Bis zur Entdeckung des nach Andreas Dreizehns Tode vorgenommenen Zeugenverhörs, welche Schöpflin gemacht, galt Johannes Mentelin ziemlich allgemein für den Erfinder der Buchdruckerkunst.

Noch bewahrt man auf der Stadtbibliothek Mentelins Grabstein auf. Derselbe hatte sich ursprünglich in St. Wilhelm befunden, wo also Mentelin scheint begraben worden zu sein.

Die nachfolgende Grabschrift, welche ehemals im Münster gewesen sein soll, ist ein Produkt späterer Zeit:

„Ich Johann Mäntelin lieg endlich da begraben,
der ich, durch Gottes Gnad, am ersten hab' Buchstaben
zu schöner Schriften Druck in Straßburg hier erdacht
und solche schöne Kunst dadurch zuweg gebracht,
daß ein Mann einen Tag Jetzund so viel kann schreiben,
als sonst ein ganzes Jahr: Und diese Kunst wird bleiben
bis an das End der Welt. Nun wär es die Gebühr,
daß Gott würd Dank gesagt und ohne Ruhm auch mir;
Allein ich halt davor, es werde schlecht geschehen
und darum hat mir Gott ein Denkmal selbst ersehen,
daß ohngefähr zu Lohn für meine Druckerey,
mir dieser Münsterbau ein Mausoleum sey."

Herr Dorlan, Advokat in Schlettstadt, hat in seinen Notices historiques sur l'Alsace, Colmar 1843, Th. I, S. 277 — 334, von Neuem die Erfindung der Buchdruckerkunst dem in Schlettstadt gebornen Mentelin zugewiesen.

Vergl. auch die Bemerkung zu Nr. 240, S. 309.

311.

Der Bäckerknechte Zug nach Wasselnheim.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Im Jahre 1448, als die Stadt Straßburg das äußerst feste, mit zweiundzwanzig Thürmen und einem starken Zwingolfe [1]) versehene, weithin als uneinnehmbar gerühmte Schloß zu Wasselnheim bestürmen und erobern ließ, soll sich die Bäckerzunft hauptsächlich ausgezeichnet und viel dazu beigetragen haben, die Belagerten zur Uebergabe zu nöthigen.

Zur Erinnerung an die Einnahme des Wasselnheimer Schlosses zog hernach die Bäckerzunft von Straßburg alljährlich, um Pfingsten, in festlichem Zuge, mit fliegendem Zunftbanner, nach Wasselnheim.

Also erzählen die Geschichtschreiber die Veranlassung dieses Festzuges, und damit stimmen auch die alten, mit Reimen versehenen Gemälde (s. weiter unten) überein, welche sich ehemals auf der Zunftstube der Bäcker befanden und einzelne Scenen aus der Belagerung von Wasselnheim darstellten.

Eine andere Erklärung dieses Zuges, offenbar nach einer mündlich verbreiteten Sage, zu welcher vielleicht eine mit dem Wasselnheimer Kriege zusammenhängende Begebenheit Veranlassung bot, erzählt ein handschriftlicher, wahrscheinlich von Künast herrührender Anhang, der sich in einem Exemplare der bekannten Descriptio particulæ territorii Argentinensis, von Bernegger, auf der Straßburger Stadtbibliothek befindet. Hier die Stelle:

---

[1]) Zwingolf oder Zwingel, eine Vormauer zwischen dem Festungsgraben und der innern Stadtmauer oder dem Walle; auch in ältern Schriften Blanck genannt. Anmerk. des Herausg.

„Von diesem Beckenzug vor Waßlenheim wird auch sonst dieses erzehlet, so, auf seinem Werth oder Unwerth beruhet, daß vor diesem einer des adelichen Geschlechts der Haffnere von Waßlenheim, die sich ebenmäßig von diesem Ort haben zu schreiben gepfleget, gewesen, der, wann er in die Statt herein gekommen, jederzeit zur Lucern logieret haben soll. Dieser Edelmann soll einsmahls einen Beckerknecht auf eben dieser Herberg, so zugleich eine Zunfft-Stub mit ist, mit entblößtem Halß schlaffend angetroffen, und zu seinem Knecht gesprochen haben: Dieser Kerl wäre gut zu köpffen, daraufhin sein Pferd sattlen lassen, und ohnwissend des Knechts diesem armen Menschen, mit seinem Schwerd, den Halß durchgehauen, folgends sich auf das Pferd gesetzt und aus dem Staub gemacht, auch als die That kundbar worden, und man ihn deßwegen als „ad locum delicti citirt," sich niemals eingefunden haben, noch einfinden wollen, dahero er vor dem Kayser soll verklagt, und der Statt anbefohlen worden seyn, ihn mit Gewalt zu über-, und sich zugleich seines Leibs und Nahrung zu unterziehen, zu welchem Ende, und weilen die Hauptsach eben einem Beckenknecht, der von ihm muthwilliger weiß entleibet worden, anbetroffen gehabt, eben die übrige Beckenknecht, sich an ihm zu vindiciren, mitgezogen seyn sollen.

„Es ist auch auf E. E. Zunfft der Becker in Straßburg unten auf dem Tanz Platz zur Rechten, wan man hinein kommt, an der Wand, der Zug der Becker vor Waßlenheim, auf einer Taffel gemahlt zu sehen."

Das Geschichtliche der Belagerung und Einnahme von Waßlenheim befindet sich umständlicher erzählt in den mehrerwähnten Straßb. Geschichten, Sagen u. s. w., S. 2 u. ff., woselbst auch nachfolgende, oben besprochene Reime aufgezeichnet sind:

„Als man tausent vierhundert Jar
Zalt acht vnd viertzige offenbar,
Zugen alle Handwerck zu Straßburg auß,
Vnd brachen Waßlenheim das Hauß."

„Ich will werffen zu dem Kirchhoff frey.
Gott geb wer in der Kirchen sey."

„Schiessen vnd Werffen lont euch nit thauren,
Wir wollen brechen Thurn vnd Mauren,
Der Graben ligt voll böser Bauren."

„In der Wanzenaw hant wirs genommen,
Das Vieh must in Westreich kommen."

„Ehr gnedige Herren lont vns leben,
Wir wend Euch das Schloß vffgeben."

In derselben Zunftstube standen ferner oben bei dem Fasse die Worte:

„Es würdt baß beissen."

„Den Schaden laß ich mich nit thauren
Der mich bricht würd mich baß bauwen.

„Hett ich den Rohraffen [1]) schlaffen lohn
So wer mein Schloß gantz bliben stohn.

„Zint ahn, hie muß gar nichts bleiben,
Laß die Funcken gen Himmel steuben."

Die Bäckerzunft zog auch jährlich einmal zur alten Wallfahrtskapelle „Zur Aych" (Maria zur Eiche), bei Plobsheim; warum? ist nicht bekannt. Siehe oben S. 153.

---

[1]) Ein Straßburger Geschütz, in Künast's handschriftlichem Werke also bezeichnet: „ein Scharff Metzer der Rohraff genannt, darauff ein Männlein zum Absehen stehet."

312.

Warum die Straßburger Meisenlocker heißen.

Nach einer handschriftlichen Randglosse zu Zeiler's Topographie, Ex. der Straßburger Stadtbibliothek, und nach Künast's handschriftlicher Chronik, auf derselben Bibliothek; s. Straßb. Geschichten, Sagen u. s. w., S. 117 u. ff. — Das Geschichtliche s. bei Strobel, a. a. O., IV, S. 85 u. ff.

Im Oktober des Jahres 1551 hatte Straßburg, vom Kaiser hart bedroht, eine Gesandtschaft an Heinrich II., König von Frankreich, abgehen lassen, um denselben zu einem Bündnisse mit der Stadt zu vermögen. Heinrich fand sich dazu gleich bereit, und rückte mit einem gewaltigen Heere im folgenden Jahre in's Elsaß.

Da aber die Straßburger des Königs Plane, sich ihrer Stadt, unter dem Vorwand des Schutzes, zu bemeistern, wohl kannten, so verwehrten sie ihm den Einzug in dieselbe und ließen ihn nur auf Schußweite nahen.

Heinrich hatte sein Lager bei Niederhausbergheim aufgeschlagen; sein Zelt stand bei dem sogenannten Hausberger Brönnlein. Um dem Könige nun zu zeigen, daß man ihn nicht fürchte, schossen die Straßburger vom Walle aus einem Geschütze, die Meise genannt, eine wohlberechnete Kugel in des Königs Zelt, die zwar Niemanden beschädigte, allein darin doch einen gewaltigen Aufruhr verursachte, und den König zu einem eiligen Aufbruch trieb.

Künast berichtet hierüber: „Der also genannte, und von seinem ersten Guß her, den Nahmen behaltende Meyßenlocker, so 18 Schuh lang, einer doppelten Feldschlang gleich, gantz schuppicht, und eines engen Mundes ist, von welchem gesagt werden will, als solte darauß einem mit einer großen Macht sich dieser Landen und zugleich auch dieser Statt genähertem König in Frankreich (in welchem Seculo, ist ohnbekandt), nach mancherley verübten Feindseligkeit durch sein bey Nieder-Haußbergen geschlagen gewesenes Zelt, geschossen worden sein; ob nun wohl der Weg sehr weit, soll doch die Kugel nicht allein gereicht, sondern auch

getroffen, und die Straßburger dieser ihrer Meiß wegen, den Namen der Meißenlocker biß auff diese Stunde behalten haben."

Straßburg genoß wegen seines Geschützes eines weitverbreiteten, wohlverdienten Ruhmes. Die ersten Kanonen sollen daselbst schon im Jahr 1318 gegossen worden sein; richtiger jedoch ist wahrscheinlich die Angabe 1470; sie waren von Eisen und wurden Büchsen, das Wallgeschütz Darres- oder Tarrasbüchsen, (von darassen, einen Wall aufführen, befestigen) genannt. Ein alter Spruch rühmt:

Der Veneter Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Straßburger Geschütz.

— Die übrigen Elsässer, welche die Straßburger noch jetzt mit dem Spitznamen Meisenlocker necken, führen denselben auf die besondere Liebhaberei der Straßburger, namentlich der lieben Jugend, zum Meisenfange hin, und wissen ihnen davon gar mancherlei Späße und Schwänke aufzubürden.

313.

Der Wurf nach Luthers Bildniß.

S. Straßb. Geschichten, Sagen u. s. w., S. 29.

Im Gasthause zum Spanbett saß, an einem Abende zu Anfang des Monats März 1657, Johann Jakob Hebding, ein junger Metzgermeister, mit einigen Freunden und Mitmeistern bei Spiel und Trunk.

Der junge Hebding, welcher vor allen Andern der Flasche fleißig zugesprochen hatte und mit leidenschaftlicher Hitze spielte, war diesen Abend im Spiele unglücklich und verlor je mehr und mehr. Aergerlich darüber und vom Weine noch mehr aufgeregt, stieß er die schrecklichsten Flüche und Schwüre aus, und schlug, nach einem abermaligen unglücklichen Wurfe, mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser laut erklirrten. Dabei fiel sein Blick von ungefähr auf das Bildniß des damals in Straßburg beson-

ders hochverehrten Dr. Martin Luthers, das in der Gaststube in künstlichem Rahmen an der Wand hieng.

Da schrie Hebding in der Tollheit des Rausches und dem Zorne über sein Unglück im Spiele, gegen das Bild gewandt, die Worte: „Du alter Schelm, bist Schuld daran, daß ich verspielt habe!“ Und zu gleicher Zeit ergriff er sein Metzgermesser, und warf es wüthend nach Luthers Bild. Aber das Messer prallte mit gewaltigem Schwunge zurück, fuhr in Hebdings Auge, zerschnitt ihm den Stern, so daß das Auge alsogleich auslief.

Nicht genug, daß der vermessene junge Mann auf so klägliche Weise um sein Auge gekommen war, wurde er ohne Verweilen gerichtlich eingezogen, ins Gefängniß gebracht, und ein Prozeß vor Einem Ehrsamen Rathe wider ihn eingeleitet, in Folge dessen er zum Erlage der Kosten und einer Strafe von zehn Pfund Pfenningen Straßburger Währung verurtheilt, und erst, nachdem er dieselben bezahlt, der Haft entlassen ward.

Das Gasthaus zum Spanbett stand ehemals bei dem Kaufhause und gehörte dem Frauen-Werke. Es ist dasselbe, welches im Jahr 1497 abgebrannt, und worin damals dreiundzwanzig Personen im Feuer umkamen. Zehn Jahre nach dem Brande ließ es das Frauen-Werk wieder aufbauen.

In der Zeit, in welche die Sage fällt, traf man, wie in diesem Gasthause, so in jedem Bürgershause das Bildniß Luthers an, welches Isaak Brunn, nach demjenigen des berühmten Lukas Kranach, am Anfange des Jahrhunderts, zur Feier des Jubiläums der Reformation, gestochen hatte, und darauf das sinnreiche Wappenschild Luthers, wie er es im Siegel geführt: ein schwarzes Kreuz im rothen Herzen, in weißer Rose drin, umschlossen von goldenem Ringe; das Ganze in blauem Felde des Himmels und der Ewigkeit.

314.

Des Scharfrichters Warnung.

Nach einer Volkssage aus der Mitte des 18ten Jahrhunderts, bearbeitet von Daniel Hirtz, in dessen Gedichten, 2te Ausgabe, Straßb. 1846, S. 99.

Ein Knecht des Scharfrichters hatte in einem Bürgershause zur Nachtzeit eine Arbeit zu verrichten, deren genauere Umstände die Sage nicht kennt. Als er damit fertig war, brachte die Magd ihm eine Flasche Wein und ein Stück Brod zur Stärkung. Der Gedanke, in der Stille der Nacht allein zu sein mit einem Gesellen, dessen Amt so schauerlich, machte das Mädchen zittern; sie faßte die Flasche krampfhaft, und siehe, dieselbe zersprang ihr in der Hand mit lautem Geklirre.

Warnend hob des Scharfrichters Knecht den Finger in die Höhe und rief der bebenden und todesblassen Dirne zu: „Jungfer, nehmt Euch in Acht vor der Sünde und dem Verbrechen, sonst möchte es Euch auch an den Hals gehn, wie dieser Flasche!"

Das Mädchen verhüllte sein Angesicht und stürzte lautheulend fort.

Ein Jahr darauf büßte sie auf dem Richtplatze das Leben wegen eines Kindsmordes.

315.

Das Männlein am Katharinenthurm.

Nach des berühmten Orgelbauers und Geschichtschreibers Andreas Silbermanns Berichte, erzählt in den Straßburger Geschichten, Sagen u. s. w., S. 34.

Wenn man zur Straßburger Stadtbibliothek hineinkömmt, stehet unten bei der Treppe, rechter Hand, ein steinernes Männlein, das die Eintretenden ehrerbietig zu grüßen scheint, indem es mit der einen Hand die Mütze lüpft. Zu beiden Seiten des runden Gesichtleins wallen dichte Locken herab; es trägt ein schlichtes Kleid; auf der rechten Hüfte hängt vom Gürtel, nach alterthümlichem Gebrauche, eine Tasche herab; auf der linken ein Schwert. Ehemals streckte es auch die Hand hinaus, als sollte man ihm Etwas darein legen.

So wie es nun dasteht, ruhig und bescheiden in seiner Ecke, stund es ehemals auf einem Postamente, einem bärtigen Kopfe, der jetzt auswendig an dem neu erbauten Treppenhause der Bibliothek oder des ehemaligen Prediger-Chors [1]) angebracht ist, am Katharinenthurme, und schaute in den Rheingießen hinab, an welchem jener, vor noch nicht gar langer Zeit abgebrochene Thurm, unfern der Katharinenbrücke, sich erhob.

Andreas Silbermann erzählt den Ursprung und die Bedeutung dieses Männleins, nach der mündlichen Sage einiger seiner ältern Zeitgenossen, folgenderweise:

Ein Straßburger Schiffmann, und der Stadt Bürger, war eines Tages in den Rheinauer Wald gefahren, um Holz zu hauen. Im Augenblicke aber, als er seine Ladung abführen wollte, kamen Rheinauer Bauern dazu, nahmen ihn fest und ließen ihn ohne weiters aufhängen.

Ein Straßburger Bürger war aber damals nichts Geringes. Keinen durfte man ungestraft beleidigen, geschweige aufhängen. Auch mußten die Rheinauer ihren Frevel an dem Schiffer schwer entgelten. Zur Buße stellte man das erwähnte steinerne Männlein am Katharinenthurme auf, und jedesmal wenn Schiffleute von Rheinau mit einer Ladung Holz den Rheingießen herabfuhren, mußten sie daselbst anlanden und einen Schilling bezahlen.

Unter dem Männlein, fügt Silbermann hinzu, stand folgendes Reimlein:

> Die Herren von Rheinau
> Sollen geben ihren Diebsschilling au.

Ein Rheinauer, der oft in die Stadt fuhr, schlug einmal mit einem Bengel nach dem ärgerlichen Männlein, warf es damit von seinem Postamente herab und schlug ihm die rechte, jetzt noch fehlende Hand ab, die es zum Empfange des sogenannten Diebsschillings vorgestreckt hatte.

Künast erzählt, daß die Rheinauer sogar bei diesem Männlein, nachdem sie mit ihren Schiffen gelandet, aussteigen mußten, und rücklings, einen Strick um den Hals gebunden, ihren Diebs-

---

[1]) Der Dominikaner-, jetzt Neuen Kirche.

schilling bis auf den Pfenningthurm [1]), am ehemaligen Baarfüßer Platze [2]) tragen und abliefern mußten.

316.

Die Hunde in der großen Kirchgasse.

S. Straßburger Geschichten, Sagen u. s. w., S. 48 u. ff.

Am Eingange der großen Kirchgasse, zur Rechten, wenn man von dem Jungen St. Peterplatze hineinkömmt, stand noch vor Kurzem ein altes Haus, das sich, auf der Seite, welche in die Straße hinausging, durch eine mit Zinnen versehene Mauer, oder wie man vor Zeiten sagte, durch einen Grendel, bemerkbar machte. Es war dies ehemals ein Kapitelhaus des reichen Stiftes Jung St. Peter gewesen. In neuern Zeiten aber, war es in ein Wirthhaus zum Fünfzehnsolsstück genannt, umgewandelt, und seit einigen Jahren erst zum Hôtel de France erhoben worden.

Ehedem war dies Haus, wegen seiner hohen Lage unter dem Namen das Haus zum Bühel bekannt (Künast); Andere nennen es das Haus zum Vogelgesang (Büheler), und wieder Andere das Haus mit dem Grendel. Im Jahre 1541 starb darin an der Pest der Straßburger Reformator Dr. Wolfgang Fabricius Capito.

So lange noch der alte Grendel stand, saß oben auf einem starken Knaufe, inmitten der Zinnen, ein alter steinerner Hund. Derselbe blickte einst nach einem andern Hunde hin, der über dem Thore des gegenüberstehenden Hauses angebracht war, aber schon längere Zeit daselbst verschwunden ist.

Ueber diese beiden Hunde hat die Volkssage verschiedenartige Auslegungen gegeben.

Die Einen erzählen: Zwei Hunde wären einst in dieser Gasse zusammengetroffen, hätten sich feindselig angefallen und so lange und mit solcher Wuth bekämpft, bis sie sich gegenseitig zu Tode gebissen. Zum Gedächtniß an diesen grimmigen Doppelmord wä-

---

[1]) Derselbe wurde im Jahr 1331 erbaut und diente zum Aufbewahren des städtischen Archivs und Schatzes; er wurde 1768 abgerissen.

[2]) Der jetzige Parade- oder Kleberplatz.

ren sodann die Bildnisse der Hunde einander gegenüber aufgestellt worden.

Andere berichten, daß einst, zur Zeit einer großen Ueberschwemmung, das Wasser bis zur Höhe des Hofthores gereicht habe, über welchem der eine Hund schwimmend ausgehauen war, und daß beide Hunde, der eine noch schwimmend, der andere bereits weiter oben, auf den Zinnen des Grendels, in Sicherheit gelangt, die Erinnerung jener schrecklichen Ueberschwemmung den spätern Geschlechtern aufbewahren sollten.

Zufolge Anderer endlich, wären einst, ebenfalls bei einer großen Ueberschwemmung, die Fluten so schnell und so hoch gestiegen, daß die meisten Gassen unter Wasser kamen. Dieser Punkt aber, am Eingange des Jungen St. Peterplatzes, dem damaligen Friedhofe der Kirche, als einer der höchsten in der ganzen Stadt, wäre einer der wenigen gewesen, welche noch über die Wogen hinausragten. Hieher nun hätten sich viele, von dem Wasser getriebene und fortgeschwemmte Hunde geflüchtet, um ins Trockene zu gelangen.

Letztere Erklärungsweise ist, nach der Stellung, in welcher die beiden Hunde ausgehauen, wahrscheinlich die richtige; auch hat sie der Geschichtschreiber und Orgelbauer Andreas Silbermann als solche angenommen und mit triftigen Gründen bewiesen.

317.

Sichtbare Strafe des Meineids.

A. Silbermanns Historische Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsasses, S. 104.

„Jakob Roth, eines Gärtners Sohn in Straßburg, hatte nächtlicher Weise mancherlei Muthwillen verübt, und unter Anderm einem Schneider sein Handwerksschild abgeschlagen und zerbrochen. Der Schneider verklagte ihn; er aber entledigte sich der Klage durch Ablegung eines Eides.

„Der Kläger glaubte noch mehr Beweise gefunden zu haben, und klagte ihn nun auch des Meineids halber an. Der Gärtner hingegen vermaß sich in Gegenwart des Ammeisters zu sagen:

Wenn er es gethan habe, so solle ihn Gott diesen Tag nicht überleben lassen!

„Als er hierauf nach Hause gehen wollte, fiel er an der Thürschwelle, und war plötzlich todt."

318.

Straßburger Wahrzeichen.

S. Friese, Vaterländische Geschichte, Th. IV, S. 20–22.

„An der Morgenseite der Hospitalmauer, ganz nahe an dem Zergliederungs-Saal, findet sich ein sogenanntes Wahrzeichen: eine große roth bemahlte Halbkugel aus Stein, die mit Adern bezeichnet scheint, und von welcher sechs in etwas gezackte Strahlen ausgehen, die dunkler anzusehen sind. — Dies, erzählt man, sey die Abbildung einer ausserordentlich großen Spinne, die der Tradition nach, im Weinkeller gefunden, und mit Knütteln daselbst getödtet worden seyn soll. Bei genauerer, durch unsern im Fach der Naturgeschichte sehr berühmten Professor Johannes Hermann, geschehener Untersuchung und Nachschlagen der Hospital-Protokolle, findet sich vom Jahrgang 1719 fol. 17. von Herrn Flach, damaligen ersten Schreiber, aufgezeichnet, daß schon zu seiner Zeit diese Halbkugel am alten Spital zugegen gewesen, und an dem, im Jahr 1718 aus der Asche wieder aufgebauenen Hospital erneuert worden sey; jedoch wird nirgend keine Bedeutung davon angegeben. Flach sagt, einige geben vor, es sey die Abbildung einer Pestbeule, andere die Abbildung eines Fleischgewächses, welches von dem Arm einer Frau abgenommen worden, und 25 Pfund gewogen haben soll. Man wollte, nach der Gewohnheit jener Zeiten, etwas Besonderes jedermann sichtlich darstellen — wie z. E. in der Anatomie noch eine äußerst große, hervorragende Nase sich befindet.

„Ein anderes Wahrzeichen von Straßburg soll dieß seyn, daß in unsrer Metzig keine Mücken oder Fliegen angetroffen werden; wie denn auch nach den jüdischen Schriftstellern im Salomonischen Tempel und dem des Herkules, keine gewesen seyn sollen."

Wahrzeichen, mittelhochdeutsch warzeichen, entstellt aus dem altdeutschen wort-zeichan, altsächsisch word-têkan, sind mündliche Erkennungszeichen, Losungsworte, welche zur Bestätigung einer Aussage überhaupt dienen sollen; sodann namentlich merkwürdige Denkmäler oder Theile derselben; die Handwerksbursche mußten früher dergleichen angeben können, um zu beweisen, daß sie in diesem oder jenem Orte gewesen seien. — Als Wahrzeichen des Elsasses galten früher: „Die drei Schlösser auf einem Berge, die drei Kirchen auf einem Kirchhofe und die drei Städte in einem Thal.“ S. oben S. 102.

Als Straßburger Wahrzeichen gilt noch jetzt, unter andern, das große offenstehende Maul am Weißenthurmthore. — So frägt man auch scherzweise die Landleute oder Kinder, welche behaupten, in Straßburg gewesen zu sein: ob sie die Ketten vor dem Thore durchgebissen hätten.

Ueber die Wahrzeichen im Münster findet man Näheres in L. Schneegans nachfolgenden Münstersagen.

Die oben berührte Metzig ist die alte oder sogenannte große Metzig, an der Rabenbrücke, dem Kaufhause gegenüber. — Friese glaubt, der Umstand, daß hier keine oder verhältnißmäßig nur wenige Fliegen getroffen werden, rühre daher, daß sie von einem steten Luftzuge durchstrichen und zudem noch mit großer Reinlichkeit gehalten werde.

319.

Die Straßburger Stadtgespenster.

Aus Arnolds Pfingstmontag, Lustspiel in fünf Akten, 2te Ausgabe, Straßb. 1850, S. 57 und 58.

Christinel.

Henn Si denn um de Stock
So spoot noch welle gehn in Jerem Lychderock?
An d'Kädderyne-Bruck wärd jo ier Wäj z'erst gange.

Lizenziat.

Dert isch's nit ghyr[1]). Waist nit?

---

[1]) Nicht geheuer.

Gläsler.

Was zäll duet aabelange
Diß gloib i nit [1].

Christinel.

Dernoch zuem Kardinals-Gebäu,
Grad durch d'Madlenegaß.

Lizenziat.

Dert geh i nie verbei
z'Nachts. Dert gehn zwey erum in lange, wyße Mäntle.

Christinel.

Dnoh uf de Gartnersmärk.

Lizenziat.

By zelle Kryttlersständle [2],
Am Umgeld [3], lauft jo z'Nachts e für'jer Mann erum.

Christinel.

Dernoh durch d'Schlossergaß an d'Münz, un derte uum
Uf d'Mardersbruck.

Lizenziat.

Dert stehn als wyßi Klosterfraue,
Die gewe-n-aim e Prys Duwack, unn kratze d'Aue
Aim us, wemmer nigglych [4]) ne vun ne nemme will.

Christinel.

Uf's Pleenel [5]) geht's dernoh, un by der Dinsemüel
In's Pflanzbad 'nyn.

Lizenziat.

Daß ich als [6]) zelle [7]) Wäj z'Nachts nimmi [8])
Wurr gehn! Dert het mi jo e Gaist emol so grimmi
Gedäscht [9]); er het usgsehn aß wie e Müelburst wyß,
Schloskrydewyß.

---

[1]) Gläsler spricht im oberelsässer, die Andern im straßburger Dialekt. — [2]) Buden, in welchen getrocknete Kräuter, Saamen u. dgl. verkauft werden. — [3]) Das Haus, in welchem früher die Weinabgaben entrichtet wurden. — [4]) wenn man nicht gleich. — [5]) Diminutiv vom alten Plon, Plan, Platz. — [6]) in Zukunft. — [7]) jenen. — [8]) nicht mehr. — [9]) beohrfeigt, von Däsch.

Gläsler.

Gitt's viel so Gspängster hie?

Lizenziat.

Gewiß.

Diß kummt vun Kleestre her un Ritterhysre-n-alde;
's het gar viel hie so ghet [1]). Do isch 's nit uszehalde
Wenn si ier Zyt als henn; am Faßnacht fra [2]), do isch
Ken Blywes [3]) in der Stadt. Do fahrt e ganzer Wisch [4])
Vun beese Gaistre-n-als mit viele dausig Here
Us de Kämminre 'nus, daß merr si noch hert grere [5])
Wenn si schun, waiß wie wyt, hoch in de Lüfde sinn.
's isch merr e Krytz daß ich e Faßnachtskind so bin,
Do sych ich, laider, hell als denne Saddansgrauel,
Erkenn glych 's fyri Kalb un jede schwarze Beaujel [6])
Wo e Her drinne steckt, 's Stadtdier, un's Wüedeheer,
Un 's Rössel mit drei Bain, wo als vum Bunggewer [7])
Naa raßt bis an de Kran.

Gegen Ende der Scene, aus welcher diese Stelle gezogen, berührt der Lizenziat noch, als Orte an welchen es nicht geheuer ist, den Katzensteg, wegen der Nähe des Jungfernkusses; die Schindbrücke, wo man in frühern Zeiten Vatermörder und Kindsmörderinnen, in lederne Säcke verschloß und ersäufte; die große Metzig und die alte Pfalz. — In den trefflichen Bildern, welche Th. Schuler zu Arnold's Pfingstmontag geliefert, stellt das 30ste Blatt den Lizenziaten vor, welcher, mit bloßem Kopfe, sich die Augen mit beiden Händen zuhaltend, den rothen Regenschirm unter dem Arme, von allen oben genannten Stadtgespenstern verfolgt, voller Verzweiflung durch die Straßen rennt.

---

[1]) 's het... so ghet, Gallizism, il y en a eu; es hat deren gegeben. — [2]) zumal, besonders; man sagt auch frei. — [3]) Bleibens. — [4]) eine große Menge. — [5]) krächzen. — [6]) Vogel; warum hat der neue Herausgeber des Pfingstmontags diese, weder der Etymologie noch der Aussprache des Wortes entsprechende Schreibart, nicht verbessert? Dieselbe Bemerkung gilt noch für gar manche andere Ausdrücke. — [7]) Ponts couverts, die (ehemals) gedeckten Brücken.

320.

Finkweilerer Gespenster.

Nach dem mündlichen Berichte einer ältern aus dem Finkweiler stammenden Dame, mitgetheilt von L. Schneegans.

Wenige Stadtviertel Straßburg's sind durch nächtlich spukende Geister so berüchtigt, als das Finkweiler, das im westlichen Theile, an einem Arme der Ill liegt.

Nicht nur daß das Rößlein mit drei Beinen dasselbe, von den Gedeckten Brücken an, durchjaget, als wäre es vom Bösen selbst gestachelt; auch vom Wasser drüben, vom alten St. Margarethen Kloster her, über das Zimmerplätzel, schwankt eine blasse gespenstige Nonne, ob hoffnungsloser Liebe zu einem Jünglinge, mit gebrochenem Herzen, seufzend und klagend umher.

An der Brücke, bei der Münze, steht der gespenstige Küfer und wartet mit boshaftem Lächeln des einsam Vorübergehenden, um ihn zu schrecken. Er hat zu seinen Lebzeiten den edeln Wein mit Wasser vermischt, und muß deshalb hier wandeln, und man hört ihn rufen: „Ä Schobbä Wien unn ä Schobbä Wasser mache-n-au ä Hallmoos" [1]).

Nicht weit von ihm, unten am Wasser, sitzt seine allnächtliche Gefährtin, 's Wäschwiewel [2]), mit dem Waschschlegel in der Hand; das muß oft ganze Nächte hindurch in Einem fort seine wahrscheinlich einst veruntreute Wäsche in's Wasser tauchen und klopfen und schlagen. Wer die Unvorsichtigkeit begeht, sich ihm zu nahen, den ergreift es alsogleich am Schopfe und dunkt [3]) ihn auf und ab, daß er Wasser schlucken muß ohne Aufhören und oft Mühe hat, sich der kräftigen Faust des geisterhaften Weibes zu entwinden.

Vergleiche: Die gespenstige Milchfrau, S. 85.

---

[1]) Ein Schoppen Wein und ein Schoppen Wasser geben auch eine halbe Maaß. — [2]) Waschweibchen. — [3]) tunkt, taucht.

321.

Der Geist zu St. Marx.

Mündlich; mitgetheilt von L. Schneegans.

Kurze Zeit vor dem Ausbruche der ersten französischen Revolution oder in den ersten Jahren derselben, trieb ein Geist sein Wesen in der Bäckerei zu St. Marx.

Unten in der Backstube hörte man Nachts ein taktmäßiges Gepolter, gerade wie wenn die Knechte in der Kornkammer droben, schwere Fruchtsäcke auf den Boden niederstellten. Ging man aber hinauf, so war daselbst Alles ruhig und stille, und nirgends Etwas zu sehn. Allein nun hörte man dasselbe Gepolter unter sich, in den Bodengeschossen, und es war als ob die Bäckerknechte dort Säcke ablüden, und sie, wie es Gebrauch ist, auf den Dielenboden schwer aufplumpen oder plotzen ließen.

Viele hörten zur Zeit dieses Geräusch, welches meistens von dem ganz deutlich vernehmbaren Laute Hä! begleitet war, den Leute, welche schwere Lasten niederlegen oder schwere Streiche führen, wie Holzhacker, Schmiede u. dgl., gleichsam zur Erleichterung ihrer Mühe und als Begleitung ihrer Anstrengung, auszustoßen pflegen.

Dieser böse Spuk dauerte lange Zeit und machte großes Aufsehn in der ganzen Stadt; so daß sich die Behörde bewogen fühlte, die Sache zu untersuchen. Sie ordnete mehrere Mitglieder des Stadtrathes ab, welche sich auch wirklich zur Nachtzeit nach St. Marx begaben. Auch sie hörten deutlich das angegebene Gepolter, bald auf dem obern Boden, bald in dem Bodengeschosse, sowie den es begleitenden Ausruf: Hä! Allein es war ihnen durchaus unmöglich, der Ursache dieser Erscheinung auf den Grund zu kommen.

Diese, zur Zeit allgemein verbreitete Stadtsage ist ebenfalls jener ältern Dame aus dem Finkweiler nacherzählt. Die Sage lebt noch im Gedächtnisse älterer Personen und ihrer geschieht selbst in einem alten Protokolle Meldung, wo auch der vom Magistrate angeordneten Untersuchung erwähnt wird.

Die alte Bäckerei zu St. Marx bestand bis zur Revo-

lution; es war ein unheimliches, und dazu noch, wie es scheint, für seine Bestimmung unbequemes Gebäude. In den ersten Jahren der Revolution wurde sie abgebrochen, wie dies die Protokolle der damaligen Munizipalität und die Archive der nun vereinigten Spitäler bezeugen, und durch die jetzige neue Bäckerei ersetzt, in welcher nichts mehr von jenem Gepolter vernommen wurde.

Daß Fruchtwucherer oder treulose Bäcker, Müller, Mehlhändler nach ihrem Tode auf den Speichern spuken und Frucht messen oder laden, wird oft erzählt. In Mülhausen ist so z. B. der in der langen Gasse spukende Schittlebeck bekannt.

322.

Das Wüthenheer in der Weißenthurmstraße.

Mittheilung von L. Schneegans.

In stürmischen Herbstnächten zieht das Wüthenheer, von Norden herbrausend, mit wildem, tollem Gebell, Jagdruf und Getöse über der Weißenthurmstraße hin bis ins Finkweiler. In frühern Zeiten hörte man es viel häufiger als jetzt.

Merkwürdig sind folgende Stellen aus zwei unsrer handschriftlichen Chroniken, welche über die Erscheinung des Wüthenheeres im Elsaß, im Jahre 1516, berichten:

I. Aus Trausch, Straßburger Chronik, Th. II, 2te Abtheilung, fol. 45 b. 1516.

„Wunderzeichen vndt Geschicht das wüettendt Hör genandt.

„Disses Jahr nit allein, sondern auch vell (viel) Jahr her, hatte man ihn allen Landten, insonder ihm Elsaß, Brissgaw, vndt anders wo das Wüetten-Hör genandt, nit allein bey Nacht, sondern auch am Tag, ihn Wäldten vnd Bergen gehört. Bey Nacht lieffen sie mit Drummen vndt Pfeiffen vber die Feldter, auch durch die Statt mit grossem Geschrey, mit Liechtern. Solche Gespenst lieffen etwann 50, 80, auch offt 100 vndt 200 miteinander. Der Ein drug den Kopff, der Ander daß Kröß ihn Händen, etwann ein Arm oder Schenckel, wie sie im Krieg wahren

vmb kommen [1]). Sie hatten Liechter mit Lauffen, also daß man sie erkennen möchte wer sie sindt geweſſen, vndt zuuor ahn ihn Kriegen vndt anderswo wahren vmb kommen. Es lieff alwegen Einer vorauß, der schreye stetzs: abweg, abweg, das Niemants nichts schähe. Vom Almendt auffs Eygen, alß dann im Feldt lieffe man auff die Acker, vom Alment, ihn den Stätten lieff man von den Gassen in die Häusser oder auff die Thürschwöll, da geschahe Niemants nichts, was sie aber auff dem Alment antraffen, das fandte man todt. Zuo Freyburg sahe ein Weib iren Mann der im Krieg vmb kommen was, auch also ihm Hauffen lauffen, dem was der Kopff von einander, die lauffe zuo ihm, vndt bandte ihm den Kopff mit ihrem Schleyger zuosammen, der hatte sein Fraw vmb ettliche Sehlmessen. Da kam Einner hernach auß dem Gespenst, der gabe ihr ein grossen guldtnen Kopff, sie soldt darauß drincken. Sie nahme den, also lieffen sie fordt, vnd behieltte die Fraw den Kopff ihn der Handt, vnndt geschahe ihr nichts. Es hatt sich hernach befundten, daß der guldten Kopff gutt, vndt kein Betrug gewesen. Den hatt der Teuffel gewiss anders wo gestohlen. Es seindt ihn dissen Jahren ahn allen Endten, solche Gespenst stetzs gesehen wordten, die Hilff vnd Rettung begehret haben, also das man meinte das alle Seehlen auß dem Fegfeühr Hilff begehrten. Mann hieltte von Morgens frueh biß schier zu Mittag ahn allen Endten Sehlmessen vndt Vigilias damit den Seehlen zuo helffen.

„Es haben veihl frommer Leuth darfür gehaltten, dieweil der Teuffel gespüret, daß sein Betrug vndt Aberglauben, darin er die Leüth, durch der Geistlichen Geitz vndt Boßheit gebracht hatte, soldte offenbahr werdten, vnd sein Reich ein grossen Stoß leiden, also habe er sein Eusserst thun wollen, die verblendte Weldt ihn solcher Abgötterey vndt Blindtheit zuo erhalten, dann so baldt Herr Doctor Martin Luther, hatt ahn gefangen wider den Ablass vndt die abgöttische Meß zuo schreiben, vndt die prächtige Hierarchiam der Römischen Kirchen ahn zuo greiffen, da haben alle solche Gespenst vndt Boldtergeister nach gelassen, vndt ein Endt genommen. Darauff haben die einfäldtigen Leuth geklagt, es muessen jetzundt die armen Seehlen ihm Fegfeür bleiben, dieweihl man ihnen mit den Seehlmessen vndt Vigilien nicht mehr

---

[1]) Vergleiche: Die gespenstige Kriegsschaar, S. 122.

woldte zuo Hülff kommen. Zuo welchem veihl von den Geistlichen, vmb Ihres Nutzen willen, sehr geholffen haben, darmit sein Reich nicht all zuo grossen Schaden leidet. Es geschahen auch ihn dissen vndt den vorigen Jahren durch gantz Teutschlandt, Franckreich vndt Italia veihl Wunderzeichen, wie zuo lessen bey Nigr. Schop, Fran. Stump, Vrsperg: vndt Andteren, welches ohn allen Zweyffel die Reformation der Geistlichen vndt die offenbahrung des Antichrists bedeutt hatte."

II. Aus J. Wenckers Chronik, Th. II, ad annum 1516.

„In einer geschriebenen Chronick findet sich ein Histori, daß ein Gespenst das wütende Hör genandt sich im Elsaß vnd Breisgaw, bey Tag vnd Nacht, 100 oder 200 starck sich sehen ließ, hatten Liechter bey sich, waren zu erkennen, trugen theils ihre Köpf in Händen. Zu Freyburg erkennet ein Fraw ihren Mann, verbande ihm seinen zerspaltenen Kopf mit ihrem Schleyer. Ein Andrer gab ihr ein verguldt Pocal, war 80 Gulden werth, plieb gut. Alle bathen vmb Seelmessen, sie auß dem Fegfeür zu erlösen. Weil bald hierauff Luther wider dasselbige anfangen predigen vnd schreiben deuteten etliche dise Abentheür für des Satans Invention dem Fegfeur seinen Ruff zu erhalten vnd zu beuöstigen."

Die wilde Jagd, über deren Erscheinungen im Elsaß die Seiten 29, 89, 168, 271 zu vergleichen sind, heißt im Unterelsaß und in Straßburg namentlich, durchgängig das Wüthenheer, eine Benennung die der ursprünglichen Wodansheer, Wuotansheer, am nächsten kömmt.

Die Stelle von Trausch: „Es lieff alwegen Einer vorauß, der schreye stetzs: abweg, abweg, das Niemants nichts (ge)schähe!" weist auf den treuen Eckart. — Wie Wodan nach und nach in den Teufel und dieser sodann in den wilden Jäger übergieng, s. bei J. Grimm, D. Myth. S. 870 u. ff.

Bezeichnend ist, bei Wencker, nach den Worten: „gab ihr ein verguldt Pocal, war 80 Gulden werth," der Zusatz: „plieb gut." Man erinnere sich daran, daß, nach dem Volksglauben, des Teufels Geschenke, welche beim Empfangen von Werth zu sein

scheinen, sich später in Scherben, Glasstückchen, Pferdehufen, dürres Laub u. dgl. verwandeln.

Anmerk. d. Herausgeb.

323.

Die Nonne von St. Klaren.

Nach der Mittheilung der Finkweiler Dame, von L. Schneegans.

Wenn man Nachts zu später Stunde durch das Klarengäßlein geht, so sieht man eine bleiche weißgeschleierte Nonne, welche bald seufzend an Einem vorüberwankt, bald freundlich näher tritt, um einem eine Prise aus ihrer Tabaksdose anzubieten. Wer jedoch eine solche annimmt und schnupft, der sinkt alsogleich rückwärts und bleibt besinnungslos auf dem Boden liegen; dieß sei namentlich schon oftmals den vor der Kanonengießerei (welche seitdem an die Stelle des St. Klara-Klosters getreten ist), aufgestellten Schildwachen begegnet.

Die Erscheinung dieser gespenstischen Nonne wird also erzählt: Im Kloster St. Klara, am Roßmarkt, war vor vielen Jahren eine junge, schöne Nonne, welche einen Jugendfreund, dem sie in Liebe zugethan war, auch hinter den Klostermauern nicht vergessen konnte. Manchmal fand sie Gelegenheit den auch nach ihr heißverlangenden Jüngling zu sehen oder gar zu sprechen. Endlich aber konnten die Liebenden die Sehnsucht sich zu umarmen und ewig vereinigt zu sein, nicht überwinden, und besprachen die Flucht der Nonne aus dem Kloster.

Der junge Bürgerssohn wußte, daß er eines bestimmten Tages die Wache aufziehen müsse, und berechnete auch genau die Zeit der Nacht, wo er, als Schildwache, unten am St. Klaren Gäßchen, an die Klostermauer zu stehen käme. Er konnte der Geliebten hierüber berichten lassen; sie sollte sich sodann zu dieser Stunde auf der Mauer einfinden, an einem Seile herablassen, und er würde sie in seinen Armen empfangen.

Die abgeredete Stunde kam; die junge Nonne erschien auf der Mauer und blickte freudig zu dem wachhaltenden Bürger hinunter, den sie natürlich für den Geliebten hielt. Allein, durch

einen unglücklichen Zufall, war derselbe nicht zur festgesetzten Zeit an der bezeichneten Stelle zur Wache aufgeführt worden.

Sie wartete auf das übereingekommene Zeichen; allein da es nicht erfolgte, und die Schildwache unbekümmert auf- und abschritt, suchte sie durch ihre Bewegungen und ihr leises Räuspern die Aufmerksamkeit des vermeintlichen Geliebten auf sich zu ziehen.

Der Bürger schaute empor; die seltsame Erscheinung auf der Klostermauer, mitten in der stillen Nacht, kam ihm unheimlich vor; allein, seiner Dienstpflicht gedenkend, wagte er es endlich sie mit halbunterdrückter, dumpfer Stimme anzurufen.

Die Nonne glaubte, der Ruf gelte jemanden Anderes, den der Geliebte vom Herannahen abhalten wollte, und schwieg, um den günstigen Augenblick gänzlicher Sicherheit abzuwarten.

Zweimal noch wiederholte die Schildwache den Ruf in gleichem Tone, und da die Gestalt auf der Mauer noch immer keine Antwort gab, ergriff er sein Feuerrohr und schoß nach ihr, daß sie herabstürzte und blutend und todt zu seinen Füßen lag.

Noch immer geht die Nonne von St. Klara durch das Gäßchen und um das ehemalige Kloster herum, und wartet des Geliebten.

324.

Das Milchweibchen, das Loßmännel und der Flozemann in der Steinstraße.

Mündlich.

Durch die Steinstraße gehn zur Nachtzeit allerlei Gespenster, unter andern das Milchweibchen, ein zierliches Zwerglein mit niedlichem Kämmchen auf dem Kopfe, und ein gespenstiges Männchen, das Loßmännel genannt. — Am Wasser hin geht der wüste Flozemann, welcher die Kinder, die noch spät Abends auf der Gasse herumlaufen, mit seiner großen Hakenstange ergreift und ins Wasser wirft.

In Mülhausen schreckt man die Kinder mit dem Hokemann, der an der Tränkbach haust.

325.

Das rothe Männel.

Mündlich; — vergl. K. Spindler, Vergißmeinnicht für 1845, S. 11 u. ff. *Eliçagaray*, Erreurs et préjugés populaires, S. 18.

Jedermann in Straßburg und in Kolmar kennt die daselbst zum rothen Männel geschildeten Wirthshäuser; auch sonst im Elsaß, in kleinern Städten, trägt manche Schenke diesen Namen.

Da die Sage, die sich daran knüpft, Gefahr läuft, sich nach und nach bei den kommenden Geschlechtern zu verlieren, so mag sie hier aufgezeichnet sein. Sie ist zwar, ihrem Ursprunge nach, keine elsässische Sage, allein das Volk hat sie später, wie wir sehen werden, zu einer solchen gemacht.

Nach einem allverbreiteten Volksglauben, erschien im Tuilerien-Schlosse zu Paris, jedesmal wenn der herrschenden Königsfamilie ein Unglück widerfahren sollte, ein rothes Männlein, welches ernst und mit mahnungsvoller Miene durch die Gänge und Säle wandelte.

Es zeigte sich wieder zu Napoleons Zeiten, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht allein an dem Schlosse haftete, sondern dem Kaiser auf seinen welterobernden Zügen folgte, und ihm stets vor einer wichtigen Unternehmung Rath oder Warnung gab.

So gesellte es sich zuerst in Aegypten zu ihm, als er noch Konsul Bonaparte hieß, und prophezeite ihm, daß er einst Kaiser werden würde. Später kam es vor dem Feldzuge von Spanien und Rußland, und zuletzt noch, ernstlich warnend, vor der verhängnißvollen Schlacht bei Waterloo.

Auch in Straßburg will man das rothe Männlein gesehen haben, in den Gängen des sogenannten Palastes, des ehemaligen und jetzt abermaligen bischöflichen Palastes, als Napoleon mit der Kaiserin Josephine, zu Ende September 1805, die Stadt besuchte, von der er sodann durch Baden, Schwaben und Bayern siegreich nach Oesterreich drang, seinen Einzug in Wien hielt und den 2. Dezember den glänzenden Sieg von Austerlitz über die Russen und Oesterreicher davon trug.

„Jetzt soll das rothe Männlein unter dem Münsterthurme, im tiefen mit Wasser angefüllten Grundgewölbe begraben liegen."

Béranger beschreibt das rothe Männlein in der zweiten Strophe seines ihm gewiedmeten Liedes: le petit homme rouge, also:

Vous figurez-vous
Ce diable habillé d'écarlate?
Bossu, louche et roux,
Un serpent lui sert de cravate.
Il a le nez crochu;
Il a le pied fourchu;
Sa voix rauque en chantant présage
Au château grand remuménage.
Saints du paradis,
Priez pour Charles-Dix.

Diese Schilderung ist mehr aus des Dichters politischen Individualität und Auffassungsweise hervorgegangen, als aus der Vorstellung, welche sich das Volk von diesem mahnenden Spukgeiste machte. Napoleons Fall berührt er in folgenden Versen:

Depuis la terreur [1])
Plus n'y pensais, lorsque sa vue
Du bon empereur
M'annonça la chûte imprévue.

Merkwürdig ist es, daß die deutsche Volkssage den Kaiser Napoleon durch Frau Holle warnen läßt, von dem Feldzuge nach Rußland abzustehen: „Im letzten Kriege kam ein französischer Marschall nach Nordhausen, und wie er die Trümmer der Kiffhäuserburg sah und hörte, daß dies ein verwünschtes Schloß sei, auf dem es bei Nacht Niemand Ruhe lasse, rief er im Uebermuth: „So will ich die nächste Nacht dort oben schlafen;" und er hörte auf keine Warnung, sondern ließ sein Feldbett auf dem Kiffhäuser aufschlagen. Und als es Mitternacht war, sandte der Kaiser Friedrich (Barbarossa), der seit undenklichen Jahren im Kiffhäuser wohnt, die Königin Holle hinauf zu dem Marschall, er möge seinen Herrn, den Kaiser Napoleon, warnen, nicht nach Rußland zu ziehen; denn von da werde er nur in Schmach und Noth wiederkehren: und er möge dem Kai-

[1]) Es ist hier von der sogenannten terreur blanche, im Jahr 1814, die Rede.

ser verkündigen, wenn er seinen Ruhm lieb habe, solle er Deutschland räumen; denn er, der Kaiser Friedrich, dulde nicht, daß sein deutsches Volk den Franzosen unterthänig sei: und wenn der Kaiser Napoleon diese Mahnung nicht höre, werde er in Jammer und Armuth untergehn. — Der Marschall eilte am folgenden Morgen nach Halle, wo Napoleon sich gerade aufhielt, und sagte ihm, was die Königin Holle ihm melden ließ, und alle Generale und alle Soldaten baten den Kaiser, nicht nach Rußland zu gehen; doch er, wie er war, lachte sie aus, und das hat er denn büßen müssen[1])."

Das rothe Männlein mag wohl ein Ueberrest des Glaubens an Hausgötter sein, welche im nördlichen Deutschland als Kobolde erscheinen; dieselben tragen ebenfalls rothe Röcke und rothe Kappen, haben große, feurige Augen und ziehen, wenn sie durch die Luft fliegen, lange feurige Streifen hinter sich her. In Thüringen (Sommer), so wie in der Mark (Kuhn) heißen sie deßhalb auch rothe Jungen. Die Kobolde kommen meist durch den Schornstein in die Häuser und haben auf dem Heerde, hinter dem Ofen oder im Schornstein ihren Platz; es waren demnach Feuergottheiten; sie schützten das Haus, in dem sie sich aufhielten, und dessen Bewohner, so wie die Penaten der Römer.

Das Alterthum läßt oftmals die Götter, namentlich die Dioskuren, Kastor und Pollux, vor wichtigen Begebenheiten, warnend und schützend auftreten, wie dies bereits oben S. 337, gelegenheitlich der Sage von der Belagerung von Neuwindstein bemerkt wurde. Ebendahin gehören auch diejenigen weißen Frauen, Ahnfrauen, welche noch jetzt in Fürstenschlössern (Berlin, Bayreuth, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Baden-Baden u. s. w.) sich zeigen, wenn ihrer Familie ein Todesfall oder ein anderes Unglück bevorsteht. Ich erinnere namentlich an Bertha von Rosenberg, deren auch Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde erwähnt, und an die Gräfin von Orlamünde.

---

[1]) S. E. Sommer, Sagen u. s. w. aus Thüringen und Sachsen, I, S. 5 und 6; vergl. S. 165 — 167.

326.

Kaiser Napoleon lebt noch.

Mündlich.

Im Volke zu Straßburg und im Elsaß überhaupt gieng, noch viele Jahre nach dem Tode des Kaisers Napoleon, der Glaube, daß er nicht in St. Helena gestorben sei; dieß sei eine lügenhafte Erfindung seiner Feinde. Er lebt, sagten die Leute, noch und wird mit den Mohren und Türken kommen, und in neuem Glanze und neuer Macht wieder auf seinen Thron steigen und die Welt beherrschen.

Daß der Glaube an Napoleon's Fortleben auch in Deutschland unter dem Volke verbreitet war, bestätigt folgende Stelle aus Bechsteins Sagenschatz des Thüringerlandes, Th. IV, S. 52: „Als vor länger denn zehn Jahren der berühmteste Kaiser der neuen Zeit auf einer fernen Insel verstorben war, und die Kunde davon nach Europa kam, wollten die Leute nicht recht an seinen Tod glauben, und es kam ein Geschrei aus, daß er in der Türkei wäre erblickt worden. Zwei Männer aber haben auf dem Kiffhäuser eine Gestalt gesehen, im grauen Mantel, einen kleinen dreieckigen Hut auf dem Haupt, mit fahlem Gesicht und blitzenden Augen, die sei durch die Trümmer geschritten und verschwunden, und darauf sei ein gewaltiger Klang aus der Tiefe erschollen, wie von Schwertern und hellen Erzen, daß der Berg erzittert und ein Stück der Kapelle vollends eingestürzt. Seitdem sei der Rothbart erlöst, und an seiner Statt sitze träumend und sinnend Napoleon."

327.

Die russischen Doktoren.

Mündlich.

Zur Zeit, als die Alliirten das Elsaß besetzten, und noch mehrere Jahre nach ihrem Abzuge aus unserm Lande, erzählte man

sich in Straßburg schauerliche Geschichten von den sogenannten russischen Doktoren. Dieselben wandelten zur Nachtzeit, mit langen grauen Bärten und in graue Mäntel gehüllt, durch die Straßen; hielten Diejenigen, welche sich verspätigt hatten, an, knebelten sie, und führten sie an einen entlegenen Ort oder in einen Keller, um ihnen das Herz aufzuschneiden.

Nach schweren Kriegen, während welcher das Volk von vielfältigen Bedrückungen heimgesucht wurde, hält seine Einbildungskraft natürlich die Gestalten seiner Dränger fest, und stellt sie sich später oftmals unter schreckhaften, spukenden Erscheinungen vor. Solche Schreckbilder für Jung und Alt waren im Elsasse lange Zeit die Armagnaken oder Schinder, die Schweden, die Panduren.

Zur Zeit der französischen Revolution, während und nach den Kriegen, spukten auf gleiche Weise in den hessischen Dorfschaften sogenannte Trampelthiere. S. G. Kaut, Hessische Sagen, Offenbach 1846, S. 97.

328.

Die reiche Jungfrau mit dem Todtenkopf.

Mündlich.

Vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren schon hörte ich in Straßburg eine, wie ich seitdem vernommen, weitverbreitete Sage erzählen von einer überaus reichen Jungfrau mit einem Todtenkopfe, welche mit großer Dienerschaft im Gasthofe zum rothen Hause abgestiegen. Dieselbe, hieß es, würde demjenigen, der sie heirathen wolle, alle ihre Reichthümer zu Theil werden lassen. Es seien auch viele beherzte und geldlüsterne Freier erschienen; allein vor dem gräßlichen Todtenkopf und dem ihm entströmenden Modergeruche hielt auch der Muthigste nicht aus.

Im Jahre 1851 soll die Jungfrau wieder in demselben Gasthofe erschienen sein.

An andern Orten stellt man sie mit einem Schweinsrüssel vor.

Das Fürchterliche der Ungestalt dieser Jungfrau; das vergebliche Harren und Suchen der Liebebegehrenden; das Zurücktreten der Beherztesten; der schroffe Gegensatz zwischen dem ungeheuern Reichthume und dem Fluche, der auf ihrem Leibe ruht und der durch jene Schätze nicht ausgeglichen werden kann, hat etwas so Tiefes und Bedeutsames, daß es erklärlich wird, wie die Phantasie des Volkes stets wieder auf diese Erscheinung zurückkömmt. (G. Mühl.)

Es scheint mir, es habe mit diesem Zurückschrecken vor dem der Natur Widerstrebenden, aus ihr Heraustretenden und in das Gebiet des Unheimlichen Versetzten, dieselbe Bewandtniß, wie mit den in Kröten oder Schlangen verwandelten Jungfrauen, welche die Lebenden ebenfalls durch den Besitz unmenschlicher Schätze anlocken zum Kusse, das heißt zum Sinnbilde und Unterpfande der Vereinigung; wobei aber das Fürchterliche der Erscheinung, im Augenblicke des Wagnisses, auch die stärksten und muthigsten Bewerber zurückschreckt. Somit mag die Jungfrau mit dem Todtenkopfe ein Nachklang dieser letztern Sagen, und aus ihnen entstanden sein.

329.

Das Wellenmännel im Mond.

Mündlich.

In Straßburg und auch sonst im Elsasse nennt man das Bild im Vollmonde das Wellenmännel. Man sagt von ihm, es seie bei seinen Lebzeiten ein böser Holzdieb gewesen und müsse nun bis in alle Ewigkeit fort im Monde Wellen oder Reissigbündel machen.

Dem Wellenmännel gilt folgendes Straßburger Kinderliedchen:—

Wellemännele im Mond,
Guck e Bissel erunter!
Guck in alli Stuewwe 'nien,
Gell es nimmt di Wunder?
Wirf dien Leiterle-'n-ra,
Grattel driwwer 'nunter,
Vorne 'ra, hinte 'ra,
Iwwer alli Stange,
Wenn de mit
Spiele witt,
Muesch merr's Lissele fange.

S. mein Elsäss. Volksbüchlein, Straßb. 1842, S. 40.

Die Flecken im Mond und ihre anscheinliche Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gesichte, oder, wenn man sie anders betrachtet, mit ganzer menschlicher Gestalt, haben die Einbildungskraft des Volkes von jeher vielfältig beschäftigt. „Eine altnordische Fabel erzählt: Mani, der Mond, nahm zwei Kinder, Bil und Hiuki, von der Erde weg, als sie eben aus dem Brunnen Byrgir Wasser schöpften und den Eimer Sägr an der Stange Simul auf ihren Achseln trugen. Diese Kinder gehn hinter dem Mani her, wie man noch von der Erde aus sehen kann. — Bil war vermuthlich ein Mädchen, Hiuki ein Knabe und jene mag mit der neben Sol genannten Asynja dieselbe sein . . . Was uns das Wichtigste scheint aus dieser heidnischen Einbildung vom kinderstehlenden Mondsmann, welche auch, außerhalb dem Norden, in ganz Deutschland und vielleicht weiter im Schwang gewesen sein wird, hat sich hernach eine christliche Modifikation ergeben. Man erzählt, der Mann im Mond sei ein Holzdieb, der am heiligen Sonntag unter der Kirche Waldfrevel verübt habe und nun zur Strafe in den Mond verwünscht worden sei: da erscheint er mit der Axt auf dem Rücken und Reißholzbündel in der Hand."

Unser Straßburger Satyriker Fischart sagt: „Sah im Mon ein Männlin, das Holz gestohlen hett."

Eine holländische Volkssage läßt das Männlein im Mond Gemüse stehlen.

S. J. Grimm, deutsche Mythologie, 2te Ausg., S. 679

u. ff. — A. Kuhn, Märkische Sagen, Vorrede Seite XI; 107 und 140; in letzterer Sage ist das Männlein ein Kohldieb und heißt Christoph.

330.

Das Donnerloch bei Straßburg.

Mündlich; nach einer Mittheilung von G. Mühl.

In der Entfernung einer kleinen Viertelstunde von der Stadt, vor dem Weißenthurmthore, zwischen der Straße, die nach Lingolsheim führt, und dem Wege zum Grünen Berge, ist ein von Bodenquellen genährter Sumpf, das Donnerloch oder in elsässischer Mundart Dunderloch genannt. Es heißt also, weil es einst von einem gewaltigen Blitz- und Donnerschlag gebildet worden sei, welcher den Wiesengrund einschlug und eine verborgene Quelle aufriß. Ein Brautpaar ist vor vielen Jahren einmal sammt der Kutsche in dasselbe gestürzt und darin umgekommen.

Solcher Donner- oder Dunderlöcher gibt es noch viele. Der dialektische Ausdruck Dunder, schwäbisch Donder, gibt gewiß den Donnerlaut treuer, als der hochdeutsche Donner; er ist auch dem lateinischen tonitru mehr verwandt.

Das Einstürzen von Erdgründen, Wiesen, Bergtriften und das Hervortreten aus ihnen von Wassern, Quellen oder Seen wird gewöhnlich vom Volke auf eine Einwirkung der Götter oder der Geister hingeleitet. Vergl. z. B. die Sage vom Lamair-Weiher, S. 201, die Entstehung des Sulzbades, S. 208 und die Bemerkungen zum Rohracker, S. 224.

Bei unserm Volke reißen auch die sogenannten Donnerkeile (Thörr's Hammer) die Erde auf, machen Löcher, welche nicht wieder zugedeckt werden können; eröffnen fließende Quellen oder Stillwasser. Donnerkeile nennen die Landleute auch die Belemniten, die bekannte keilförmige Versteinerung gewisser Molusken, welche im Jurakalk und andern Flötzkalkbildungen, z. B.

bei Pfaffenhoffen, im Unterelsaß, gefunden werden, wo sie auch Teufelsfinger heißen. Auch ihr Ursprung wird vom Aberglauben auf die Wirkung von Bliß und Donner geführt. „Nach dem Volksglauben fährt mit dem zündenden Bliß aus der Wolke zugleich ein schwarzer Keil tief wie der höchste Kirchthurm in den Erdboden nieder. So oft es aber von Neuem donnert, beginnt er der Oberfläche näher zu steigen; nach sieben Jahren ist er wieder oben auf der Erde zu finden. Jedes Haus, in dem er aufbewahrt wird, ist vor Gewitterschaden sicher, und sobald ein Gewitter naht, fängt er an zu schwißen . . . Die Tiefe, in welche er fährt, wird auch in Flüchen mannigfaltig ausgedrückt, z. B. der Donner schlage dich so tief in die Erde, als ein Hase in hundert Jahren laufen kann!"

Außer den Donnerlöchern [1]) und den Donnerkeilen, welche auf Thôrr, Donâr, manchmal auf Jupiter [2]) bezogen werden, reihen wir noch folgende volksthümliche Benennungen an: Donnerziege, Donnerstagspferd, Schnepfe; Donnergueg, Donnerguge, Donnerpuppe, Hirschkäfer, Schröter; Donnerbart, Hauswurz [3]), sempervivum tectorum; Donnerkraut, sedum; Donnerwurz, gemeine Osterluzei, aristolochia clematitis; Donnerflug, fumaria bulbosa; Donnerdistel, eryngium campestre; zudem noch Donnereichen. Auch den Donnersberg in der Rheinpfalz bezieht Grimm auf die Verehrung Donâr's, und nennt noch: im Kanton Bern den Donnerbühel; in Hessen die Donnerkaute; bei Oldenburg das Dorf Donnerschwee; in Steiermark einen Donnersbach. S. Deutsche Myth., 2te Ausg., S. 151 u. ff. Anm. d. Herausg.

---

[1]) Bei Sennheim heißt auch ein Felsstück Donnerloch.

[2]) Thôrr und Jupiter werden in ihren Attributen und Erscheinungen oft mit einander verwechselt; beiden war derselbe Tag, dies Jovis, Thôrrstag, Donârstag, Donnerstag geheiligt.

[3]) Auf den Dächern vieler Bauernhäuser im Elsaß wird die Hauswurz noch jeßt gehegt, um Gewitterschaden abzuhalten; sie hat also die Stelle der oben berührten Donnerkeile vertreten und heißt auch deshalb Donnerbart.

331.

Eisenbahnsagen.

Zum Theil nach Mittheilungen von Gustav Mühl.

Eine alte Frau, unterhalb Straßburg, hatte sich überreden lassen, ihre Wallfahrt nach St. Ludan oder St. Lotten auf der Eisenbahn zu machen. Da sie sich aber so schnelle an dem Orte ihres heiligen Zieles angelangt fand, was so sehr von der Langsamkeit ihrer frühern Fußreisen dahin verschieden war, wurde sie stutzig, und erklärte die ganze Sache für ein Blendwerk des Teufels. Sie sah es als durchaus sündhaft und Gott und dem heiligen Ludanus mißfällig an, auf solche Weise ihre Wallfahrt zu machen; kehrte alsobald zu Fuß bis nach Straßburg zurück, um ihren Bittgang von da wieder nach ihrer alten Gewohnheit zu Fuße zu machen.

— Im Anfange des Bestehens der Eisenbahn widerstrebte es Vielen im Volke, dem unheimlichen, tosenden, feuersprühenden Ungeheuer, das mit Sturmesgewalt dahinbraust und in einem Augenblicke den Sinnen entrückt ist, sich anzuvertrauen. Das Pfeifen der Dampfmaschine zumal erklärten die Leute für das Pfeifen des Teufels; die ganze Erfindung für ein Werk seiner Macht; jeder Unfall, der geschah, ward als ein Opfer angesehen, das dem Bösen verfallen; ganze Züge, glaubten sie, kämen manchmal in seine Gewalt und verschwänden.

— Die Einweihung der Eisenbahn durch den Bischof beruhigte zwar Manche; allein bei Vielen gilt diese Erfindung noch immer als ein Blendwerk des Teufels, dem die Unternehmer ihre Seele verschreiben mußten.

— Auch die Kartoffelkrankheit wird der Eisenbahn zugeschrieben. Der von den Maschinen aufqualmende Dampf, glaubt man, vergifte die Stöcke, wenn er auf sie niedergeschlagen werde. Die Eisenbahn, hörte ich allen Ernstes sagen, müsse drei Jahre stille stehn, wenn die Kartoffeln wieder gerathen sollen.

Als im Sommer 1851 ein katholischer Geistlicher im Oberelsasse gegen diesen unsinnigen Aberglauben predigte, und seinen Zuhörern die triftigsten Gründe dawider gab, ihnen unter Anderm

bewies, daß die Kartoffelkrankheit ja auch an Orten herrsche, wo es gar keine Eisenbahnen gebe, schüttelten sie zweifelnd die Köpfe und sagten: „Er hat's mit den Eisenbähnlern!“

— Das periodische Stillestehn der Eisenbahnen, scheint vom Volke allgemein angenommen zu werden. „Letzthin, schreibt Mühl, 2. März 1852, sagte mir ein alter Mann in der Nähe der Eisenbahn, als gerade ein Zug vorüberflog, das Alles sei ein Werk des Teufels und würde in fünfzig Jahren wieder vergehen. Er hätte gelesen, daß solche Eisenbahnen schon vor ein Paar Hundert Jahren dagewesen wären, aber sodann wieder abgekommen. In fünfzig Jahren würde dasselbe stattfinden, und Grund und Boden den angränzenden Eigenthümern abermals zur Anpflanzung zurückfallen.“

Diese zuletzt berührte Annahme, so wie die dem Dampf der Lokomotive zugeschriebene Kartoffelfäule, zeigt, wie sehr das Volk in den das Land durchschneidenden Eisenbahnen, welche den so sehr am Althergebrachten hangenden Landmann so plötzlich und so gewaltsam aus dem gewohnten Geleise brachten, eine Art von Entweihung des der Bepflanzung geheiligten Erdbodens erblickt, die der Himmel selbst sichtbar strafe.

Im Badischen glaubt das Volk ebenfalls, die Erfindung der Eisenbahnen seie den Menschen vom Teufel eingegeben worden, und behauptet, daß jedesmal beim Aussteigen an einem größern Stationsorte Einer fehle, den der Teufel für seinen Lohn nehme.



Straßburger Münster-Sagen,

aus

Chroniken, Urkunden und sonstigen Quellen

gesammelt und dargestellt

von

Dr. Ludwig Schneegans,

Archivar und zweiter Bibliothekar der Stadt Straßburg.

332.

Der heilige Hain und die drei Buchen.

Uralte, halbverklungene Sagen berichten, daß der Ort, wo jetzt das Münster sich erhebet und des wundervollen Thurmes Spitze so kühn empor gen Himmel raget, seit mehr denn zwei Jahrtausenden, eine Gott geweihte und geheiligte Stätte sei.

Lange, lange Zeit vor Christi Geburt, da stund auf der Anhöhe, auf welcher seitdem die weltberühmte Domkirche erbauet wurde, ein heiliger, dem Kriegsgotte geweiheter Hain. Denn nicht in Mauern, von Menschenhänden aufgerichtet, und nicht unter irgend einer von menschlichem Geiste erdachten Gestalt, beteten einst, im Heidenthume, die alten Deutschen ihre Götter an. Im geheimnißvollen, schaurigen Dunkel heiliger Haine, im undurchdringlichen Schatten dichtverwachsener Urwälder, welche keine Axt berührte, da wohnte die Gottheit, unsichtbar und unerreichbar dem irdischen Auge; ihre Gegenwart aber und ihr Wirken bezeugten das Rauschen der Wälder, das Lispeln der Blätter, das Gesprudel der Wellen, das Funkeln der Sterne und der Segen der Erde.

Mitten im heiligen Haine, ohnfern des Ufers der murmelnd und plätschernd dahinfließenden Ill, erhoben sich stattlich drei mächtige Buchen. Hoch empor wogten ihre Wipfel in die Lüfte, und weithin beschatteten unten ihre gewaltigen Aeste das Heiligthum, wo die Gottheit thronte.

Hier, an geweihter Stätte, verehrte der Volksstamm der Tribocher, der diesen Theil des Landes inne hatte und von den drei Buchen den Namen führte, den Gott des Krieges. Hierher strömte, von nah und fern, aus den umliegenden Gauen, das Volk herbei, voller Andacht und Ehrfurcht, und brachte dem furchtbaren Gotte seine Opfer dar.

Geheimnißvoll, wie in den Wellen des vorüberrauschenden Flusses, flüsterte es im dichten Laubgewinde der drei heiligen Buchen. Und wenn der Priester, im schneeweißen, blendenden Gewande, unten am Altare stund, die geweihte Mistel in der Hand, da wogte es, zuerst leise, und dann immer vernehmbarer und lauter durch die Zweige, den ganzen Hain entlang; und weithin fühlte das dichtgedrängte Volk der Gottheit Athem an sich vorüber wehen, und tief ergriffen stürzte sich Alles mit dem Antlitze nieder auf die Erde; denn Keiner vermochte des Gottes schreckliches Gesicht zu schauen.

Lange stunden, stolz und prangend, die drei Buchen mitten im gottgeweihten Haine. Lange thronte in ihrem Schatten des gewalt'gen Gottes Macht.

Erst als die Römer, durch das Glück ihrer Waffen, auch die Länder zwischen dem Rheine und dem Vogesus ihrem Weltreiche unterwarfen, da fällte die Axt den heiligen Hain und die drei Buchen, und ein prachtvoller, dem siegreichen Kriegsgotte der weltgebietenden Roma geweiheter Tempel trat an ihre Stelle.

Doch auch der römische Tempel mußte weichen. Zerstöret sank er ein, als das Christenthum das Evangelium einführte, in den alsatischen Gauen, und das Kreuz aufpflanzte zum Zeichen des Heils.

Alsobald erhob sich, demüthig und bescheiden, eine christliche Kirche, da wo ehedem der heilige Hain und die drei Buchen, und sodann der römische Tempel, gepranget hatten. Zur Ehre des dreieinigen Gottes und der heiligen Jungfrau Maria wurde sie eingeweihet.

Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert half treulich am Baue, und so erstund, immer herrlicher ausgeschmücket, inmitten aller prachtvollen Dome am Rhein, das kostbarste Münster, welches späterhin Erwins hochgefeierter Genius noch mehr verherrlichen sollte.

Und weithin in die Ferne pranget der wundervolle Bau, alles überstrahlend nah und fern, auf der Stätte, wo einst die heiligen drei Buchen majestätisch ihre grünen Kronen im Winde hin und her gewieget hatten.

Schadäus, in seinem wohlbekannten Münsterbüchlein, S. 3, erzählt, nach Specklin, daß das Straßburger Münster auf eben der Stätte erbauet worden seie, auf welcher einst, in grauer Heidenzeit, der heilige Hain und die drei Buchen der Tribocher gestanden hatten; und seitdem haben ihm sämmtliche Schriftsteller, welche über das Münster geschrieben haben, diese bloß sagenhaft überlieferte Angabe nacherzählet, welche sich auf keine bekannt gewordene historische Quelle stützet.

Dieser Ueberlieferung jedoch mag allerdings eine rein geschichtliche Begebenheit zu Grunde liegen; denn es war nichts weniger als etwas Seltenes, daß die ersten christlichen Bethäuser und Kirchen gerade, und sogar vorzugsweise, auf den Stätten erbauet wurden, wo zuvor heidnische Haine oder Tempel gestanden hatten, oder auf andern, seit uralten Zeiten, Gott geweiheten Orten. Die alte Gewohnheit fesselte die ehedem heidnischen und seit Kurzem erst zum Christenthume übergetretenen Völkerschaften an solche seit undenklichen Zeiten geheiligte Stätten; sie erleichterte denselben sogar den Uebergang zum neuen Glauben, und trug somit mächtig dazu bei, sie desto fester darin zu begründen und denselben, auf der uralt-heiligen Stätte, immer tiefer Wurzel fassen zu lassen und, so zu sagen, mit ihr unauflöslich zu verketten: „sintemal," wie schon Schadäus ganz richtig bemerkt, „kein Volck ist, das nicht mit sonderlichem Eyffer vber seinem Gottesdienst vnd den Orten hält, da derselbe geübet vnd getrieben wird."

Hatte ja schon der h. Augustinus an Publicola geschrieben: „Man zerstöret nicht die Tempel; man zerbricht nicht die Götzenbilder; man fället nicht die heiligen Haine; man macht es besser: man wiedmet und weihet sie Jesu Christo." (Ep. XLVII.)

Diesen Grundsatz befolgte ebenfalls durchgängig das Pabstthum. Allgemein wurde derselbe, die ersten christlichen Jahrhunderte hindurch, als Regel aufgestellt und diese weise Vorschrift überall befolgt und angewendet. Gregor der Große hat ihn, namentlich, ganz deutlich und feierlich ausgesprochen. Er schreibt den Missionaren der Angel-Sachsen: „Man muß sich hüten die Tempel der Götzen zu zerstören; man muß nur ihre Bilder zernichten, sodann Weihwasser machen, die Tempel damit besprengen, Altäre darin errichten und Reliquien darin aufstellen. Sind diese Tempel schön gebaut, so ist es gut und nützlich, daß sie aus dem Dienste der Dämonen in denjenigen des wahren Gottes treten; denn so

lange das Volk seine alten heiligen Orte erhalten sieht, wird es sich aus Gewohnheitstrieb williger darein begeben, um den wahren Gott daselbst zu verehren."

So geschah es, daß überall, wo es nur thunlich war, die ersten christlichen Kirchen auf uralt-heidnischen geheiligten Stätten sich erhoben. Es war dieser Gebrauch so allgemein, daß beinahe sämmtliche Hauptkirchen auf solchen Orten aufgerichtet wurden. Aeußerst selten nur sind die Ausnahmen.

So soll namentlich die Kathedrale zu Metz, gleichwie das Münster zu Straßburg, auf einer Stätte erbaut worden sein, wo zuvor ein solcher heiliger Hain mit einem Opfersteine gestanden hatte. (S. *Bégin*, La cathédrale de Metz, S. 75.)

Ebenso soll die Kathedralkirche von Chartres, deren Entstehung, sämmtlichen Quellen zufolge, in die ersten Zeiten der Einführung des Christenthums in Gallien hinaufreicht, die Stelle eines ältern Druidentempels eingenommen haben. (S. Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France. T. I, S. 312.)

333.

Der Bronnen im Münster.

Im heiligen Götter-Haine, bei den drei Buchen, neben dem Opfermale, sprudelte eine in einen Bronnen gefaßte und ebenfalls geheiligte Quelle.

Hier wuschen, in der alten Heidenzeit, die Priester die Opfer, welche dem furchtbaren Gotte des Krieges dargebracht wurden.

Und die Quelle war so lieb den Stämmen weit umher, daß sie erhalten wurde zur Zeit, als Chlodwig, der fromme Frankenkönig, das Heidenthum verdrängte aus den Elsäßischen Gauen.

Der heilige Remigius, welcher den König selbst, einer Ueberlieferung zu Folge, an eben dieser Quelle getaufet hatte, weihete die Letztere ein zur Ehre Gottes, auf daß sie forthin zur Taufe dienen sollte, wie sie zuvor zur Abgötterei gedienet hatte. Und als hernach Chlodwig, auf der Stätte, wo der heilige Hain gestanden hatte, das erste christliche Münster erbaute, wurde dieser geheiligte Bronnen mit eingeschlossen in des neuen Gotteshauses schützende Mauern.

Und lange, lange Jahrhunderte hindurch, wurden Tausende

und Tausende getaufet aus dieser Quelle, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Lange Jahrhunderte hindurch wurde das Wasser aus dieser Quelle nicht bloß in der Stadt zur Taufe gebrauchet, sondern auch für viele Kirchen auf dem Lande holte man, nach uralt hergebrachter Gewohnheit, aus dem Münsterbronnen das Wasser für die Taufe, weßwegen er, zu Straßburg und auf dem Lande, vom Volke gewöhnlich nur der Kindelsbronnen genannt wurde. Noch jetzt beredet man, zu Straßburg, die Kinder, daß alle neugeborne Kinder aus dem Münsterbronnen geschöpfet werden.

Auch die Erhaltung dieser Sage verdanken wir Specklin und seinem Abschreiber Schadäus.

Der Erstere hatte dieselbe, ohne allen Zweifel, nach ältern Ueberlieferungen, in dem zu Grunde gegangenen Anfange seiner handschriftlichen Collectaneen aufgezeichnet. In dem Fragmente seiner Abschrift, welches mit diesen auf der städtischen Bibliothek zu Straßburg aufbewahret wird, geht Specklin sogar, wie wir späterhin sehen werden, so weit, daß er behauptet, Chlodwig selbst sei, nach der Schlacht bei Tolbiac (Zülpich), an eben dieser Quelle, welche früherhin im Tribocher Götterhaine, neben dem Altare oder Opfersteine, entsprungen war, und späterhin, der Sage nach, in das erste christliche Münster eingeschlossen wurde, von dem h. Remigius getaufet worden.

Schadäus (Kap. VII, S. 35) erzählet blos, daß die Quelle von diesem heiligen Bischofe „zun Zeiten *Clodovaei* geweyhet" worden sei, um fernerhin zur Taufe zu dienen. Und wenn man die Sage auf diese Grenzen zurückführet, so dürfte wohl auch hier wieder eine historische Thatsache zu Grunde liegen.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinüber bedienten sich nicht blos sämmtliche Pfarreien in Straßburg selbst, sondern auch alle von dem Erzpriesterthume St. Laurentien abhängende Pfarreien auf dem Lande, ausschließlich, dieser Quelle zur Taufe. Erst nach der Einführung und Feststellung der Reformation in Straßburg nahm dieser uralte Gebrauch ein Ende.

Der Bronnen befand sich gerade vor dem Hauptpfeiler, nahe der Kirchenmauer, wenn man durch das Seitenportal bei der Steinmetzenhütte, in die südliche Abseite tritt. Er war vier und dreißig Schuhe tief. Im Jahre 1696 stürzte ein französischer Soldat hin-

ein und ertrank. Erst im Jahre 1766 wurde die Oeffnung mit einem Steine zugedeckt und geschlossen.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß auch bei dem Münster zu Chartres ein ähnlicher altheidnischer Bronnen sich befunden haben soll. Auch an diesen knüpft sich eine Sage; man hat nämlich die Vermuthung aufgestellt, daß derselbe dazu gedient habe, um die Körper der bei dem Gottesdienste der Druiden geopferten Menschen hineinzuwerfen. In diesen Bronnen sollen hernach die ersten zum Christenthume bekehrten Heiden jener Gegenden gestürzt und darin ertränkt worden sein. Nach dem Uebergange zum Christenthume aber hatte das Volk eine besondere Verehrung für den Bronnen, und nannte denselben den Bronnen der starken Heiligen, le puits des saints forts. S. Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France, am bereits angeführten Orte.

Noch jetzt bezieht der Bronnen bei der Steinhütte, außerhalb am Münster, das Wasser aus der Quelle, welche einst in der Heidenzeit zum Waschen der Opfer gedienet haben soll.

334.

Das Gewölbe und der See unter dem Münster.

„Da unten aber ist's fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!“

Unter dem Münster — noch gehet hievon, im Volke, eine uralte, seit Jahrhunderten von den Vätern auf die Kinder fortgeerbte Sage — unter dem Münster, da ist ein weites gewaltiges Gewölbe gesprengt, das die ganze Last des Riesengebäudes sammt dem himmelhohen Thurme trägt. Und unter dem Gewölbe, da fluthet, im Finstern, ein See, auf welchem man, in einem Schiffe, unter der Kirche hin- und herfahren kann, bis zu dem Orte, wo, noch vor wenigen Jahren, der sogenannte Fischbronnen (Fischerbronnen) gestanden hat.

Um Mitternacht, wenn es stille ist in der Stadt, da haben schon Viele ganz deutlich das Geplätscher und das Fluthen der Gewässer vernommen, und die Ruderschläge, welche den Nachen auf

dem düstern See vorwärts treiben. Dumpf und hohl dröhnet und hallet es unter der Erde, und Alle, die es hören, erfüllet es mit unwiderstehlichem Grausen.

Gerade dem Münster gegenüber, unter dem Hause neben der Apotheke zum Hirschen, da soll ehemals ein Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe gewesen sein. Es war ein finsteres, unheimliches, mit starker Thüre verwahrtes Loch.

Viele schon hatten es versucht, durch die geheimnißvolle Oeffnung hinunter zu gelangen in das Gewölbe unter dem Münster und auf den See hinab. Keinem aber wollte je das gefährliche Wagestück gelingen. Jedesmal, sobald man die Thüre eröffnete, weheten furchtbare Windstöße herauf aus der finstern, kalt-schaurigen Tiefe, und Sturm und Qualm löschten augenblicklich die Lichter derjenigen aus, welche sich vermessen wollten, mit Laternen hinab zu dringen auf den See.

Ebenso vergeblich waren die Bemühungen derer geblieben, die es versuchten, mit Stangen in den schwarzen Schlund hinein zu stoßen, um zu ergründen, wohin die Höhle sich wende. Umsonst war alles Mühen und Forschen. Jähes Grausen überfiel jedesmal auch die Beherztesten, und eilig zogen sich selbst die Verwegensten zurücke aus diesem grauenvollen, unheimlichen Orte.

Und wenn die Wasser steigen drüben im Flusse, da erheben sie sich ebenfalls drunten in dem unerforschlichen See unter dem Münster.

Schlangen, Blindschleichen, Kröten, Molche, Salamander und anderes Ungeziefer, und sonstige giftige Unthiere mit feurigen Augen, krochen dann ehemals, keuchend und quetschend, heraus durch das Loch aus dem unterirdischen, finstern Schachte. Schrecken erfaßte Alle, die es sahen, und, um weiterm Unheile vorzubeugen, wurde die Oeffnung unter dem besagten Hause im Keller, sammt der Thüre, vermauert und mit Schutt und Geröhr überführet.

Kein menschlicher Geist, auch der kühnste und erfindungsreichste nicht, wäre im Stande, sich all das unheimliche, grausige Treiben und Qualmen drunten in jenem Höllenpfuhle zu vergegenwärtigen oder auch nur im Entferntesten zu ahnen.

Und noch jetzt, wenn man, nach Mitternacht, am Münster hin über den Fronhof gehet, soll man oft, dumpf und ferne, aber ganz vernehmbar, aus der Tiefe herauf, das Fluthen und Anschlagen der Wogen und das Schaukeln und Schwellen des Schiffes vernehmen, das über den See dahin gleitet, und manchmal sogar das

Keuchen und Quirlen und Fletschen der Unthiere, die dort unten herumkriechen und plätschern im Qualme des grauenvollen Schlundes. Schaurig wird es Einem aber dann zu Gemüthe, und hastig eilet man hinweg, durch die Nacht, hinweg von diesem Orte des Schreckens und des Entsetzens, der sichern, heimlichen Wohnstätte zu.

Noch heutzutage lebt diese Sage in der Erinnerung des Volkes fort. Noch jetzt giebt es Viele, die steif und fest behaupten, das ganze Münstergebäude sei auf einem ungeheuern Roste oder Gewölbe auferbauet worden, unter welchem sich ein See befinde, auf dem man, in einem Kahne, durch unterirdische Gänge und Kanäle, bis zu dem Orte hin- und herfahren könne, wo, noch vor kurzen Jahren, der im Jahr 1576 errichtete Fischbronnen gestanden.

Wahrscheinlicherweise beruhet diese Sage auf der von Specklin in seinen sogenannten *Collectaneen* T. I, *Aa.* Seite 20 a, ohne Zweifel nach ältern Angaben, aufgestellten, nach ihm von Schadäus, und seitdem durch viele Andere wiederholten Behauptung, daß man im Jahre 1015, als Bischof Werner I. das Münster neu umzubauen begann, das Fundament „mit Erlen Pfälen ins Wasser geschlagen und geleget habe."

Dazu mag sodann noch späterhin die von Dr. Heckheler, in seinem handschriftlichen Werke über das Münster (S. 56), erwähnte Begebenheit gekommen sein, um das Ganze zu der hier mitgetheilten Sage zusammenfassen zu machen. Folgendes nämlich hat Heckheler an der soeben angeführten Stelle seines Werkes aufgezeichnet: „Etliche von den gemeinen Leüthen (deren noch etwelche sich finden möchten) seindt zwar dießer Meinung geweßt, daß unter dem Münster ein lauteres Gewölb seye, also daß mann mit einem Schiff darunter hin und her fahren könne; den Eingang habe mann in einem Keller geradt gegen dem Münster über, in einer Behaußung, nebst der Eck-Apoteck zum Hirsch genant, darinnen voriger Zeit ein Barbierer Nahmens Geßler, und dießer Zeit auch einer mit Nahmen Moses (wie auch derselbige ahne dem Hauß angemahlet ist) wohnet, suchen müßen. Seye ein Loch mit einer Thür verwahret geweßen: alß mann aber die Thür geöffnet, seye ein starcker Windt herfür kommen, welcher auch allen denjenigen so mit Lanternen hinein gewollt ihre Liechter verlöschet. Auch habe mann sich

zum öffteren bemühet mit Stangen zu erforschen, wohin etwann solche Höhle sich wenden thät, aber mann weniger dann nichts damit außgerichtet, sintemahlen selbige Persohnen ein Graußen ankommen, daß sie unverrichter Sachen ihren Rückweg haben suchen müßen. Auch ist außgesagt worden, wann die Waßer gestiegen, so seyen, auß solchem Loch, Schlangen, Blindschleich, Krotten und dergleichen Ungezieffer herfür kommen. Daß mann aber von dießem Unheyl befreyet worden, habe mann solche Thür laßen vermauren und mit Geröhr überschütten. Auff daß nun die rechte Gewißheit, dießes Umbstandts, oder vielmehr ohngegründeten spargiments willen, möchte an das Tageslicht kommen, ist, (zwar wie mann sagt) auff Befelch E. E. Raths ein Maurer dahin abgefertiget worden, der das Werk unverzüglich angegriffen, und nachgesucht, aber daß solches nur ein bloßes erdichtetes Weßen geweßen, befunden. Eben dergleichen ist auch deß damahligen Herren Weßners, Apoteckers im Hirsch, welche Herr Spielmann am Eck anjetzo innen hat, und Herren Koben, deß Kauffmanns, Keller nechst daran bey dem Münster, ebenmäßiges gedacht worden, so aber auch falsch geweßen, und also von allem deme nichts Hauptsächliches deß Fundaments halben erkundiget werden können."

335.

Chlodwigs Taufe und die Stiftung des Münsters.

Als in der Schlacht zu Tolbiac sich das Glück des Tages auf des Feindes Seite zu neigen begann, da that Chlodwig, eingedenk der vielfältigen und eindringlichen Ermahnungen seiner frommen christlichen Gattin, das Gelübde zum Christenthume überzutreten, wenn Chlotildens und der Christen Gott ihm den Sieg verleihen wolle, und sodann auch ihm zur Ehre und Danksagung eine christliche Kirche zu bauen.

Nach seinem Siege kam Chlodwig nach Straßburg, nahm den königlichen Palast oder Königshof[1]) ein und ließ sich durch das Volk huldigen und schwören.

---

[1]) Specklin sagt: „Doruff kame Clodoneus gon Strosburg vnd name „den königlichen Stull der Allemanier zu Königshoffen in. . . .“

Hernach erbaute er überall im Lande viele Vesten, Burgen und Schlösser, vornehmlich an den Hauptpässen und Eingängen der Thäler, und an der Stelle der alten, beinahe durchgängig zerstörten oder zerfallenen römischen Kastelle[1]), um sich den Besitz des Landes zu sichern und das Volk in Gehorsam zu erhalten.

Bereits war eine geraume Zeit verflossen, seitdem Chlodwig die schweren Kriege niedergelegt und Ruhe und Frieden wieder hergestellt hatte, und immer hatte er noch nicht das in der Bedrängniß der Schlacht gethane Versprechen erfüllet.

Da erschien eines Tages die Königin Chlotilde — oder Guthuldt, wie Specklin sie nennet — bei ihrem Herrn und Gemahl und erinnerte ihn seines Gelübdes; und alsobald beschloß Chlodwig sein Wort zu lösen. Ohne Verzug sandte er nach dem hl. Remigius, welcher dazumal Bischof zu Rheims und zu Metz war, und nach Vestalus, und begehrte die christliche Taufe, und mit ihm wohl drei tausend edler Franken. Dessen erfreute sich höchlich die fromme Königin.

Und als St. Remigius gekommen war sammt seinem Gefährten, da führten sie Chlodwig nebst den übrigen Täuflingen zum alten heidnischen Tempel des Kriegsgottes Krutzmanna und unterwiesen und belehrten sie im christlichen Glauben. Vor dem Bischofe stund Chlodwig in weißer Leinwand gekleidet, nach dem Gebrauche jener Zeit, und um ihn her die vornehmsten fränkischen Häuptlinge, welche mit ihm die Taufe empfangen wollten.

Und als der hl. Remigius die Taufe zu beginnen sich anschickte, da richtete er zuerst das Wort an Chlodwig, und sprach

---

[1]) So soll Chlodwig namentlich die gewaltige Bergfeste Frankenburg im Weilerthale erbauet haben, sammt einer Kapelle, in welcher, nach Specklin, Chlodwigs Stammherr Pharamund begraben war, und in deren Fenster man, zu Specklin's Zeit, noch des Frankenkönigs angeblich ursprüngliches, heidnisches Wappen mit den drei schwarzen Kröten im gelben oder goldenen Felde gesehen haben soll.

Wie bekannt soll, nach der auch durch Specklin mitgetheilten Sage, Chlodwig, als er noch ein Heide war, jenes Wappen geführet, hernach aber, nachdem er Christ geworden war, dasselbe in das neue französische Wappen mit den drei goldenen Lilien im blauen Felde umgewandelt haben.

Trausch, in seiner handschriftlichen Chronik (Tom. II, Abth. II, Fol. 164 a), erzählt, daß im Jahre 1540, als der Rhein und alle Wasser äußerst niedrig waren, unterhalb Bingen ein Fels zum Vorscheine kam, an welchem beide Wappen Chlodwigs neben einander eingehauen gewesen sein sollen.

zu dem Könige: „Du hoher Sikamber, dieweil du gelobest Gott und Christum allein anzubeten, so versprichst du diesen und alle übrige Tempel, worinnen man dem Teufel opfert, zu zerstören und überall den christlichen Glauben helfen auszubreiten!" — — und, nachdem Chlodwig dies feierlich versprochen hatte, gab ihm St. Remigius die Taufe und nach ihm den übrigen fränkischen Häuptlingen und Kriegern, und nahm sie hiemit auf in die Gemeinschaft der Christenheit und in den Schoos der christlichen Kirche, in Gegenwart der hochbeglückten Königin und im Angesichte des ganzen Volkes.

Hernach ließ Chlodwig alsobald Krutzmanns Tempel zu Straßburg abbrechen und baute, Gott zur Danksagung, die erste christliche Kirche auf dieselbe Stätte, scheinbarlich und groß, doch nur von schlichtem Holz und Stein „auf gut altfränkisch", mit einem großen ungeheuern Dache, und ließ dieselbe einweihen in der Ehre der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria. Und das war, fügt Specklin hinzu, der erste christliche Tempel, der in deutschen und fränkischen Landen, von den Franken, zur Ehre eines Heiligen errichtet worden ist.

So wurde das erste Münster zu Straßburg gestiftet, in hoher Würdigkeit und Freiheit, wie unser alter Königshoven sagt, von dem ersten christlichen Könige der Franken.

Im Jahre 504 soll der Bau begonnen und nach Verlauf von sechs Jahren, im Jahre 510, vollendet worden sein, im neunzehnten Jahre von Chlodwigs mächtigem Reiche.

Auf solches änderte Chlodwig auch sein heidnisches Wappen. Die drei schwarzen Kröten wandelte er um in drei goldene Lilien, in himmelblauem Felde, um durch diese zarte Farbe die Lieblichkeit des christlichen Glaubens anzuzeigen, im Gegensatze zu den alten garstigen, nach damaligem Volksglauben giftigen Thieren. Und auch der Stadt Straßburg ertheilte er das Recht eine Lilie führen zu dürfen in ihren Münzen.

Obige Darstellung ist durchgängig und beinahe wortgetreu der Erzählung Specklins nachgebildet. Letztere befindet sich in dem Fragmente der Abschrift der Collectaneen, welche Specklin begonnen (Fol. 13 a).

Hier, wie auch sonst so oft noch, hat Specklin, wie man ge-

sehen, die historischen Thatsachen, mit der ihm eigenthümlichen Leichtfertigkeit, behandelt und durcheinander gemenget. Seine Erzählung ist ein buntes Gemische von mißverstandenen und verkehrten historischen Angaben und von alten sagenhaften Ueberlieferungen. Geschichtlich ist die Taufe Chlodwigs im heidnischen Tempel Krutzmanns zu Straßburg ein eben so grober Verstoß wider die Wahrheit, als die Verleihung irgend eines Münzrechtes durch Chlodwig zu Gunsten der Stadt Straßburg. Specklin nimmt es so genau gerade nicht mit der Wahrheit und Zuverläßigkeit seiner historischen Angaben und Behauptungen.

Geschichtlich erwiesen bleibet allein die Stiftung des ersten christlichen Münsters zu Straßburg durch Chlodwig. Hierin stimmen unsere Chronik- und Geschichtschreiber sämmtlich miteinander überein und, diesen Punkt betreffend, scheinen sie in der That auch sich auf rein historischem und durchaus zuverläßigem Boden zu bewegen. Alles übrige ist entweder Sage oder verunstaltete Geschichte.

336.

Das Straßburgische Münster zu den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen.

König Pipin war, im Jahre 769, mit Weib und Kind gen Straßburg gekommen und hatte begonnen, über dem Oratorium der Priester, ein herrliches steinernes Chor an das alte fränkische Münster zu bauen. Es war ihm aber nicht gegeben worden, diesen prachtvollen Bau zu vollenden. Erst nach seinem Tode vollführte Karl der Große das von seinem Vater angefangene Werk und begabte das Münster mit zahllosen Reliquien, Heiligthümern und kostbaren goldnen und silbernen, reichlich mit Edelsteinen eingelegten und verzierten Kleinodien.

Zur Zeit Ludwigs des Frommen stund das Münster da, in voller Pracht, das Vorbild eines ächten christlichen Gotteshauses, inmitten aller Dome den Rhein entlang, und von keinem derselben überstrahlet.

Es war ein herrlicher Tempel, den die Engel des Himmels oft besuchten und die Heiligen, und welchem die Himmelskönigin,

deren Schutze er anheimgestellet worden war, ganz ihre Liebe zugewendet hatte. Unendlich war die Anzahl der Wunder, welche fortwährend, zu ihrer Verherrlichung und unter ihrer Anrufung, in dem ihrer besondern Obsicht empfohlenen Gotteshause geschahen. Nah und fern rühmten und priesen die Völker all' diese Wunder mit kindlichem Staunen und andachtsvoller Ehrfurcht.

So erzählet der nach Straßburg verbannte Mönch Ermoldus Nigellus, in der in Form eines lateinischen Gedichtes abgefaßten Bittschrift, durch welche er, im Jahre 826, bei Ludwig dem Frommen um Gnade einkam. Es enthält dieselbe eine Beschreibung des damaligen Zustandes des Straßburgischen Münsters.

Von dem 651. Verse dieses Gedichtes hinweg, welches **Muratori** im zweiten Bande seiner Geschichtschreiber Italiens veröffentlicht hat, heißet es:

«Virgo Maria tibi quo templa dicata nitescunt,
Quo tuus in terris rite veretur honos.
Sæpius has equidem dicuntur visere sedes
Cœlicolæ et cœtus has colere Angelicus.
Plurima mira quidem referunt . . . .»

337.

Die Stiftung der Chorkönigspfründe.

Im Jahre 1012 kam der römische König Heinrich II. nach Straßburg und wohnte hier etliche Wochen.

Keines Tages versäumte der heilige König den Gottesdienst im Münster. Des Morgens bei dem Hochamte, des Abends bei der Vesper und in der Nacht sogar, wann Mettin (Nachtmesse oder Frühmesse) gesungen wurde, saß Heinrich im Chore bei Bischof Werner, seinem treuen Freunde und Rathe.

Mit jedem Tage fühlte sich der König wohler und heimlicher im Münster. Täglich erhob ihn mehr die einfache, anspruchlose Frömmigkeit und die innige ungeheuchelte Andacht der Brüder

Mariens [1]). Nirgends hatte er noch sämmtliche gottesdienstliche Handlungen mit höherer Würde und feierlicherer Weihe begehen sehen. So sehr erhob und entzückte den König die in Werners Münster befolgte Ordnung und Regel, daß allmälig der Wunsch in ihm rege wurde, immerfort zu weilen in dem hehren Heiligthume, inmitten der Brüder, und sich mit ihnen himmelan zu schwingen im Gebete, mit Messelesen und Singen.

Immer tiefer, immer inniger, immer unwiderstehlicher wurzelte in des frommen Königs Gemüthe der Wunsch den Rest seiner Tage zu verleben in Gemeinschaft mit den Brüdern der Straßburgischen Münsterkirche, und mit ihnen Gott allein zu dienen mit Gebet, mit Andacht und Lobgesang, denn es waren alle hohe Grafen und Freiherren, die da ein heilig, selig, geistlich Leben führten. Bald stund der Entschluß fest und unerschütterlich bei dem Könige sich aufnehmen zu lassen in Maria's Brüderschaft und unter ihrem Schutze, in ihrer Kirche, sein Leben zu beschließen.

Umsonst war alles Flehen und Abhalten seiner Hofleute und Räthe; vergeblich Aller Widerrathen, umsonst Aller Bitten, daß Heinrich das Reich nicht verlassen möge, das er mit so großer Mühe nur im Frieden zu erhalten vermochte! Umsonst eröffneten seine Freunde und Höflinge vor seinen Augen die trübe Zukunft, welche des Reiches warten würde, wenn er auf seinem Vorhaben bestünde! Eben so vergeblich aber als ihr Flehen blieben alle ihre Vernunftgründe! Unabänderlich fest stund in des heiligen Königs Seele der Entschluß seine Tage zu enden, als Priester, in Marias Brüderschaft, in Werners Münster.

Eines Morgens, nachdem das Hochamt, in seiner Gegenwart, auf das feierlichste begangen worden war, trat Heinrich, tief ergriffen zu dem Bischofe vor den Altar und bat mit innigbewegter Stimme, ihn aufzunehmen in die Zahl der Brüder!

Umsonst bemühete sich nun auch der Bischof den König zu bewegen, diesem für das Reich so unheilvollen Entschlusse zu entsagen. Vergeblich vereinten abermals die königlichen Höflinge und Räthe ihre Vorstellungen, um Heinrichen abzubringen von seinem Vorsatze. Auch jetzt wieder prallten alle Vorstellungen ohnmächtig ab an des Königs unwiderruflichem Entschlusse.

---

[1]) So, Fratres sanctæ Mariæ, nannte man damals die Priester und Geistlichen im Münster.

„Wohlan denn!“ — sagte alsdann Werner zu dem Fürsten, als er sah, daß nichts mehr ihn abzuhalten vermochte von der Vollführung seines Vorsatzes — „wohlan denn, so nehme ich dich auf in der Brüder Zahl! Doch nun, als mein Untergebener, gelobest und schwörest du, hier vor dem Altare, im Angesichte des dreieinigen Gottes, gehorsam zu sein, mir deinem Bischofe und Obern, und fernerhin deinen Willen zu unterordnen demjenigen deiner Vorgesetzten, und stets willig, ohne Widerrede noch Widerstreben, streng und genau, alles das zu thun und zu vollführen was die Kirche dir vorschreibt und gebietet, und was ich, als dein Oberer, und deine übrigen Vorgesetzten, im Namen der Kirche, dir zu thun oder zu unterlassen befehlen werden?“

Und freudig gelobte es der König dem Bischofe mit Hand und Mund, im Angesichte Gottes und in Gegenwart der Brüder, der Höflinge und alles Volkes.

Aufgenommen war er somit in die Reihen der Brüder! Entladen der schweren Last der Krone, die sein edles Haupt so peinlich gedrücket hatte!

„Nun aber!“ — begann hinwiederum der Bischof, mit ernster, feierlicher Stimme — „nun aber, mein Sohn, im Namen und in Ausübung der Gewalt und der Macht, die mir verliehen ist von Gott dem Allmächtigen und von seiner Kirche; nun aber gebiete ich dir, als dein rechtliches Oberhaupt, die Krone wieder aufzunehmen, welche dir Gott verliehen hatte, und sie fernerhin zu tragen zu deiner Seele Heil und Frommen und zu des heiligen Reiches Ruhm und Wohlfahrt!“ ....

Tief erschüttert im Innersten seiner Seele stund der König bei dem Bischofe vor dem Altare. Ach! allzuschwer, unerträglich schien ihm das Opfer, das ihm auferleget war! .... Dennoch mußte er sich fügen voll Ergebung, denn nur Gehorsam gebot ihm, durch den Mund seines Bischofes, die Kirche, deren Befehlen sein frommes Herz sich unbedingt zu unterwerfen von jeher gewöhnt war.

Abermals ergriff also Heinrich, zum Glücke des Reiches und der seiner Leitung und Obhut anbefohlenen Völker, Krone und Szepter.

Weil er aber selbst nicht bei den Brüdern bleiben durfte, im stillen Heiligthume, um dort mit ihnen Gott zu dienen mit Gebet und Gesang; und, damit er fernerhin im Chore seines theuern Münsters ersetzet und vertreten sei, stiftete er an demselben eine reichbegabte Pfründe für einen Priester, der in Zukunft, in ewi-

gen Zeiten, an des Königs Statt, auf dem Chore für ihn singen und Messe lesen sollte.

Und auch die Münsterkirche selbst und die Brüder begabte Heinrich hoch mit Freiheiten, Rechten und Privilegien, und mit kostbaren Kleinodien und Heiligthümern.

Und Jahrhunderte hindurch saß in den Chorstühlen des Münsters, der erste in den Reihen der Stiftsherren des Hohen-Chors, der Prälat, welcher des Königs oder Kaisers Pfründe genoß. Und, zum Andenken an die Stiftung, nannte man denselben des Chores König und seine Pfründe des Chorkönigs Pfründe im Münster.

Diese offenbar sagenhafte Erzählung von der Stiftung der sogenannten Chorkönigspfründe ist eine der bekanntesten unter sämmtlichen hier mitgetheilten Münstersagen.

Die ältern Chronikschreiber, namentlich Königshoven, erzählen bloß, daß die feierliche Andacht und die hohe Würde, womit der Gottesdienst im Münster begangen wurde, dem Könige so ausnehmend wohl gefallen habe, daß er eine reiche Pfründe im Münsterchore gestiftet habe, in der Absicht, daß derjenige Priester, welcher diese Pfründe besitzen würde, an seiner und der nachfolgenden Könige Stelle den Gottesdienst begehen sollte.

Von Heinrichs Entschlusse, die Kaiserkrone oder vielmehr die Königskrone niederzulegen, und von seiner Aufnahme in die Zahl der Brüder Mariens, wissen die ältern Chronikschreiber nichts. Dieser dramatische und sogar theatralische Theil der Sage ist, offenbar, späterer Beisatz und willkührliche Ausschmückung.

Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde die von Heinrich II. gestiftete Pfründe des Chorkönigs Pfründe genannt.

Den ältern Annalisten zu Folge, hätte die Stiftung im Jahre 1012 stattgefunden; und dies scheint auch, in der That, die richtige Angabe zu sein, wie schon *Grandidier* (Essais historiques sur la Cathédrale de Strasbourg, S. 21, Note g) bemerket, da diese Stiftung in die Zeit fällt ehe Heinrich der Heilige die Kaiserkrone empfing. Specklin (Fol. 21 a), Schadäus (S. 11), und

andere Neuere nach ihnen, setzen die Stiftung der Chorkönigspfründe erst in das Jahr 1019.

338.

Der Fronhof.

Am Festtage St. Johannis des Täufers, im Jahre 1007, kam ein schreckliches, gräuliches Wetter über Straßburg. Blitz fiel auf Blitz; der ganze Himmel schien ein endloses Feuermeer, und furchtbar dröhnte der Donner hinten drein.

In diesem gräßlichen Unwetter schlug des Himmels Feuer in das Münster und in St. Thomas Kirche. Beide Gotteshäuser gingen auf in Flammen; beide brannten nieder, von Grund aus, mit mehr denn einem Drittheile der ganzen Stadt.

Schwer ging dieses namenlose Unglück Bischof Wernern zu Herzen.

Zuerst errichtete er durch das ganze Land eine allgemeine Steuer und ein Almosen, um zuvorderst die armen, durch die Feuersbrunst zu Grunde gerichteten Bürger und Einwohner in Stand zu setzen ihre Häuser wieder aufzubauen, und um sodann die eingeäscherten Kirchen durch neue zu ersetzen.

Hernach ertheilte Bischof Werner großen Ablaß und Vergebung der Sünden allen denen, welche durch Geld, durch milde Steuern und andere Beihülfe zur Wiederherstellung der gänzlich zerstörten Kathedralkirche beitragen würden.

Im ganzen Lande, und auch außerhalb des Bisthums, hiesch und sammelte man Unserer Lieben Frauen zu ihrem Bau. Ueberall gaben die Gläubigen mit frommem Sinne und willigen Händen. Geistliche und Weltliche steuerten in so reichlichem Maaße, daß ein namhaftes Gut zusammengebracht wurde, daß man anfing von einem überaus großen und kostbaren Bau zu berathschlagen, und daß man die geschicktesten und berühmtesten Werkmeister, aus fernen Landen, herberufen konnte.

Acht volle Jahre brachte man zu mit Einsammeln der nöthigen Hülfsmittel und mit Herbeischaffung der Materialien zum beabsichtigten herrlichen Bau.

Erst im Jahre 1015 begann man das alte Fundament der

ursprünglichen Kirche Chlodwigs hinweg zu räumen und sodann nach einem neuen, tiefen und guten Fundamente zu graben. Einer alten Sage zu Folge, wurde dasselbe mit erlenen Pfählen befestigt, welche mit einem gewaltigen hölzernen Hammer, der vor Zeiten auf dem städtischen Zimmerwerkhofe aufbewahrt gewesen sein soll, in das Wasser geschlagen wurden, und darauf erst fing man an, nach Specklins Bericht, „von klaren, gehawen Quater bawen."

Mächtige Steinblöcke wurden aus Unserer Lieben Frauen Steingrube, im Kronthale bei Wasselnheim, herbeigeführt, um ununterbrochen mit dem Werke weiter aufzufahren. Das ganze Land fronte zu dem Baue. Von nahe und fern, bis von zehn und zwölf Meilen, und noch von weiter her, kamen die Fuhrleute und führten die Steine herbei, Gott zu Ehren und seiner lieben Mutter. Alle Welt wollte selig werden an dem Baue, und, mit dem vom Bischofe verheißenen Ablasse, der Seele Heil verdienen und sichern.

Neben der Baustätte, auf dem geräumigen Platze, auf der Mittagseite, stunden große Hütten aufgeschlagen. Darinnen gab man allen Frönern zu essen und zu trinken.

Und daher soll, so erzählet es die Sage, jener Platz der Fronhof geheißen worden sein, wie derselbe noch heutigen Tages genannt wird.

Obige Sage über den Ursprung des Namens Fronhof, womit, seit undenklichen Zeiten, der Platz zwischen der Südseite des Münsters und dem ehmaligen bischöflichen Palaste bezeichnet wird, theilet schon Specklin in seinen handschriftlichen Collectaneen mit (Band I, Aa. fol. 20[a]) und nach ihm Schadäus (S. 11). „Allen Frönern," sagt Specklin, „gab man zu essen, auff „dem Hoff, do stunden grosse Hütten, welchs noch „der Fronhoff heyst." Und ebenso wiederholet Schadäus: „Allen Frönern gab man zu essen vff dem Hoff, da „stunden grosse Hütten, welcher Ort noch daher der „Fronhoff genennet wird." Seitdem wurde diese Behauptung von allen neuern Schriftstellern wiederholt, und ging, als allgemein angenommene historische Thatsache, von Buch zu Buch über.

Nichts desto weniger aber scheint diese Angabe nicht streng historisch begründet zu sein.

Höchst wahrscheinlich reicht der Name Fronhof weit über den Anfang des eilften Jahrhunderts und die Zeit der Wiederherstellung des Münsters durch Bischof Wernern den Ersten hinauf. Diese Benennung dürfte wohl, weit eher, von dem bischöflichen Palaste, von der Curia dominicalis, in alter Zeit der Gerichts- oder Fronhof, herrühren, und sodann, von dem bischöflichen Palaste oder Gerichtshofe auf den vor dem Gebäude befindlichen Platz übergegangen sein. Ursprünglich mag man vielleicht gesagt haben der Platz bei oder vor dem Fronhofe, und späterhin der Fronhof kurzweg. Meiner Ansicht zu Folge, kann sogar hierüber, historisch, kein bedenklicher Zweifel erhoben werden [1]). (Vergleiche Schertz, glossarium germanicum medii aevi, S. 430.)

Ihrerseits jedoch mag die durch Specklin und Schadäus überlieferte Angabe allerdings theilweise auf geschichtlichem Grunde ruhen; so nämlich, daß zur Zeit des Umbaues des Münsters, durch Bischof Wernern I., die unzähligen an diesem Baue arbeitenden Fröner, unter eigens zu diesem Zwecke aufgeschlagenen Bretterhütten, gespeiset worden sein mögen. In diese Schranken zurückgeführt, hat diese Ueberlieferung, welche, wie gesagt, seit Jahrhunderten allgemein als historische Thatsache angenommen ist, an und für sich, durchaus nichts gegen sich. Die von Specklin und Schadäus hinzugefügte Behauptung, daß von jenem Umstande der Name Fronhof herrühre, wird allein in Abrede gestellt, oder doch wenigstens bezweifelt.

Im Allgemeinen schon spricht der Ausdruck Hof gegen die Annahme dieser Behauptung. In Straßburg kömmt derselbe, bloß ausnahmsweise, bei solchen Plätzen vor, die früherhin Theile von Höfen oder sogenannten hôtels machten und mit Mauern umschlossen waren. So z. B. der verbrannte Hof. Für größere freie Räume, im Innern der Stadt, sind, in Straßburg, Platz (z. B. ehemals der Baarfüßerplatz, jetzt der Parade- oder Kleberplatz) und Plan (z. B. der St. Thomasplan, der St. Stephansplan), die gebräuchlichen Namen.

Es wäre nicht unmöglich, daß der jetzige sogenannte Fron-

---

[1]) In einer Frankfurter Urkunde, vom Jahre 1289, wird der dortige Gerichtshof ebenfalls Fronhof genannt: „Verum cum eorumdem bonorum quedam pertineant iudiciali frequentacione in curiam sitam Frankinvort, que *Vronehof* nuncupatur.“ S. Böhmer, Urkundenbuch der Stadt Frankfurt a. M. Th. I, S. 245.

hof ursprünglich der eigentliche Hof, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, des bischöflichen Schlosses oder Palastes gewesen wäre, wo in alten Zeiten, z. B. die Zimmerleute, als sie sich noch jeden Montags frühe zum Frondienste beim Bischofe einstellen mußten, sich versammelten und der bischöflichen Befehle harreten; und daß späterhin dieser Hof, nachdem er, bei Gelegenheit der Wiederherstellung des Münsters, zum Bauplatze gebraucht und hernach sogar in einen öffentlichen Platz umgewandelt worden war, den alten Namen Fronhof beibehalten habe.

Des in der Sage besprochenen großen Hammers, mit welchem, angeblich, an dem Münsterfundamente die erlenen Pfähle in's Wasser geschlagen wurden, geschieht Meldung in Dr. Heckhelers Werk (S. 56), und zwar auf folgende Weise: „Mann hat „auch gäntzlich eine lange Zeit darfür gehalten, daß „der große Hammer auff dem Zimmerhoff befindtlich „(so aber nicht zu finden ist), zum Eintrieb solcher Pfähl „gebraucht worden.“ Schon zu Heckhelers Zeiten war also dieser berüchtigte große Hammer bereits nicht mehr vorhanden. Ohne Zweifel, wenn übrigens ein solcher Hammer überhaupt einmal da gewesen, mochte derselbe, in der That, in alten Zeiten, auf dem städtischen Werkhofe, im Allgemeinen, zum Einschlagen oder Eintreiben von Pfählen gedient haben.

339.

St. Bernhard und das lahme Mädchen.

Als der heilige Bernhard, der berühmte Abt von Clairvaux, im Jahre 1145, sich nach Speyer begab und dort mit beredter Zunge und hinreißendem Eifer den Kreuzzug predigte, zur Befreiung des Grabes Christi und des gelobten Landes, kam er auch gen Straßburg.

Es war am vierten Sonntage in der Adventzeit, den 23. Dezember, da ertönte im Münster eine wundersam beseligende Stimme, und dichtgedränget wogte das Volk in den Gängen, die ganze Kirche entlang. Am Hochaltare stund Bernhard, der heilige Abt, und sang die Messe.

Und, nach dem Hochamte, geschah ein namenloses Wunder im Münster, im Angesichte der Geistlichkeit und alles Volkes.

Ein unglückliches Mädchen, gelähmt an allen Gliedern von Jugend auf, ward in die Kirche und, nach Vollendung des Amtes, vor den heiligen Abt, an den Altar, getragen. Segnend legte Bernhard die Hände auf das Haupt der lahmen Jungfrau, und flehte inbrünstig zu Gott und den Heiligen, um Hülfe und Rettung für die Arme.

Und siehe! der böse Geist, der sie, bis dahin, besessen hatte, entfloh augenblicklich von ihr, und vor den erstaunten Augen der zahllosen Menge, welche die Kirche kaum zu fassen vermochte, schritt das Mädchen einher aufrecht und ohne fremde Beihülfe, mit geraden und gesunden Gliedern. Befreiet für immer von seinem Uebel kehrte es nach Hause zurück.

Und lauter und freudiger noch als zuvor erschollen, nach diesem Wunder, der Gläubigen Lobgesänge empor zu den gewölbten Bogenhallen, Gott dankend und preisend für die Erlösung der so lange gelähmt gewesenen Jungfrau.

Die Wundergeschichte, welche dieser Sage zu Grunde liegt, erzählet das Liber de miraculis S. Bernardi, P. I, cap. 2, apud Pinium, in Actis Sanctorum, Tom. 4. Augusti, p. 335.

S. *Grandidier*, im bereits angeführten Werke (S. 30).

340.

Die drei steinernen Reuter am Münster.

Zur Zeit, als man das Münster baute, da waren drei Könige, die waren gar mächtig und unsäglich reich an Gold und an Silber und an Schätzen; und weit hinein in die Lande war keiner zu finden, der ihnen gleich gekommen wäre an Macht und an Reichthum.

Weit reicher aber noch als an Schätzen waren die drei Könige an Glauben und an Frömmigkeit und an guten Werken. Ihr Herz hing keineswegs an dem eiteln, vergänglichen Glanze der Welt. Freudig gaben sie stets ihr Gold, den Armen und

Hülflosen, in christlicher Liebe und Demuth, und in vollem Vertrauen auf die Schätze, welche sie sich sammelten im Himmel.

Und als man das Münster zu bauen anfing, da brauchten die drei Könige wacker ihr Gut. Mit vollen Händen spendeten sie ihr Gold der Himmelskönigin zu ihrer Kirche.

Täglich wuchs ihr Eifer und ihre Liebe zu dem kostbaren Baue. Täglich gaben sie williger noch und mit freudigerem Muthe, in der beseligenden Aussicht auf den ewigen Gewinn und auf die tausendfache Vergeltung im Himmel.

Täglich schmolzen aber auch ihre Schätze, und des freueten sich die drei Könige unendlich. Je mehr ihr Gold und Silber schwand, desto höher stieg ja Mariens Kirche empor, und desto größer wurde somit auch der ewige, unvergängliche Schatz, der ihrer wartete im Paradiese.

Und so gaben die drei Könige fort und fort, ohne Zögern und Zaudern. Bis zum letzten Pfenninge spendeten sie freudig ihre Schätze, und dann erst, als sie sich blutarm verbauet hatten am Münster, gaben sie sich endlich zufrieden in ihrem einfältig-frommen, demuthsvollen Christensinne.

Und ihr Opfer, sie brachten es nicht vergebens. Tausendfältig, wie sie es gehoffet hatten, vergalt und lohnete es ihnen der Herr in der Ewigkeit.

Und hienieden schon, während sie noch wandelten auf Erden, ernteten die drei Könige den verdienten Lohn für ihre guten Werke und für ihre Aufopferung. Zum Danke und zur Erinnerung stellte man ihre Bilder, auf Triumphpferden reitend, vorn über den Portalen des Münsters auf, in den Nischen der Strebepfeiler, welche sie so gewaltig und fest begründet hatten.

Dieser ächt volksthümlichen Sage geschieht Meldung in Friese's Vaterländischer Geschichte, B. I, S. 220. „Von „jenen drey Statuen zu Pferd unten am Münsterthur- „me," heißt es dort, „sagt man insgemein: es seyen drey „Könige gewesen, die über dem Bau des Münsters „arm geworden wären: allein diese Erzählung hat kei- „nen Grund."

Es beziehet sich diese Sage auf die drei Reuterstatuen, der Könige Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg, welche,

nach Specklins Angabe, im Jahre 1291, an der Vorderseite des Münsters, auf der Höhe des ersten Stockwerkes, in den großen Nischen oder Blinden aufgestellt worden sein sollen.

Sämmtliche drei ursprüngliche Königsbilder gingen in der Schreckenszeit zu Grunde. Noch bezeuget aber der auf der städtischen Bibliothek aufbewahrte Kopf des Einen, des Künstlers Talent, der sie geformet hatte.

Den jetzigen drei neuen Bildern wurde, im Jahre 1824, als viertes, dasjenige Ludwigs XIV. beigesellt.

341.

Das Reuterlein an der Säule.

Endlich, nach langwieriger, anstrengender Arbeit, stund das Schiff des Münsters vollendet da.

Allsobald beschloß Bischof Konrad von Lichtemberg den Bau der Vorderseite zu beginnen. Meister Erwin von Steinbach, der weltberühmte Werkmeister, stellte die Visirung zu diesem prachtvollen Wunderbaue.

Dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, ertheilte Bischof Konrad großen Ablaß allen Gläubigen, welche ihm durch Geldhülfe oder mit thätigem Antheile beistehen würden an dem Baue, der wie Konrad selbst in einem seiner Ablaßbriefe sagt, der Frühlingsblume gleich, immer höher und blühender empor stieg, und immer mehr das Auge des Beschauers entzückte [1]).

Und abermals, wie zu Bischof Werners Zeiten, eilte wieder alles herbei, von nah und fern, voller Eifer und Andacht. Bis aus Oesterreich, und aus andern fernen Ländern, kamen die Fuhrleute nach Straßburg, die da, um Gottes willen und Unserer Lieben Frauen zu Ehren, die Steine aus des Werkes Grube holten und dem Bauplatze zuführten.

Im ganzen Lande gab man den Amtleuten und den Geist-

---

[1]) „Quia opus ecclesie argentinensis, sicut flores maii, variis ornatibus consurgens in altum, occulos aspicientium magis et magis allicit et eisdem dulcibus oblectaminibus alludit,“ sagt Bischof Konrad in seinem Ablaßbriefe über die große Glocke, vom Jahre 1275.

lichen Büchsen, um die Steuern einzusammeln. An jedem der Festtage Mariä forderten die Pfarrherren, von der Kanzel herab, ihre Beichtkinder auf zur Steuer, und mahneten sie mit folgenden Worten, je nach ihren Kräften, Unserer Lieben Frauen beizustehen an ihrem Baue, indem sie versicherten, daß die Mutter Gottes es ihnen tausendfältig vergelten würde im Himmel, und daß sie selbst geraubtes und unrechtmäßiges Gut nicht verschmähen würde: „Lieben Fründt," so redeten sie zum Volke, „steuren vnser Frawen zu irem Baw gan Strosburg, wehr ir Genad haben wil, es sey gestollen, geraubt vnd vnfertig Gutt, das lege er darin, der hatt hiemit Vergebung der Sinden, es ist vnsser Frawen ein guttes Gutt [1])!" — Und dicht rasselte das Geld in die Büchsen, denn ein Jeder wollte sich der Seele Heil sichern, indem er beitrug zu dem Baue, je nach seinen Mitteln. Und wann die Büchsen voll waren, da brachten sie die Geistlichen auf Unser Lieben Frauen Werk nach Straßburg, wo der Schaffner die Sammler erquickte mit Speise und Trank. Sodann kehrten sie nach Hause zurück, mit den leeren Büchsen, um diese hernach abermals zu bringen, wann sie neuerdings gefüllet seyn würden.

Eben so gedieh der Ablaß allen denjenigen, welche um Pfingsten oder zu den vier Frauenfesten Steine, Holz, Wein oder Korn herbeiführten zum Dombaue. Allen diesen, den Leuten, den Wägen und Pferden, ertheilte der Rath zu Straßburg Friede und Sicherheit, zwei Tage vor und zwei Tage nach den Festen, zur Herreise und zur Heimkehr, die Mörder allein ausgenommen und diejenigen welche sich in der Stadt offener Acht befanden.

Und da war es dann auch jedesmal ein Drängen und Rennen und ein Jagen und Rasseln mit Leuten, Rossen und Kärchen, daß die Straße, von dem Kronenburgerthore an bis zur Steingrube Unserer Lieben Frauen im Kronthale, dicht angefüllet war. Auch dieses Mal wieder, wie zu Bischof Werners Zeiten, wollte Alles selig werden an dem Baue. Ein Jeder wollte es dem andern zuvor thun, ein Jeder wollte der Erste sein in der Steingrube, und sodann auch der Erste zurückkommen zum Münster mit seiner Ladung.

Der Erste aber, der aus dem Kronthale auf der Baustätte anlangte, das war ein wackrer Müller. Hoch zu Roß ritt er auf

[1]) Specklin, a. a. O. f. 113 b.

dem Fronhofe an, mit stolzer, triumphirender Miene, und ließ den gewaltigen Felsblock, den er herbei geschleppt hatte, abladen bei der Steinhütte.

Lauter Jubel begrüßte den eilfertigen Müller.

Und allsobald machte sich einer der Steinmetzen an's Werk, und aus diesem ersten Quaderstücke schnitt er, zum Angedenken, mit kunstgeübter Hand, des Müllers stattliche Gestalt, wie derselbe so eben, auf seinem wiehernden Gaule, beim Münster angeritten war.

Und heutzutage noch soll oben an einem der großen Pfeiler, welche die Vorderseite des Münsters und oben drüber den Riesenthurm tragen, der wackere Müller prangen, mit seinem krausen Haare, im rothen Rocke, auf seinem Schimmel sitzend, den er mit zierlicher Hand am Zügel hält und regieret.

Und Jahrhunderte hindurch wies man den Fremden, unter andern sogenannten Wortzeichen im Innern des Münsters, das Reuterlein droben an der Säule, und pries denselben gebührend den frommen Eifer des braven Müllers, der einst den ersten Stein herbeiführte zu Erwins glorwürdigem Vorderbau.

Des Reuterleins auf der Säule geschieht Meldung bei Künast (Argentoratum sacro-profanum S. 12 und 26), bei Dr. Heckheler (in seinem bereits angeführten handschriftlichen Werke über das Münster, S. 100) und bei *Grandidier* (ebenfalls in seinem bereits genannten Werke über das Münster, S. 262, Note p).

Sämmtliche drei Schriftsteller bezeichnen das Kapitäl des großen steinernen Pfeilers, ehemals dem Häuschen des Münsterknechtes gegenüber, als den Ort, wo sich dies steinerne Reuterlein befinden soll. Nirgends jedoch habe ich es, bis dahin, weder dort, noch in der nächsten Umgebung jenes Pfeilers, trotz wiederholt angestellter Nachsuchungen, auffinden können.

Die genaue Beschreibung des Figürchens im Texte ist dem Werke Dr. Heckhelers entlehnt. Nachdem Heckheler die Säule bezeichnet hat, als eine der „vier Seulen, welche die angefangenen Thürn tragen," fügt er hinzu: „Bey welcher Ersterer freyer Seulen, daran oben ein Reuter mit seinem kraußen Haar und roth angezogenem Rock, auff einem weißen Pferdt sitzendt, und den

Zaum in den Händen haltendt gesehen, undt denen frembden Leüthen zu einem Wortzeichen gewießen wirdt..."

Künast sagt blos: „Das Reuterlein auff einer Säulen in der Höhe soll auß dem ersten, aus der Steingruben im Cronthal hieher zum Münsterbau gebrachten Stein, gehauen worden seyn."

Grandidier seinerseits spricht, ebenfalls blos im Vorbeigehen: »du petit homme à cheval, taillé dans la pierre, au chapiteau du grand pilier, vis-à-vis la loge du garde, qu'on prétend représenter le meunier qui a amené la première pierre de cet édifice.«

342.

Das Horn an der Säule.

Zu Erwins Zeit, als man am Münster baute, und die Fuhrleute herbei eilten von nah und fern, bis tief aus Oesterreich und aus andern weit entlegenen Ländern, um die Steine herbeizuführen zum Baue, aus Unserer Lieben Frauen Grube im Kronthale, da kam auch Einer daher gezogen aus Ungarn, mit einem großmächtigen Büffel oder Auerochsen, so groß wie man zuvor nie einen gesehen hatte in den Ländern am Rheine.

Was aber mehr noch als die kolossale Gestalt des Büffels selbst allgemeines Erstaunen erregte, das waren die gewaltigen Hörner, welche des Riesenthieres Stirne trug. Stark gekrümmet in der ganzen Länge und scharf zugespitzet am Ende, stund jedes der Hörner beinahe sieben Schuhe weit hinaus von dem Kopfe des Ochsen.

Die Kraft und die Gewalt des Thieres waren ganz in Verhältniß zu seinem gigantisch-gegliederten Körperbaue. Allein für sich zog der ungarische Büffel eine weit schwerere Ladung und Last als sonst ein Gespänne Pferde oder Ochsen zusammen. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit schleppte er die schwersten Steinblöcke davon, und endlos war die Zahl der Quaderstücke, die er, aus dem Kronthale bis auf den Fronhof, herbeiführte zum Dombau. Auch kannte Jedermann zu Straßburg den gewaltigen ungarischen Ochsen, und um die Wette pries man die unvergleichliche Muskelkraft des fremdartigen Riesenthieres.

Und als, nach vieljährigem Ziehen und Schaffen, der Büffel starb, da hing man das eine seiner gigantischen Hörner auf im Münster, zum Andenken und zur Bewunderung der kommenden Geschlechter.

Und lange Jahrhunderte hindurch hing an einer Kette das klafterige, krumme, hohle und spitze Horn des ungarischen Auerochsen, an der Säule, welche die Gewölbdecke des nördlichen Kreuzarmes trägt, ehemals der alten steinernen Pfarrkanzel gegenüber und dem reichgeschmückten Taufsteine.

Das Horn, auf welches sich diese Sage bezieht, gab in ältern Zeiten zu den verschiedenartigsten Vermuthungen Anlaß.

Dem, wie es scheinet am meisten verbreiteten Volksglauben zu Folge wollte man eine Greifenklaue in demselben erkennen.

Gesner in seiner historia animalium quadrupedum (S. 126) erklärte schon dieses berühmte Horn für dasjenige eines Auerochsen, welcher Meinung Schadäus ebenfalls beistimmet, in seinem Münsterbüchlein (S. 68): „biß jemand," sagt er, „etwas gewissers davon berichtet." S. auch Schilter, in seinen Anmerkungen zu Königshoven (S. 568).

Dieses Horn war gebogen, hohl und spitz. Seine Länge betrug 6 Schuhe und 8 Zoll. Der dickere Theil maß 4½ Zoll im Durchmesser. Von da hinweg, bis zum andern Ende, spitzte sich dasselbe allmählig zu in Form eines Halbzirkels. Sammt der Kette wog das Horn dreißig alte Straßburger Pfunde.

Die so eben mitgetheilte Sage erwähnt *Grandidier*, doch nur mit kurzen Worten (S. 262). »Les uns,« sagt er, »en font une serre de griffon: ce qui est fabuleux. Les autres disent que c'est la corne d'un bufle de Hongri, qui amena des pierres pour l'édifice de la Cathédrale. Ce dernier fait n'est pas plus constaté.« Auch Grandidier, welcher noch das Horn gesehen, erklärte dasselbe für dasjenige eines Auerochsen.

Es ist dieses Horn nicht mit einem andern Horne zu verwechseln, welches sich, ebenfalls bis auf die Revolutionszeit, in dem Domschatze des Münsters befand, und auf welches sich eine andere Sage beziehet, die auch hier mitgetheilet werden soll.

343.

Die beiden Arbeiter.

Es war im Jahre 1276, am Feste der Lichtmeß, als man zu Straßburg sich anschickte, den Bau der prachtvollen, majestätischen Vorderseite des Münsters, nach der durch Meister Erwin von Steinbach gestellten Visirung, zu beginnen.

Konrad von Lichtemberg, reich geschmücket im bischöflichen Ornate, hielt selbst an jenem Tage die Messe von Unserer Lieben Frauen, auf dem Fronaltare im Münster, und flehete zu Gott und seiner lieben Mutter, Patronin der Kathedralkirche und der Stadt, daß sie gnädig und huldreich herabsehen möchten auf den Bau, der nun, zu ihrer Ehre, aufgeführet werden sollte.

Nach vollendeter Messe ging der Bischof, gefolgt von den Domherren und den andern Geistlichen, von dem Stadtrathe, dem Adel, der Bürgerschaft und den übrigen Einwohnern, Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, in feierlicher Prozession zur Kirche hinaus auf den Platz, wo die Façade mit ihren beiden Seitenthürmen sich reich geschmücket erheben sollte gen Himmel.

Dreimal umwallte der Bischof und der ihm nachfolgende Zug die umsteckte Baustätte. Sodann weihete er den Platz feierlich ein, nach den Vorschriften der Kirche. Hernach ergriff Konrad eine Schaufel, stach zu dreien Malen in die Erde und warf dieselbe auf. Eben so thaten nach ihm die Domherren und die übrigen Geistlichen, Einer um den Andern.

Voller Ungeduld harrten die Gräber bis der Letzte vollendet haben würde, um sodann die Arbeit zu beginnen, auf der nun Gott geweiheten Stätte, und nach dem Fundamente zu graben.

Kaum hatte der letzte Geistliche den dritten Stich gethan, da eilten die Arbeiter herzu voller Ehrfurcht und Eifer.

Allen voran, zwei unter ihnen, die sich hastig vordrängten, um, aus sonderbarlicher Andacht, an der Stelle zu graben, welche Konrad betreten und wo der hochverehrte Bischof selbst die Erde aufgestochen hatte. Ein Jeder von ihnen wollte der Ehre genießen, die Arbeit zu beginnen an dieser Stelle. Keiner wollte dem Andern weichen, und allsobald sah man die Zwei sich schlagen in grimmer Wuth.

Zornentflammt schwangen sie die Schaufeln, und bald lag der

Eine, roth im Blute, niedergeschmettert zu Boden durch einen furchtbaren Schlag seines Gegners, im Beiseyn und im Angesichte des Bischofes, der Geistlichkeit und des ganzen Volkes.

Ein Schrei des Entsetzens erschallte ringsum ob dieser unerhörten Frevelthat!

Heftig erschrack auch der Bischof... Allsobald kündete er die Arbeit auf, für neun Tage, auf der durch den Todtschlag entheiligten Stätte. Erst nachdem er dieselbe aufs Neue geweihet und hiedurch die ob jener Gräuelthat erzürnte Mutter Gottes versöhnet hatte, begannen die Arbeiter, zum wiederholten Male, zu graben. Und diesmal gruben sie mit solchem Eifer und solcher Andacht, daß schon im folgenden Jahre das Fundament vollendet war, und daß, an St. Urbans Tage 1277, Bischof Konrad schon feierlich den ersten Stein an Erwins glorreichem Werke [1]) legen konnte, welches sodann, von Jahr zu Jahr, immer höher und blühender emporstieg, gleich der Blume des Frühlings, aus dem tiefen Schachte, den die Arbeiter gegraben hatten.

Der in dieser Sage behandelte Gegenstand erinnert unwillkührlich an den ähnlichen Streit, welcher bei dem Tempelbau zu Jerusalem Statt gefunden haben soll.

Specklin ist der älteste Schriftsteller, der diese mehr oder weniger sagenhafte Erzählung mittheilet (im ersten Bande seiner handschriftlichen Collectaneen, S. 113 b). Nach ihm hat Schadäus dieselbe in seinem Münsterbüchlein aufgenommen (S. 13); und seitdem ist sie, als historisch angenommenes Faktum, von Buch zu Buch übergegangen.

A. Stöber, in seinem ersten Elsässischen Sagenbuche (S. 593), berichtet, daß, nach der Volkssage, die zwei Arbeiter, deren Einer den Andern erschlug, sogar Brüder gewesen sein sollen. Eben so heißt es in der, in jenem Werke mitgetheilten, poetischen Behandlung dieser Sage von Achim von Arnim (S. 500). Jedoch was, in Letzterer, von den beiden feindlichen Quellen, gesagt wird, welche den Grundbau des Münsters störten, und deren Widerstand der

[1]) So, gloriosum opus, nannte ehemals eine gleichzeitige Inschrift Erwins majestätische Vorderseite.

Brudermord und des Mörders freiwilliger Tod, als Sühnopfer, überwanden und beseitigten, dies Alles ist, offenbar, rein dichterische Erfindung und Ausschmückung. Ich selbst, wenigstens, habe, bis dahin, noch nirgends die geringste Spur oder Andeutung dieses nicht unerheblichen Beisatzes aufgefunden.

344.
Sabina.

An St. Urbans Tag 1277 hatte Meister Erwin von Steinbach des Münsters Vorderseite, sein glorreichstes Werk, begonnen.

Rasch und gedeihlich stieg der Bau empor, unter des großen Meisters Leitung. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei zur Hülfe, um den von Bischof Konrad verheißenen Ablaß zu erringen und hiemit die Vergebung der Sünden. Alle Welt, wie unsere Chronikschreiber berichten, wollte selig werden an dem Baue.

Bei den Seinen selbst fand Erwin willkommene, kräftige Unterstützung.

Meister Johannes, des großen Künstlers würdiger Sohn, unterstützte ihn nicht allein am Dombaue. Auch Sabina, die lieblichste der Töchter, stund dem Vater hülfreich zur Seite. Auch sie, die reine, kunstsinnige Jungfrau, hatte, gemeinsam mit ihrem Bruder Johannes, des Vaters hohen Genius ererbet und seine Kunst erlernet. In beider Brust glühte die heilige Flamme, und überglücklich sah sich der große Meister verjüngt in seinen Kindern wieder.

Ohne Unterlaß war Sabina beschäftigt, nach besten Kräften, zur Ausschmückung des Thurmbaues und des Münsters beizutragen. Manches treffliche Meisterwerk entstand unter ihrer kunstfertigen Hand. Manches liebliche Gebild erschuf sie, die reine Jungfrau, mit dem Beistande Gottes, aus dem rohen, kalten Steine. Aus dem Himmel schöpfte ihr Genius, und die göttliche Gnade, welche die Künstlerin unablässig anrief während sie arbeitete, wachte getreulich über ihr und gab ihren Bildwerken die höchste Weihe [1]).

---

[1]) Dieser schöne Gedanke war in der bekannten Inschrift ausgedrückt, welche

Und so geschah es, als man zu gleicher Zeit mit Erwins majestätischer Vorderseite, die beiden Portale auf den Gräten[1]), dem bischöflichen Palaste gegenüber, aufführte, daß hier, ganz ins Besondere, Sabina ihrem Vater auf das Eifrigste beistund mit all ihrer Kunst.

Beide Portale schmückte die kunstsinnige Jungfrau mit den prachtvollsten Standbildern.

Triumphirend stellte Sabina die christliche Kirche dar, ein königliches Frauenbild, mit Krone, Kreuz und Kelch; Ihr gegenüber das Jüdische Gesetz, mit verbundenen Augen und zerbrochenem Labarum, die Krone zu den Füßen und die Gesetztafeln Mosis in der ohnmächtigen Linken, welche dieselben nicht mehr zu halten vermag, das Gesicht abgewendet vor Traurigkeit, gleich als ertrüge die Geblendete nicht den Blick des ihr siegreich gegenüberstehenden Christenthums. Nahe bei diesen zwei Bildern, auf beiden Seiten in der Vertiefung der Portale, stunden die Apostel, die Gläubigen einleitend in die Kirche, als Zeugen des siegreichen Christenthumes, das sie verkündiget hatten und begründet. Zwischen beide Portale, setzte Sabina Salomo richtend auf dem Throne; über ihm strahlte himmlisch-verklärt des Heilandes Antlitz; und, zu beiden Seiten, in den Giebelfeldern der Portale, stellte die fromme Bildhauerin, in vier trefflichen Bildern, den Tod, das Begräbniß, die Himmelfahrt und die Krönung Mariä dar.

So von Sabinas Hand auf das Herrlichste ausgeschmücket, prangten seitdem beide Portale, Jahrhunderte hindurch in unvergleichlicher Pracht, weithin gepriesen und bewundert, mit vollem Rechte, als ein wahres Meisterstück der Kunst.

Und seitdem auch erhielt sich der Tochter Ruhm vereinet mit des hohen Vaters Glorie. Heutzutage noch gedenket Niemand des großen Meisters, ohne zugleich auch seiner lieblichen, kunstfertigen Tochter zu gedenken, welche seine Werke so wunderherrlich ausgeschmücket. Mit des unsterblichen Meisters glorreichem Namen wird nun fernerhin Sabinas Name forttönen, unzertrennlich,

---

eine der prachtvollen, leider! in der Schreckenszeit zerstörten Apostelstatuen Sabinas in den Händen hielt:

GRATIA DIVINÆ PIETATIS ADESTO SAVINÆ DE PETRA DVRA
PER QVAM SVM FACTA FIGVRA.

[1]) Von dem lateinischen gradus.

von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis zu der fernesten Nachwelt.

Obige Sage über die Bildhauerin Sabina, als angebliche Tochter Erwins von Steinbach, und ihren ebenfalls angeblichen Bruder Johannes, ist durchaus nichts anderes als verstümmelte Geschichte. Seit Specklins Zeiten ist auch diese historisch unbegründete, und sogar grundfalsche Behauptung, hinsichtlich der Abstammung der Sabina, durchgängig als geschichtlich anerkannte Wahrheit, von Buch zu Buch fort gegangen. Noch jetzt ist dieselbe, allgemein, als solche anerkannt und verbreitet.

Und doch ist die Bildhauerin Sabina eine, genau um ein Jahrhundert ältere Künstlerin als ihr angeblicher Vater, Erwin von Steinbach.

Siehe über diese berühmte Bildhauerin, meine ausführliche Arbeit, in welcher Sabinas wahrhafter Wirkungskreis am Münsterbaue dargewiesen wird, in der Revue d'Alsace, Kolmar 1850 (I. Band, S. 255). Vergleiche ebenfalls, Sabinas angeblichen Bruder Johannes betreffend, meinen Aufsatz »L'épitaphe d'Erwin de Steinbach. (Ebendort, 1852, S. 72.)

Nicht in das Gebiet der Geschichte, sondern in dasjenige der Sage, gehöret nunmehr die in Verbindung mit Erwin gesetzte Erzählung von der Bildhauerin Sabina, wie dieselbe seit Specklin allgemein verbreitet ist.

Ganz irrigerweise wird, übrigens, Erwin selbst der Bau des südlichen Kreuzarmes des Münsters zugeschrieben. Dieser herrliche Bau ist gleichzeitig mit den trefflichen Bildwerken Sabinas aufgeführet worden.

345.

Das heilige Grab.

Auf der Mittagseite des Münsters hatte Bischof Berthold II., ein geborener Graf von Bucheck und des Landgrafen Sohn

von Burgenden [1]), eine schöne, geräumige Kapelle erbauet und, im Jahre 1349, in der Ehre der H. Katharina geweihet.

Dahin verordnete er sein Begräbniß.

Dem rührenden, großartigen Gebrauche des Mittelalters gemäß, ließ der Bischof, bei seinen Lebzeiten, sich selbst sein Grab, in der von ihm gegründeten und eingeweiheten Kapelle, aufrichten.

Wacker arbeiteten die Steinmetzen an dem Gruftsteine.

Da kam, eines Tages, der Bischof denselben zu beschauen.

„Gott grüß' Euch!" — sagte er hereintretend zu dem Meister — „wie stehet es mit meinem Grabe?"

„„Dank' Euch Gott! Gnädiger Herr!"" — erwiederte der Werkmeister — „„Euer Grab wird schön! Den Heiland selbsten könnte man hinein legen!""

Berthold aber, als er solches hörte, und den prachtvoll gearbeiteten Gruftstein erblickte und sah, daß derselbe weit schöner war als das heilige Grab, sagte hinwieder:

„Das soll nicht sein, daß mein Grab Gottes Grab übertreffe!"

Und alsobald übergab er sein Grab unserm Herren Gotte, daß man forthin den Heiland am Charfreitage darein lege.

Und jetzt erst befahl er dem Meister, daß er es recht schön machen solle, noch weit schöner und reicher als es zuerst werden sollte.

Sich selbsten aber ließ der demüthige Bischof ein anderes, einfacheres Grab bereiten.

Closener und Königshoven erzählen diese schmucke Sage über den Ursprung des ehemaligen heiligen Grabes im Münster, in ihren deutschen Chroniken (fol. 74 und 165 [a]). Ihnen habe ich dieselbe, beinahe buchstäblich getreu, nacherzählet.

Bis zu den Zeiten Bischof Bertholds von Buchecke hatte das ältere heilige Grab im Münster, außerhalb des Chores, bei der Treppe gestanden, welche in die Crypta hinunterführte, an der Stelle wo hernach der H. Kaiserin Richardis Altar errichtet wurde:

---

[1]) Die Landgrafschaft Burgenden begriff das östliche Ufer der Aar bis an die Emma. S. Schwab, die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, Th. 1, S. 388.

„wan vormols," sagt Königshoven, „was das heilge grap in dem kemmerlin gegen dem vrley, do nu sant Richart alter stat." (fol. 165 a. S. auch Grandidier, S. 50.)

Das von Berthold gestiftete heilige Grab diente als solches, in der von diesem Bischofe gegründeten Kapelle, bis zur Reformationszeit.

Im Jahre 1681, als Bischof Franz Egon von Fürstenberg, nach der Uebergabe der Stadt Straßburg an Frankreich, das Chor vergrößern und angeblich verschönern, in der That aber unverzeihlich verstümmeln ließ, scheint das von Bischof Berthold herrührende heilige Grab in Stücke zerschlagen und mit anderm Schutte vermauert worden zu sein; wenn dies nicht erst bei der zweiten, nach dem Brande von 1759 vorgenommenen, nicht minder bedauerungswürdigen Verschönerung des Münsterchores, stattgefunden hat.

Mehrere Bruchstücke des heiligen Grabes wurden vor einigen Jahren, in dem Chore aufgefunden, als man dessen Wiederherstellung begann. Sie enthalten, leider! ziemlich verstümmelt, die bei dem Grabe schlafenden Krieger, und sind jetzt unten in der Halle des Frauenwerkes aufgestellt.

Diese Bruchstücke bezeugen genugsam die Kunst des Bildhauers, welcher das heilige Grab fertigte, und tragen nur dazu bei uns um so mehr den Verlust dieses trefflichen Kunstwerkes bedauern zu machen.

346.

Das Grüselhorn und der Judenblos.

Im Sommer des Jahres 1349 kam in das Elsaß das größeste, schauderhafteste Sterben, das bis dahin die Rheinlande heimgesucht hatte.

Aus Asien und Afrika herüber kam die Pest nach Europa und würgte, in der Christenheit, gleichwie in der Heidenschaft, die Menschen zu Tausenden, denn, nach dem Berichte der gleichzeitigen Chronikschreiber, herrschte dieses Sterben von einem Ende der Welt bis zu dem andern, jenseits wie diesseits der Meere.

Den schwarzen Tod nannten die von Schrecken und Entsetzen ergriffenen Völker diese grausame Pest.

Gräulich wüthete dieselbe, zu Straßburg wie allenthalben: bei sechzehntausend Menschen gingen zu Grabe, und namenlos war der Jammer und das Elend!

Die Juden allein blieben verschonet von dem Tode, zu Straßburg wie auch an andern Orten; und hier, wie anderswo, den ganzen Rhein entlang, erscholl die unheilvolle Kunde, daß sie Gift in die Bronnen geworfen und also das Wasser verdorben und das grausame Sterben hervorgerufen hätten.

Und weithin, in vielen Städten, vom Meere hinweg bis in die deutschen Lande, wurden die Juden verbrannt von den ergrimmten Völkern...

Den ganzen Rhein entlang loderte Flamme an Flamme, droben von Basel bis hinunter in die Niederlande.

Zu Straßburg entdeckte man noch einen fernern, nicht minder unheilvollen Plan der Juden, der mit der Vergiftung der Bronnen in Verbindung stund.

Die Juden nämlich wollten das Entsetzen des Volkes benützen, um dem Feinde die Stadt zu übergeben, durch Verrath. Das Ertönen eines Hornes sollte das Zeichen sein, für den Feind, zum Einbruche. Also war der Anschlag von ihnen gemacht worden.

Ihr Plan aber wurde ruchbar, und wuthentbrannt stürzte sich auf sie das von dem schwarzen Tode erbarmungslos gemarterte und überreizte Volk. Samstags, am Festtage des H. Valentin 1349, wurden die Juden verbrannt, wohl ihrer zweitausend, auf ihrem Leichhofe, auf einem hölzernen Gerüste.

Und zur Erinnerung an ihren Verrath, und weil sie mit einem Horne dem Feinde das Zeichen hatten geben wollen, zum Eindringen in die Stadt, verordnete der Rath, daß fernerhin, auf ewige Zeiten, droben von dem Münster herab, zweimal in jeder Nacht, das Grüselhorn geblasen werden sollte, den Juden zur Schmach und zur Schande.

Auch diese Sage ist wieder eine ächt volksthümliche, in welcher die wahre, verunstaltete Geschichte nur leise noch durchschimmert.

In Schilters Anhang zu Königshovens Chronik (S. 1113), und in einer, nach seinem Texte abgedruckten und ehemals oben auf dem Münster, in der Wächterstube, angehefteten Anzeige, von welcher noch mehrere Exemplare in dem Archive des Frauenwerkes aufbewahret sind, wird der Ursprung der Gewohnheit das Grüselhorn auf dem Münster zu blasen, folgendermaßen erzählet:

„Warumb das Grüselhorn geblasen wird auff dem Münster."

„Anno 1349. hatten die Juden allhie zu Straßburg einen Anschlag, daß sie wolten die Stadt verrathen, liessen deßwegen ein Horn machen, dem Feind dadurch ein Loßung zu geben, wann sie den Angriff thun solten; sie hatten auch in gemeltem Jahr die Brunnen vergifft, davon viel Menschen gestorben, es wurd aber solches offenbar, und wurden theils von den Juden verbrannt, die übrigen aber des Landes verwiesen, darauff ließ man ein Horn machen, und befahl der Rath dieser Stadt, man solte solches alle Nacht auff dem Münster zweymal blasen, den Juden zu einer Schmach und Schande."

Jedenfalls aber kann sich diese Sage keineswegs auf das Jahr 1349 beziehen. Es dürfte sich dieselbe wohl eher, wie dies bereits *Grandidier* (S. 53) bemerket hat, an das Jahr 1388 anknüpfen, in welchem die Juden, zum wiederholten Male, aus Straßburg verbannt wurden; höchst wahrscheinlich, weil sie mit den Herren in Verständniß und Verbindung stunden, welche damals Krieg führten mit Straßburg und welchen sie die Stadt durch Verrath hingeben wollten.

Zweimal des Abends, um acht oder halb neun Uhr und um Mitternacht, bliesen, vor Zeiten, die Wächter auf dem Münster, den Juden zur Schmach und zur Schande, den sogenannten Judenblas oder Judenblos, wie man in Straßburger Mundart sagte, auf einem ehernen, zwei Schuhe 9½ Zoll langen, mit den Wappen der Stadt und des Frauenwerkes geschmückten Horne, welches man den Grüsel oder das Grüselhorn hieß. (*Grandidier*, S. 219.) Eine Zeichnung desselben befindet sich in Silbermanns handschriftlichem Nachlasse.

Dr. Geiler von Kaysersberg, dessen Predigten eine so reiche Schatzgrube für unsere alte Sittengeschichte sind, spricht auch in einer derselben von dem Grüsel. Als Christus vor des Jayrus

Haus kam, sagt Geiler, „do sah er do die Todten-Pfiffer hürnen, wie man hie den Grüsel hürnt, vnd den Juden blost." (Ausg. v. 1522, p. 3, f. 107. — S. Schilter, S. 1114.)

Ebenso wurde, ehemals, zu Freiburg im Breisgau, ein Horn geblasen, das man dort ebenfalls Greusel nannte, zur Erinnerung an die glückliche Errettung der Stadt, den 24. März 1366, als Graf Egon von Freiburg dieselbe zu überrumpeln suchte. (Grandidier, S. 53, und W. Schreiber, Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau, S. 23.)

347.

Des Roraffen und des Hahnen Streit.

Es war einst eine lustige Zeit, als der Roraffe, unten an der Orgel, alleine herrschte im Münster.

Welch' ein Jubeln und Frohlocken war es da nicht, im Gotteshause drin, wenn am Pfingstfeste, die Landleute, von nah und fern, hereinzogen in's Münster, mit ihren Reliquien und Heilthümern, mit Kreutzen, Fahnen und Kerzen; und dann, droben an der Orgel, irgend ein pfiffiger Geselle, ob Pfaff oder Leye, je nachdem es sich eben traf und schickte, sich hinter den Roraffen steckte, und während des Gottesdienstes, während Messe, Amt, Vesper und Komplet, sich nicht scheute laut auf zu lachen, zu brüllen und zu schreien, und sogar allerlei schandbare Lieder herabzusingen, gegen den Gläubigen unten im Schiffe, und ihrer und, ins Besondere, der Landleute Einfalt zu spotten und zu schmähen ohne Ende, ja selbst der Stiftsherren und Pfaffen nicht schonte, die da andachtsvoll sangen im Chore.

Wohl stund dann manch Bäuerlein da verblüfft und verdutzt, und kratzte verlegen hinter dem Ohre, und wagte es kaum empor zu schauen zu der Orgel; wohl entsetzten sich auch sonst viele Gläubige über die schandbaren Lieder und das rohe Gebrülle des Roraffen, und noch mehr über die unerhörten, sündhaften Lästerungen und Schmähungen, welche der lose und freche Geselle sogar gegen die Kirche und die Pfaffheit [1]) auszustoßen sich nicht

[1]) Wie bekannt, war, im Mittelalter, der Ausdruck Pfaff der Ehrenname der Geistlichen, und Pfaffheit derjenige der Geistlichkeit.

fürchtete; wohl machte Mancher, betroffen und erschrocken, des Kreuzes Zeichen und ging kopfschüttelnd von dannen, aus dem schmählich verhöhnten und entheiligten Gotteshause.

Doch Viele waren auch drunten im Schiffe, die da Gefallen fanden, an des Roraffen Brüllen, Gesängen und Lästerungen, und die hell auflachten, aus vollem Halse, über die sündhaftesten Spottfluthen, welche der pfiffige Geselle an der Orgel droben, ohne Unterlaß, herniederschüttete, über die Pfaffen im Chore drunten und über die dummen, arglosen Bäuerlein im Schiffe, die da ihren Gesängen horchten in ihres Herzens Einfalt.

Und jedes Jahr war es eine neue Freude, für den Roraffen, und seine Gefährten, wann Pfingsten wieder nahte. Voll Ungeduld bereitete er, alljährlich, seine Lieder und Späße, und konnte, jedesmal, kaum den Festtag erwarten, wo die armen Bäuerlein, in ihrer heiligen Einfalt, wieder emporsehen würden zu ihm, mit ihren dummen, verblüfften und verdutzten Gesichtern, und mit ihren vor lauter Erstaunen weit geöffneten Mäulern.

Seit Jahrhunderten genoß er ja alljährlich diese Freude; und nie wäre ihm, auch nur im Entferntesten, in den Sinn gekommen, daß jemals eine Zeit erscheinen könnte wo ihm, am Pfingstfeste, die Herrschaft würde streitig gemacht werden im Münster!

Anders ward es jedoch plötzlich, als einmal der Guller oder Göcker droben auf dem Uhrwerke stund, und jedesmal wann es zwölfe schlug, zur namenlosen, freudigen Verwunderung der dichtgedrängten Menge, mit den Flügeln schlug, und drauf krähte, einem lebendigen Hahne gleich, daß es weithin durch die Kirche klang, gerade wie zur Zeit sein Vorfahre zweimal gekrähet hatte zu Jerusalem, als Petrus, zu dreien Malen, seinen Herrn und Heiland verläugnete.

Von da hinweg, leider! erging es dem Roraffen im Münster, wie es, vor und nach ihm, Vielen schon ergangen ist, und wie es, auch fernerhin, noch Vielen ergehen wird auf Erden! Auch er, der so lange und so hoch Gepriesene und Bewunderte, mußte noch am Ende der Menschen Undank erfahren!

Tief aber schnitt dieser Undank dem Roraffen in die Seele! Er konnte es nicht begreifen; er konnte es nicht ertragen, so zu sehen wie Alles nun dem Hahne zulief und sich erlustigte an seinem einförmigen und einfältigen Geschrei. Er selbst aber mochte singen und jubeln, und Witze herabschreien und Schmähungen ohn'

Ende; ja er mochte klagen sogar und jammern und stöhnen und seufzen, und sodann wieder brüllen aus Leibeskräften, so laut und so lange er auch wollte, um den Hahn zu übertönen: es gelang ihm nimmermehr. Ohnmächtig verhallte all' sein Toben und Zürnen in des Münsters weiten, hochgewölbten Gängen, und, nichts desto weniger, drängte sich, immer aufs Neue wieder, Alles dem verhaßten Hahne zu, als wäre niemals ein Roraffe gewesen droben an der Orgel!

So leichten Kaufes jedoch konnte Letzterer nicht einwilligen, nach vielhundertjähriger alleiniger Herrschaft und ausschließlich besessener Volksgunst, Krone und Szepter niederzulegen, und einem verachteten, einfältigen Guller den Thron einzuräumen und die ungetheilte Huldigung der gaffenden, Beifall klatschenden Menge.

Laut schrie er hernieder in die Kirche, und rief dem Volke all die herrlichen, genußreichen Tage zurück die er ihm, und dessen Vorfahren, seit Jahrhunderten gegeben, und noch auf lange Jahrhunderte hinaus vorbereitet hatte. Mit tiefbewegter Stimme klagte er über den schwarzen Undank womit er nun bezahlet werden sollte, und schmähte gewaltiglich, und ohne Rückhalt, gegen den abgeschmackten Göcker am Uhrwerke droben. Alle seine Beredsamkeit war jedoch vergebens. Umsonst berief er sich, zu wiederholten Malen, auf seine ruhmvolle Vergangenheit, auf seine vor Kurzem noch so glänzende Laufbahn, auf die Erinnerung und das Gerechtigkeitsgefühl der Menge, und forderte laut die versammelten Bürger auf den Streit zu entscheiden zwischen ihm und dem Hahne.

Dieser, seinerseits, berief sich, mit hochmüthigen Worten, auf die glorreich erworbene Volksgunst, und ließ sich sogar ganz verächtlich gegen den Roraffen heraus, es stehe dem Volke gänzlich frei lieber seinem täuschenden Gesange zuzuhören, und dem wundervollen Uhrwerke zuzulaufen, und beim Schlagen der Uhr die heiligen drei Könige sich beugen zu sehen vor der Mutter Gottes mit dem Christuskinde, als eines veralteten, sündhaften Witzboldes abgedroschene Späße und plumpe, ekelhafte Unflätigkeiten über sich ergehen zu lassen.

Furchtbar geriethen die Beiden an einander, die erstaunte Menge auffordernd den Streit zu entscheiden, durch ein volksthümliches, schiedsrichterliches Machtwort.

Niemand aber, drunten im Münster, getraute sich, weder dem Einen, noch dem Andern, zu willfahren.

Weder der kleine, noch der große Rath selbst fanden sich erleuchtet genug um das Urtheil zu sprechen zwischen den zwei erzürnten Gegnern.

Und so geschah es, am Ende, daß der Streit zwischen dem Roraffen und dem Hahne, dem Schaarwächter am Schaarwächterhause heimgewiesen wurde, solchen Kampf hinzulegen und zu schlichten.

Allein auch der Schaarwächter selbst getraute sich nicht, trotz all seiner Salomonischen Weisheit und Gerechtigkeit, irgendwie ein Urtheil zu fällen, obgleich er Jahrhunderte lang unbeweglich am Schaarwächterhause stund und sich durchaus auf nicht Anderes mehr besann.

Und so geschah es daß, bis auf die heutige Stunde, der Streit und Kampf zwischen dem Guller und dem Roraffen im Münster unentschieden geblieben ist, und daß Niemand sich gefunden der zugleich erleuchtet, gelehrt und beherzt genug gewesen wäre die jenem Streite zu Grunde liegende äußerst schwierige und verwickelte Rechtsfrage zu entscheiden.

Der Roraffe im Münster ist eine jener eigenthümlichen Erscheinungen deren wir im Mittelalter so manche andere vorfinden, die nicht weniger als er unser Erstaunen erregen. All' diese, für uns Neuern beinahe unbegreifliche Gebräuche und Volksfeste, welche die Kirche stillschweigend zuließ, nahmen ihren Ursprung aus jenem tiefen Zuge sarkastischer Ironie und giftigen Spottes sogar, welchen wir, das ganze Mittelalter hindurch, neben dem streng orthodoren Glauben der Kirche und der frommen Einfalt der Menge, finden. Andererseits aber bezeuget hinwiederum eben dieser lose Spott, welcher, frei und offen, und ohne Widerstand des Klerus und der Kirche, in den Gotteshäusern selbst, geduldet wurde, den hohen Standpunkt und die festbegründete Macht der Kirche sowohl als der sie vertretenden Geistlichkeit. So groß war diese Macht und das Ansehen der Kirche und ihrer sichtbaren Stellvertreter, daß Jahrhunderte hindurch, selbst diese öffentlichen, jedes Jahr wiederkehrenden Schmähungen und aller dieser gränzenlose Unfug, denselben keinen Eintrag zu thun vermochten.

Der Roraffe trieb sein tolles Spiel bis über das 15te Jahrhundert hinaus. Im Jahre 1501 drang noch der berühmte Dom-

prediger, Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg, bei Meister und Rath, gar gewaltig, auf Abschaffung dieses namenlosen Unfuges; wie er zwanzig Jahre zuvor schon, es dahin gebracht hatte die nicht minder ausgearteten Nachtfeste im Münster, am Festtage St. Adolfs, den 29. August, als am Jahresfeste der Einweihung der Münsterkirche, und ursprünglich an sämmtlichen Frauen-Tagen, abthun zu machen.

Der Roraffe unter der Orgel war eines der sogenannten Wortzeichen, welche ehemals den Fremden im Münster gewiesen wurden. (Schadäus, S. 76; Künast, S. 12, und Heckheler, S. 98.)

Der Guller oder Göcker, welcher dem Roraffen theilweise sein Spiel und seine Herrschaft verdarb, war der noch jetzt im Frauenwerke aufbewahrte Hahn, welcher auf dem ersten, im Jahre 1352 aufgerichteten Uhrwerke aufgestellt wurde, und welcher bis zu der, vor kurzen Jahren vorgenommenen Wiederherstellung des im Jahre 1574 vollendeten zweiten, ehemals hochberühmten und nebst dem Münsterthurme unter die sieben Wunderwerke Deutschlands gerechneten Uhrwerks, an dem Letzteren aufgestellet war.

Des in obiger Sage besprochenen Streites zwischen dem Roraffen und dem Hahne, so wie eines darauf bezüglichen gar alten Liedes thut der Mathematiker Conrad Dasypodius Meldung, im ersten auf das alte Uhrwerk bezüglichen Kapitel seiner Wahrhafftigen Auslegung deß Astronomischen Straßburgischen Vhrwercks. (S. Schilters neunte Anmerkung zu Königshovens Chronik, S. 575.)

Nachdem Dasypodius erzählet hat, daß man von dem alten, ursprünglichen Uhrwerke nichts benützen konnte „außgenommen der alte Göcker oder Han, welcher sehr alt, nemlich über die 200 Jahr alt ist, und zur selbigen Zeit auch ein seltzam Wunderding gewesen, daß ein Han also krähen solte," fügt er hinzu, „welches bezeugt ein gar altes Lied von dem Hanen im Münster, und dem Rhoraffen, in welchem der Rhoraff als der älter ist gewesen, sich beklagt, es lauffe ihm niemand mehr zu, ihm und seim Thun, das dazumahl auf gewisse Tag bräuchlich war zu sehen, sondern jederman lauffe zu diesem Hanen, und wolle sein Hanengeschrey hören."

„Auch wird der Streit und Kampff, so zwischen dem Hanen und Roraffen entstanden, dem Scharwächter am Scharwächterhauß

heim gewiesen, der solchen Kampff und Streit hinlegen und richten solte."

Aus einer Stelle Heckhelers ersieht man ferner, daß der Roraffe, im Volke, auch der Bretstellenmann geheißen wurde.

Heckheler beschreibt und rühmt dort (S. 98): daß „in gute Obacht zu nehmen die fürtreffliche Orgel und darunter 1) der Bretstellen-Mann sonsten Rohraff genannt, und 2) der Mann, so ein Trommet in der Hand hat, und 3) der Simson, welcher dem Löwen den Rachen auffreißet, welche alle 3 Bilder zu Zeiten, durch Antrieb deß Organisten und Windtwercks, durch einen künstlichen Zug, den Mundt auff- und zuthun, sich bewegen und wenden." Vergl. meinen größern Aufsatz: Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg, in der Alsatia für 1852 (S. 189 — 252). Jener Aufsatz ist jedoch in sofern zu berichtigen, daß der berüchtigte Roraffe nicht, wie es dieser sonderbare Name anzudeuten scheint, ein groteskes Affenbild gewesen, sondern daß derselbe kein anderer war als eben die, noch jetzt vorhandene, mit einem Taktstabe versehene, bärtige Bauernfigur, rechts unter der Orgel, welche Dr. Heckheler unter Nummer 1 angibt. Obige Stelle Heckhelers, nebst einer zweiten in des berühmten Orgelbauers Silbermann Handschriften lassen hierüber keinen Zweifel mehr zu. (S. Friese, Historische Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsasses, aus den Silbermann'schen Schriften gezogen, S. 131.)

348.

Das Einhorn und Herr Rudolf von Schauenburg.

Unter den kostbarsten Gegenständen, Kleinodien und Seltenheiten des ehemals ungemein reichen Domschatzes, befand sich vor Zeiten ein acht Schuhe langes, hellgelbliches, biegsames, am obern Ende zugespitztes Horn.

Dieses Horn wurde zu Straßburg allgemein als ein Wunderhorn angesehen.

Man wollte in demselben dasjenige eines Einhorns er-

kennen, welches der fränkische König Dagobert, um das Jahr 640, nebst andern Kleinodien und Heiligthümern, der Straßburgischen Kirche verehret hatte; und von dieser Schenkung wollte man ferner den Ursprung des Wappens der ehemaligen bischöflichen Haupt- und Residenzstadt Zabern herleiten, welche bekanntlich ein Einhorn in ihrem Schilde führet.

Gewiß ist jedenfalls, daß dieses Horn Jahrhunderte hindurch für eine der kostbarsten Seltenheiten Straßburgs galt, und daß es mit äußerster Sorgfalt, im Domschatze, aufbewahret wurde.

Bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war es dort ganz unversehrt geblieben.

Da geschah aber, im Jahre 1380, daß Herr Rudolf von Schauenburg, einer der Domherren des Hohen-Stiftes, dem Horne eine ganz absonderliche Verehrung gewiedmet hatte. Als ein Wunderhorn, als ein wahres Heiligthum verehrte er dasselbe, und als einen schützenden Talisman gegen Pest und Gift.

Um sich sicher zu stellen gegen beide Uebel, brach Herr Rudolf des Hornes Spitze ab und trug sie auf sich als ein untrüglich-wahrendes Schutzmittel gegen jegliche Krankheit und gegen alle mögliche bösartige Einwirkungen, denen er ausgesetzt werden könnte.

Die übrigen Domherren aber entdeckten den frommen Diebstahl und schlossen, zur Strafe, Herrn Rudolf aus ihrer Mitte aus.

Zu gleicher Zeit faßten sie noch den fernern Beschluß vermöge dessen Jeglicher unter ihnen schwören mußte, in Zukunft, nie mehr einen Abkömmling des Stammes des Herren von Schauenburg, an dem Hohen-Stifte Straßburg, aufzunehmen.

Specklin (fol. 26 [a]) und Schadäus (S. 9) bezeichnen ausdrücklich das angebliche Einhorn von welchem, in dieser Sage, die Rede ist, als dasjenige welches König Dagobert, im bezeichneten Jahre, dem Münster verehret haben soll.

Dem zweiten Theile obiger Sage liegt eine von Schilter (S. 1115) und von Grandidier (S. 57) mitgetheilte, wie es scheint, als historisch auf Urkunden beruhende Thatsache, zu Grunde.

Herr Rudolf von Schauenburg war von dem Geschlechte der Freiherren von Schauenburg, welche drei weiße Halbmonde in

rothem Schilde, und auf dem Helme einen Pfauenbusch, ebenfalls mit dem Wappen unten, führten.

Das nach der Volkssage von einem Einhorne oder Monoceros herstammende Horn selbst, erklärt Grandidier, welcher dasselbe noch gesehen, für dasjenige eines Narvals.

Zu seiner Zeit maß dasselbe einige Zolle weniger als acht Schuhe, wegen der seit 1380 fehlenden Spitze. Das Horn war etwas dicker als der Arm eines Mannes, und, obgleich es fest war von oben bis unten, konnte man dasselbe dennoch biegen gleich einem Meerrohre. Es war schwerer, als man es dem Ansehen nach glauben sollte, hatte keinen Geruch und war von hellgelber Farbe, wie altes Elfenbein. (Grandidier, S. 57.)

Es war dies das berüchtigte Horn, welches in den Straßburgischen Religionshändeln des 16ten Jahrhunderts eine große Rolle spielte, welches im Jahre 1584 verschwand, dessen Abhandenkommen der damalige Dechant des Hohen-Stifts, dem Bischofe, auf eine Weise meldete, gleich als ob das Schicksal seiner Kirche davon abhinge, und welches, erst im Jahre 1638, auf eine so sonderbare Weise, wieder zum Vorscheine kam.

Dieses Horn, so wie auch die angebliche Greifenklau, welche in einer früher mitgetheilten Sage besprochen worden ist, scheinet erst in der Revolutionszeit abhanden gekommen zu sein.

Ein ähnliches ebenfalls angebliches Einhorns-Horn besaß auch einst die Stadt Straßburg. Es wurde auf dem ehemaligen Pfenningthurme aufbewahret, und war etwas kleiner als dasjenige des Hochstiftes, indem dieses Städtische Horn blos sechs Schuhe, zehn Zoll maß. Es wog 18 Mark und 3 Unzen. Die Stadt hatte dasselbe, im Jahre 1565, von Adam von Clermont, einem Bürger von Antwerpen, erkauft. (Ueber dieses gleichfalls berühmte Horn sehe man Schilter ad Königshoven, a. a. O.)

349.

Der Werkmeister am Thurme.

Droben am Münsterthurme, an dem Pfeiler zur Rechten des Beschauers, dem Wächterhäuschen gegenüber, sind zwei Stand-

bilder aufgestellt, welche Einem strack entgegensehen, wenn man aus der Wächter-Stube auf die Plateforme hinaustritt.

Vorn an dem Pfeiler steht, sinnend und träumend, der Werkmeister des Münsters, den Plan des Letzteren vor sich hinhaltend, und hinaus starrend in die weite, blaue Ferne.

Ihm zur Seite, etwas rückwärts am Pfeiler, stehet sein Sohn, gestützt auf den Meisterstab in seiner Linken, und hinaufschauend zu der Thurmspitze, indem er, mit der Rechten, sich das Auge schützet gegen der Sonne blendende Strahlen.

Wie beseligt schaut der Vater vor sich hin, als suche und sähe er schon, in der Ferne, den majestätischen Bau, den sein Genius erschaffen: die zwei riesenhaften Thürme emporragen, hoch in die Lüfte.

Stolz auf des berühmten Vaters Ruhm schauet der Sohn unverwandten Blickes hinauf zur Thurmspitze, mißt und bewundert, und mißt und bewundert, immer aufs Neue wieder, des gigantischen Thurmes schwindlichte Höhe; sieht wie jetzt die nadelfeine Spitze scharf und keck die Luft durchschneidet und frank und frei sich abhebet von des Himmels tiefem Blau; wie sie dann wieder ihre reiche Krone in die dunkeln Wolken birgt; und dann wieder die Pyramide empor strahlet im Mondesscheine, durch die Nacht, gleich als belausche sie der goldnen Sterne Glänzen und Flimmern. Und auch er denkt sich schon, im Geiste, den zweiten Riesenthurm, der sich, neben dem einzig ausgeführten, kühn und kräftig wie dieser erheben sollte gen Himmel. Und immer wieder, ohne Unterlassen, mißt er des Thurmes endlose Höhe und bewundert seines Vaters Genius und Kunst.

Einzig aber, wie verlassen, stehet der allein ausgeführte Thurm da und starret, wie wehmüthig, empor in die Lüfte.

Und vergeblich starret auch der jüngere Meister unablässig hinauf zur Spitze am zackigen Helm empor. Geschlecht um Geschlecht gehet zu Grabe, Jahrhundert verfließet um Jahrhundert, und immer verwandeln sich des Vaters Träume nicht in Wirklichkeit: leer bleibt immerdar die Stelle, wo der zweite Riesenthurm stolz neben dem allein ausgebauten die Luft durchschneiden sollte.

Und Viele sind schon vorübergegangen, und Viele werden noch vorübergehen droben an dem Thurme, und die beiden Meister schauen, wie schon so Viele vor ihnen sie erblicket, hinausstarrend

der Eine träumend in die Ferne und hinauf der Andere unablässig bewundernd zur Spitze.

Die Bezeichnung der zwei Standbilder am Thurme, auf welche sich obige Sage beziehet, mangelt jeglichen historischen Grundes. Außerdem wird auch ganz unrichtig ausgegeben, die Figur zur Linken halte den Plan des Münsters in den Händen, da dieselbe, wie schon Dr. Heckheler, welcher die volksthümliche Erklärung jener beiden Statuen nicht berühret, ganz richtig angibt, einen Sonnenzeiger vorhält.

Diese Statue wird gewöhnlich für diejenige des Baumeisters des Münsters, oft auch als das Bildniß Erwins angesehen. In dem darneben stehenden über sich schauenden Bilde hingegen will man, Heutzutage, ziemlich allgemein, des Werkmeisters oder Erwins Sohn erkennen. Letztere Ansicht übrigens hängt genau mit der noch allgemeiner verbreiteten, geschichtlich eben so unrichtigen Annahme zusammen, nach welcher der im Jahre 1339 verstorbene Steinmetzmeister Johannes Erwin, dessen Grabschrift unter derjenigen des großen Erwins stehet, des unsterblichen Künstlers Sohn und Nachfolger im Werkmeisteramte gewesen wäre. Die bis jetzt in allen Büchern als geschichtlich erwiesenes Faktum wiederholte Angabe von Erwin und seinem Sohne Johannes, den alle Schriftsteller ohne Ausnahme in dem oben genannten, 1339 verstorbenen Steinmetzmeister Johannes zu erkennen glauben, ist, gleichwie die auf die Bildhauerin Sabina bezügliche, so allgemein verbreitet und angenommen, daß wo man Erwin auftreten läßt, dieser sein angeblicher Sohn und Nachfolger auch nicht fehlen darf.

Wieder Andere wollen in dem zweiten über sich blickenden Bilde den spätern Werkmeister Hans Hültz erkennen, welche Behauptung aber, andererseits, wieder gar nicht zusammenstimmt mit derjenigen, welche in einem andern ebenfalls emporsehenden Bildnisse im Innern des Münsters, dessen ich späterhin zu gedenken haben werde, und welches, auffallend genug, genau dieselben Gesichtszüge wie die am Thurme aufgestellte über sich blickende Figur ausweist, ebenfalls den großen Erwin zu erkennen vorgibt. Es wäre doch rein unmöglich, daß Erwin und Hültz genau dieselben Gesichtszüge gehabt hätten.

Unnöthig ist beizufügen, daß alle diese verschiedenartigen An-

gaben durchaus nichts weiter sind als äußerst verworrene jeglichen historischen Grundes mangelnde Behauptungen.

Grandidier berichtet (S. 220) die auf die zwei Statuen am Thurme bezügliche Volkssage mit folgenden kurzen Worten. Nachdem er von dem Wächterhause auf der Plateforme und von den Statuen des h. Laurentius und der h. Katharina gesprochen, welche am Thurme unsern beiden Statuen als Gegenstücke dienen, fügt er hinzu: »Au même endroit, vis-à-vis le bassin, on remarque à la tour deux figures, dont l'une passe pour être celle du premier architecte de cet édifice. L'autre lève la tête et semble considérer la hauteur de la tour.«

Das im Jahre 1785, drei Jahre nach Grandidiers Werke, unter dem Titel: Beschreibung des Straßburger künstlichen Münsters und dessen Thurms, neu aufgelegte Münsterbüchlein (S. 112), gehet noch einen Schritt weiter als der von Grandidier berührte Volksglaube, und bezeichnet die Statue mit der Sonnenuhr geradezu als diejenige des großen Erwins: „Eben da (oben auf dem Münsterplatz, gegen dem Wächterhäuslein über) gegen der Wasserschaale über, sieht man an dem Thurm das Bild des gewesenen Baumeisters Erwin von Steinbach, welcher den Münsterthurm angefangen. Ferner gleich darneben auch eines, so hinauf schaut, und die Höhe des Thurms betrachtet."

In keiner dieser Stellen ist also die Rede von Erwins Sohn. Dieser wurde, erst in neuerer Zeit, dem Vater beigegeben.

Dr. Heckheler, welcher ein halbes Jahrhundert früher schrieb, weiß nichts von der Bedeutung der beiden Statuen am Thurme. Er sagt bloß, daß oben am Thurme: „zwey Bildter, deren eines die Hand über die Augen hält und gen Himmel siehet, das andere einen Sonnenzeiger in der Hand haltendt zu sehen." (S. 134.)

Der noch etwas ältere Künast übergehet beide mit Stillschweigen.

350.

Der Kaiser und der Mönch.

In alten Zeiten, da war einmal ein Kaiser, der war über die Alpen hinüber gezogen in die welschen Lande, um sich krönen

zu lassen vom Pabste, und um die treulosen Völker Italiens zu züchtigen, und dieselben auf's Neue dem heiligen Römischen Reiche zu unterwerfen und zum Gehorsame zurück zu bringen.

In Bologna aber vergab ein welscher Mönch dem Kaiser am Altare, im Leibe des Herrn; und in grausen Schmerzen starb der Fürst am Gifte des Pfaffen!

Und weithin erscholl in die Lande die Kunde dieser sündhaften Frevelthat. Entsetzen und Abscheu verbreitete sie durch alle deutsche Gaue.

Auch zu Straßburg erfuhr man allsobald des Mönches beispiellose Gräuelthat. Auch hier, wie überall, ward dieselbe verfluchet und verdammet, als eine namenlose Sünde, und manche Thräne des Mitleids und des Bedauerns floß, im Elsasse, dem Andenken des frommen und tapfern, meuchlings am Altare hingegebenen Kaisers.

Und, zu ewiger Erinnerung an jene grausenhafte Frevelthat, ward des Kaisers Bildniß und dasjenige des Mönches, der ihm vergab, am Münsterthurme aufgestellet.

Droben am Thurme, gegen Westen, sieht man noch heutigen Tages das hohe Standbild des Kaisers, mit dem Reichsapfel in der Hand, trübe hinausstarrend in die Weite, und darneben des frevlen Mönches Bild, mit abgewendetem Antlitze, gepeinigt von den martervollen Vorwürfen des Gewissens.

In dieser, noch jetzt im Volke angenommenen Erklärung der beiden Bilder auf der Westseite des Münsterthurmes, schimmert offenbar ein Nachklang von dem Tode Kaiser Heinrichs VII. durch, welchem, mehreren gleichzeitigen Chronikschreibern zu Folge, in der That, ein welscher Mönch zu Bologna, im Abendmahle vergeben haben soll.

Dr. Heckheler, in seinem bereits mehrmals angeführten handschriftlichen Werke über das Münster (S. 133), beziehet jene ruchlose Mordgeschichte auf die zwei bezeichneten Bilder: „Eben in dem Umbgang," sagt er, „ist auch zu observiren eines Königs oder Keyßers Bildnuß sampt einem Mönchen, deßen Angesicht abgewendt, und dem König oder Keyßer in einer Ostien vergibt, ist vielleicht hierdurch Heinricus VII. angedeutet der mit Gifft soll hiengericht worden seyn."

Allein nichts in der Haltung des Mönches zeigt die ihm von Dr. Heckheler zugeschriebene Handlung an; und das Kaiserbild seinerseits dürfte wohl viel eher Gott Vater vorstellen als Kaiser Heinrich VII.

351.

Das traurige, kreuztragende Christusbild.

Es war im Jahre 1410, in der Charwoche. Mehr noch als es sonst in dieser heiligen Woche zu geschehen pflegte, eilte und drängte das Volk dem Münster zu. Dorthin strömte Alles, Jung und Alt, Weiber und Männer, daß der damals enge Raum vor der Kirche bei weitem nicht all die Neugierigen und Schaulustigen zu fassen vermochte, welche unaufhörlich heranflutheten wie die Wogen eines stürmisch aufgeregten Meeres.

Vorn, bei dem großen Portale, ehemals die Schappelthüre genannt, war das Gedränge am dichtesten. Dort befand sich der Gegenstand, der all diese zahllose Menge herbeizog: dort, inwendig bei dem Hauptportale, war nämlich das vielbesprochene, berühmte hölzerne Kreuz aufgestellet zum Verkaufe, damit es männiglich beschauen möge.

Es war auch eine sonderbare, wundervolle Geschichte, diejenige der Entstehung dieses hochgefeierten traurigen Christusbildes. Ein Jeder, der da kam es zu sehen, wußte dieselbe, und dennoch erzählte sie ein Jeder neuerdings dem Andern wieder, als hätte sie Keiner gekannt.

Zuvor war dieses Kreuz ein krummer, ungeschickter Wilgenstock oder Weidenstamm gewesen, der lange Zeit hindurch, als solcher, in der Hirtzlache gelegen hatte, und von den Wellen und dem Winde, von einem Orte zu dem andern, war hin und her getrieben worden. Niemals aber hatte der Stamm aus dem Wasser gezogen werden können. Wie Viele dies zu thun auch versucht hatten, Keinem war es gelungen.

Da gedachte ein Jeder es seye nicht ohne Ursache und es müsse dies wohl etwas mehr zu bedeuten haben.

Also wurde Meister Michel Böhem, ein äusserst geschickter und allgemein beliebter Bildhauer, aufgefordert das Wunderbloch zu besehen, ob er etwa ein Bild oder sonst etwas daraus schneiden könne.

Und allsobald nahm Meister Michel sein Werkzeug, und ging hinaus zur Hirtzlache. Ihm nach die stets eilfertige, gaffende, neugierige Menge.

Ohne Zaudern machte sich der Meister an's Werk und wollte den Stamm herausziehen aus dem Wasser. Allein auch ihm wollte dies nicht glücken. Der Meister überhob sich an dem schweren Bloche, und ließ es, vor Schmerzen, zurückgleiten in die Fluth.

Da gelobte er, wenn er den Stamm heraus brächte aus dem Wasser, ein Crucifix daraus zu formen...

Und, siehe! der Baum, der bis dahin den kraftvollsten Anstrengungen getrotzet und Aller Mühe und Arbeit zu Schanden gemacht hatte, erweist sich mit einem Male gewillig und gehorsam wie ein Lamm, läßt mit sich handeln und umgehen, läßt sich drehen und wenden, nach dem Wunsche und Willen des Bildhauers... Jetzt, zum Erstaunen Aller, liegt er schon am Lande! Und ringsum an der Hirtzlache ertönet ein Schrei der Freude und der Verwunderung.

Wohl hatte der Meister Schaden genommen über der Arbeit und hatte sich überhoben an der ungeheuern Last des Wilgenstammes, daß er gebrochen war; er achtete aber dessen nicht: nur seines Gelübdes war er eingedenk, es getreulich zu erfüllen.

Voller Zuversicht, mitten in den Schmerzen, begann er unverzüglich sein Werk, und leicht ging es ihm von Handen. Splitter um Splitter flog hinweg vom Stamme; jeder Streich brachte den Meister sichtbar voran mit Riesenschritten, daß er es selbst nicht begreifen konnte. Bald war ein Theil des Wunderstammes umgestaltet zu einem Kreuze. Da fiel Meister Böhem nieder auf die Knie, am Rande der Hirtzlach, in Gegenwart der zahllosen Menge, und rief empor zu Gott dem Allmächtigen um Hülfe und um Befreiung von seinem Uebel: und allsobald genaß er von demselben und seine Glieder waren wieder gerade und gelenkig wie zuvor.

Ohne Verzug führte er sodann sein Werk weiter fort in seiner Werkstätte.

Vollendet hatte er bald.

Vor ihm stehet der Christ, das Kreuz auf der Schulter, auf dem Wege nach Golgatha; die Dornenkrone auf dem blutigen Haupte; das Antlitz voller Schmerz, zugleich aber auch voll himmlischer Liebe und Ergebung; den edeln, göttlichen Leib gedrückt und gebogen unter der Last des Kreuzesstammes, als müsse er niedersinken, unterliegen!

Und als der Meister des leidenden Heilandes Bild anschaut das, ihm selbst ein Wunder, so rasch aus seiner kunstfertigen Hand hervorgegangen, da kniet er nieder auf die Erde und betet voller Inbrunst zu Gott um Vergebung seiner Sünden... Und, siehe! es schien ihm als überflösse Jesu Antlitz von Verklärung und als schaute der Erlöser mild zu ihm hernieder, Erbarmen und Gewährung im Blicke!

Daher die allgemeine, ehrfurchtsvolle Verehrung des Volkes für dieses Wunderkreuz.

Meister Hans Vetter, ein ehrsamer und frommer Küfermeister, erstund dasselbe, um es an St. Martin, wohin er verpfarret war, zu verehren.

Allein, siehe! ein neues Wunder gibt sich kund vor allem Volke!

Umsonst machen sich die Werkleute an das Kreuz es hinweg zu heben und nach St. Martin zu übersetzen; umsonst bemühen sie sich mit Winden, Stangen und Brecheisen: auf keine Weise bringen sie das Kreuz zum Weichen. Gleich wie zur Zeit, als es noch, ein roher Wilgenstamm, umher trieb in der Hirtzlache, trotzet es allen ihren Anstrengungen. Wie Viele auch ihre Kräfte und ihr Glück daran versuchen, das Wunderkreuz war nicht von der Stelle zu bewegen.

Da erkannte der fromme Küfermeister des neuen Wunders Sinn, und gebot daß man das Kreuzesbild an diesem Orte stehen lasse. Kein Zweifel konnte ja mehr obwalten: es sollte nicht aus der Münsterkirche hinaus.

Dahin strömten sofort die Gläubigen, und knieten nieder vor dem Wunderkreuze und vollbrachten, in dessen Anblicke, ihre Andacht und ihre Gebete.

Da sah man auch oft den frommen Küfermeister, das Auge voller Thränen auf den traurigen, bis zum Tode betrübten kreuztragenden Heiland geheftet; bis eines Tages ein Sarg vor dem Bilde niedergestellt und im Beisein einer zahllosen Volks-

menge, zu dessen Füßen in die Erde versenket wurde: Meister Hans Vetter hatte verordnet, daß er im Münster, vor seinem Heiligthume, zur Ruhe bestattet werde.

Auch hier wieder liegt der Sage eine wahre, geschichtliche, aber in poetisch-volksthümlichem Geiste ausgeschmückte Begebenheit zu Grunde.

Das merkwürdige Buch im Frauenwerk-Archive, in welchem sämmtliche Schenkgeber des Münsters, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinweg bis zur Reformationszeit, eingetragen sind, bezeuget daß: „Vetter Hans, Küfer zu Straßburg, und Eilsa seine eheliche Hausfrau, das traurige Bild Christi, welches das Kreuz auf den Achseln trägt und hinter der großen Thüre der Münsterkirche stehet, gekaufet, und dasselbe sodann, zu ihrer Beider Seelenheile, dem Werke geschenket haben, im Jahre 1410."

Der ursprüngliche lateinische Text, welcher am 9. November (5 idus novembris), am Tage des H. Theodors, des Märtyrers, eingetragen ist, lautet folgendermaßen:

»Item dictus Vetter Hans cuparius argentinensis et Eilsa eius vxor legitima emerunt tristem ymaginem Christi portantem crucem super humeris positam in hac maiori ecclesia retro maiorem valuam eiusdem ecclesie et eandem ymaginem in earum animarum remedium donauerunt huic fabrice sub anno M̊. CC̊CC. decimo.«

So auch, als kreuztragendes Christusbild: Ymago domini nostri Ihesu Christi portans trabem crucis, oder portans crucem in humeris suis, wird dieses merkwürdige, traurige Christusbild, welches ehemals gleich dem bekannteren traurigen Marienbilde berühmet war, in mehreren Urkunden des 15ten Jahrhunderts bezeichnet. Im Volke nannte man es auch blos „das bild das das krütze treit." Ein eigens hiezu angestellter Wächter oder Aufseher wachte den ganzen Tag über bei diesem Bilde und dem dabei aufgestellten Opferstocke, und überlieferte sodann die in den Letztern niedergelegten Gaben getreulich dem Werke.

Das traurige, kreuztragende Christusbild, inwendig an der großen Münsterthüre, blieb bis zur Reformationszeit ein Gegenstand allgemeiner und vorzüglicher Verehrung. Im Jahre 1525 wurde dasselbe hinweg gethan, nebst dem berühmten trau-

rigen Marienbilde, welches Meister Konrad Frankenburger, des Werkes Ballier, im Jahre 1404, dem Frauenwerke geschenket hatte und welches damals mit großen Ehren und Kosten, in einer prachtvoll ausgeschmückten Nische, bei der, im Jahre 1316, von Meister Erwin von Steinbach erbauten Marienkapelle, war aufgestellet worden. Im Jahre 1520, hatte die Stiftung noch, durch den berühmten Stück- und Glockengießer, Meister Georg von Guntheim, welcher ein Jahr zuvor die große Glocke Maria gegossen hatte, ein prachtvolles Gitter um das Kreuz verfertigen lassen.

Die Sage selbst hat uns der Maler und Chronikschreiber Sebald Büheler, in seiner handschriftlichen Chronik (T. I. Cap. II. fol. 116 a), bei dem Jahre 1410, aufbewahret. Theilen wir hier noch schließlich seine, offenbar einem ältern Schriftsteller entlehnte Erzählung mit: „Das groß Creütz wirdt ins Münster gestelt. — Anno 1410 Jar namlichen inn der Charwochen, do wardt das groß hültzen Cruzifix, inn das Münster allhie zu Straßburg bey der grossen mittlen Tühren gestelt, vnnd das man das selbige solte mäniglichen besehen (lassen), dan es was zu verkauffen. Vnd also hatt das selbige besehen namlichen Meister Hanns Vetter, ein Kieffer vnd Burger alhie, vnnd er kauffte das selbige, vnnd wolte das selbige inn S. Martinskirchen stelen, vff dem Fischmarckt, dan er war ein Pfahrkindt, vnnd gehörtte in das selbige Kirspel oder Pfahrkirchen. Vnnd als er das selbige wolte dohin füeren oder thun, do mochte man das selbige nicht vff geheben, wie vill ieren auch doran waren, vnd wolte sich nicht von der Statt bewögen lassen. Also do luß er das selbige gleich an dem Ortt oder an der Statt stehn vnnd bleiben. Vnnd obe es das selbige Creütz geschnitten wardt, do was es ein krumer vngeschickter Wilgenstock, vnd ist als aldo nidwendig, in der Hirtzlachen, vff und ab, vnnd man kundte auch das Bloch nit wol vß der Lachen bringen, vnnd floß aldo inn der Lachen ein gutte Zeit, also das man gedachte es würde nicht one Vrsach sein, dan es würde etwas bedeütten. Also ward Meyster Michel Böhem, disser Zeit ein Bildthauwer alhie, angesprochen, er solte doch das Bloch besehen, obe er etwan ein Bildt oder etwas daruß schneiden möchte. Also do zoge er zu Stundt an hinuß, vnnd name seinen werckzeüg mit ihme, vnnd bosierte, oder furmierte das selbige Bloch zu einem Cruzifix. Vnnd er hatte sich auch an dem Bloch vberhaben, vnnd das er gebrochen ward. Also ruffte er zu vorderst Gott den Almechtigen vnnd auch

das heilige Creütz zu einer Beteüttung an, welches er dan darnoch uß gemacht. Also ward ime wider geholffen, vnd ward seins Gebrestens wider ledig. Vnnd nach gohnns do starb obgenanter Meister Hanns Vetter, der Kieffer, der das Creütz kaufft hatte, vnd hatt seinen Fründen befohlen, das man in solte inn das Münster zu dem Creütz legen vnd vergraben, welches dan beschehenn."

Diese an und für sich schon interessante Sage, bietet das fernere Interesse dar, daß uns in derselben der Name eines Straßburgischen Bildhauers vom Beginne des 15ten Jahrhunderts aufbewahret ist. Meister Michel Böhem nennt Büheler den Künstler, und anderswo habe ich bereits die Gründe berühret welche, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, zu der Annahme berechtigen, daß dieser Bildhauer kein Anderer gewesen sei als Einer der, in der Kunstgeschichte des Mittelalters als Bildhauer, Baumeister und Maler gleichberühmten drei Junkherrn von Prag, von welchen ebenfalls das traurige Marienbild herrührte, und welche, überdies noch, dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu Folge, Antheil an dem Thurmbaue des Münsters gehabt haben sollen. (S. Straßburgische Geschichten, Sagen, Denkmäler, Inschriften, Künstler, Kunstgegenstände 2c., S. 36.)

352.

Das Männlein oder Bäuerlein auf dem Geländer bei der Engelsäule.

Ein Jeder der im Münster gewesen, kennt das Männlein das, nahe bei der Uhr, oben über der St. Andreas-Kapelle, von dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle emporschaut zur prachtvollen Engelsäule, welche das Gewölbe des südlichen Kreuzarmes trägt.

So wie es da ausgehauen ist in Stein, mit seinem spitzfindigen, krummgezogenen Bauerngesichte, so stund es eines Tages, vor vielen Jahrhunderten, unten in der Kirche bei der Engelsäule, und schaute an dieser Letztern auf und nieder, mit feinem Kennerblicke, vom Basamente bis hinauf zum Kapitäle, und dann wieder hernieder vom Knaufe, die schlanke Säul' entlang, bis zum Fuße; dann bog es seitwärts den Kopf und blinzelte, mit einem Auge

die Säule abermals empor; dann wieder maß es die Dicke des feingegliederten Säulenstammes und schien sie zweifelnd gegen der Höhe zu berechnen; jedesmal schüttelte es bedenklicher das Haupt und sah sodann immer wieder hinauf zur Gewölbdecke, mit noch bedeutsamerem, bedenklicherem Mienenspiele.

Da kam gerade der Werkmeister einher geschritten, durch die Kirche, und sah das Männlein so mit forschenden Blicken vor der Säule stehen, wie es, augenscheinlich, die Höhe gegen der Dicke abmaß.

Erstaunt über des Mannes Benehmen, schritt der Werkmeister, gerades Weges, auf ihn zu, und fragte ihn was er da zu sehen und ob er wohl etwas auszusetzen habe an der Säule?

Bejahend nickte der Fremde mit dem Haupte und lächelte dazu mit selbstgefälligem, vielsagendem Blicke.

„Wohlan denn, mein Freund!" — sagte ihm sodann auffordernd der Werkmeister, indem er dem Manne leicht und vertraulich auf die Achsel klopfte — „Wohlan denn, so theilet mir nur unverholen Eure Bedenklichkeiten mit!"

„„Schön ist die Säule allerdings!"" — entgegnete drauf der Befragte — „„Schön ist sie, das ist gewiß! Sehr schön und kunstreich erbaut, ein wahres Meisterwerk der Kunst! Schön sind auch die Bilder alle dran! Schön die Evangelisten, schön die Engel drüber und oben der richtende Heiland! Zu schwach aber ist die Säule! Nicht lange Zeit wird der schlanke Stamm das schwere Gewölbe tragen! Bald, bald wird sie, von dem gewaltigen Drucke, seitwärts geschoben, und dann wird sie wanken und rettungslos einstürzen!""

„So, so!" — erwiederte hinwiederum der Werkmeister, und schaute ebenfalls, mit fragendem Blicke, an der Säule empor, gleich als ob er sehen wolle und sich überzeugen, ob des Fremden Befürchtungen, in der That, begründet seien. — Sodann fragte er wieder: „Seid Ihr aber auch ganz sicher von der Wahrheit Eurer Aussage?"

Und forschend beschaute der Meister abermals die Säule abwechselnd und den fremden, dreisten Kunstrichter.

Ohne Zögern bejahte abermals der Letztere, und wiederholte unverholen seine frühere Behauptung.

„Wohlan denn!" — sagte drauf der Meister, indem er das

Männlein noch schärfer ins Auge faßte — „Wohlan denn! So sollt Ihr so lange emporschauen an der Säule, bis sie, vom Gewölbe erdrückt, sich bieget und zu Boden stürzet!" —

Und sogleich ging er in die Steinhütte, ergriff Meißel und Hammer, und mit sichrer, kunstfertiger Hand formte er das Männlein wie er es, so eben, gesehen hatte emporschauend an der Engelsäule, mit pfiffigem, schmunzlichem Gesichte und bedeutsamem Kennerblicke.

Oben stellte er es dann hin, der Säule gegenüber, in die Ecke, mit beiden Armen auf das Geländer der St. Niklaus-Kapelle gestützt, das gerade zu jener Zeit gehauen und gesetzet wurde, aufblickend zu der Säule.

Und so lehnet nun das Männlein, seit Jahrhunderten dort oben, und schauet, und schauet unverdrossen empor, mit unverwandtem, fragendem Blicke, und harret der Stunde wo die Säule einstürzen müsse.

Noch stehet aber die Säule felsenfest, und ohne allen Zweifel wird sie noch lange Zeit unbeweglich da stehen und dem guten Männlein wohl noch Langeweile machen und seine Geduld auf eine harte Probe stellen.

Recht dankbar muß erst noch das kunstsinnige, vorlaute Männlein dem Werkmeister sein, daß er es so bequem mit beiden Armen auf das Geländer gestützet hat, sonst könnte es dennoch am Ende gar zu müde werden von all' seinem Schauen und Schauen. So jedoch, Dank des Meisters wohlgemeinter und gefälliger Fürsorge, mag es sich noch glücklich schätzen wann es blos mit einem steifen Halse und Genicke davon kömmt.

Diese Sage bietet in sofern ein ganz eigenes Interesse dar, als sich dieselbe auf die Büste beziehet welche, in neuester Zeit zumal, irrthümlich für diejenige Erwins von Steinbach ausgegeben wird, und sogar mehrfach von Künstlern als Porträt des großen Meisters nachgebildet worden ist.

Diese Behauptung jedoch, welche sich erst in neuerer Zeit allgemein verbreitet und geltend gemacht hat, entbehrt durchaus jeglicher geschichtlichen und selbst jeglicher ältern sagenhaften Grundlage. Es verhält sich mit derselben genau wie mit manchen andern vollständig grundlosen, durchgängig erst mehr oder weniger

in neueren Zeiten entstandenen Sagen über Erwin und seine angeblichen Kinder und Nachkömmlinge, welche seitdem immer aufs Neue wiederholet und immer mehr in Umlauf gesetzt worden sind.

Nirgends ist bis jetzt eine ältere zuverläßige Quelle bekannt geworden, welche jene Büste auf dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle als diejenige des großen Erwins bezeichnet.

Diese Büste galt ehemals für eines der sogenannten Wortzeichen im Münster, und, merkwürdig genug, seit der Zeit des Schadäus wurde dieselbe als diejenige eines, oder vielmehr nach dem ganz allgemein gehaltenen Ausdrucke des Werkmeisters ausgegeben.

„Sonsten" — sagt schon Schadäus (S. 76), in der Stelle wo er jene Wortzeichen angiebt — „Sonsten pflegt man den Frembden zu einem Wortzeichen im Münster zu weisen, den kleinsten vnd grösten, den härtesten vnd weichsten, wie auch den krummen Stein: deßgleichen den Knopff durch ein Glaßfenster, das klein Münster, den Werckmeister inn seinem weiß vnd rothen Rock, das Bäurlin beym Vhrwerck, vnd den Rhoraffen vnder der Orglen, vnd dergleichen mehr."

Genau dieselben Gegenstände führt Künast seinerseits (in seinem Argentoratum sacro-profanum, S. 12), als Stein vnd andere Curiositäten im Münster an, indem er noch das Reuterlein an der Säule hinzufügt. Der Werkmeister in seinem weiß und rothen Rock kömmt genau in derselben Reihe wieder wie bei Schadäus, den Künast offenbar vor Augen gehabt und geradezu abgeschrieben hat.

In einem Zusatze (S. 25) fügt er jedoch, noch in eine nähere Beschreibung eingehend, hinzu: „Bey dem Uhrwerck über St. Johannis Capell [1]), auff dem Gang, am Eck, wann man ins Chor hinauff gehen will, stehet der Werckmeister in Stein gehauen, mit seinem Maßstab in der Hand, schwartzem gemahltem Baretlein, auch weiß und roth übermahltem Mantel, wie sie" (die Werkmeister nämlich) „vor diesem haben einher tretten und vor Gericht erscheinen müssen."

Ohne jetzt schon zwei durchaus unrichtige in diesem zweiten Texte Künasts enthaltene Angaben zu berühren, genüge es mir vorerst nur auf den nicht unerheblichen Umstand aufmerksam zu

[1]) Es sollte heißen über der St. Andreas-Kapelle.

machen, daß sowohl bei Schadäus als auch bei Künast blos von dem Werkmeister im Allgemeinen die Rede ist, und daß nicht gesagt ist, daß unter diesem Werkmeister Erwin von Steinbach verstanden werden müsse.

Ein französischer Schriftsteller vom Schlusse des 17ten Jahrhunderts ist der einzige, bisher mir bekannt gewordene ältere Autor, welcher den sogenannten Werkmeister im Münster für Erwin von Steinbach ausgibt. Es ist dies der bekannte *Félibien des Avaux*, in seinem 1687 veröffentlichten kunstgeschichtlichten Werke »Vie des plus célèbres architectes.« Dort sagt er (S. 233), nachdem er von den drei großen Reiterstatuen in den Strebepfeilern gesprochen, wovon er jedoch die eine als diejenige des Bischofs Werner von Habsburg bezeichnet: »L'on voit aussi en quelque endroit la figure de l'architecte Erwin: mais c'est au dedans de l'église proche l'un des gros piliers de la croisée, et cette figure paroist comme appuyée sur la balustrade du corridor d'en haut, et regarder le pilier opposé.«

Diese nähere Bezeichnung begreift sich jedoch ohne Mühe. Unter sämmtlichen Münster-Werkmeistern war Erwin der berühmteste, somit bei Weitem der Hervorragendste von Allen, und zudem, früherhin, beinahe der einzige Bekannte. Sobald also die fragliche Büste als diejenige des Werkmeisters angesehen wurde, so lag es ganz nahe in derselben diejenige Erwins zu erkennen. Doch, ich wiederhole es, außer Felibien ist mir, bis dahin, nicht ein älterer Schriftsteller vorgekommen, welcher jene Büste als solche bezeichnet. Diese Entdeckung wurde eigentlich erst in neuerer Zeit, wo nicht zum ersten Male gemacht, doch erst recht allgemein verbreitet und festgestellt, denn selbst ehedem wußten die zuverläßigsten Geschichtschreiber nichts davon, daß die Büste am Geländer der St. Niklaus-Kapelle diejenige des Werkmeisters und noch weniger daß es diejenige Erwins sei.

Eine genauere Untersuchung sowohl der angeblichen Behauptung als der Büste selbst, hätte übrigens einem so groben Irrthume vorgebeugt.

Es genügt, in der That, eines Blickes auf das Brustbild um zu erkennen, daß dasselbe gleichzeitig entstanden sein muß mit dem Geländer auf welchem es ruhet. Die Büste nämlich ist aus einem Steine heraus gehauen mit dem Gesimse und dem Geländer, und dieses Letztere ist erweislich aus den achtziger Jahren des 15ten

Jahrhunderts. Es ist genau dasselbe wie dasjenige des im Jahre 1489 erbauten Archivgewölbes auf der Südseite des Münsters. Mit dieser Zeitangabe stimmt auch durchaus das Costüme des Bildes, namentlich die Kopfbedeckung, überein.

Ein Blick auf das Antlitz der Büste giebt sodann jedem urtheilfähigen Beschauer die Ueberzeugung, daß diese Büste augenscheinlich und unstreitig ein nach Natur gearbeitetes Porträt ist; und zwar offenbar dasjenige eines gemeinen Mannes. Der Typus des Gesichtes ist ziemlich trivial. Die Augen sind eng und chinesisch geschlitzet; die Nase ziemlich stark; die Naslöcher groß, der Mund sehr breit; die beiden Seiten des Gesichtes ungleich, die Eine länger, die Andere kürzer, wie bei einem skrophulösen oder rhachitischen Menschen; der Ausdruck des Ganzen ist wahr aber äußerst gemein und prosaisch; mit einem Worte, es ist ein wahres Fratzengesicht, das wohl für einen pfiffig-dummen Bauern, niemals aber für Erwin paßt. Gewiß ist es das Porträt eines Mannes aus der Zeit des Geländers, also aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und jedenfalls eines Mannes der sich in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse zu dem Münster und dem Frauenwerke befunden haben muß, da die bereits besprochene, und, sonderbar genug, ebenfalls emporschauende Statue oben am Thurme sammt der danebenstehenden gleichfalls für den Werkmeister geltenden [1]), getreu dieselben Züge wie die Büste bei der Engelsäule aufweist. Gewiß aber ist der Kopf der Ersteren eine Nachbildung desjenigen der Zweiten; denn jenes Standbild am Thurme ist keineswegs aus der Zeit des untern Theiles des Thurmes wo es angebracht worden ist, sondern, ganz gewiß, gleichzeitig und von derselben Hand sogar wie die großen Standbilder am Eingange des Lorenzen Vorbaues: also aus den letzten Jahren des 15ten oder aus den ersten des 16ten Jahrhunderts und, wie die Letzteren, ein Werk des Bildhauers Johannes von Achen. Die auffallend gebogene Stellung der Knie, die gleiche Behandlung der Köpfe und der Gewänder, alles deutet bei diesen Bildwerken, auf einen gemeinsamen Ursprung hin.

Von dem Maaßstabe, den der angebliche an der Engelsäule emporschauende Werkmeister, nach Künasts Aussage, in der einen Hand halten soll, ist schlechterdings nichts zu erblicken: der Mann

---

[1]) Siehe Seite 493.

ruhet mit beiden Händen auf dem Gesimse des Geländers. Eben so streitet auch das getheilte Costüme — das Männlein ist mi-parti in die Straßburgischen Stadtfarben gekleidet — gegen die Behauptung, daß es die Züge irgend eines Münster-Werkmeisters, oder gar diejenigen des unsterblichen Erwin, tragen soll. Die Münster-Werkmeister waren nie in der Zahl der Beamten, welche im Mittelalter das Kleid von der Stadt erhielten und in die städtischen Farben gekleidet gingen. Es erhellet dies aus mehreren Urkunden und Listen des 14ten und 15ten Jahrhunderts, welche alle jene Beamten aufzählen. Der Umstand also, daß unser Männlein die getheilten Stadtfarben trägt, würde somit eher anzuzeigen scheinen, daß dasselbe das Bild irgend eines Städtischen, und zwar eher eines untergeordneten als hochgestellten Beamten sei; zum Beispiele dasjenige etwa eines Ammeisterknechtes, Läuferboten, oder sonst eines Mannes dieser Art.

Wenn man in eine noch tiefere Untersuchung der räthselhaften Büste über der St. Andreas-Kapelle eingehen wollte, so könnte man die Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit, dieser, wie der meisten übrigen angeblichen Erwin'schen Sagen, gleichsam mit mathematischer Gewißheit darlegen. Es genüge jedoch hier mit obigen, bereits ziemlich ausgedehnten Andeutungen. Höchst auffallend ist es aber jedenfalls, daß zu Straßburg noch andere, und noch weit ärgere Fratzengesichter als dasjenige des an der Engelsäule emporschauenden Männleins, und zwar sogar ganz thierisch-monstruöse, für Erwins ehrwürdiges Antlitz ausgegeben werden.

Nun noch ein Wort über die von mir mitgetheilte Sage.

Diese Sage scheint noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts zu Straßburg in Umlauf gewesen zu sein. Dr. Heckheler thut derselben auf folgende Weise Meldung, in seinem bereits öfters angeführten handschriftlichen Werke über das Münster (S. 124). Nachdem er seine Leser vor die Engelsäule geführet und Letztere beschrieben hat, gehet er zu dem berüchtigten Männlein über, und fährt also fort: „Von dießer Saul" (der Engelsäule also) „wird auch fabulirt, daß das Männlein oder Bäurlein, so an dem Gelender der St. Niclaus Capell auff den Armen ligt, und dieße Saul taxirt haben soll, daß sie nicht gerad und fest stehen soll, und zu vermuthen daß sie mit der Zeit umbfallen würde, dahien von dem Meister der Seul gesetzet worden, ie so lang zu bleiben und zu sehen biß daß sie einfället."

Diese Auslegung und Erzählung stimmet ganz mit der Haltung des Männleins oder Bäuerleins überein, und, geschichtlich, könnte sich die Begebenheit, in der That, zugetragen haben, wie Heckheler uns dieselbe als Sage aufbewahret hat. Nur wäre die Angabe nicht zuläßig, daß der Meister der Engelsäule, also der Münster-Werkmeister vom Schlusse des 12ten Jahrhunderts — denn von diesem rühret die, ebenfalls irrig Erwin zugeschriebene prachtvolle Engelsäule her — daß der Meister der Säule, wie Heckheler sagt, das Männlein auf das Geländer gesetzet habe. Weiter oben, habe ich bereits die Entstehungszeit des Männleins sowohl als des Geländers festgestellt.

Eben so wie Heckheler erzählet auch Grandidier die auf unser Männlein bezügliche Sage. Auch Er weiß nichts davon, daß dieses Männlein der Werkmeister, oder gar Erwin von Steinbach gewesen sei. Nach der Beschreibung der Engelsäule (S. 261), fügt Grandidier, ganz mit Heckhelern übereinstimmend, hinzu: »Vis-à-vis de ce pilier, au dessus de la porte de la Sacristie du Séminaire, (d. h. der Andreas-Kapelle) est une petite galerie, au coin de laquelle est la figure d'un homme en buste, qui parait considérer ce pilier et examiner s'il est assez fort pour soutenir tout le poids dont il est chargé.«

Außer dem Allem weiß sogar Dr. Heckheler noch mehr über unser geheimnißvolles Männlein bei der Engelsäule. Um alles zu erschöpfen was, nach seinem Ausdrucke, über dieses Männlein fabulirt wird, will ich noch folgende Stelle beigeben über die Art und Weise wie dieses, nun so berühmt gewordene Männlein, in früherer und, wie es scheinet, noch zu Heckhelers Zeit, als das dritte sogenannte Wortzeichen oder Kennzeichen im Münster, galt. Es war nämlich ehedessen allgemein der Brauch, daß man an großen Kunstbauten, wie an Kirchen, Schlössern und ähnlichen Gebäuden, die Fremden auf gewisse Sonderbarkeiten aufmerksam machte, an welchen man hernach erkennen konnte daß sie, in der That, jene Kunstwerke gesehen. Hinsichtlich des Männleins erzählt also Heckheler (S. 121) noch ferner: „Sodann ist auch zu betrachten, das Männlein oder sogenannte Bäuerlein auff der Lander, mit roth und weißer Farb illuminiret, auff den beyden Armen liegendt, und gegen der Saul vor dem Uhrwerck hin sehendt, zu welchem mann die Kinder, so noch keinen völligen Verstandt haben, führen und überreden thut, dieß Männlein könne reden, dann wann

mann es fraget: Höre Männel, was machstu? so sagt es dann nichts, darüber dann den Kindern, wann sie dann sagen es redet ja nichts, gedacht (sic) wirdt, mann habe ja ihnen versprochen, sie zu einem Männlein zu führen, der nichts rede, worüber dann den Kindern der Verstand auffgeht, und ihnen Nachdenken gibt, daß sie betrogen, und das ist das 3te Wortzeichen, welches mann in dem Münster sonsten zu observiren pfleget."

Hieraus würde somit erhellen, daß der Werkmeister in seinem roth und weißen Rocke und das Bäuerlein bei dem Uhrwerke ein und dasselbe Bildwerk sind, daß Letzteres aber, als Wortzeichen, für zwei zählte.

Auffallend ist es ferner, daß auch die Büste, welche dem ehemaligen bischöflichen Palaste gegenüber, ausserhalb am südlichen Kreuzarme, die Sonnenuhr oberhalb des Zifferblattes der Uhr hält, und welche, meines Erachtens, keine andere ist als diejenige des Münsterwerkmeisters Jakob von Landshut, ebenfalls als diejenige eines Bäuerleins bezeichnet wird. (S. Heckheler, S. 124.)

353.

Das Uhrwerk im Münster.

Erste Sage.

Seit lange schon war das alte, ursprüngliche Uhrwerk im Münster in Abgang gekommen.

Da ließen Meister und Rath dasselbe durch ein noch viel künstlicheres ersetzen.

Ein Uhrenmacher, der nirgends seines Gleichen fand, erdachte und vollführte das Wunderwerk.

Nirgends, weit und breit, nirgends auf der großen, weiten Welt, war ein Uhrwerk zu sehen das man, auch nur von Ferne, diesem unvergleichlichen Meisterstücke der Kunst hätte zur Seite stellen können.

Auch war's ein Jubeln, Rühmen und Loben in der ganzen Stadt, als das wundervolle Uhrwerk vollendet da stund im Münster, als die Glöcklein ertönten, als der Tod die Stunden schlug, die Apostel vorbeizogen und sich neigten vor dem Heilande, als die

beiden Löwen die das Stadtwappen halten zu brüllen anfingen daß es das ganze Münster hindurch nachtönte und dröhnte, und als gar auch der Guller, droben auf der Spitze, die Flügel schlug und zweimal krähete, gleich wie der Hahn im Evangelium zur Stunde als Petrus seinen Herren und Meister verläugnete im Vorhofe des Hohenpriesters Kaiphas.

So wundervoll war das neue Uhrwerk, daß der Rath, von eitler Ruhmbegierde verführet, sich bis zu der unerhörten Grausamkeit hinreißen ließ dem berühmten, unvergleichlichen Künstler die Augen ausstechen zu lassen, damit der Meister nicht anderswo ein ähnliches, oder gar ein noch künstlicheres Uhrwerk aufrichten könne!

Als aber ewige Nacht des unglücklichen Künstlers Augen umhüllte, da bat er und flehete, daß man, nur einmal noch, ihn hinaufführen möge zu seiner Uhr, damit er sie noch vollkommener mache.

Die Bitte wurde ihm gewähret.

Als aber der Künstler oben war, bei dem Räderwerke, da griff er rasch, mit gewaltigen Händen, in eines der Räder, und stille stund das Rad und bewegungslos von derselben Stunde an.

Und seit dem Augenblicke hörten die Löwen zu brüllen und auch der Hahn hörte fortan auf zu krähen für immer.

Zweite Sage.

Seit langen Jahren schon war das Uhrwerk angefangen im Münster. Der Meister aber, der es erfunden und entworfen hatte, war bald gestorben; und, nach seinem Tode, fand sich kein Anderer mehr vor der im Stande gewesen wäre zu vollenden was Jener begonnen hatte.

Jahre um Jahre verstrichen und unbeendet stund das Wunderwerk immerfort noch da.

Endlich nach langen, langen Jahren, da kam wieder nach Straßburg ein Künstler sonder Gleichen, der es unternahm die längst begonnene Uhr vollends auszuführen.

Zu männiglichs Verwunderung und Erstaunen gelang ihm das Meisterstück hoch über alle Erwartung. Für ganz Straßburg war es ein Tag des Ruhmes, des Stolzes und des Jubels, als nun, endlich einmal, das Uhrwerk dastund in seiner vollen Pracht und Herrlichkeit, und in voller Bewegung.

Meister und Rath theilten vollständig die allgemeine Freude und das Entzücken des Volkes über die glückliche Vollendung des wundervollen Uhrwerkes. Dasselbe war ja so über alle Maßen glücklich ausgefallen, daß die Gelehrtesten und Geschicktesten auch nicht das Mindeste daran auszusetzen gewußt hätten.

Ein Gedanke nur trübte des Rathes Freude: es war die Besorgniß der Meister möchte sonst irgendwo noch ein ähnliches oder, vielleicht gar, noch ein weit schöneres und wundersameres Werk vollbringen.

Um einer solchen Widerwärtigkeit zuvor zu kommen faßte der Rath den Entschluß den Künstler daran zu verhindern, damit Straßburg allein solch' ein wundervolles Meisterwerk besitzen möchte.

Und um diesen Zweck zu erreichen ließ er dem berühmten Uhrenmacher die Augen ausstechen.

Der Rath aber mußte allsobald die bedauerungswürdigen Folgen dieser von ihm, in einer bösen Stunde, begangenen schauderhaften Gräuelthat empfinden und entgelten!

Schon bei des armen, erbarmungslos geblendeten Künstlers Leben, begann das Uhrwerk theilweise stille zu stehen!

Und als der Meister starb, da lief vollends ein Räderwerk aus nach dem andern: die Glöcklein hörten auf zu schlagen; die Apostel hielten stille und bewegungslos; der Herr erhob nicht mehr die Rechte um sie zu segnen bei'm Vorübergehen; die Löwen verstummten und brüllten nimmermehr; und, am Ende, hörte auch der Hahn, oben auf dem Seitenthürmchen, auf mit den Flügeln zu schlagen und zu krähen! — Und so stund es da, schließlich, das ehemals unvergleichliche Meisterwerk, regungslos erstarret und ausgelaufen für immerdar! —

Und niemehr fand sich ein Künstler vor der geschickt genug gewesen wäre das ehedessen so wundervolle Uhrwerk wieder in Bewegung und in Gang zu bringen, wie zuvor bei des Künstlers Leben der es aufgerichtet hatte.

Und so wurde der Rath und die ganze Stadt bestrafet für die grausame Frevelthat welche der Erstere, von eitler Ruhmbegierde und Ehrsucht bethöret, an dem Gründer des Uhrwerkes begangen hatte.

——— ———

Beide obige Sagen sind nichts anderes als Varianten einer und derselben Fabel, deren Andenken noch jetzt fortlebet im Volke.

Die Erstere ist die, bei Weitem, verbreitetere. Es geschieht derselben Meldung im Bürgerfreunde, von 1777 (Bd. I. S. 194), in Friese's Vaterländischer Geschichte (Bd. I. S. 223) und in Grandidiers Essais sur la Cathédrale de Strasbourg (S. 289).

Die zweite Sage, deren Schlußweise, das allmählige Auslaufen und Austönen der Uhr, nach dem Tode des Meisters, eine wahrhaft poetische Eigenthümlichkeit darbietet, verdanke ich der Mittheilung meines Freundes, des Historienmalers J. Klein, welcher dieselbe, in seiner Jugend, oftmals auf diese Weise von seiner alten Großmutter erzählen hörte.

Die Sage überhaupt mag wohl, wie bereits der Bürgerfreund, und Grandidier nach demselben, bemerkten, von dem Umstande herrühren, daß Josias Habrecht, der, als ein noch lediger Geselle, seinem Bruder Isaac am Straßburgischen Uhrwerke beistund, ehe dasselbe noch völlig beendet war, vom Erzbischofe von Köln nach Kaiserslautern berufen wurde, um dort ein ähnliches, großes Uhrwerk aufzurichten, im erzbischöflichen Schlosse im Rheine, wo der Künstler auch starb. „Diese Reise des Josias," heißt es im Bürgerfreunde, „und das Unglück seiner Schwester die blind worden, mag wohl Anlaß zu der Mähre gegeben haben, daß dem Uhrenmacher die Augen wären ausgestochen worden, und er hernach sich zu rächen etwas an dem Werk zerbrochen haben soll, daß die Löwen nicht mehr brüllen können."

Diese Wappen-Löwen dienen blos zur Zierde; sie brüllten nie.

Der Hahn seinerseits wurde, den 20. April 1641 [1]), vom Blitze getroffen, was seinen Mechanismus theilweise zerrüttete. Im Jahre 1782, als Grandidier sein Werk über das Münster schrieb (S. 294), krähte er blos noch an den Sonntagen und Festtagen, um Mittag. Erst im Jahre 1790 versagte der Mechanismus der Münsteruhr vollends den Dienst.

Die Volkssage begnügt sich nicht damit zu behaupten, daß dem Künstler, welcher die Uhr im Münster verfertigte, die Augen ausgestochen worden seien; es gehet dieselbe manchmal noch weiter

[1]) Nach andern Angaben, aber irrig, 1640. Grandidier (S. 126 u. 294) zu Folge, wäre der Hahn, ein erstes Mal schon, den 18. Juli 1625, vom Blitze getroffen und beschädiget worden. Ursprünglich soll er jede Stunde gekrähet haben.

und will sogar wissen, daß jener unglückliche Künstler kein Anderer gewesen seie, als der berühmte Copernicus. Diese Angabe jedoch rührt alleine von dem Umstande her, daß das Porträt dieses Gelehrten, und zwar ein sehr vorzügliches, welches Tobias Stimmer nach einem Original-Porträte gemalt hat, welches Dr. Tidemann Gyße, von Danzig aus, an Dasypodius, den Mathematiker und Gründer der Münsteruhr, geschickt hatte (Schilter, S. 589), sich oben an der Uhr befindet. Copernicus war persönlich nie in Straßburg, und das Uhrwerk selbst wurde, überdies, erst siebenundzwanzig Jahre nach seinem Tode begonnen.

Fügen wir, schließlich, noch hinzu, daß die Sage im verflossenen Jahrhunderte, wo nicht erst entstanden, doch erst recht ausgebreitet worden ist. Schadäus und die ältern Schriftsteller wissen noch nichts von derselben oder sprechen wenigstens nicht davon.

354.

Der singende Knabe auf der Uhr.

Folgende, jedenfalls merkwürdige Begebenheit, welche Dr. Heckheler, in seinem handschriftlichen, bereits mehrere Male angeführten Werke über das Münster mittheilt, dürfte wohl hier eine durchaus geeignete Stelle finden. Hier ist dieselbe wie sie Dr. Heckheler (S. 192), seinem Vater dem Münsterwerkmeister nacherzählet; welchem jene Begebenheit selbst widerfahren. Ich theile buchstäblich getreu Heckhelers Text mit, welcher sich am Schlusse des auf das Uhrwerk bezüglichen Abschnittes befindet.

„Ehe und bevor aber, wir dießes Capitel endigen, wollen wir das Nachgesetzte dem ohnpartheyischen gütigen Leser zu einer Betrachtung und frey-beliebigen und ohngezwungenen judicio überlaßen, und hierbey ein denckwürdiges nicht verschweigen, welcher Gestalte viele Persohnen in specie ich auß dem Munde des offt- und wohl besagten Herren Ratherren Joh. Geörg Heckhelers, deß Frauenhaußes Werckmeisters, also auch Herren Isaac Habrechten [1])

---

[1]) Dieser ebenfalls berühmte Isaac Habrecht war der Enkel des gleichnamigen Künstlers, welchen der Professor und Mathematiker Dasipodius von Schafhausen berief um das Räderwerk der Uhr zu fertigen. Der jüngere Isaac Habrecht, welcher, wie sein Stammvater, Uhrenmacher der Stadt und des Münsters war, säuberte und besserte das Uhrwerk, im Jahre 1669, wieder aus.

deß weitberühmbten Uhrenmachers und Inspectoris deß Uhrwercks im Münster, alß wahrhafftige glaubwürdige Herren, und eines Wächters so in dem Stübel in der Kirchen wo mann auff das Münster gehen will, zu Nacht gelegen hat, betheürlich wahrhafftig geschehen zu seyn vernommen, welcher Gestalt Sie beyde berührte Herren Anno 1680 im 9bri, den Tag haben Sie vor sich auffnotiret, am Sontag früh vor Tag umb 2 Uhr im Münster die Glöcklein deß Uhrwercks, alß gantz ungewöhnlich, und wieder Herkommen, haben schlagen hören, da dann Beyde vff Vernehmen auß den Betten auffgestanden, ahne das Fenster gegangen, der Sachen zugehört, Sie Beyde alß nechste Nachbahren einander zugeruffen, was das im Münster Newes wäre, ob Jemandt Frembdes darüber, der sich die Glöcklein zu schlagen unterstünde, da dann Beyde sich entschuldigten, daß Sie von nichts nicht wüßten, darauff den Schluß gemacht, mit einander in das Münster zu gehen, und den Augenschein in der Stille einzunehmen: da dann gleichhien, mit einem in der Laternen habenden Liechtern in das Leichthöfflein zu der kleinen Thüren bei dem Bronnen hinein gewandert, solche hinter sich zugemacht, und gleich sobalden die Glöcklein gantz clar schlagen, und nicht allein die Melodie deß Kirchen Gesangs: „Wo Gott der Herr nicht bey unß halt, wann unßere Feinde toben" rc. gründtlichen vernommen, sondern auch noch mehr eine hell leichtende junge Knabens Stimme darzu singen hören, sonderlich die letzte Wort in dem dritten Gesetz: „Nach Leib und Leben sie uns stahn; deß wirdt sich Gott erbarmen": warüber dieße Männer sich zur rechten Handt zum Uhrwerck gewandt, und alß der Knab das 4te Gesetz: „Sie stellen uns wie Ketzern nach, nach unßerm Blut sie trachten," weiters zu singen fortgefahren, und die beyde Männer die vortreffliche und holdselige Stimme, nechst über denen thönenden Glöcklein gar verständtlichen von oben herunter vernommen, und auff das verschloßene Gegitter zu gegangen, und auffgeschloßen, um hinauff zu gehen, hat alles zumahl auffgehöret. In der festen Hoffnung aber das was menschlich obiges Uhrwerck gubernirte, und das Gesang darzu führte, waren auch beybe ermeldte Persohnen hinauff gegangen, und sowohl von unten alles biß oben hinauff, nach dem Knaben, so gesungen, aller Orten und Endten nachgesehen, aber von ihme nichts erblicken mögen, worüber Sie eine nicht geringe Forcht angekommen, und gleichsahm gantz verstarrendt und verstumbt ihren Weg wieder zurück gekehret und ge-

sucht, einander angesehen, nach hinauß gegangen, und diß große Geheimbnuß Gott dem Höchsten überlaßen."

„Nun bald hernach" — fügt Heckheler noch hinzu, wegen der muthmaßlichen Bedeutung dieser geheimnißvollen Begebenheit — „nun bald hernach, in Anno 1680 und 1681, hat der Eventus deßen Bedeutung nach etlicher Persohnen Meinung nach sich ergeben, da nicht allein die Statt Straßburg das Römische Reich quittieret, und ahne Franckreich übergangen, sondern auch ihre vornehmbste und liebste Mutter-Kirch, wegen Entheiligung deßen, und andern übermachten Sünden die in Straßburg im Schwang giengen, auch in frembde, nach sonderbahrem gerechtem Raht Gottes, Hände gerathen, und ihres Gottesdienst, den sie darinnen beßer hätten sollen halten, und dem Wort Gottes nach christlicher sich aufführen, nach Wygand Rysgen gethaner Propheceyung nach entzogen werden müßen [1])."

355.

Der fremde Kavalier und sein Hund.

Unter allen verwegenen Männern Straßburgs war ehemals Herr Simphorianus Pollio [2]), — bei Beginn der Reformation, Leutpriester oder Pfarrherr zu St. Stephan, und hernach, von 1521 bis 1523, Wickgrams Nachfolger in der Predicatur des Münsters und zugleich Pfarrherr zu St. Martin, und einer der Straßburgischen Reformatoren und der ersten protestantischen Liederdichter, — der Allerverwegensten Einer. Eines Tages, so wird unter Anderem von ihm erzählt, stellte er sich mit einem Beine auf das Geländer der großen Rheinbrücke, bog sich mit dem ganzen Obertheile des Leibes weit hinaus über den Thalweg des Stromes und streckte das andere Bein hinter sich weit hinaus. Ebenso war es ihm

---

[1]) Unter dem Konsulat des P. Afrikanus und des C. Fulvius, im J. der Erb. Roms 618, hörte man in dem schon zwei Tage verschlossenen Tempel der Juno die Stimme eines Kindes: In aede Junonis Reginæ, clausis per biduum valvis, infantis vox audita. S. *Julius Obsequens*, Prodigiorum Liber, cap. 86. Anmerk. des Herausgebers.

[2]) Der deutsche Name war Altbüßer.

ein Kleines, oben auf der Plateforme des Münsters sich aufrecht und geraden Leibes auf das Geländer zu stellen, frei herum zu schauen, in die Ferne und hinab in die Straßen auf die zahllosen Zuschauer, die sich drunten wegen seiner zusammenschaarten und sich ob seiner Kühnheit und Vermessenheit verwunderten, und sodann rings herum zu spazieren auf der schmalen Brüstung.

Lange Zeit hernach erzählte man noch zu Straßburg von den lustigen und verwegenen Schwänken und Stücklein des Herren Zimprian, denn so nannte der gemeine Mann den würdigen Pfarrherren, der, immer guter Laune und froher Dinge, bei dem Volke gar sehr beliebt war, und sehr oft durch seine Witze und Späße die Leute also zum Lachen brachte, daß sich Alles den Leib halten mußte.

Eines Tages — es soll zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts gewesen sein — war ein vornehmer fremder Kavalier auf das Münster hinauf gestiegen und hörte droben von Herrn Zimprian's verwegenen Stücklein erzählen. Dem Fremden gefiel des frommen Pfarrherren vielgepriesene Beherztheit und Behendigkeit. Zu gleicher Zeit reizten dieselben aber auch seine eigene Vermessenheit.

Eine Schande wäre es doch für einen Edelmann, sagte sich der fremde Herr in seinem Innern, wenn er nicht vermöchte es einem Pfaffen gleich zu thun.

Auch er, so rühmte er sich, wolle thun, was einst Herr Zimprian gethan, und machte keck die Wettung, daß er dreimal, ohne allen Schwindel und ohne die mindeste Angst, oben auf dem Geländer, rings um das Münster herum gehen würde.

Gesagt, gethan! Ein Satz ... und droben stund der Verwegene auf der Brustwehr, besah ganz ruhig das schöne Rheinthal und die Stadt zu seinen Füßen.

Sodann unternahm er den gefährlichen Gang, und mit Schrecken sahen alle Anwesende ihn leichten und sichern Fußes dahin gleiten auf der schmalen Brüstung, am schwindlichen, furchtbaren Abgrunde hin, gefolgt von seinem treuen Hunde, der niemals seinen Herren verließ.

Zu zweien Malen schon war ihm das gefahrvolle, frevelhafte Wagestück geglücket.

Zum dritten Male unternahm er den Gang, und behenden

Schrittes glitt er abermals dahin auf der schmalen Oberfläche des Geländers, am schroffen Abhange.

Bereits nahte er wieder dem Punkte, von welchem er ausgegangen war.

Nur wenige Schritte noch, und das Ziel war erreicht! ... Schon glänzte dem Verwegenen die Siegesfreude in dem Auge, und Allen, die das Wagestück mit ansahen, wurde das Athmen wieder leichter.

Da ergriff mit einem Male jäher Schwindel den unglücklichen Fremdling und stürzte ihn hinunter, rettungslos verloren, in den schauderhaft gähnenden Abgrund, über dem er so eben noch mit so zuversichtlichem Uebermuthe dahin eilte!

Und siehe! ihm nach schwang sich mit gewaltigem Sprunge der Hund, hinunter in die Tiefe! Das treue Thier! Zerschmettert lag es doch noch drunten bei seinem Herren, den es im Tode, wie im Leben nicht verließ!

Grandidier erzählt diese Geschichte (S. 218) auf folgende Weise: »La plate-forme est un grand emplacement, dont le contour est de quatre-vingt-douze pas. Elle est entourée de balustrades ou barrières de pierre. C'est sur les bords de ces balustrades, que Symphorien Pollion, Curé de St. Etienne, au commencement du seizième siècle, avait la témérité de monter et de courir tout à l'entour. Un cavalier étranger s'avisa de vouloir l'imiter au commencement du nôtre. Il paria de faire trois fois le tour de la plate-forme sur ces balustrades. Il s'acquitta des deux premiers tours avec succès: mais sur la fin du troisième, le pied lui manqua et il tomba mort au bas de la Cathédrale avec son chien qui le suivait.«

Im Jahre 1635 hatte bereits Hans Zix, ein verwegener Münsterknecht, sich vermessen das Wagestück zu unternehmen. Bei dem Wächterhäuslein, oberhalb des Hauses zum Falkenkeller, hatte er den frevlen Gang begonnen, war bereits glücklich rings um den Thurm gekommen und nahe bei der Stelle angelanget wo er auf das Geländer gestiegen war; als er aber, auf der Seite des Fronhofs, von dem Geländer herabsteigen wollte, stürzte er hinunter und zerschlug sich den Kopf an einem steinernen Wasserkasten, bei dem bleiernen Dache des Schiffes, in viele Stücke. An

der Stelle wo er von dem Geländer fiel, wurde, zur Erinnerung, die Jahrzahl 1635 in das Letztere eingehauen.

356.

Die Johannisnacht im Münster.

Am Tage Johannis des Täufers, im Jahre des Herren 1007, fiel des Himmels Feuer auf das Münster und brannte es nieder bis auf den Grund, mit der Kirche des heiligen Thomas, und beinahe mit der Hälfte der Stadt, zu Schutt und Asche.

In der Woche Johannis des Täufers, im Jahre des Herren 1439, ward des Thurmes wundervolle Spitze vollendet und der Mutter Gottes Bild darauf gestellet, um fernehin in die deutschen Gaue den Völkern zu verkünden, daß nun endlich das riesenhafte, vor Jahrhunderten durch die Väter begonnene Werk des Glaubens und der Sühne, glücklich und ruhmvoll vollendet sei.

Auch war von jeher der Johannistag ein hoher Festtag auf und in dem Münster [1]), und zwar nicht für die Lebenden allein, sondern auch für die Todten.

In der Johannisnacht, wann es Mitternacht hallet hernieder von dem Thurme, da regen sich in den Gräbern die alten Meister, welche das Münster erbaut, und alle Künstler, welche an dem Dombau oder an dessen Ausschmückung Antheil genommen haben. Rings um das Münster und inwendig den ganzen Dom entlang, wogt dann ein buntes, vielbewegtes, verworrenes Schweben und Schwirren.

Den Meisterstab und den Zirkel in den Händen, entsteigen die alten Werkmeister aus ihren Grüften. Dicht um sie her schaaren sich ihre getreuen Steinmetzen, mit dem Richtscheite in der Hand. Auch die Bildhauer und Maler fehlen nicht in der Reihe. Und Alle begrüßen sich mit innigem Blicke und traulichem Handdruck, und Alle freuen sich des minniglichen Wiedersehens.

Und drauf woget und wehet, und schwebet und kreiset, und schwirret und sauset es hin und her, und auf und nieder, im Dome, alle Gänge hindurch, ein unendliches Geisterwogen!

---

[1]) Siehe über die bis zur Revolutionszeit, am Johannistage, oben auf dem Münster üblichen Festlichkeiten die Alsatia von 1851, S. 198.

Hernach zieht der Zug hinaus zum Portale und abermals woget und wehet, und brauset und schwebet, und schwirret und drehet es, hin und her, und auf und nieder, rings um das Münster, bis hinunter zum Chore, ein unendliches Geisterwogen und Wehen. Um die Portale, um Giebel, Fenster, Gänge, Streben und Bogen, überall, leis und geheimnißvoll, tönen und flüstern Geisterklänge durch die stille Nacht.

Und immer höher steigt der Mond auf seiner nächtlichen Bahn. Immer mehr neigt die Stunde sich zu Ende.

Da schwirret es empor, sanft, aber rasch, vom Portale drunten auf den Gräten, das Schiff entlang, hinauf an Erwin's Vorderbau, bis hinauf zu des hohen Thurmes luftiger Spitze; und eine Jungfrau, rein, im weißen Gewande, den Meisel in der Linken und den Hammer in der Rechten, schwebet auf und nieder und umkreiset die Spitze, verkläret im silbernen Lichte des Mondes.

Und immer höher noch steigt der Mond empor. Nur kurze Augenblicke noch und die Stunde ist zu Ende.

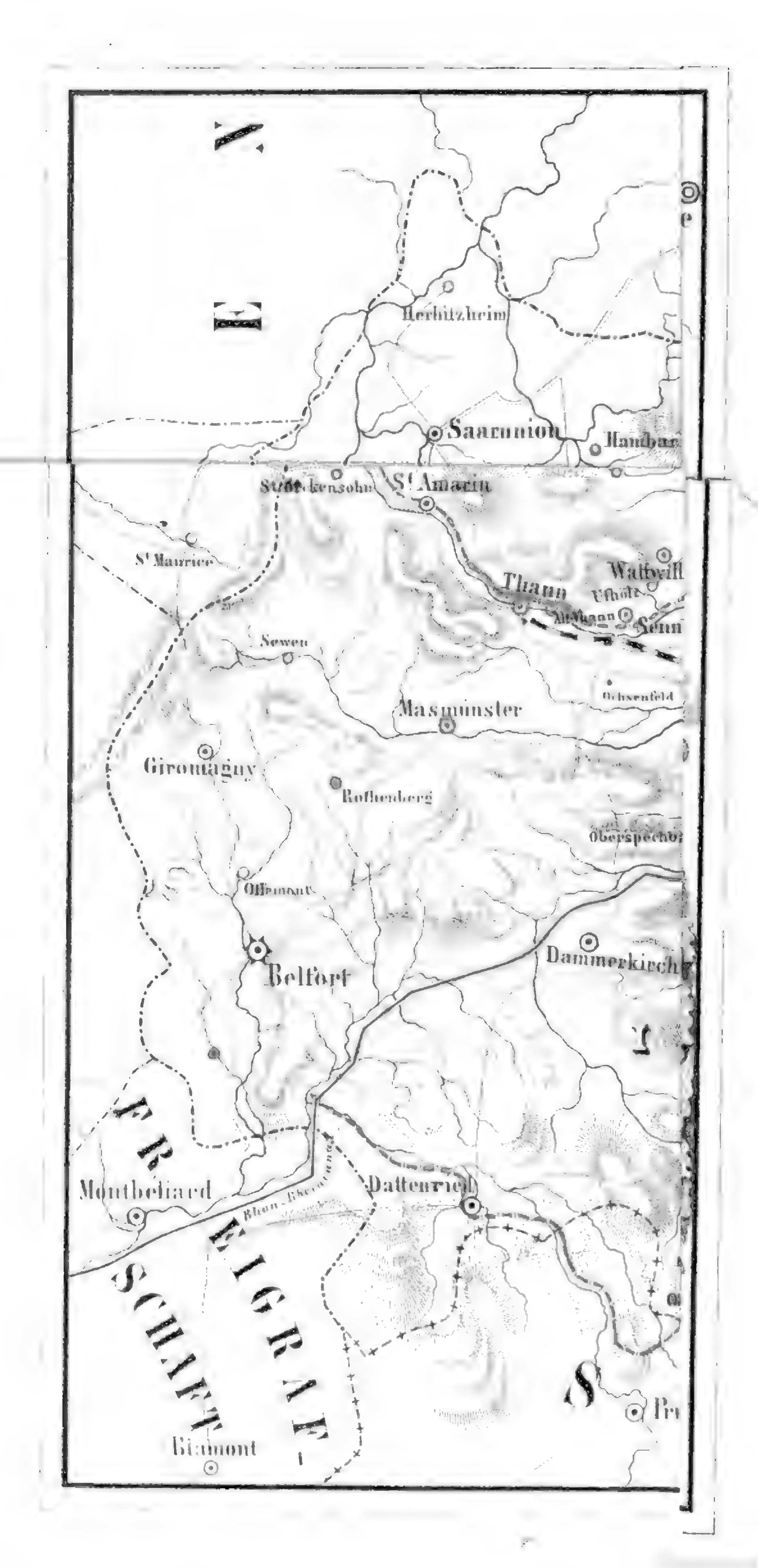
Da schwebet die weiße Jungfrau allmähliglich hernieder vom Thurme, dem Chore zu wogend mit leisem Geisterbeben.

Horch! Jetzt schallet es Eins droben vom Thurme durch die Nacht.

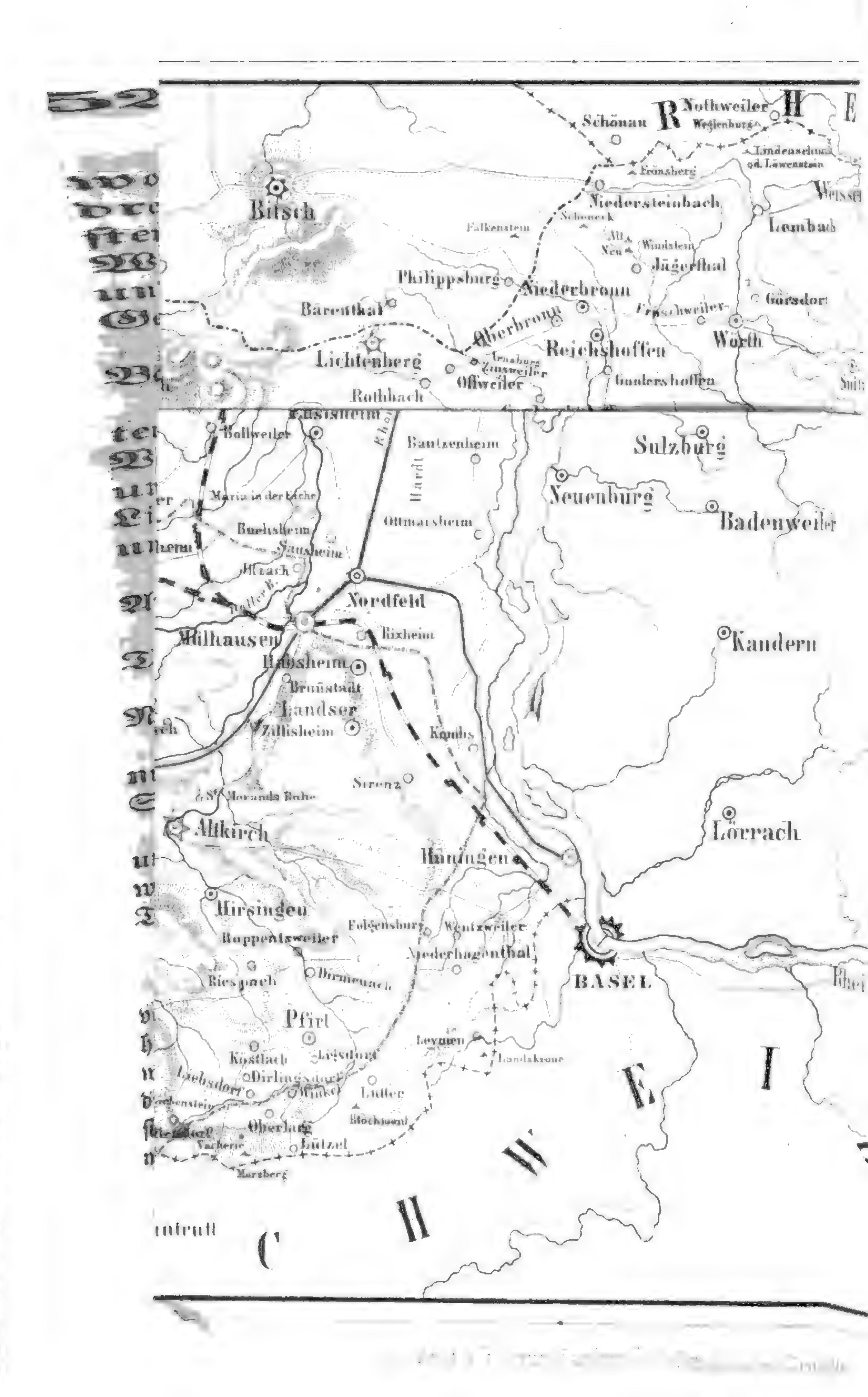
Und, husch! Wie es woget und wehet! Nur ein Gesause, nur ein Gebrause! Und entschwunden ist all das Wogen und Schwirren der Geister.

Drunten im kühlen Grabe sind Alle wieder, stille schlummernd und friedlich, bis über's Jahr die hallende Glocke sie auf's Neue wecket und rufet, wann es wieder Zwölfe schlägt hernieder vom Thurme, in der Johannisnacht.

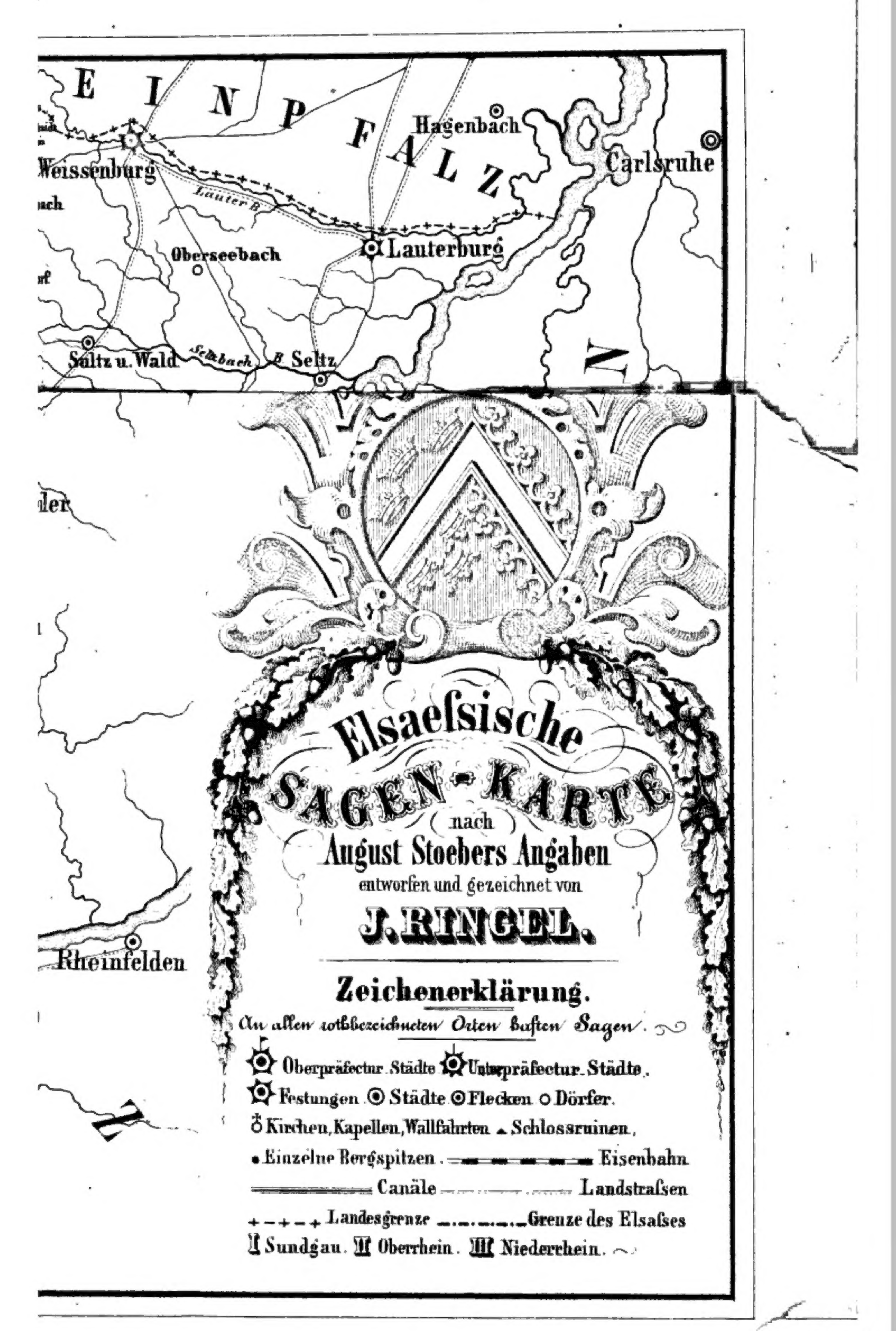
Die obiger Sage zu Grunde liegende Hauptidee las ich einst vor längern Jahren irgendwo, ohne daß ich mich, mit Bestimmtheit, zu erinnern vermöchte wo; wenn mich aber nicht alles trügt, war es in einem Kalender oder sonstigen Volksbuche. Jedenfalls dürfte diese Sage einigermaßen mit andern, an den Johannistag sich anknüpfenden Ueberlieferungen in Verbindung stehen, und somit durfte sie hier nicht fehlen.



Herbitzheim
Saarunion
St. Amarin
St. Maurice
Sewen
Thann
Masmünster
Ochsenfeld
Giromagny
Rothenberg
Offemont
Belfort
Dammerkirch
Montbeliard
Dattenried
Rhon-Rhein Canal
FREIGRAFSCHAFT
Blamont



Schönau
Nothweiler
Weissenburg
Lindenschmidt od. Löwenstein
Frönsberg
Bitsch
Niedersteinbach
Schöneck
Falkenstein
Lembach
Wineck
Jägerthal
Philippsburg
Niederbronn
Görsdorf
Bärenthal
Oberbronn
Fröschweiler
Wörth
Reichshoffen
Lichtenberg
Offweiler
Gundershoffen
Rothbach
Ensisheim
Bollweiler
Bantzenheim
Sulzburg
Hardt
Neuenburg
Maria in der Eiche
Badenweiler
Ottmarsheim
Sausheim
Illzach
Nordfeld
Rixheim
Mülhausen
Kandern
Habsheim
Brunstadt
Landser
Zillisheim
Kembs
Sierenz
St. Morands Ruhe
Altkirch
Lörrach
Hüningen
Hirsingen
Folgensburg
Wentzweiler
Niederhagenthal
Basel
BASEL
Riespach
Pfirt
Leymen
Landskrone
Köstlach
Ligsdorf
Liebsdorf
Dirlingsdorf
Winkel
Lutter
Oberlarg
Lützel
Marsberg



Hagenbach
Carlsruhe
Weissenburg
Lauter B.
Oberseebach
Lauterburg
Sultz u. Wald
Seltzbach
Seltz
Rheinfelden
Elsaefsische
SAGEN-KARTE
nach
August Stoebers Angaben
entworfen und gezeichnet von
J. RINGEL.
Zeichenerklärung.
An allen rothbezeichneten Orten haften Sagen.
Oberpräfectur Städte
Unterpräfectur Städte.
Festungen
Städte
Flecken
Dörfer.
Kirchen, Kapellen, Wallfahrten
Schlossruinen.
Einzelne Bergspitzen
Eisenbahn
Canäle
Landstrafsen
Landesgrenze
Grenze des Elsafses
I Sundgau. II Oberrhein. III Niederrhein.

